Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

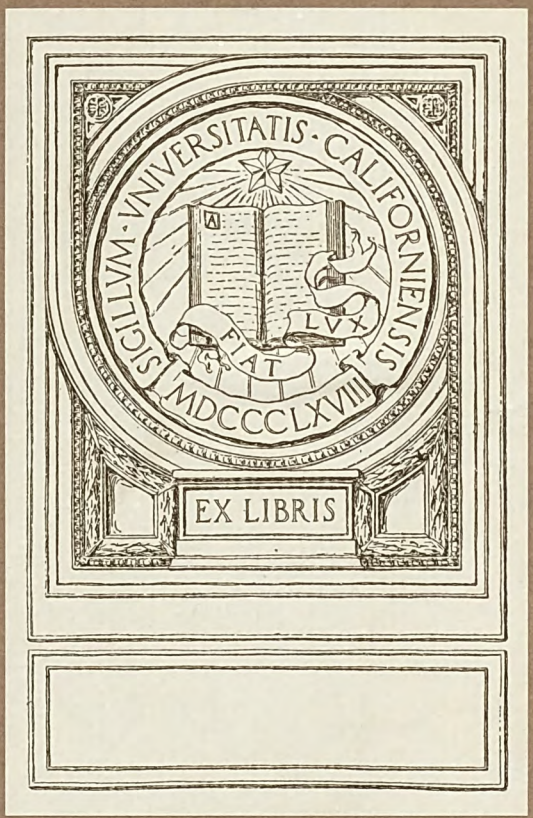
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

DIE HOREN

ZEITSCHRIFT DES KÜNSTLERDANKS

HERAUSGEGEBEN

VON

HANNS MARTIN ELSTER

ZWEITER JAHRGANG

HOREN-VERLAG / BERLIN

1926

Digitized by Google

AF30
H7
v.

UNIV. OF CALIFORNIA

Nachdruck verboten.
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Digitized by Google

ESSAY

Seite

Hanns Martin Elster: Die Lage des Deutschen Geistes in der Gegenwart 1
Hanns Martin Elster: Das Theater und Drama in dieser Stunde. 86
Fritz Gaupp: Pirandello 312
Heinrich Lilienfein: Schiller und die deutsche Gegenwart 331
Rudolf Mense: Umriß einer Relativitätstheorie der Kultur 249
Erwin Mensing: Wedekind und der Amerikanismus unserer Zeit 419
Max Pirker: Alexander Lernet-Holenia 363
Heinzludwig Raymann: Ernst Droem 75
Albrecht Schaeffer: Der Dichter des Unmöglichen 279
Wilhelm v. Scholz: Drei Aphorismen über Kunst 82
Wilhelm v. Scholz: Goethe und Weimar, Rede auf den 7. Nov. 1775 111
Paul Zech: Rainer Maria Rilke, ein Querschnitt durch sein Werk 126
Leopold Ziegler: Buddhismus als Paradoxie 221

EPIK

Robert Brendel: Cu — Lao — Rong 225
Alfred Brust: Die Hochzeit der Seelen 9
Wilhelm Meridies: Eva, eine Erzählung 151
Rainer Maria Rilke: Furnes 120
Wilhelm Schmidtbonn: Die Geschichte vom Goldschmied und dem Tischler, nach dem Türkischen 200
Wilhelm v. Scholz: Die Liebenden 350
Reinhard Weer: Zelia 401
Carl Zuckmayer: Der Büffelmord 180

LYRIK

Fred A. Angermayer: Tod und Ewigkeit. 182
Rolf Berg: Gedichte aus einem Cyclus »Der Schatten« 418
Günther Birkenfeld: Die Insel 366
Theodor Däubler: Sonette 5
Theodor Däubler: Die Frage nach Arkadien 345
Fritz Diettrich: Das Gastmahl des Jahres 274
Elise Draub: Sonette Benedikta. 396
Ernst Droem: Drei Gedichte 79
Robert Faesi: Conrad Ferd. Meyer, Zwiesprache mit seinem Genius 49
Hedwig Fortreuter: Erwachen bei Vollmond 311
Hans Franck: Drei Sonette 223
Jakob Haringer: Acht Lieder für eine Tänzerin 139
Jakob Haringer: Alter Spielplatz 142

Digitized by Google

Seite

Otto Heuschele: Zwei Gedichte 198
Otto Heuschele: Heilige Stunden 203
Kurt Heynicke: Hymnus 395
Po Hsiang Shan: Gedichte ‹Deutsch von Albert Ehrenstein› 23
Martin Kaubisch: Gotteshymnen 70
Hjalmar Kutzleb: Zwei Gedichte 301
Alexander Lernet-Holenia: Gedichte ‹1923› 357
Heinrich Lersch: Legende vom Rhein 92
Arno Nadel: Gedichte 242
Hermann Ploetz: Zwei Gedichte 426
Rainer Maria Rilke: Die große Nacht 119
Rainer Maria Rilke: Ein Sonett an Orpheus 125
D. H. Sarnetzki: Zwei Gedichte 251
Fritz Schwiefert: Zwei Gedichte 84
Carl Zuckmayer: Märzgesänge 178

DRAMA

Walter Hueck: Die Kette, Tragödie in einem Akt 191
Albrecht Schaeffer: Kleist, zwei szenische Fragmente zu einer Tragödie 51
Joost van dem Vondel: Lucifer, eine alt-niederländische Dichtung frei übertragen von Joachim v. d. Goltz 261
Alfred Wolfenstein: Der Mann, Drama in einem Akt 370

KUNST

Hanns Martin Elster: Max Schumacher ‹mit 6 Abbildungen› 183
Wilhelm Hausenstein: Alexander Kanoldt ‹mit 15 Abbildungen und einer Lithographie als Beilage› 33
Wilhelm Hausenstein: Brief an Max Unold ‹mit 6 Abbildungen› 293
Alfred Kuhn: Die Architektur als Wesensausdruck der Zeit 306
Anton Mayer: Georg Kolbe ‹mit 9 Abbildungen› 379
Franz Roh: Carl Mense ‹mit 8 Abbildungen› 143
Franz Roh: Georg Schrimpf ‹mit 8 Abbildungen› 255

BILDBEILAGEN

Alexander Kanoldt: Italienische Kirche, Originallithographie . . . . vor der Seite 1
Erich Büttner: Wilhelm v. Scholz, Originallithographie . . . . . vor der Seite 111
Joseph Fratrel: Schiller ‹wahrscheinlich 1782› . . . . . vor der Seite 221
Franz Seraph Stirnbrand: Schiller ‹wahrscheinlich 1825› . . . . . vor der Seite 331

* * *

Digitized by Google

BÜCHERSCHAU

	Seite
Fritz Adler: Stralsund	316
Gutti Alsen: Die Träumenden	329
Johannes Alt: Jean Paul	215
Eduard Andorfer: Veit Königer	321
Erna Arnhold: Goethes Berliner Beziehungen	433
Balzac: Göttliche Komödie ed. Inselverlag	102
Balzac: Werke ed. Rowohlt	102
Ed. von Bamberg: Erinnerungen der Karoline Jagemann	431
H. Barbusse: Der singende Soldat	97
Ludwig Bäte: Kranz um Jean Paul	216
Julius Baum: Süddeutschland	316
Karl Becker: Die Malerei des 19. Jahrhunderts	210
Albert Becker: Goethe und Zweibrücken	432
Hermann Beenken: Bildwerke des Bamberger Doms	319
Hermann Beenken: Bildwerke Westfalens	319
A. Behne: Heinrich Zille	212
Gerda von Below: Der Gott im Labyrinth	439
Ernst Benkard: Giovanni Lorenzo Bernini	323
Ernst Benkard: Andreas Schlüter	323
Paul Benndorf: Weimars denkwürdige Grabstätten	105
Richard Benz: Die deutschen Volksbücher	325
Richard Benz: Das Buch der Geschichte des Großen Alexanders	325
Richard Benz: Buch und Leben des hochberühmten Fabeldichters Äsopi	435
Walter A. Berendsohn: Noch ein Stück Knabendichtung Goethes	431
Berichte aus dem Freiburger Augustiner-Museum	320
R. Berliner u. G. Lill: Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst	206
Ernst Bertram: Das Nornenbuch	439
Ernst Bertram: Der Rhein	439
Otto Beyse: Hildesheim	316
Flodoard Frhr. v. Biedermann: Goethe als Rätseldichter	433
Justus Bier: Nürnbergisch-Fränkische Bildnerkunst	319
Justus Bier: Tilman Riemenschneider	321
Boccaccio: Buch von den hochgerühmten Frowen	435
W. von Bode, O. von Falke u a: Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen	206
W. Bode: Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken	433
Max von Boehn: Italien	107
Arthur Bonus: Käthe Kollwitz	212
Rudolf Borchardt: Ausgewählte Werke	328
L. Börne: Denkrede auf Jean Paul	214
Hermann Bräuning-Oktavio: Silhouetten aus der Wertherzeit	432
Das *Clemens Brentano*-Buch	101
Fritz Breucker: Ludwig Richter und Goethe	433
Kurt Breysig: Persönlichkeit und Entwicklung	213
E. A. Brinckmann: Schöne Gärten, Villen und Schlösser aus fünf Jahrhunderten	318
Robert Bruck: Dresden	318
Otto Brües: Zwei Novellen	329
Max Bruns: Selige Reise	439
Walter Bulst: Walther von der Vogelweide	325
Werner Burmeister: Mecklenburg	316
Werner Burmeister: Wismar	316
H. Cardauns: Die ewige Stadt	108
C. H. Clasen: Hofmeister Palast der Marienburg	105
Claudius: Werke ed. Lichtenstein	100
Hermann Conradi: Feuerball rollt	97
Lovis Corinth: Das Erlernen der Malerei	212
Alfons Frhr. v. Czibulka: Andrea Doria	434
Theodor Däubler: Der Schatz der Insel	330
Daumier: Mappen	96
Max Dauthendey: Gesammelte Werke	101
Charles Dickens: Bleakhaus	324
Die Chronik von St. Johann	104
L. Diehl: Alt Lindau	106
Otto Dix: Der Krieg	438
Dostojewsky: Die Legende vom Großinquisitor	99
Heinrich Ehl: Deutsche Steinbildwerke der Frühzeit	320
Fritz Ehlotzky: Der Weg	97
Hans Heinrich Ehrler: Kloster Maulbronn	317
Karl Einstein u. Paul Westheim: Europa-Almanach	205
J. Elias: Max Slevogt	212
Paul Eppler: Jakob Burkhardts Ethos	218
Richard Ernst: Die Klosterneuburger Madonna	320
Herbert Eulenberg: Ausgewählte Werke	328
E. Everth: C. F. Meyer, Dichtung und Persönlichkeit	214
Robert Faesi: C. F. Meyer	214
Heinrich Federer: Regina Lob	104
Hans Feig: Heinrich Stillings Jugend	432
Paul Feldkeller: Reichls philosophischer Almanach	206
Adolf Feulner: Sebaldus Grab in Nürnberg	321
G. Flaubert: Säkular-Ausgabe ed. Bruns	103
Walter Flex: Gesammelte Werke	328
Theodor Fontane: Gesamtausgabe der erzählenden Schriften	327
Theodor Fontane: Plaudereien über Theater	327
Otto H. Förster: Der Dom zu Köln	317
Wilhelm Fraenger: Bildermann von Zizenhausen	323
Wilhelm Fraenger: Die trollatischen Träume des Pantagruel	436
Willibald Franke: Die Wallfahrt nach Weimar	431

Digitized by Google

	Seite
Frankfurter Zeitung: Der eiserne Steg	205
A. Frey: C. F. Meyer	214
Max J. Friedlaender: Lübecker Bibel	435
C. Frommel, P. Verhas u. Alt: Das malerische und romantische Rheinland, 3 Mappen	96
Laura Frost: Johanna Schopenhauer	434
Eduard Fuchs: Gavarni	437
Heinrich Funck: Georg Christoph Tobler als Verfasser des pseudogoethischen Hymnus »Die Natur«	433
Joseph Gantner: Schweiz	316
Oskar Gehring: Die bürgerliche Baukunst Wismars	105
Stephan George: Tage und Taten	218
Adele Gerhard: Pflüger	103
Kurt Gerstenberg: Aus unbekannten Skizzenbüchern der Jugend Anselm Feuerbachs	437
Karl Ginhart: Die Kaisergruft bei den D. P. Kapuzinern in Wien	320
Kurt Glaser: Hans Holbein d. J. Zeichnungen	436
Adolph Goldschmidt: Die deutschen Bronzetüren des frühen Mittelalters	321
K. W. Goldschmidt: Quintessenz	218
Goethe: Buch Suleika	97
Goethe: Intermezzi skandalosi	432
Gontscharow: Die Fregatte Pallos	109
F. Gregorovius: Rom im Mittelalter	107
Grillparzer: Reisen	108
Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen, Gesamtausgabe	325
Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen in Auswahl von H. M. Elster	325
Grimmelshausen: Der ewigwährende Kalender, Ausgabe Engelbert Hegaur	326
August Grisebach: Karl Friedrich Schinkel	322
K. Gröber: Reichenauer Kunst	106
K. Gröber: Sicilia	107
Walter Gropius: Internationale Architektur	322
G. Gross: Spießerspiegel	212
Eduard Grücker: Die Vogesen	317
K. V. Günderode: Gesammelte Dichtungen	101
W. Günzler: Schwaben	106
J. R. Haarhaus: Rom	108
Richard Hamann: Die deutsche Malerei vom Rokoko bis zum Expressionismus	210
Richard Hamann: Deutsche Köpfe des Mittelalters	320
Richard Hamann: Deutsches Ornament	320
Walter Harich: Jean Paul	215
Bret Harte: Kalifornische Erzählungen	324
Ernst Hartung: Jean Pauls Lebensroman	216
Hasenclever: Dramen	101
M. Hausmann: Das Rostocker Stadtbild	105
Hebel: Schelmen-, Scherz- und Jugendgeschichten	99
Max Hecker: Goethes Faust	430
V. Hehn: Italienische Reise	106
Alexander Heilmeyer: Adolf von Hildebrand	323
Alexander Heilmeyer: Ludwig Penz	323
Heine: Reisebilder und lyrischer Nachlaß	101
Heine: Reisebilder	109
Heine: Sämtliche Gedichte	326
Karl Heinemann: Goethe Kalender 1926	429
Walter Hentschel: Sächsische Plastik um 1500	319
Paul Hermann: Faust 6 Radierungen	96
Otto Heuschele: Briefe aus Einsamkeiten	219
Kurt Hielscher: Das unbekannte Spanien.	108
Karl Hildebrand: Abendländische Bildung	218
R. Hildebrand: Volk und Menschheit	218
H. v. Hofmannsthal: Eranos	98
H. Höhn: Hans Thoma	210
Alfred Holtmont: Die Hosenrolle von O. A. E.	330
Arno Holz: Neun Liebesgedichte	98
O. Hoerth: Miniaturen vom Bodensee	106
H. H. Houben: Eckermanns Gespräche mit Goethe	430
Friedrich Huch: Gesammelte Werke	327
R. Hunziger: Jahrbuch der Literarischen Vereinigung Winterthur	207
Wilhelm Ilfert: Der junge Schiller und das geistige Ringen seiner Zeit	434
Meinrad Inglin: Über den Wassern	329
B. von Jhering, J. von Döllinger, H. von Helmholtz, W. Scherer: Bücher der Bildung	217
W. Joseph: Das Schweriner Schloß	105
Carl Justi: Spanische Reisebriefe	108
Hans Karlinger: Romanische Kirchenbauten	319
Fr. Kempf u. K. Schuster: Das Freiburger Münster	317
Hermann Kesser: Vom Chaos zur Gestaltung	218
Hermann Keyserling: Das Ehebuch	220
Karl Kinzel: Kennst du das Land	106
R. Kipling: Schlichte Geschichten aus den indischen Bergen	324
R. Kipling: Ausgewählte Werke	324
Klabund: Gedichte	439
P. Klee, Moholy-Napp, Gropius u. a.: Die Bauhausbücher	212
Heinrich von Kleist: Abschiedsbriefe an Marie von Kleist	99
O. Kletzel: Sudetendeutsches Jahrbuch	207
Max Klinger: Gedanken und Bilder aus der Werkstatt des werdenden Meisters	437
A. Krencker: Das alte Straßburg	317
Alexander Koch: Das schöne Heim	322
Richard O. Koppin: Das Gesicht der Nacht	439
Richard O. Koppin: Panflöte	439
Ed. Korrodi: Züricher Rede auf C. F. Meyer	214
Alfred Kubin: Blätter mit dem Tod	438
Alfred Kubin: Der Guckkasten	438
Elise Küchler-Genth: Mit Goethe durch das Jahr	429

Digitized by Google

	Seite
Alfred Kuhn: Lovis Corinth	211
Alfred Kuhn: Goethes italienische Reise	430
Julius Kühn: Thüringer Skizzenbuch	439
Paul Kühn: Weimar ‹neubearbeitet von Hans Wahl›	431
Wilhelm Kuhnert: Meine Tiere	438
Herbert Kunze: Die gotische Skulptur in Mitteldeutschland	319
Willi Kurth: Altdeutsche Holzschnitzkunst	435
Isolde Kurz: Gesammelte Werke	102
Hermann Kurz: Schillers Heimatjahre	434
Hjalmar Kutzleb: Die Söhne der Weißgerberin	329
Rom Landau: Das unsterbliche Minos	211
Ludwig Lang: Was ist Barock	322
Felix Langer: Münchhausens Verwandlung	110
Max Lehrs: Gesammeltes	209
Leprosini: Hans Holbei d. J.	436
Alfred Lichtwark: Reisebriefe	209
Alfred Lichtwark: Hamburgische Aufsätze	218
Walter Linden: C. F. Meyer	214
Jack London: Südseegeschichten	324
Jack London: Abenteuerer des Schienenstrangs	324
G. von Loeper: Goethes Sprüche in Prosa	430
Oskar Loerke: Jean Paul, Auswahl	215
Claude Lorrain: Mappe der Marées-Gesellschaft	96
O. Lossen: Die Bildwerke der Fürstlich Hohenzollernschen Sammlungen Sigmaringen	319
G. Lukomsky: Andrea Palladio	318
J. M. Lutz: Der Götzendienst Goethe	429
Konrad Mack: Farbige Kunstblätter Rudolf Schäfers	211
F. Mader: Alte Kunst in Bayern	106
Thomas Mann: Bemühungen	220
Hans von Marees: Briefe	209
Grete Massé: Euphrosyne	432
Henri Matisse: Dessins	438
Theodor Matthias: Die Werke Wolframs von Eschenbach	325
Harry Maync: C. F. Meyer und sein Werk	214
Burkhard Meier: Potsdam	316
W. Meier: Jean Paul, das Werden seiner geistigen Gestalt	216
J. Meier-Graefe u. Wilh. Hausenstein: Ganymed	206
J. Meier-Graefe: Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst	208
J. Meier-Graefe: Courbet	208
J. Meier-Graefe: Cézanne	209
J. Meier-Graefe: Vincent van Gogh	209
J. Meier-Graefe: Die doppelte Kurve	218
Karl Meißner: Wilhelm Kreis	322
Simon Meller: Peter Vischer	321
Pr. Merimée: Gesammelte Werke	316
Adolf Meyer: Das Versuchshaus in Weimar	322
G. Minde-Pouet und J. Petersen: Jahrbuch der Kleistgesellschaft	207
Montaigne: Von der Kinderzucht bis zum Sterben-lernen	216
Hermann Mosapp: Charlotte von Schiller	434
Fr. Muckermann und H. van de Mark: Das geistige Europa	205
Adolf Müller: Johann Jakob von Willemer	434
Josef Müller: Jean Pauls Vorschule der Ästhetik	215
Josef Müller: Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart	215
W. Münch: Jean Paul der Verfasser der Levana	215
Richard Muther: Studien	210
Fr. Neumann: Der Altonaer »Joseph« und Goethe	431
Werner Noack: Der Dom zu Bamberg	317
Rudolf Pannwitz: Urblick	439
Alfons Paquet: Frankfurt als Bücherstadt	105
Alfons Paquet: Die neuen Ringe	219
Alfons Paquet: Rom oder Moskau	219
L. von Pastor: Die Stadt zu Ende der Renaissance	108
Jean Paul: Der größte Gedanke des Menschen	99
Jean Paul: Werke ed. Josef Müller	100
Jean Paul: Werke ed. Fr. Burschell	100
Jean Paul: Werke ed. Dürerbund	101
Jean Paul: Blumen-, Frucht- und Dornenstücke	101
Jean Paul: Grotesken und Satiren	215
Jean Paul: Kindheitserinnerungen und Selbstbekenntnisse	215
Jean Paul: Blumen-, Frucht- und Dornenstücke	216
Jean Paul: Taschenbuch für Deutsche	216
R. Payer von Thurn: Taschenbuch für das Karneval	430
Julius Petersen: Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit	431
Robert Petsch: Goethes Werke	429
Max Picard: Mittelalterliche Holzfiguren	321
Platen: Gaselen	97
A. Puschkin: Der eherne Reiter	97
A. Puschkin: Der steinerne Gast	97
Paul Ortwin Rave: Griechische Tempel	316
Paul Ortwin Rave: Tempel Italiens	316
Paul Ortwin Rave: Romanische Baukunst am Rhein	317
Anton Reichel: Dürers zeichnerische Entwicklung	436
Ed. Reinacher: Runold	329
W. Reiner: W. Steinhausen	210
Edmund Renard: Rheinische Wasserburgen	318
Gustav Renner: Novellen	330
W. Repsold: Don Quijote	97
Fritz Reuter. Ut de Franzosentid und ut mine Festungstid	327
Fanny Gräfin Reventlow: Gesammelte Werke	328
Hellmuth Richter: Der ewige Garten	439
J. Rodenberg: Jahrbuch der Bücherpreise	207
Franz Roh: Nachexpressionismus	213

Digitized by Google

	Seite
Hans Rosenhagen: Ludwig Manzel	210
Hans Rothe: Daumier und der Krieg, Daumier und die Politik, Daumier und das Theater	437
Gustav Roethe: Die Briefe des jungen Goethe	430
Rousseau: Das Schönste	217
Jean Russell: Klippen im Korallenmeer	104
F. Salten: Geister der Zeit	220
Hans Sedelmayer: Fischer von Erlach der Ältere	318
Karl Seelig: Jahreszeiten	99
Seume: Spaziergang nach Syrakus	108
Shakespeare: Hamlet	99
Shakespeare: Der Sturm ed. R. von Schaukal	99
Brunold Springer: Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben	433
A. von Sybel-Petersen: Christophorus	103
W. Schäfer: Der Rhein	105
Emerich Schaffran: Die niederösterreichischen Stifte	317
Rich. von Schaukal: Beiträge zur Würdigung Adalbert Stifters	327
L. Schidrowitz: Der unbegabte Goethe	429
Schiller: Gestalt und Gedanke	217
Schiller: Gedichte	326
Julius von Schosser: Die Kunst des Mittelalters	316
Julius von Schlosser: Die Kanzel und der Orgelfuß zu St. Stephan in Wien	320
Friedrich Schnack: Das blaue Geisterhaus	439
Manfred Schneider: Italien	107
Franz Schneller: Oberrhein, Schwarzwald, Bodensee	105
W. von Scholz: Charlotte Donc	98
W. von Scholz: Lebensdeutung	219
Schongauer bis *Holbein*: Mappe der Marées-Gesellschaft	98
Karl Schoyen: Der Lofot	109
Karl Schoyen: Skouluk-Andoros, Bericht aus Lappland	109
A. Schramm: Taschenbuch für Bücherfreunde	207
Toni Schwabe: Ulrike	432
A. Steffen: Die Krisis im Leben des Künstlers	219
A. Steffen: Der Künstler zwischen Westen und Osten	219
P. Steiner: Lovis Corinth dem Ostpreußen	211
Stendhal: Ausgewählte Werke	103
Ludwig Sternaux: Schattenspiel um Goethe	431
K. Sternberg: Die Geburt der Kultur aus dem Geiste der Religion	220
Hans Stettbacher: Pestalozzi-Stätten	437
Robert Louis Stevenson: Gesammelte Werke	324
Robert Louis Stevenson: Aus Nord und Süd	324
Adalbert Stifter: Erzählungen	326
Otto Stoeßl: Adalbert Stifter	326
Karl Ph. Straßer: Goethe in Fonsmonsponsa	329
Walther Strich: Dioskuren.	205
Hermann Struck: Die Kunst des Radierens	436
Sturm und Drang: ed. Goldschmit	100
Taine: Schönste Essays	217
Josef Theele: Rheinische Buchkunst im Wandel der Zeit.	435
Frank Thieß: Der Kampf mit dem Engel	104
Ludwig Tieck: Das Leben des Novalis	97
Ludwig Tieck: Reisegedichte	106
Ludwig Tieck: Novellen und Märchen	326
E. Tietze-Conrat: Der französische Kupferstich der Renaissance	436
Wilhelm Troll: Goethes morphologische Schriften	430
A. Vogeler-Worpswede: Reise durch Rußland	212
Anton de Waal: Rompilger	107
Richard Wagner: Schönste Prosaschriften	218
Karl Julius Weber: Ausgewählte Werke	326
Nikolaus Welter: Gesammelte Werke	102
P. Westheim: Oskar Kokoschka	212
Gustav Wilhelm: Ausgewählte Werke Stifters	327
F. R. Wimmer und *E. Klebels* Das Grabmal Friedrich III. im Wiener Stephansdom	320
Joachim von Winterfeld: zum 60. Geburtstag	98
Otto Wirtz: Novelle um Gott	330
Ph. Witkop: Heidelberg und die deutsche Dichtung	106
Gustav Wolf: Reise nach Tetuan	109
Gustav Wolf: Die schönste deutsche Stadt Norddeutschlands, Mitteldeutschland	316
Georg Wolfram: Metz und Lothringen	317
Karl Woermann: Lebenserinnerungen eines 80jährigen	209
W. Worringer: Die Kölner Bibel	435
W. Worringer: »Passion« v. Urs Graf	435
Friedrich Würzbach: Ariadne	206
J. Zainer: Die erneuerten Äsopischen Inseln	435

* * *

Für die Schriftleitung verantwortlich: Otto Aug. Ehlers-Berlin

Die Druck- und Textausstattung leitete Georg Alexander Mathéy-Leipzig

* * *

Digitized by Google

DIE HOREN

v. 2

VIERTELJAHRSHEFTE DES KVENSTLERDANKS

HERAVSGEBER
HANNS MARTIN ELSTER

1925/26 II. JAHRG. · HEFT I

HOREN VERLAG BERLIN

Digitized by Google

GM

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

DIE LAGE DES DEUTSCHEN GEISTES IN DER GEGENWART

VON HANNS MARTIN ELSTER

DENN NEIN UND JA SIND WIE DER ABSTEIGENDE UND ANSTEIGENDE KNOTEN DER WELT, UND WO SICH BEIDE SCHÜRZEN, SCHWEBT GIPFELND DAS GESTIRN DER WELT DURCH SEINEN MITTAGSKREIS.
(LEOPOLD ZIEGLER, DER EWIGE BUDDHO 1922)

SEIT der Jahrhundertwende stehen wir Deutschen in der Schicksalsmitte des Geistes der Welt, der Menschheit. Spüren Teile unseres Volkes die Bedeutsamkeit dieses Geschehens, spürt es das ganze Volk? Oder sehen die Teile, die Gruppen nicht vielmehr immer nur Teile, nur Gruppiertes, nicht aber das Ganze? Ist Bewußtheit über die Lage des deutschen Geistes in der Gegenwart wach? Oder treiben wir nicht vielmehr dumpf dahin, Spielball des Geschehens, der Entwicklung und nicht ihre Herren? Fühlen, sehen, tragen wir den Sinn der Wandlung und Wallung? Als Menschen des Geistes, als deutsche Menschen?

Diese Fragen stellen, heißt sie verneinend beantworten. Wenige, ganz wenige nur sind es, die fern dem großen Strome lebend, versunken im Schaffen, abseits vom Alltag um den Sinn unseres geistigen (und damit auch realen) Ringens wissen. Die Menge aber, die Masse, auch der Gebildeten, weiß von ihnen nichts, weil sie das Geschehene nur von einzelnen Interessensphären aus beurteilt. Bald wirtschaftlich als Prozeß des kapitalistischen und sozialistischen Kampfes miteinander, bald politisch als den Wechsel des Machtverlangens der Völker, bald ästhetisch als das dauernde Fortströmen der Formen vom Naturalismus und Impressionismus über den Neuklassizismus und Symbolismus zum Expressionismus und Überrealismus, bald weltanschaulich als die Erneuerung der Konfessionen oder als das schärfere Herausarbeiten einzelner Philosophien, pessimistischer oder positiver, intellektualistischer oder mystischer Gedankengebäude. Und noch immer ringt die Masse, die Menge, stets neu sich modisch fesselnd, nicht los vom Einseitigen, noch immer erkennt sie nicht die wahre Lage des deutschen Geistes des Gegenwart. Einige wenige, Abseitige, Propheten, Philosophen und wie immer nennt man sie, allein erkennen aus der Vielheit die Einheit, leben der Einheit, führen zu ihr, sind im Besitze des Schicksalsgeheimnisses Deutschlands, unserer Lebensmitte, handeln und schaffen danach. Aber sie, die uns Werke brachten wie das anonyme schmale Buch »Die deutsche Renaissance von einem Deutschen« (im Verlag Kampmann & Schnabel, Prien am Chiemsee), wie die Dichtungen und Rufe von Rudolf Pannwitz (im Verlag Hans Carl, München-Feldafing) und wie schließlich in seltener Krönung und schöpferischer Größe das Gesamtschaffen Leopold Zieglers, insbesondere seine unerhört bedeutsamen zwei Bände »das heilige Reich der Deutschen« (Verlag Otto Reichl, Darmstadt, hier erschien auch eine Einführung in die Philosophie Leopold Zieglers unter dem Titel

Digitized by Google

»Dienst an der Welt«) zählen insgesamt nicht zu den Inhabern von Ämtern und Lehrstühlen, rechnen darum noch nicht zu den Geistern, deren Schöpfung von den geistigen Lehr- und Verteilungsstätten, den Universitäten, in das geistige Bewußtsein und Leben der Nation vermittelt werden müssen. Deswegen schleppt die Nation mit der Spanne einer Generation hinter der Erkenntnis ihres Schicksals hinterher und läuft, wie schon in früheren Jahrhunderten, Gefahr, ihre Aufgabe und die Stunde ihrer Lösung zu verpassen. Wenn Deutschland heute in seiner Gesamtheit seine geistige Lage in ihrer ganzen sinnvollen Bedeutung erkennt und danach handelt, rückt es mit einem Schlage wieder in den Mittelpunkt der Welt, der Menschheit. Nicht willkürlich, sondern zwangsläufig aus dem Wesen des Geistes, des deutschen Geistes wie der Geschichte, der deutschen Geschichte heraus. Kein anderer als Leopold Ziegler liefert in seinem genannten Werke den Beweis für diesen herrlich großen Sinn unserer Gegenwart. Er allein schlägt die furchtbare Gefahr, die uns droht, nämlich durch Nervenerschlaffung infolge der harten zehn, zwölf Jahre, die hinter uns liegen, in eine biedermeierische Dumpfheit und geistlos-ungeistige Befriedung und Befriedigung im Stile der Metternichzeit, unter Nichtachtung der Schelling und Hegel unserer Generation tatenlos, energielos, tierhaft zu versinken, aus dem Felde, indem er uns durch sein Werk dorthin stellt, wohin uns unsere Wesensnatur und unser Schicksal von jeher als Nachfolger der Griechen, der Inder, der Chinesen gestellt haben: in die geistige Mitte des Seins als Aufgabe.

Es ist Leopold Zieglers über alle Spengler- und Chamberlainmoden und -versuche erhabene Tat, in genialer Weise für die Gesamtheit des realen und geistigen Lebens die große Abrechnung mit dem deutschen Sein und Wesen aus den Urgesetzen der Menschen- wie Volksnatur heraus zu bieten. Zwiegeteilt ist das Sein von Anbeginn an im ewigen Dualismus des Ja und Nein, des Männlichen und Weiblichen, des Intellektes und der Intuition, des Denkens und Empfindens, des Diesseitigen und Jenseitigen, der Erde und des Himmels, des Bewußten und Unbewußten, des Geschlossenen und Unbegrenzten, des Zeitlichen und Zeitlosen. Ganz ist das Leben nur in dieser Zweiheit. Der Deutsche ist aber vom ersten Auftauchen im Mythos und in der Geschichte an der Mensch dieser Ganzheit: und das heißt, der Mensch, der in unzerstörbarer Sehnsucht, Unruhe, Treulosigkeit hinausstrebt zur Vereinigung der Zweiheit, zur Treue, zur Ruhe, zur Erfüllung in der Einheit. Der Deutsche ist unter allen Europäern der Gegenwart der einzige, der sich seit Jahrtausenden, den Griechen ablösend, den Inder, den Chinesen europäisch fortbildend, mit seinem ganzen geschichtlichen und seelischen Leben in die Mitte zwischen die Polaritäten des Seins stellt, wie er geographisch in der Mitte zwischen Ost und West, Norden und Süden angesiedelt ist. Diese Stellung der Mitte, die seinem Wesen und seinem Wohnen urtümlich, also unzerstörbar eigen ist, hindert ihn, sich wie die Russen oder Franzosen, wie die Italiener oder Skandinavier der einen oder andern, der formalen oder inhaltlichen, der verstandes- oder gefühlsmäßigen Seite des Lebens ganz hinzugeben, hindert ihn, ein einseitiger Mensch zu werden. Diese Stellung der

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Mitte hat ihn in jeder Generation, in jeder Übergangs- und Erfüllungszeit zu einem allseitigen Menschen gemacht. Allseitig: das ist mehr noch als zweiseitig. Allseitig: das ist in der Mitte zwischen den zwei Seiten, den ewigen zwei Reibungen des Seins leben als der zwischen den Polaritäten Gespannte und aus dieser Spannung in ständiger Bewegung und Entwicklung das Dritte herauszusehnen, herauszuschaffen, herauszugebären: die Einheit der Polaritäten, die Totalität. Der Deutsche ist der Mensch der Totalität.

Das ist keine Gedankenkonstruktion, sondern die Schicksalserkenntnis dieser Gegenwartsstunde und die Grundlage unserer geistigen Sinngebung, unserer Lebensaufgabe. In der Geschichte beweist das mittelalterliche Ideal des Reiches unsere Wesenheit: ebensosehr als die Germanen im Süden das Reich bauten, wie als die Hohenstaufen durch Vereinigung von Rom und Germanien im Kaiserreich eine kurze Wirklichkeit schufen. Das jüngste Kaiserreich lebte noch von dieser Idee. Und jetzt, da die jüngste Verwirklichung zerschlagen ward, hebt die Idee — wir sehen sie gerade dadurch, daß sie in allen möglichen Wandlungen und Formen auftritt, als lebende Kraft wirken — mit ununterdrückbarer Gewalt ihr Haupt. In der Welt des deutschen Geistes tritt aber der Kampf der Polaritäten zur Totalität hin immer neu in Erscheinung: die Deutschen waren es, die das Gralsideal aufnahmen, die in der Mystik die erste Auseinandersetzung mit einer sonst nur formal arbeitenden Religion versuchten, die im Protestantismus als einziges Erdenvolk durch den ewigen Gegensatz der Vernunft und des Gefühls Zeit, Raum, Gut und Blut opferten und die schließlich in der Klassik jene Goethe-Schiller-Einheit von Idee und Erfahrung in einer Größe vollendeten, daß erst Leopold Zieglers Divination uns jetzt die ganze grundlegende, wegweisende, zum Lebensinhalt führende, religiöse Bedeutung dieses Weltanschauungsgutes unserer Klassiker vor Augen stellt. Und weiter: in der Philosophie kämpfen wir seit Jahrhunderten den Kampf um die schöpferische, das heißt stets positive Überwindung, Fruchtbarmachung der Polaritäten zu einer Totalität, die unsere Klassiker Harmonie nannten. Als wir aber das eine Gebiet, das Reich der Vernunft, der Erkenntnis in Raum und Zeit, des Verstandes durch Kants Genie völlig abschritten, da gaben wir uns — wie schon so oft in früheren Zeiten als Sklaven unserer Leidenschaftlichkeit in allen geistigen Dingen — während des neunzehnten Jahrhunderts ganz der Kantschen Geistigkeit hin, überantworteten uns bis zum Schuldigwerden ganz dem mit der Erkenntnis und Erfahrung Erfaßbaren, Greifbaren, wurden Materialisten, Realisten, Naturalisten bis zu den Exzessen eines Marx und einer rein stofflich bestimmten Kunst, eines Imperialismus und Wirtschaftsübermuts. Wir vergaßen der andern Polarität: des Reichs im Gemüt, in der Innerlichkeit, im Unter- und Unbewußtsein, in der Intuition, der Philosophien eines Schelling, Hegel, Hartmann, der Dichtungen eines Novalis, Hölderlin und wir wußten nichts mehr von der wahren Klassik, der Einheit von Form- und Stofftrieb nach Schiller, von Idee und Erfahrung nach Goethe. In furchtbarer Reaktion schlug dann seit der Jahrhundertwende die geistige Sehnsuchtsflamme in

Digitized by Google

des Deutschen Seele zum Schicksalshimmel empor: zuerst hinzüngelnd, über mehr äußerliche als wesenhafte Wiederholungen alter Traditionen, doch auch hier in der Neuklassik, im Symbolismus schon aufgewühlt von der ewigen germanischen Unruhe und Unbefriedigtheit, vom ewigen Rhythmus der Herzmitte, von der Sehnsucht nach Überwindung der unerträglich werdenden Spannung zwischen Materialismus und Idealismus. Der Weltkrieg brachte dann den Ausbruch: wirklichkeitszerstörend und geistweckend. Die Leidenschaft des Erlebens trieb hinüber zur gegenteiligen Einseitigkeit: zum Bekenntnis absoluter Geistigkeit, im Expressionismus, zum Bekenntnis absoluter Konfessionalität, im Wiedererwachen der Religiosität, des Pessimismus und der Intuition, zum Bekenntnis des Vergänglichen angesichts des Ewigen, des Menschlichen angesichts des Alls. Die Wandlung war schnell und heftig, leidenschaftlich und leidendurchblutet: sie wurde getragen von den Erweckten, insbesondere der neuen Generation, die den Krieg in jedem Sinne hatte tragen müssen, im Gegensatz zur alten Generation, die am 19. Jahrhundert und das heißt am Intellektualismus und Materialismus allzustreng festhielt.

Und hier haben wir jetzt die geistige Lage der Gegenwart. Wir sind wieder in jedem Sinne das Volk der Mitte zwischen den Polaritäten, deren ganze Spannungen wir in unserer Sehnsucht zu tragen haben. Wir sind die Mittler zwischen Ost und West, Nord und Süden, zwischen Impressionismus und Expressionismus, Relativität und Absolutheit, zwischen Materialismus und Idealismus. Als Mittler sind wir aber nicht etwa nur das Land, über dessen Oberfläche die Bahnen der Realitäten und Idealitäten laufen, sondern alle Bahnen laufen in unsere Mitte ein. Diese Mitte ist im herrlichen Wegauf und schwerem Wegab, wie Ziegler es schildert, ist das Herz der Welt im Realen und Geistigen, ist jene Sehnsucht nach der Harmonie, der Totalität, nach Gott... Wir sind die Mitte, weil wir im größten Ausmaße des Wortes zu religiös sind. Diese Religiosität umfaßt die ganze positive und negative Auswirkung des Lebens ebenso sehr schöpferisch wie zerstörend, ebensosehr in ewiger Bewegung wie Ruhe, ebensosehr in immer neuer Spannung zwischen den Einseitigkeiten wie im Erkämpfen der Einheit. Diese Religiosität faßt ebenso die Welt der Demeter, der Erdmutter, des mütterlichen Schoßes, wie das Reich Apollos, Gottvaters, Christi, der himmlischen Grenzenlosigkeit in sich. Sie ist die Religiosität schlechthin. Sie ist letzten Endes Sinn und Mitte der Welt, der Menschlichkeit, und wir sind ihre Träger und Verpflichteten zu jeder Zeit und in jedem Umfang.

Die Gegenwart und Zukunft der Deutschen hat aus dieser geistigen Lage, nach Zieglers großem Werk, das unser ganzes geistiges Sein durchsäuern, durchdringen muß, nun die klare Aufgabe, sich völlig in den Dienst des ewigen Kampfes zwischen den Polaritäten und des Ringens um die Totalität, die zeitweise geboren aus sich heraus wieder neue Polaritäten und Spannungen und damit die ewige Entwicklung der Vervollkommnungsstrebigkeit, des Vereinigungsstreben zu Gott hin erzeugt, zu stellen und dadurch das Glück der Mitte, das dritte Reich, »das heilige Reich der Deutschen« zu erobern.

* * *

Digitized by Google

SONETTE

VON THEODOR DÄUBLER

Prinzeßchen mein, auf holdgewölbten Sohlen,
Mit blassem Mund und bleich im Blick mein Weh,
Sag unsern Gruß dem guten Li-tai-pe,
Geh freundlich hin und sei ihm wohl empfohlen!

Du sollst sein altlackiertes Tischlein holen,
In gelbe Täßchen gieß ihm zarten Tee,
Gib zierlich acht, daß kein Verstoß gescheh',
Blas' auch vergnüglich in die goldnen Kohlen!

Behutsam kam der Lenz mit Mandelzweigen,
Wie Kindeslächeln blüht ihr Duften auf,
Sie scheinen sich für Menschen hinzuneigen.

Schon brachen Mädchen Tausende im Lauf,
Prinzeßchen mein, du wirst dich munter zeigen,
Bring viele Li-tai-pe, bring sie zu Hauf!

* * *

Verneige dich, Prinzeßchen, hin zum Dichter!
Schon nahen Sänger euch in hellem Kahn,
Liebäugelnd kräuselt sein Gewog ein Schwan,
Und bald erkennst du freundliche Gesichter.

Halt hold das Händchen vor die Flimmerlichter,
Dein Blick bemerkt genau: es ist kein Wahn!
Die Gäste waren einst aus Porzellan,
Von Artigkeiten nickende Verrichter.

Du spieltest ihr Geschick mit Kinderfingern,
Sie guckten dich — am Faden — listig an
Und huschten leicht zu Springern, Späßebringern.

Wohl hältst du sie an Seide noch im Bann:
Voll Lust am Ausriß aus papiernen Zwingern
Befächeln sich schon Frau und froher Mann.

* * *

Digitized by Google

Behutsam nimm die Tänzer aus der Schachtel!
Weil mancher oft zu schweben auch vermag,
Sogar der Dicke dort, vom derben Schlag,
Entfliegt dir leicht, wie die beleibte Wachtel.

Du maltest sie mit Pinsel, Stift und Spachtel,
Doch schriebst mit keinem du einen Vertrag,
Daß er nicht flattern darf am Feiertag,
Entschwirrt das Pack, so bleibt dir schwer ein Achtel!

Ich schenkte dir gar zauberhaften Faden,
Gib acht, ob unsichtbar die Seide hält,
Dann tanzt der Schwan und bringt dir keinen Schaden.

Die Leute, denen auch der Spaß gefällt,
Vermuten bald, du hättest einen Laden,
Und bieten dir für deine Puppen Geld.

* * *

Den Dichter Li-tai-pe entträgt ein Drachen
Aus Feurigkeit, wohin er trachten muß:
Die Sprache singt, hat er nur den Entschluß,
Daß Wunderdinge durch den Klang erwachen.

Aus Flammen kann er sein Gehäus entfachen
Und winkt mit Purpurseide uns zum Gruß:
Begleite ihn, bei sehr vertrautem Kuß,
Gemütsvoll ruht es sich im Unholdrachen.

Ins Gold, Prinzeßchen, flieh von unserm Boden,
Schenk dem Genossen ein vom besten Trank,
Dann lobt er dich als Weib in holden Oden.

Reich das Papier aus wolkenhohem Schrank!
Er macht aus Blättern Porzellan-Pagoden,
Dann rauscht ihr, rasch berauscht, durch Duftgerank.

* * *

Digitized by Google

Der Drachen bringt euch in die Blauen Berge,
Dort duftet Luft der Mulde nach Jasmin,
Die Wolken wollen vor dem Dichter fliehn
Und ducken, daß Geklüft die Not verberge,

Sich freundlich vor die Schlucht gemühter Zwerge:
Ein Riesensitz, um den die Geier ziehn,
Enthüllt den höchsten Herrn im Hermelin
Verschmiegt den Blick, hinweg vom Schlund der Särge.

So freu dich laut an Apfelsinenblüten,
Zitronen glänzen, voll von Saft, auf Samt,
Dir gleiten Mispeln weich aus Seidentüten.

Ein Lied, das hold aus meiner Heimat stammt,
Mag Li-tai-pe vor Launen lieb behüten,
Prinzeßchen denk, beirrend ist dein Amt!

* * *

Der Dichter sieht, wie aus entkrümmten Weiten
Ein Heer, den Krieg in Herz und Hand, entsteht:
Der Wüste Wolke will nicht mehr verwehn:
Auf Heimatwegen merkt er Feindesschreiten.

Kamele, die den Zug zu Fuß begleiten,
Hat seine Ahnung steil betürmt gesehn,
Erfundne Waffen, die sich drinnen drehn,
Sind seiner Sinnesart Unheimlichkeiten.

Der Drache zieht der Zukunft dreist entgegen,
Der Seher hockt beklommen hoch und vorn,
Denn ihm beliebt's, bei Sturm, dahinzufegen.

Die Brust ist sorgend ein Verheißungsborn,
Dem Land an klarem Schauen tief gelegen,
Vermessenheit des Drachen ihm ein Sporn.

* * *

Digitized by Google

Es hat den Lenz so fremder Frost gebrochen.
Ein Wolkenunhold senkte, blaß vor Braus,
Den Eisgefährten flugs bei Sturm voraus,
Sich auf Gefilde, froh in Hoffnungswochen:

Sie haben sich im weißen Pelz verkrochen:
Doch half kein Glanzgewand von rauhem Graus,
Bald schwand die Holdheit wohlbetauten Gau's,
Umsonst ist, was die Sonne groß versprochen!

Geliebtes Kind, kehr heim aus Schneegezitter,
Es meide nun der Fuß verwehte Flur,
Der Blick Bestürzungen durch Silberflitter!

Du fühlst doch der Verbundenheiten Schnur,
Sie führt durch der Befangnen schwanke Gitter,
Zurück zu des Geschickes Auskunfts-Uhr.

* * *

Digitized by Google

DIE HOCHZEIT DER SEELEN

NOVELLE VON ALFRED BRUST

— WOHL dem, der ein tugendsam Weib hat, des lebet er noch eins so lange. Ein häuslich Weib ist ihrem Manne eine Freude, und macht ihm ein geruhig Leben. Ein tugendsam Weib ist eine edle Gabe, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Er sei reich oder arm, so ist's ihm ein Trost, und macht ihn allezeit fröhlich. —

— Ein freundlich Weib erfreuet ihren Mann, und wenn sie vernünftig mit ihm umgeht, erfrischt sie ihm sein Herz. Ein Weib, das schweigen kann, das ist eine Gabe Gottes. Ein wohlerzogen Weib ist nicht zu bezahlen. Es ist nichts Liebers auf Erden denn ein züchtig Weib, und nichts Köstlicheres denn ein keusches Weib. Wie die Sonne, wenn sie aufgegangen ist, an dem hohen Himmel des Herrn eine Zierde ist, also ist ein tugendsam Weib eine Zierde ihrem Hause. Ein schön Weib, das fromm bleibt, ist wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter. Ein Weib, das ein beständig Gemüt hat, ist wie die güldenen Säulen auf den silbernen Füßen. —

Kristof legte die Schrift des Jesus Sirach zur Seite und erhob sich vom Teppich, wo er auf Knien mit seinem Gott gesprochen hatte. Er sah jetzt ganz klar. Das Gute, das ihm zu tun blieb, war ihm völlig greifbar. Er wußte das Rechte und mußte es tun, sonst war's Sünde. Aber wie er so an das Fenster trat, und in den kalten Winternachmittag hinausblickte, fühlte er deutlich, wie etwas in seinem Wesen wieder der alten Weise zustrebte, wie irgend ein Ding ganz tief in seinem Innern gleichsam zurückgedreht wurde. Er hatte eine halbe Stunde mit seinen Augen den Eindruck »weiß« empfangen. Jetzt aber stand ein Geist und zog und zog. Und plötzlich sah er wieder rot, braun, gelb.

Da wußte Kristof, daß von der empfangenen »Weisheit« bis zur »Tat durch die Weisheit« ein unvergleichlich schwerer Kampf zum Austrag kommen müsse. Wohl ihm, so dachte er, der mit jeder errungenen Erkenntnis Schritt für Schritt seinen Körper mitnimmt und sein Wissen stündlich deckt mit seinem Leben und nicht trotz dem Wissen vom Guten den Körper den ewigen Weg des Fleisches gehen läßt: eine Disharmonie, der schließlich eine zusammengeballte Katastrophe den himmlischen Ausklang gibt . . .

Nein! Kristof hatte seinen Körper nicht mitgenommen, wenn die Weisheit seine Seele ein Stück aufwärts gehoben hatte. Wohl rang er Jahr um Jahr, Tag für Tag um diese Harmonie. Immer aber war das Wollen seines Geistes an der Größe und Stärke seines schönen Körpers zerbrochen. Auch der Alte am Walde half ihm dabei nicht. Dieser tiefe Einsiedler hatte nur den Kopf geschüttelt und gelächelt — ein Lächeln war es, daß das Herz zerriß, aber die Seele hüpfte . . . Überhaupt: lächeln! Kristof lächelte zuweilen, wenn er allein war. Einen anderen Menschen hatte er noch nie angelächelt. Und er wandte sein Gesicht sofort ab, wenn ihn jemand anzulächeln versuchte.

Digitized by Google

Er trat jetzt ins Zimmer zurück. Er öffnete die Lippen. Sie zitterten. Und er flüsterte mit furchterhobenem Blick, die Handflächen aneinander gedrückt: mein Gott, laß diesen Kelch an mir vorübergehen. Aber nicht mein Wille, Dein Wille geschehe! —

Sein Auge hatte einen sanften Schimmer. Sein Mund war weich und immer zum Lächeln bereit. Das Lächeln der Zukunft hatte seine Vorfreude in dieses Gesicht geworfen. Aber dahinter kämpfte ein Lauern. Es war das Lauern des Menschentiers, sprungfertig zum Überfall bei unbewachtem Augenblick. Und der slawische Typ dieser ganzen Erscheinung war das bedeutsame Signum des Seelengemäldes.

Sein Auge hatte einen sanften Schimmer, hart — kannten es nur Frau und Knabe. In seinen Wänden kämpfte er mit sich selber. Und nur gegen sich selber war sein Auge hart — und seine Stimme ging mit rauhem Ton daneben. Aber zuweilen zerbrach die Härte seines Blicks, Wohlklang wurde seine Rede. Und Frau und Knabe wurden von einem Gefühl der Wonne überrieselt, das einen dichten Schleier über die Kette schwerer Tage und Wochen warf. Jochen, der Sohn, ergriff dann des Vaters Hand und strich sie sanft und legte sie sich an die Wangen. Und Hanna fühlte sich plötzlich von allen Schmerzen verlassen, die seit der Geburt des Knaben durch ihren Körper wanderten. So heilsam kann das Glück sein, dachte sie. — Aber diese Freude dauerte womöglich nur eine Minute. Dann fiel der sanfte Blick des Gatten und Vaters wieder hart nach innen. Eine heftige Bewegung zwang jedes freundliche Gefühl im Raum zur Starre. Ein hastiges Hin und Her — Kristof ging . . . Zwar zitterte noch ein Strahl der Seele reuiges Wundsein über getanes Unrecht durch seine Brust. Aber des Körpers Unmut befahl Rausch! Und einsames Weingelage in seinem Zimmer schaffte durch unerhörte Ekstasen den Ausgleich zwischen Körper und Seele, einen Ausgleich, den die Seele am nüchternen Tag verlangte, aber den der starke Leib nur in berauschender Nacht gewährte.

Zu Hanna, seinem Weibe, hatte er sich mit zwanzig Jahren gefunden. Sie hatte ihm darauf den Knaben Jochen geschenkt. Es war eine irdische Liebe gewesen, zum Teil geboren aus Lust, zum Teil aber aus einem Aufbegehren gegen eine fremde männliche Gewalt, die sich eisern auf das Schicksal Hannas gelegt hatte. Der junge Mann richtete in dem jüngeren Mädchen den Willen zum Kinde auf und riß sich in den nun folgenden Monaten bis zur Geburt breite, volle Ströme schwarzen Hasses gegen die Unzahl fremder, hartnäckiger Hemmungen aus der Brust. Diesem verborgenen Hasse, der sich nicht fassen ließ, war niemand der beteiligten Menschen gewachsen. Er hatte seinen Haß dermaßen konzentriert auf die Peripherie dieses Mädchens gestellt, daß jedes Wesen, welches diesen Kreis mit einer entgegengesetzten Absicht auch nur berührte, augenblicks durch ein unirdisches Unheil zerschlagen wurde. Der eine Liebhaber ertrank beim Baden, ein zweiter wurde durch Zufall erschossen und ein dritter wanderte ins Zuchthaus. Eine Reihe anderer Menschen aber wurde durch ein plötzliches Schicksal in bedeutende Entfernungen gerückt, wobei sich ihr Interesse an diesem Falle von selber aufhob.

Digitized by Google

Kristof, der in seiner früheren Jugend einmal in einer Stunde die große Sehnsucht und den starken Willen gehabt hatte, das Allerhöchste des Menschseins auf dieser Erde zu erringen, konnte niemals wissen, daß dieser einst so heiß hinausgeweinte und von ihm fast ganz vergessene Wunsch in den hohen Regionen dieser Welt freudig gehört und sorgsam aufgehoben war, konnte niemals wissen, daß er sich durch jene unerhört geschrieene Bitte einen Platz unter den Auserwählten des Menschengeschlechts gesichert hatte, daß nunmehr ein »Engel« ihn begleitete, der ihm Warnungen zuraunte, der ihm Schmerz zufügte, wenn er den Warnungen nicht Ohr und Seele schenkte. Und noch so vieles konnte Kristof nicht wissen, auch nicht, daß er den nun gesandten Haß Strahl für Strahl zurückempfangen werde, wenn er den Weg zur Vollendung nicht in dem ihm allein gemäßen Schritte ginge, wenn er zögerte, wenn er irrte, wenn er ermüdete oder aufbegehrte! Das große Bittgesicht seiner Jugend war für ihn geheiligt worden! Er sollte das unmenschliche Glück empfangen, das er ersehnt! Nach seinen kleineren Wünschen wurde er nicht mehr gefragt. Es offenbarte sich an seinem Leibe die Macht des verborgenen Gelübdes.

Er nahm seine Hanna und ging mit ihr in die Einsamkeit. Auf geheimen Wegen aber folgten ihm die ersten Rückwirkungen seines Hasses. Er wurde verlacht, verspottet, verachtet. Und diese Verachtung wuchs so ungeheuer, daß die Menschen fortsahen oder weggingen, wenn er irgendwo vorüberkam. Und konnte ihm doch niemand ein Unrecht nachweisen. Er wußte es ja selber nicht. Und mit jähem Schreck nahm er wahr, daß dieser Haß, der ihm allenthalb gezollt ward, sich auch bei den niederen Wesen bemerkbar machte. Es ging kein Hund vorüber ohne ihn zu beißen oder anzukläffen, die Pferde legten die Ohren nach hinten, wenn er sich ihnen näherte, Eulen erschreckten ihn auf seinen Gängen und Krähen beschmutzten sein Gewand. Die Käuze schrieen schauerlich vor seinen Fenstern Nacht für Nacht. Und als er einst mit Hanna durch den Wald ging, sprach er laut und aufgeregt und immer lauter. Und dennoch konnte sie es bei sich selber nicht verhindern, als sie zu ihm sagte: »Ist es nicht furchtbar, Kristof, daß die Vöglein zu singen aufhören, wenn wir vorübergehen?«

»Ich spreche so sehr laut, Kind!«

Sie winkte ab.

Er schwieg. Er warf sich weinend an ihre Brust. Sie streichelte ihm leise das Haar. . . .

O — wie lästerte er Gott in jenen Jahren, wenn er vor Not bald verhungerte. Und wie furchtbar schrie er doch seine Gebete zum Himmel auf! Wie so wund waren seine Hände nach den Nächten vom Gebet. Er konnte keinen Stift mehr fassen, keine Träne war mehr auf seinem Auge, nur noch trocken seufzen konnte er. War es möglich, daß ihn Gott nicht hörte?! War das möglich? Nein! Kein Gott war sonst so fern. Nur vor ihm! Nur vor ihm! Nirgend bot sich eine Hilfe. Er war der Einsamste aller Einsamen. Aber wenn er eines düstern Morgens seine Schritte zum Flusse lenkte, hinzusinken in die grünen Wogen, geschah es, daß ihn unverhofft ein milder Strahl

Digitized by Google

anrührte und sich ein namenloses Erbarmen aus seiner Seele ergoß. Dann ereignete es sich wohl, daß er einem fremden Menschen begegnete, der ihm erstaunt ins Gesicht sah und ihm einen stummen Gruß in Ergebenheit schenkte. Dann sangen die Vögel, und die schwarzen Erdschollen dufteten, und er ging berauscht durch das Lied der jubelnden Natur. Und wenn er dann nach Hause kam, war irgendeine kleine, so sehr kleine Hoffnung eingetroffen, die ihn für Tage oder Wochen aufrichtete.

Doch er merkte es nicht, wie er von unsichtbaren Kräften durch die einsamste aller Einsamkeiten Schritt für Schritt auf sein Weib Hanna hingedrängt wurde.

Kristof war, ein geborener Herrensohn, durchaus gesellig veranlagt und entschieden maßlos in allen Dingen. Beide Eigenschaften waren so sehr tief in seinem Wesen verwurzelt, daß, wenn eine Kraft sie ihm mit Gewalt aus seinen Urgründen entrissen hätte, sein Körper augenblicks zerbrochen wäre. Und doch war die Entfernung dieser geistsaugenden Schmarotzer von entscheidender Notwendigkeit für seinen beispiellosen Weg zum Gipfel. Maßlos in der irdischen Liebe, maßlos im Rausch, maßlos im Laster, maßlos in der Freundschaft, maßlos im Verachten, maßlos auch in der Arbeit, das alles steigerte sein Dasein zu einem unvollkommenen, ordnungslosen, sinnverwirrenden Gemächte — und das Ziel, das er einst gerufen hatte und schon längst nicht mehr kannte, lag genau auf dem entgegengesetzten Pole seines damaligen Wandelns. Seine Ehe, die in der Hauptsache auf geschlechtliche Liebe gegründet war, versagte nach Verlauf weniger Jahre vollständig. Es war so, wie es in all diesen Ehen ist. Und wenn ihm damals die Ortsbewohner nicht grenzenlos Haß und Verachtung entgegengebracht hätten, so daß er gezwungen gewesen wäre, jeglichem Verkehr mit Menschen zu entsagen, wären er und auch sein Weib zeitlebens den üblichen Lastern, Unzucht, Völlerei, Frauentausch u. s. w. verfallen. So aber wurden seinem Körper Schranken gesetzt, und er war der Ausschweifung nur noch in Gedanken fähig. Er tat, was die Mehrzahl aller Ehemänner tut: er versuchte in Gedanken in seiner Frau Weiber zu besitzen, die er nicht erreichen konnte. Doch auch diese Handlungen wurden ihm zur Stufe. Neue Läuterung durch Schmerz brach herein.

Er begann zu empfinden, daß er durch kleine Gelübde, die er seinem Gotte tat, sein äußeres Leben bessern konnte. Er schmiedete sich hierdurch einen eisernen Stab, an dem er sich Schritt für Schritt vorwärtsschob auf seinem seltsamen Wege. Es kämpfte das Tier mit der Seele. Wenn das Tier vor Schmerzen aufschrie, gab es der Seele nach und folgte. Und die Seele ließ es gern wieder fahren, weil es dann im tiefen Schmerz um so heftiger der Seele nachlief. Unvermerkt, ohne es zu wissen, hatte sich Kristof emporgehoben zu einem reinen Manne. Dennoch lag das Tier lauernd hinter seinem Blick. — — —

* * *

Digitized by Google

Erschöpft vom Gebet war Kristof im Begriff ins Wohnzimmer zu treten. Eine wehe Empfindung hielt ihn zurück.

Er mußte da wieder mit Hanna sprechen. Nicht, daß er es womöglich ungern tat! Nein! Wenn er zwei, drei Stunden nicht mit ihr gesprochen hatte, fehlte ihm etwas in seinem Tageslauf. Aber es war ihm schmerzlich sie zu sehen, weil sie so furchtbar hilflos war. Im Laufe der Jahre hatte sie zu kränkeln begonnen, und aus dem schönen, starken Mädchen war eine schwache Frau geworden. Er hatte alle Ärzte der Umgegend befragt. Aber nicht einer konnte den Sitz ihres Leidens feststellen oder gar ihren zahllosen Schmerzen Linderung verschaffen. Wenn sie heute Erbrechen schüttelte, wurde sie morgen von Asthma gequält und einen dritten Tag wurde sie von Herzkrampf befallen. Rückenweh und Kopfschmerz wechselten mit schwierigen Zahnübeln und Kehlkopfentzündungen. Und wenn sie schon einmal völlig frei schien von allen Leiden, so zerriß eine plötzliche Verstauchung oder Brandwunde den guten Tag. Das Unglück schlief nicht eine Stunde. Hatte sie auch im Anbeginn den Schmerz unmerklich getragen, so brach sie endlich doch vor der Stetigkeit des Leidens zusammen, und aus leisen und lauten Klagen wurde ein monotones, unaufhörliches Gewimmer, dessen nagender Eigenschaft der nervenlose Kristof am Ende doch nicht gewachsen war. Seine Seele war bereits so weit entwickelt, daß sie dem Körper verbieten konnte außerhalb seiner Wände eine Befriedigung zu suchen. Und so blieb dem Körper nichts als Mitleid und nächtlicher Rausch.

Mit einem tiefen Seufzer an der Tür trat er ins Wohnzimmer, wo Hanna auf dem Sofa lag. Die schrägen Strahlen der kraftlosen Wintersonne, die dicht vor dem Untergehen stand, fielen auf ein paar farbige Zeichungen an der Wand — Zeichnungen von Kristof übrigens, denn das Malen war sein »Beruf« ⟨wie er fälschlich annahm⟩.

Hanna sah ihn mit wehleidigem Blicke an. Ihre Augen waren gerötet. Er sah, sie hatte geweint. Eine schier unerträgliche Welle von Mitleid stürzte mit scharfem Wurf in seine ganze Brust. Er hätte sich schütteln und winden mögen. Hier lag sein Weib! Ein Ziel himmlischer — nein! — teuflischer Rutenhiebe! Er stand dabei: Er konnte nicht helfen. In früheren Jahren hatte er durch laute Fröhlichkeit Mitleid und gewiß auch Schmerzen verscheucht. Jetzt aber wären Lied und Gelächter gemein gewesen. Man fühlte doch: Gott sprach, wenn es so weh tat! — — Und weshalb öffnete er denn nicht das Ohr der schmerzhaften Rede Gottes?!

Er? — — —

Kristof trat ganz dicht zu Hanna heran und ließ sich auf einen Fußschemel vor ihr nieder. Er faßte ihre lange, schmale Hand, die ehemals rund und voll gewesen war. Aber während er so ihre Hand liebkoste, merkte er, daß sie vielleicht nicht gar so mager sei.

»Dir ist nicht wohl«, fragte er leise und sah ihr in die Augen. Es waren nicht dieselben Augen, mit denen seine Hanna ihn vor zehn Jahren angesehen hatte. Diese Augen waren grau, fern

Digitized by Google

und fremd. Und sie stachen so sehr heftig in seinen Blick, der auf ihre Nasenwurzel fliehen mußte.

»Du hast wieder Schmerzen«, begann Kristof zum andern Male.

Hanna aber schüttelte zu seinem Erstaunen den Kopf, sah ihn lange an und sprach dann mit ihrer fern und klagend gewordenen müden Stimme: »Ich habe in dieser Stunde keinen Schmerz gespürt. Du hattest gewiß nur gute Gedanken auf deinem Zimmer.«

Die Verwunderung, die Kristof bei diesen Worten überfiel, lief auf einen befremdlichen Unwillen hinaus. Er ließ ihre Hand los und fragte zurück: »Du meinst doch nicht womöglich, daß ich die Schuld an deinen vielen Schmerzen trage? Ja gewiß — ich weiß es. Ich trage die Schuld. Ich habe dich unglücklich gemacht. Die Last dieser furchtbaren Jahre hat dich zu Boden gedrückt.«

Sie lächelte. Er konnte es nicht ertragen, wenn Hanna lächelte und blickte fort. »Ach, du bist ein schöner starker Mann geworden, der du einstmals ein schmächtiger Jüngling warst. Und du hast so eine häßliche Frau. Da draußen aber sind viel hübsche Mädchen.« Sie blickte starr zur Decke empor.

Kristof fühlte in diesem Augenblick, wie wahr sie sprach. Auch ihm war dieser Gedanke oft genug gekommen. Aber er mußte ihr jetzt etwas Tröstendes, etwas ganz Entgegengesetztes sagen. Doch das hatte keinen Zweck, denn Hanna las in seinen Gedanken wie in einem Buch. Deshalb sprach er nur leise hin: »Und wenn ich es täte — hundert Meilen von hier — du wüßtest es in derselben Minute und könntest handeln.«

Und Hanna erhob sich rasch zu sitzender Stellung: »Weshalb denn aber diese ewige Furcht?! Ich will sie nicht! Verstehst du?? Ich halte das nicht mehr aus! Geh doch! Tue es! Heute!! Sofort!!!« Sie legte sich wieder und wandte das Gesicht von ihm ab.

»Wenn man bedenkt, du hast Recht. Wenn es doch einmal geschieht, warum denn nicht gleich heute. Zwei Menschen stehen dann vor einer Tatsache und werden handeln. Und sie wissen jetzt schon ganz genau, wie sie handeln werden. Doch erkläre mir das Wunderbare: weshalb habe ich dich in den zehn Jahren unserer Ehe niemals fortgeschickt? weshalb immer, immer du mich?« Sogleich bereute er die Frage, denn er wußte ganz genau, daß Hanna nie aus seinen Armen einem anderen Manne jemals würde entgegengehen können und daß eine Trennung von ihm für sie gleichbedeutend mit Tod wäre. Ja, dies war das Weib, das ihm Gott geschenkt hatte und von dem Jesus Sirach sprach. Aber weshalb war sie krank und schwach? Und er drängte noch einmal eine Flut von Worten aus seiner Brust, wie um sich selber zu betäuben oder endlich klar zu sehen. Und er sprach, immer im Bewußtsein, daß nur er allein die Schuld an ihrem jammervollen Zustand habe, er allein! Denn was konnte sie dafür, daß er keine Mittel hatte, ihr die Sorgen des Daseins zu nehmen. Wenn er reich gewesen wäre! Wenn — doch nein! Dann wäre ja alles wieder anders geworden. Es gab kein Wenn. Es war alles ganz richtig! Er mußte also sprechen, was er wußte. Und gesprochen mußte werden. Das fühlte er.

Digitized by Google

»Laß uns einmal den Dingen ganz tief nachfühlen. Die Ehe ist eine göttliche Einrichtung. Es muß der Mann das Weib zur Ehe nehmen, mit dem er sich zum ersten Male gattet. Die menschlichen Seelenkräfte sind erst im Anfangsstadium der Entwicklung. Deshalb ist das Menschentier noch nicht imstande die zum Gemeinsamsein bestimmten Seelen zu erkennen. Aber das Wesen, dem wir uns durch irgendeine Ursache zum ersten Male gatten müssen, das ist uns angetraut für die Ewigkeit. Und wo das Weib zweifeln sollte, gibt der Mann den Ausschlag.«

Kristof erschrak vor seinen eigenen Worten: Er hatte diese Gedanken noch niemals in den Raum gesprochen, zweifelte sogar an der Möglichkeit es tun zu können und war nun selber erstaunt, daß da so etwas wie ein Fundament herausgekommen war.

Hanna hatte sich aufgerichtet und blickte gespannt gegen seine weiße Stirn, hinter der eine weiche Masse Ströme aus dem Überirdischen in die Menschheit lenkte.

»Das Wesen, das wir »Mensch« nennen, war im Urbeginn und ist auch heute noch nichts als ein Tier auf vier Beinen. Aber die Herrlichkeit Gottes hat, um sich zu steigern, auf dieses Tier den wahrhaftigen Menschen gesetzt, und zwar immer Einen Menschen geteilt als Mann und als Weib. Doch nicht diese beiden Pole sollen sich wiederfinden auf der Erde, denn das gäbe eine harmonische Ehe, die zunächst nicht im Sinne des Schöpfers liegt, sondern zwei fremde Pole einen sich zu einem neuen Ein und werden solange geschliffen, bis sie zu einer himmlischen Neugeburt gereift sind. Das ist der SINN. Gott steigert sich.«

Kristof war aufgestanden und ging durch das Zimmer, die Hände in den Rocktaschen zu Fäusten geballt.

»Ich habe bis heute noch nicht gehört, daß diese Neugeburt auf Erden schon jemals geschehen ist. Es ist der Mann noch zu unreif und tierhaft. Immer starb das Weib zuerst. Und die Neugeburt vollzieht sich erst nach Jahrmillionen im »Jenseits«, und die Menschentiere glauben dann, das Ewig-Weibliche ziehe uns hinan. Auch Dante gelangte nur auf diese Weise zur Vollkommenheit. Und doch ist es Gottes Ziel und Wille, daß diese Neugeburt von Mann und Weib als Ein neuer »Mensch« schon auf Erden geschehe, damit die Sterne endlich sich bewegen und Sonne und Mond vom Himmel fallen können.«

Hanna blickte hinaus. Das Sonnenlicht überschüttete sie jetzt mit einem düsteren Rot. Und wenn Kristof durch die satte Lichtflut schritt, warf sich sein Schatten wie eine todfahles Gespenst auf die Frau. Aber das Gespenst ging immer vorüber, stellte sie fest. Sie bekam langsam Herzklopfen, als sie fortfuhr, diesen Vorgang zu beobachten.

»Und ich hatte diesen Traum in der Nacht«, sagte Kristof. »Einen schwarzen Berg sah ich zwischen weißen Höhen liegen. Diesen schwarzen Berg klomm ich hinan. Andere Menschen sah ich vor mir steigen. Und als sie den Gipfel erreicht hatten, stürzten sie die andere Seite hinunter, wo das ewige Leibermeer der Abwelt wogte. Da ging ich hinab zu den Menschen

Digitized by Google

diesseits des schwarzen Berges und sagte ihnen, was ich von dem schwarzen Berge wußte und hatte große Sehnsucht nach den weißen Höhen.«

»Und was willst du mir mit all dem sagen?« bebte Hanna.

»Daß ich schon lange ein mir heiliges Gelübde tat, niemals außer dir eine Frau zu berühren . . . Mit dem Leibe nicht und auch nicht in Gedanken, was genau so schlimm und böse, ja, bei starken Geistern noch viel schlimmer ist als das andere. Deshalb schloß ich uns hier ein, deshalb laß ich keinen Dienstboten über unsere Schwelle, weder Mann noch Weib. Das ist das Geheimnis unseres Lebens: immer, wenn wir durften, dann konnten wir nicht, und nun wir können, dürfen wir's nicht. — Sieh nur: ich habe gekocht, gewaschen, gescheuert die ganzen Jahre für dieses Ziel. Und schüttelte mich oft der Unwille bei der Arbeit meiner Hände, was tut's — ich sah die Heere der Irren heranbrausen gegen den schwarzen Berg, und meine Seele wandte sich ab. — Weil sie den Hausherrn sinnlich mit den Augen streichelt, wird die Dienstmagd zum Mörder der Frau. Und der Knecht will die Frau besitzen und haßt den Herrn, der Herr aber geht hin und kommt um.«

»Eine Frau, die mehr verlangt, als du ihr gibst, ist eine Dirne,« flüsterte Hanna.

Und — so schoß es Kristof durch den Kopf — was ist ein Mann, der seiner Frau dieses nicht gibt? Und gab er seiner Frau denn alles, was er ihr gesagt hatte? Stand er denn nicht immer noch vor ungekämpften Schlachten? War er denn ganz sicher, daß er niemals zu den Stürmern des schwarzen Berges zählen würde?!

In diesem Augenblick klopfte es dreimal rasch und deutlich gegen die Wand, hinter der sein leeres Zimmer lag, und von der Kommode rutschte ein Gegenstand, was wie schlechtes Silber klang. Kristof stellte sofort fest, daß niemand gegen die Wand geklopft haben konnte, und daß kein Gegenstand von der Kommode herabgefallen war, denn es hatte nichts auf diesem Möbelstück gelegen.

Hanna wurde bleich wie die Wand, vor der sie saß. Sie streckte die Arme in halber Höhe zu Kristof hin, der mit übermenschlicher Gewalt seinem Körper Beherrschung befahl, als er über dem Kopf seiner Gattin eine für diese Jahreszeit besonders und auch überhaupt ungewöhnlich große Spinne regungslos und doch wie mit gespannter Neugierde sitzen sah.

Er trat auf Hanna zu. Er setzte sich zu ihr aufs Sofa und umschlang sie fest mit beiden Armen.

»Eine Warnung, Hanna . . . Wir müssen auf der Hut sein«, sagte er leise und fest.

Da atmete sie auf . . . Nur eine Warnung erst! — —

Sie küßten . . .

* * *

Digitized by Google

»Auch ich habe einen Traum gehabt in der Nacht«, sagte Hanna leise und lehnte mit dem Kopf an seiner Schulter. »Es war ein Traum vom ewigen Wurm.«

Kristof fühlte, wie ein Schauer sie durchrann. Die beiden standen in den letzten Tagen unter der Wucht schwerer Träume. Und wenn er auch ein Traum-Weiser war, so wußte er doch eine ganze Menge von Symbolen nicht zu deuten, und auch in Büchern allerhand gelehrter Leute konnte er nichts finden, weil er erfahren mußte, daß der Traum bei fortschreitender Erkenntnis wahlloser und schwieriger in der Anwendung der Bildmittel wurde und sich Gleichnissen bediente, die nur eben für diesen Träumer bestimmt waren.

»Es waren zwei Schlangen in einem Raum. Zwei ganz entsetzliche Schlangen. Und diese Schlangen, besonders die eine, sollte ich töten. Und wer mich dazu drängte, war das schlanke, seltsame, leicht vornübergebeugte, fremde Weib, das gestern am Tag zweimal langsam an unserem Hause vorüberging. Die eine Schlange hatte ich gleich zu Tod gewürgt. Doch da wunderte ich mich, weshalb dies Weib und all die andern Schwestern, die daneben standen, nicht die Tötung taten. Und ich wußte auch sofort, daß sie niemals in die Lage kämen, solches Werk zu tun — und hing doch ihre Rettung davon ab. Und ich schritt zur großen, fürchterlichen Schlange, die sich richtete, griff zu ihrem Rumpfe, und indeß sie sich in meinen Unterarm verbiß, schnitt ich mit der anderen Hand in ihren Hals, schnitt und schnitt, Zoll für Zoll, schwer, langsam schwer, schnitt unmenschlich zäh und willensstark. Die Spannung leerer Blicke wuchs in ganzer Runde. Und das Haupt der Schlange fiel zu Boden. Aber auf dem Arme stand mir Blut. Und ich sog das Gift aus der Wunde, sog und sog, und die Menschen sagten mir, das sei nicht schlimm . . .«

»Kannst du dieses deuten?« fragte Kristof und war aufgestanden.

Hanna schüttelte den Kopf.

»Wir müssen wach sein. Und wenn es auch schwer kommt, es kommt zuletzt doch gut. Die unsichtbaren Geister rühren an unsere Wege. Ein Neues flutet heran, Gott weiß woher.«

Er dachte rasch an die Dame, die gestern zweimal vorbeigegangen war. Die Bewegung ihres Leibes hatte so etwas Aufpeitschendes gehabt. Ihr Gesicht war wild und schön. Eine zügellose Zigeunerin etwa. Schwarzes Haar über brennendem Blick. Kühnes Kinn in schweres Wolfsfell gedrückt. Und der schwellende Mund ein wenig gezerrt, wie in Furcht vor Grauenvollem. Ach!! Einmal hinauszulaufen mit solch heißem Weibe in die Nacht, tiefer und tiefer hinein in die Nächte und die Wälder, und immer die kreisenden Nordsterne über den ragenden Häuptern. Frost. Singender Schnee. Eishütten. Und niemals wiederkehren. Und Neues fühlen. Und weiterziehen. Und beißen und brennen. Und endlich den Gott in der rasenden Lust erkennen. Denn dieses gab es! Ach — —

Digitized by Google

Kristof erschrak. Er wandte sich. Er eilte zu Hanna, die umgesunken war auf dem Sofa. Sie wimmerte leise und griff mit der Hand nach ihrem Herzen. Ihre Lippen waren blutleer und schlaff. Und ihr Gesicht sah so entsetzlich mager aus, daß Kristof im Augenblick an eine Augentäuschung dachte. Er griff nach Wasser. Sie atmete schwach. Angstschweiß stand auf seiner Stirn, und ihr brechender Blick strömte ihm eine Klage ins Herz, daß er von einem Mitleid gestochen wurde, wie er es nie gefühlt. Und auf der ganzen Schärfe der Schneide zwischen Wachsein und Wahnsinn ballte er die übermenschliche Kraft seines Mitleids in ein nur sekundenlanges gewaltiges Gebet, das sich mit einem unerhörten Gelübde verband. »Gott in mir und über allen Fittichen, rette mein Weib zu mir her! Ich will dein Letztes vollbringen und dein weißer Seliger und der Diener aller Menschen sein!« Die Wände hoben sich auf und gingen ins Ferne. Nur mit den Ohren der Seele zu hören rollte ein prachtvoller Donner herbei. Die Sonne, die rot auf dem Rand der Erde lag, hüpfte ganz deutlich dreimal und versank. Ein Geruch von Balsam schwebte vorüber und ließ eine volle Duftspur zurück. Und wie sich die Wände des Zimmers langsam schlossen, stand Hanna vor seiner Brust, schöner als jemals. Ihr Haupt war wie von weißem Schimmer umkreist.

Sie sprachen nicht. Sie gingen umschlungen hin und her.

Es war ein wirkliches Wunder geschehen. Und dieses Wunder hatte ein Mensch vollbracht — aus der Kraft des Mitleids gezogen. Man fühlte doch: Gott sprach, wenn es so weh tat. Und er hatte sein Ohr der Rede Gottes geöffnet. Also doch er! Nicht Hanna! Er! Er! Die unreinen Ströme der bösen Gedanken des Gatten brachten den Körper der tugendsamen Frau durch unendlichen Schmerz an den Rand des Grabes, und sein hieraus entspringendes Mitleid, das sich zum Wahnwitz steigern konnte, stieß ihn mit rücksichtsloser Gewalt den Weg der Vollkommenheit hinan. Jetzt drängten letzte Kräfte zum entscheidenden Schlag. Von heiligem Schauer überrieselt gewahrte er, daß er jeden Schritt in die körperliche Menschheit durch ein rasches Gelübde für alle Zeiten der Welt unmöglich gemacht hatte, ja auch nur in leisen Gedanken zu den Körpern der Menschen zurückzukehren, war ihm von nun an verwehrt. Er hatte nichts als der große Mensch zu sein, der er eine einzige Sekunde lang gewesen war — mit allen seinen wachen Sinnen. Und das Gefühl der plötzlichen und nie mehr zu verletzenden Einsamkeit mit diesem Weibe — und sei es auch in einem kaum gewollten Tasten — ließ seine Gebeine erstarren, und wie von eisigen Leichenhänden fühlte er sich irdisch angeweht.

Jedoch zugleich erfaßte ihn ein ungeahntes Schauen. Wie Schuppen fiel es im Augenblick von allen irdischen Dingen. Sie gaben unter seinem Blick ihre Formen auf, um anders dazustehen, und hatten schließlich doch ihre selbe Form behalten. Ihm war, als hätte er andere Augen bekommen. Die Dinge waren da, aber sie waren etwas mehr als nur da. Man konnte vielleicht sagen, sie waren zweimal da, oder auf zweierlei Weise. Ganz genau konnte er das noch nicht umreißen.

»Und doch«, sagte er und sah seiner Hanna in die tiefen Augen, »wenn ich jetzt gleich im Sinnen-

Digitized by Google

rausch deinen ganzen Blick in meinen ganzen Blick zwänge, du entwichest oder deine Augen würden plötzlich fremd. Siehe, dann suche ich dich mit jeder Faser meines Leibes, du aber hüllst dich ein, und ich vermag nicht dich zu erkennen.«

»Du suchst, was in uralten Märchen verborgen ausgesprochen ist. Wir beide würden in der Umarmung sterben, wenn wir täten, was du verlangst«, sprach Hanna.

»Und soll ich dich niemals so erfassen dürfen, wie es mein ganzes Sein von jeher verlangt?« rief er verzweifelt.

»Wir — oder ich allein — wir brauchen noch Reife,« entgegnete sie und sah ihm groß ins Gesicht.

Da erinnerte er sich, wie warnend sein Herz in Furcht geklopft hatte, wenn er in jenen Augenblicken die große, gewaltige Umarmung erzwingen gewollt. Es mußte wohl so sein, daß auch zum Erkennen des göttlichen Wesens in der Wollust erhabene Geistigkeit notwendig war. Und deshalb waren bei exotischen Völkern gewisse laszive Tänze im Zusammenhang mit religiösen Gebräuchen üblich. Auch ein verschütteter Pfad zum Geheimnis des Menschseins und deshalb heute unverständlich oder verlacht oder mißachtet! — — —

Es kam jemand durch die Haustür und stampfte im Flur den Schnee von den Füßen.

Jochen trat ins Zimmer, ein seltsam schöner Knabe mit vom Frost geröteten Backen. Er war zehn Jahre alt, fleißig, zuweilen sonderbar verträumt, die Hoffnung seiner Mutter. Von ihr auch hatte er das Gesicht, vom Vater den schweren Blick der Augen. Er besuchte die Volksschule des Orts und hatte zwei Jahre hindurch unter einer beispiellosen Hänselei seiner Mitschüler zu leiden gehabt. Erst als sich das Ansehen Kristofs änderte, hörte auch die Qual für Jochen auf. Doch das frühe Leid hatte dem empfindlichen Jungen bereits den Stempel aufgedrückt. Er blieb der einsame Schüler unter lauten Kameraden.

Jochen trug einen Brief in der Hand, den er dem Vater brachte.

»Ein Brief?« fragte dieser verwundert.

»Von wem denn?« fragte die Mutter den Knaben.

»Eine ältere Frau gab ihn mir. Sie fragte mich, ob ich der Ebel wäre.«

»Ob du wer — —?« Die Mutter sah ihn scharf an.

Jochen blickte fort und errötete. »Nun ja. Sie sagte natürlich, der kleine Ebel. Aber das ist doch ganz gleich.«

Hanna mußte lächeln.

»Keine Aufschrift!« sagte Kristof. »Wer hat Dir diesen Brief gegeben?«

Jochen war schon an den Tisch getreten und blickte mit ganz anderen Gedanken in eine Zeitung. »Ja — es ist recht kalt«, antwortete er.

»Ich will wissen« — Kristof öffnete den Brief, warf einen Blick hinein: »Höre, Junge. Ich will ganz genau wissen, wer Dir diesen Brief gab!«

Digitized by Google

Jochen sah überrascht auf. »Ach Gott. Die Frau — Riese — huch!« Er schüttelte sich gleich, als er diesen Namen sprach.

»Frau — Riese —?« Die Mutter verstand nicht recht.

»Die Kinder in der Schule sagen alle, daß sie eine Hexe sei. Und wie eine richtige Hexe sieht sie doch auch aus«, ergänzte der Knabe.

»Woher die Kinder solchen Unsinn haben«, sagte Hanna. »Das heißt — — — Was will denn diese Frau von uns?«

»Ach! Der Brief ist doch ohne Unterschrift. Was habe ich damit zu schaffen? Und ich möchte mich heute um vier Uhr am Schwanensee einfinden.«

»Jetzt fangen die Menschen an zu uns zu kommen! Das habe ich erwartet. Sie werden mit Gewalt versuchen, unsere Einsamkeit zu stören.«

Kristof blickte grübelnd auf das Blatt, trat dann zum Fenster und hielt plötzlich die Schrift gegen das Licht. Er feuchtete den Finger an und wischte mit starkem Druck über die Zeilen.

»Was tust du da?« fragte Hanna, die ihm gespannt zusah.

»Dieses ist nicht geschrieben«, antwortete er.

»Es ist doch nicht womöglich gedruckt?« bemerkte Hanna lächelnd.

»Nein. Gedruckt ist es auch nicht. Das ist auf das Blatt geworfen. Durch einen den Menschen unbekannt gewordenen übersinnlichen Vorgang ist diese Schrift auf das Papier gebannt. Du fühlst, wenn du lange darauf blickst, wie diese Zeilen langsam sich von ihrem Grunde heben, und daß sie dich umstricken und zu sich hinunterziehen wollen, fühlst du.«

Er legte den Brief auf den Tisch. »Ich werde hingehen!« sagte er mit fester Ruhe. »Trotzdem es doch gleich fünf Uhr ist. Ich komme bald zurück.«

Er nahm Hut und Überrock und küßte herzlich seine Frau.

»Jochen, komm und schließ die Haustür hinter mir.«

Er ging. Jochen folgte.

Im Hausflur war es völlig dunkel. Das kleine Fensterchen darin war fest verhangen.

Kristof blieb einen Augenblick stehen, um sich an die Finsternis zu gewöhnen. Und da war ihm, als nähme jemand mit einem Ruck eine Binde von seinen Augen. Er machte in der Dunkelheit eine erschreckte Geste.

In der Mitte des Flurs sah er ein riesiges Spinnennetz, das aus ganz kleinen silbernen Knochen zusammengefügt schien. Und das Netz ging langsam in seiner ganzen Größe durch die Wand nach dem Hofe zu hinaus.

Jochen hatte die Haustür geöffnet. Er sah in das erschütterte Gesicht seines Vaters, ergriff mit einer zitternden Hast dessen Hand und bat ganz leise flüsternd:

»Und — Väterchen ... Wirst du — heute abend — — — Mutter weint — — — und — und —.«

Digitized by Google

Er führte die Hand an seine kleine Wange, die feucht war von rinnenden Tränen.

»Nein, mein Kind! Es wird nichts geschehen!«

Und sie umarmten einander. Es fiel ein stiller Kuß.

Dreimal heulte kurz der Hund vom Hofe, er hatte soeben die Aura eines Menschen gesehn. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kristof blieb auf der Türschwelle stehen. »Ich bin doch gar nicht wach«, empfand er plötzlich. Weshalb verließ er nur das Haus? Der Brief war doch albern. Nein — des Briefes wegen ging er gewiß nicht. Er hatte doch früher oftmals solche und ähnliche Briefe — auch Drohbriefe bekommen. Und nie war etwas darauf erfolgt. Solche Zettel und Zuschriften nahm er als Dinge der Wiedervergeltung entgegen, die aus dem Un- oder Unterbewußten des Pöbels geboren wurden. Niemals steckte etwas dahinter. Es waren Anläufe von Beunruhigung, wie sie beschränkten Menschen auf ihrer niedrigsten Daseinsstufe manchmal einfallen. Und es würde ihn gar nicht weiter erschüttert haben, wenn ihm der Herr Oberteufel selber einmal ein Skriptum gesandt hätte. Auf dergleichen war er kaltblütig vorbereitet.

Jetzt aber zog ihn etwas, und in seinem Innern stand eine Stimme auf die langsam sprach: »Du bist schon wieder unfrei.« Und wie ein Blitz fiel etwas aus der Tiefe auf ihn und traf ihn mitten ins Herz, von wo aus es sich wie ein Schlag durch all sein Blut in jede Stelle des Körpers trieb. Und mit unaussprechlich süßem Schaudern erfühlte er, wie das Geheimnisvolle der fremden Dame, die gestern zweimal vorübergegangen war, ihn unwiderstehlich mit allen irdischen Kräften lockte. Frost. Singender Schnee. Kreisende Nordsterne. Eishütten. Und niemals wiederkehren ... Hinaus! Oh! Hinaus!! Ewig hinaus!!! —

Jochen hustete. Kristof schrak zusammen. Er trat in den Flur zurück.

»Schließ zu! Ich bleibe!« Er sagte es kurz und rauh.

Kristof sah den überseligen Glanz in den Augen des Kindes. Es schüttelte ihn vor den fremden, starken Gewalten über seinem Geschick, denen er Schlachtfeld war und Opfer zugleich. Hanna kam ihm freudig entgegen. »Ich wußte es,« sagte sie nur. Er blickte sie ganz verwundert an. »Wenn du noch einmal zu den Menschen gehst«, erklärte sie zögernd, »dann bist du dir und uns für alle Ewigkeit verloren«.

»Widerstand« schoß in ihm hoch und rötete seine Stirn. »Sanft!« drängte sich da ihm ein Gefühl von innen her. »Lächeln!« ergänzte ein nächstes Gefühl. Doch da wuchs eine dritte Stimme empor und befahl mit überragender Ruhe: »Sei Mensch! Gehorche dir selber! Du weißt, was gut ist und weißt, was schlecht ist. Nicht Kirche und Schlachtfeld sollst du sein, sondern Bischof und Feldherr!!«

Und Kristof schickte den Knecht »Widerstand« auf den Hof und rief die Dienerin »Sanft« und den Pagen »Lächeln« ins Zimmer. Und alle gehorchten und dienten ihm.

Digitized by Google

Er trat ans Fenster und drückte die Stirn gegen die eisige Scheibe. Abgeklärtes Empfinden rann ihm bis tief ins Mark. Jetzt war er ganz frei von Erdenschwere. Von Menschen, die ihn sehen werden, wird er hören, daß er ein freier Mann sei, den man beneiden müsse. Und doch fühlte er ganz rasch, daß er der Gebundenste sei von allen Menschen, die er jemals gekannt hat. Gebunden war er — gebunden! mit Fesseln, die niemand sehen konnte und deren Schwere auf dieser Erde nicht wiederzufinden war.

Seine Augen blieben an einer Gruppe hängen, die vor seinem Hause stehen geblieben war. Es waren drei Männer und eine Frau, welche gemeinsam etwas trugen.

»Wer ist das? Was wollen sie wohl?« fragte er seine Frau.

Hanna trat hinzu. »Mein Gott! Wie sieht das aus! Was haben sie da?«

Jochen sprang hinaus und schloß die Haustür auf. Die Gruppe kam sehr rasch auf die Tür zu — und bevor Kristof und Hanna es noch versahen, war sie schon im Zimmer, die große, gefüllte Leinwand leise auf den Fußboden legend. Man schlug das Tuch auseinander, und mit einem Schrei des Entsetzens fuhr die kleine Familie zurück. Kristof fühlte den Mann an, der ihm zunächst stand. Der war doch wirklich der Fischer Himp.

»Das kommt, weil der verrückte Kandidat Eichwald vom Schloß die Löcher in das Eis auf dem See hat schlagen lassen, damit er sich den Arsch waschen kann«, sagte der Fischer und entströmte einen beklemmenden Geruch von Fusel.

Kristof bückte sich zu der Leiche. Es war das schlanke, seltsame, leicht vornübergebeugte, fremde Weib, das hier lag.

»Ist sie schon lange ertrunken?« fragte er.

»Um vier. Es dauerte nur, bis wir sie hervorkriegten unterm Eis.«

»Soll man versuchen sie anzublasen?« fragte Kristof seine Frau erschüttert.

Die sah ihm tief ins Gesicht. Dann lösten sich ein paar Worte ihr vom Munde. »Man soll wohl — auf Erden wenigstens — nach keiner Seite etwas unversucht lassen . . .«

Er kniete nieder und griff die Hände der Toten an, um ihr die Arme über den Kopf zu heben. Ein Strahl von Eis schoß ihm in jeden Knochen. Der Körper war steif — und von der grimmigen Kälte hart wie Holz. Die blauen Fäuste klopften hohl, als er sie auf die Diele zurückfallen ließ.

Hanna lächelte schmerzlich.

»Jetzt schnell hinaus«, rief Kristof. »Wenn das Fleisch auftaut, dann stinkt es.«

Die vier Leute hoben die Leinwand an den vier Ecken auf und trugen die Last ins Freie. Es dämmerte. Ein Schwarm Krähen umkreiste unruhig eine Baumgruppe, ihr langes krakra ununterbrochen in die trostlosen Räume stoßend. Und darunter wankte der ungleichmäßige Leichenzug.

»Wer überhaupt mag das gewesen sein?« fragte Hanna nach einer Weile.

Digitized by Google

Kristof schwieg lange. Dann sprach er leise und fest und sah tief in das Auge der Frau. »Jedenfalls die Verkörperung dessen, der mich lockte und von dem ich auf ewig Abschied zu nehmen hatte. Nicht im Leib, was nicht mehr nötig ist, sondern vor allem im Geist. . .«

Sie trat an ihn heran, der im schwachen Grau des Fensterrahmens stand. »Ich danke dir, meine helle Sonne, die du eingegangen bist zu endlicher Ruh.« Sie wies mit der Hand hinaus, wo der erste Schnitt des jungen Mondes sich tief zur Erde neigte. »Und ich Mond werde von dir glänzen.«

Jochen, die Erde, trat ins Zimmer und stellte sich still daneben.

Und anhub zitternd dreieinig kosmisches Kreisen. . .

* * *

GEDICHTE DES PO HSIANG-SHAN

VON ALBERT EHRENSTEIN

HERBSTLAND

Abwusch der Regen Staub und Schmutz der Wege,
Vom Fluß bespült gähnt flach die Straße,
Des Mondes Geisterkürbis grinst durch tote Nacht.
Frühfrost schwingt über uns der Eile Peitsche.
In große Stille flüstre ich schwachen Gesang,
In der schwarzen Finsternis brütet die Schwermut.
Wie Gespenster schwanken und fallen dunkle Gedanken.

Über Lotusufern schwebt Tau.
Noch schläft er in den ersten Wehen des Morgens.
Sanfte Brise.
Durch Reisfurchen singt sich ein Bach.
Geräusch unserer Glocken
Trifft wie ein Stein
Einen verschlafenen Hund.
Im Schein unserer Fackeln ertrinkt ein schlafender Vogel.
Dämmerung schimmert durch Umrisse nebliger Bäume:
Zehn Meilen noch — bis der Tag sich öffnet.

* * *

Digitized by Google

DER ALTE MANN VOM STROM

Menschenherzen lieben Gold und Jade,
Menschenmäuler lieben Wein und Fleisch.
Nicht so ist der alte Mann vom Strom.
Er trinkt Wasser aus dem Kürbis,
Nie fragt er nach mehr.
Im Süden des Stroms wächst ihm Feuerholz, Gras,
Im Norden des Stroms birgt ihn ein Dach.
Ein Morgen Landes genügt ihm zum Anbau,
Im Frühling weidet er zwei gelbe Kälber,
Mit ihnen findet er auf der Wiese
Die große Ruh.
Er kennt nicht Wünsche, noch Sorgen.
Ich traf ihn am Ufer des Stroms
Und abends nahm er mich heim,
In seiner Strohhütte übernachtete ich.
Als ich von ihm Abschied nahm,
Dem Markt des Hofes wieder verfallend,
Fragte mich der alte Mann nach Stand und Rang.
Mein Wort bezweifelnd, lachte er laut und lang:
»Geheime Staatsräte schlafen nicht in Scheunen!«

* * *

TRINK MIT DEM FREUND!

Als der gelben Vögel Gesang verstummte
Und halbreif hingen die grünen Pflaumen,
Saß ich im Gram:
Schon waren des Frühlings Wunder vorüber.
Dumpf stand ich auf und tappte dunkel
Durch des Gartens Tor.
Ich packte meinen Becher und begann
Stumpf allein zu trinken.
Plötzlich klopft es gegen das Tor.

Digitized by Google

Erlöst von mir war ich froh,
Daß endlich wer kam,
Besuch, ein Freund!
Wir tranken zusammen den ganzen Tag,
Die gestauten Gespräche vieler Jahre
Überrannten uns wild.
Ein unendliches Reich
Ist ein einziger Becher Wein,
Er läßt uns entdecken
Die Geschichte all unserer Leben.

* * *

TRAUMBESUCH

In der Nacht träumte ich Verbannter
Mich zurück nach Ch'ang-an.
Ich sah wieder die Gesichter
Alter Freunde.
Unterm Aprilhimmel der Träume
Nahmen sie mich bei der Hand,
In die Frühlingswinde zu wandern.
Zusammen kamen wir in das Dorf
Des Friedens, der Ruhe.
Unsere Pferde hielten vor dem Tor meines Freundes:
Jüan Chén saß ganz allein.
Als er mich sah, lächelte Licht
Ihm über Auge und Mund.
Er zeigt auf die Blumen im sonnigen Hof,
Er öffnet Wein im Sommerkühlhaus.
Er schien zu grüßen: nichts hat sich verändert.
Er schien zu bedauern: daß unsere Seelen
Sich treffen mußten im Flug.
Schon zerfielen die Tore des Dorfes —
Hart ist die Zeit!
Ich erwachte und dachte
Ihn noch bei mir.
Ich streckte aus meine Hand —
Da war er nicht mehr.

* * *

Digitized by Google

BEKENNTNIS

In einem Jahr der Jahre Yüan-ho, zur weisen Zeit
Floh ich aus der Welt ans Ufer des Wei.
Begabung fehlt mir, so bescheid ich mich mit freudloserem Los,
Genieße bescheiden die Ruhe der Zeit,
Die Hof und Hefe reinlich scheidet mit ordnendem Sinn,
Nur Weise bestallt, Toren verwirft,
Gelehrte ehrt, die Bürger desgleichen,
Vor Jungen kniet und das Alte zertrümmert.

Ich habe mein Schicksal erkannt, die Wege des Himmels,
Ich trinke Freude nur mehr an den Ufern der Weisheit.
Ich bin der große Vogel, der aus dem Käfig hoch flog in die Freiheit,
Ich, der Leopard, fand in den Tiefen des Nebels die sichere Höhle.
Von Sorgen der Welt kommt mir nimmermehr Unruh,
Nur Eines: zu fristen mein Ich, bleibt mir nicht erspart.
So ist verhängt über mich noch Kleidung und Speise,
Noch plage ich mich mit Seidenraupen und Äckern.
Im Garten rott ich Unkraut aus,
Ein Feldchen befrei ich von Steinen.
Bei Tag sind das Türschloß meines Häuschens Bretter,
Bei Nacht stampf ich die gelbe Hirse.
In freiem Raum ersteht eine Tenne,
In freier Zeit düng ich den Acker,
Dornsträucher form ich zur stachligen Hecke,
Auf Hügeln betreu ich die Sproßen des Lauchs.

Beim Ackern bereu ich meines Leibes Ohnmacht,
Beim Ernten ersehnt mein Herz des Jahres Fülle:
Mein Hofkleid versetzt ich für Wein und Becher,
Dich Schwert an meiner Linken für weißer Rinder und Schafe heiteres Blinken,
Müd zum Umsinken kauer ich an der Haue, Pflanzer der Fichten,
Vor Hunger zerwühl ich den Korb, in den ich Farnkraut mir pflückte.
Aus naher Quelle führ ich Wasser ans Haus heran,
Versetze den Bambus hin vom Bergkamm.
Zu streng ist des Lebens mühsame Plage,

Digitized by Google

Der Gast meines Herds heißt ewiger Mangel,
Staub füllt die Behälter der Küche,
Geld, Seide fehlt in den Säcken.
Siech wankt mein Bruder herbei am Krückstock,
Es weint meine Frau, nie geht sie aus.
Gewand übergibt mir bleich ihre Hand — es sind Lumpen,
Schrill lachen wir über das Mahl: Weinhefen und Kleie.

Der Hund bellt, beißt den häufigen Steuereintreiber,
Bangt zirpt die Grille, sie hetzt meine webende Frau.
Tiefsinnig studier ich die Steuergesetze:
Mein Wagen verschwindet mit meinem Getreid in des Kriegsheers Scheunen.
Am Abend rast ich matt lehnend am Dorfbaum.
Im Herbst umkreise ich Wandrer den Dorfteich.
Die dunkeln Wolken werfen schmerzlich stille Schatten,
Der kühle Mond trauert über Feld.

Das Heidekorn weint seine weißen Blüten,
Holzbirnbaum starrt von vergilbendem Laub —
Schon naht der kalte Tag des Winds und Blätterfalls.
Noch einmal heitert sich der Himmel auf, grasgrün erschallt der Mond.
Die Gartenblume stirbt schon hin im Rauhfrost,
Nur Vorhofs Gras wird unterm Regen fett,
Das Vordach arm und leer trauert um ferne Schwalben,
Versummt ist im Gemäuer Sommers Grillengesang.

Mein Aug las sich in Büchern blind,
Mein Arm sinkt müd vom Steineschleppen,
Der kranke Leib ist tot wie Holz,
Der steife Reif ruht greis auf meinem Schläfenhaar.
Kein Schlummer quickt, betaut des Alters Jahre,
Mein Kummer dehnt die lange Nacht.
Die Orte, wo ich gewandert, schwanden aus meiner Erinnrung,
Trüb ging ich in der Vergangenheit Schutt, zerstört, der Vergessene.
Urplötzlich gedenk ich der Zeit meines Ruhms.
Da ich der Gefährte war der stolzen Schwerter des Reichs,
Ich vor den Kaiser trat, meines Werts bewußt,

Digitized by Google

Herr jenseits aller Zeremonien.
Mein Stern schien hell, ich durchflog die Himmel windwolkenschnell,
Aufschoß ich wie eine grünende Au unter Regen und Tau,
Wie verdorrter Stamm, den des Frühlings Wasser bezweigen, belauben,
Ich stumpfes Eisen erglänzte geschliffen: Schwertes Spitze.

O eine Seele mit Dir, Ts'ui, stürmt ich dahin wie ein Renner,
O eine Seele mit Dir, Ch'ien, beflügelt schwang ich mich hoch,
Ich Stümper mengte mich unter die Dichter,
Ein blinder Stein fiel unter die Perlen.
An einem Tag bestiegen wir die goldenen Pferde des Kaisers,
Wir teilten brüderlich uns in den Nachtdienst.
In einem Handschreiben ward unser ehrend gedacht,
In einer Antwort dankten wir für den Glanz.

Zusammen ritten wir die wilden Hengste des Hofstalls,
Zusammen kosteten wir die Leckerbissen der Küche des Himmels:
O, morgens und abends schickte der Kaiser uns Süßes,
Vor Kälte und Hitze schützten uns Ehrengewande.
In einem Zimmer schrieben wir mit dem Pinsel aus Federn des Schwans.
Gewürznelken im Munde, Wohlgeruch kauend,
Die Pritsche war mit grünem Taffet bezogen,
Vorhänge leuchteten rot übers Lager.

An einem Tisch aßen wir tags,
Auf einem Bett schliefen wir nachts,
In einem Zimmer empfingen wir den verkündeten Willen,
Zusammen stand unser Namen unter manchem gesiegelten Brief.
Zusammen schrieben und lasen wir unsere Entwürfe,
Zusammen tilgten wir Doppelsinn draus.
Und ohne Schwanken löschte jeder den eigenen Vorschlag,
Ziel, Ordnung des Ganzen stand über dem einzelnen Schöpfer.
Wir hatten zusammen ein Herz,
Wir fanden zusammen den Sinn.
Im Kleinen übten wir Sorgfalt wie Shih-fên,
Entschieden wahrten wir jedes Geheimnis wie Chang-T'ang.

Digitized by Google

Die grünen Tore der verbotenen Stadt verwehren den Eintritt,
Den Kaiserpalast umringt rot Purpurgemäuer.
Mit steinernen Lotosknospen geschmückt sind der Brunnen Geländer,
Mit steinernen Fächerenten des Vordachs Ziegel,
Von Stockwerks Stirn blickst du weit wie die Elster,
Inmitten des Teichs Paradiesvögel baden.
Im Winde regen sich Zweige vielhundertjähriger Bäume,
Im Warmhaus duften die Blumen durch alle vier Zeiten des Jahres.
Der Nachttau gefriert in der Hand eines goldgleißenden Dämons,
Der frühe Morgen beglänzt die glitzernden Dächer.
Vor Stufen: der Bambusbäume Grüngelb erschimmert wie Schminke,
Von Stämmen des Vorhofs träufeln die Früchte wie dunkle Blutstropfen.

Glück wünscht mir jeglicher Tag, ich geleite den Kaiser,
Der Frühling wird mir zum Fest auf den Stufen des Glücks.
Der Kaiser naht dem Palast, es klatschen die Peitschen,
Man grüßt ehrfürchtig den Herrn, die Gürtelsteine erklingen.
Des Himmelssohnes Begleiter bilden Spalier bei den Toren,
Geharnischt warten sie still in den Gängen des Flurs,
Wie Feuer branden hoch die rot geschweiften Wimpel der Fahnen,
Eiszähne starren empor — die weißen Lanzen der Reiter.
Wir gehn am Gewebe der Fluten vorüber: dem Fischteich,
Vorbei an der Badehalle Bassin.
Dem Herrscher genüber harren im Vorhof die Kammerfrauen,
Im Nachbarsaal erwarten andre den Erben des Reiches.
Hofdamen bewegen stolz nickend die Mützen,
Die Fürsten umlärmt Geschmeide des Prunks.
Goldene Glöckchen beglänzen einander
Und Feuerrot kämpft mit dem Purpur.

Mit Spielbällen spielen die Pfirsichblüten des Hofs,
Im Kreise reicht man singend Bambusliqueur in Kristallen,
Von Silber strotzen die Gürtel der Haremswächter,
Prinzessinnen prangen geschminkt, Erhabenheit in den Augenbrauen.
Geschenke werden gereicht am Osttor der Feste,
Musik und Wein überströmt die gewundenen Ufer des Stroms,
In Kelchen schäumen die Weine des Kaisers,
Gesang erschallt, Tanz schwebt wie aus himmlischen Welten.

Digitized by Google

Man trinkt — warum werden die Bäume so rot?
Man summt ein altes Lied, liebkost die grüne Weide.
Und abgewandt vom Fest schwankt man Feldwege lang,
Schon müd ruht man vom Rausch im Haus der Götter,
Den Nordwind atmend im Tempel des grünen Drachen,
Entflohn der Stadt durchs Vorwerk des Ostens.
Und Frühling ist, die Blumen sind so licht und warm,
Ich flieh die Hitze, mich kühlt ein Wind, fahrend aus Bambusgehölz.

Entronnen dem Bann des Amtes such ich befreundete Seelen,
Ihr Dasein und Wort macht mich trunken wie himmlischer Duft.
Und fehlte mir Zeit — nie kam ich zu spät Euch,
O, immer sahen wir uns und schieden in endlosem Begleiten.
Fasan und Storch sind anfangs beide klein,
Es kommt die Zeit und scheidet grob und fein,
Zuerst schien ich euch groß wichtig wie ein Weltordner,
Als ich von euch ging, war ich wieder geschlagen wie der verbannte Kung-tse.

Wir waren beisammen — die Zeit ist nicht zu zählen, sie wiegt.
Steigen und Sinken hat seine Dauer,
Wir aber waren fünf Jahre — ewig beisammen, Tag und Nacht!
Nun trennt uns die Mauer, wir sind einander fern wie Sterne.
Geknickt, gebrochen bin ich wie der einsam wachsende Bambus.
Geschmolzen, zerdrückt wie der hundertmal gepeinigte Stahl.
Mein Weg ist aus, schwach geh ich auf und ab,
Und kaue den Kummer ohne Reue und Schmerz.

Treu fühlt ihr meine Armut, beschenkt den Gefährten der Jugend,
Aber was soll ein Schatz dem siechen, flügellahmen Spatz?
Ihr kümmert Euch um meines Winters Kälte, als ob sich Leid in Seide kleide,
Den Hunger stillt Ihr mir und hungert in der Ferne gern mit mir.
Arznei Euch schien der Seele Medizin,
Bücher und Tücher gabt Ihr mir dahin.
Ich bin Euch noch der höchste Baum im Pinselwald,
Ihr lindert das Leid, das mich stieß aus unsrer Stadt.
In Wahrheit dank ich Euch tief,
Doch hofft nicht, Schaumblase steige je wieder zur Höhe!

Digitized by Google

Armstark mich vorwärts zu führn, geht über Euere Kraft,
Ihr blast und worfelt nichts, fliegt in die Höhe,
Bin ungeschickt, unbegabt und durchaus unbrauchbar.
Im Sturm zu stehn, frommt dem Turm, nicht dem Wurm,
Schmückt Ihr eine Hexe, kostet die Schminke zu viel,
Geschliffener Ziegel ist kein Diamant.

Die Einsamkeit liebend, kehrt ich der Zeit meinen Rücken, den breiten,
Den Weg und den ehrlichen Namen durch Ruhm zu verletzen, ist nicht meine Sache,
Entwandelnd dem Ich grüß ich Lao-tse,
Einwandernd ins Wesen grüß ich Tsuang-tse.
Weltfern verwerf ich den Krimskrams des Lebens,
Und sinnend bewach ich meines Gehirnes heiligste Gegend:
Ich, Pe-lo-thien, ich grolle nicht Seufzer unter dem Schicksal,
Ich haste nicht, stürm nicht Befehlen des Daseins entgegen.

Ich öffne die Brust nicht mehr dem Zorn, der Entrüstung,
Mein Arm spannt nicht mehr den Bogen der Schlacht,
Ich bin das verborgene Kleinod, die versunkene Perle,
Es findet mich niemand im Schlamm!
In Asche mein Herz vergaß das Bäumen und Steigen,
Ich lache über die Welt: sie will bloß vor Falschem sich neigen,
Mir Einsamen nahen nur Priester: die Freunde des Weges,
Und Krankheit heilt mir Buddho: der König der Ärzte.

Die wirren Wünsche töte ich durch Schauung,
Der tiefe Geist geht ein in Einheit,
Die Narrheit stirbt: ich finde Zuflucht in Buddhos Weisheit,
Furt über die Meere des Leids — ich kenne das Floß des Erwachten!
Windunbewegt zu leben ist mein Sinn,
Nichtdasein ist mein Vaterland,
Zum letzten Mal fühl Mitleid ich für meinen Leib und diese Welt
Und schon vergeß ich beide tief: für immer.

* * *

Digitized by Google

ZWEI GEDICHTE
VON RUDOLF FUCHS

DIE FAHRT

Aus weitweiter Ferne scholl's wie Schalmein.
Im Kahne kamen sie an zu drei'n,
Zwei Wächter standen und einer schlief,
Laub lag auf seinen beiden Augen tief.

Das war kein Laub, es war die Nacht.
Aber der Tag war schon hell erwacht.
Und auf dem Schnee war ein indisches Dach,
Dunkel, geschweift und Fach über Fach.

Kein Tempel war's, eine Schattenhart',
Die eine Tanne aufs Schneelager warf . . .
Da hielt der Schäfer beim letzten Baum,
Er war es nicht selbst, war sein eigener Traum.

* * *

STIMME DES MITTAGS

»Zieh' deine Schuhe aus. Du bist erwählt!
Es hat die Flamme sich dem Laub vermählt!«

Noch wirkt die Glut. Noch flimmert fern ein Rauch.
Die Stille ruft. Und üppig grünt der Strauch.

Und meine Stirn zu beten ist bereit.
Es pocht das Herz. Sonst teilt kein Maß die Zeit.

So fremd mein Schritt. — Und warten eilt zu sehr.
Der Mittag bebt und wallt von Meer zu Meer.

Das Auge tränt, zu sein und nicht zu schaun,
Das Ohr verging in tiefstem Weltvertraun.

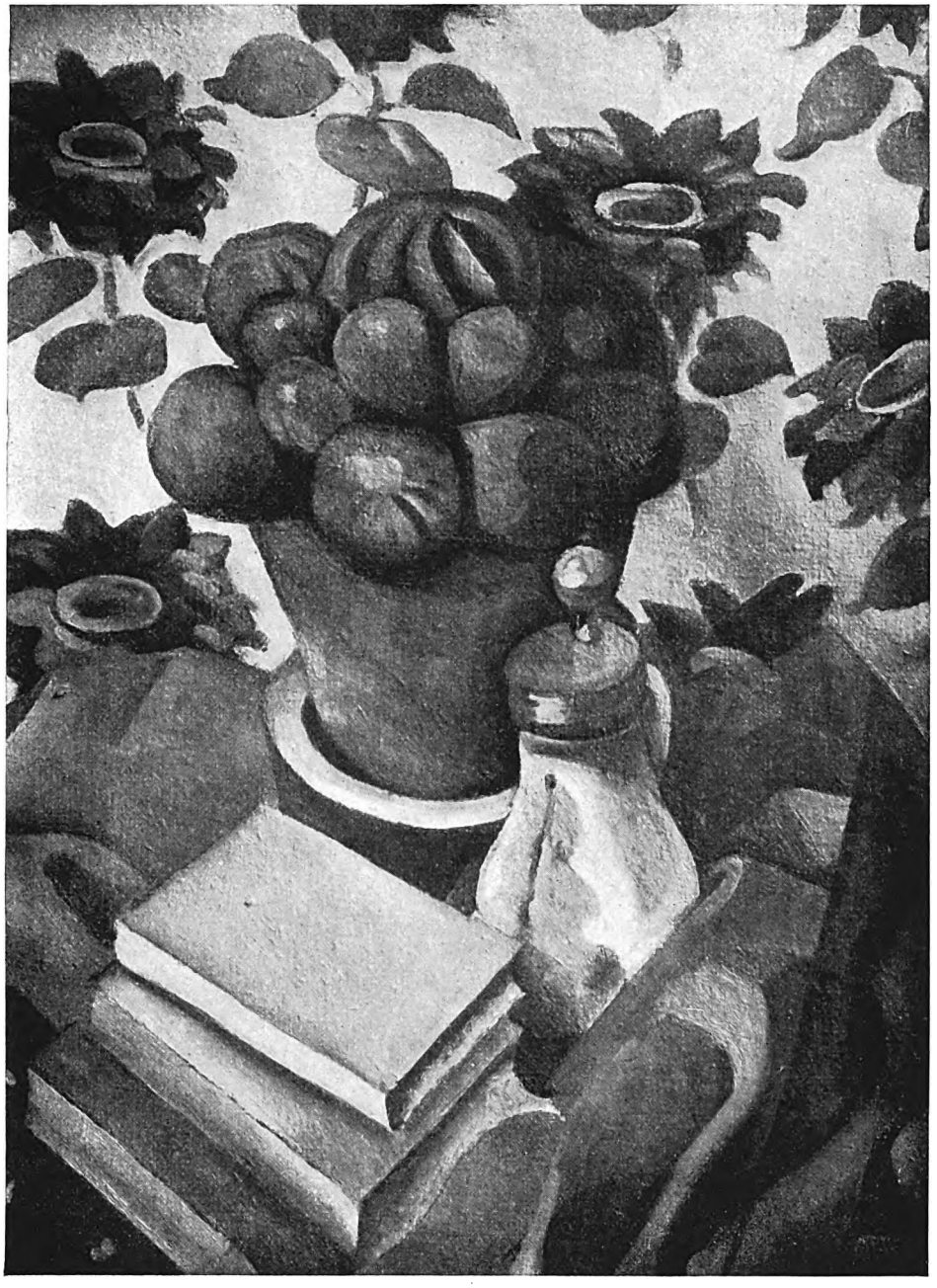
Doch hinter Fluren, Wüsten, Meer und Zeit
Taucht eine Stimme her aus Ewigkeit,

Die mild, ein Wind, durch meine Sinne schweift,
An meinem Herzen irr vorübergreift . . .

* * *

Digitized by Google

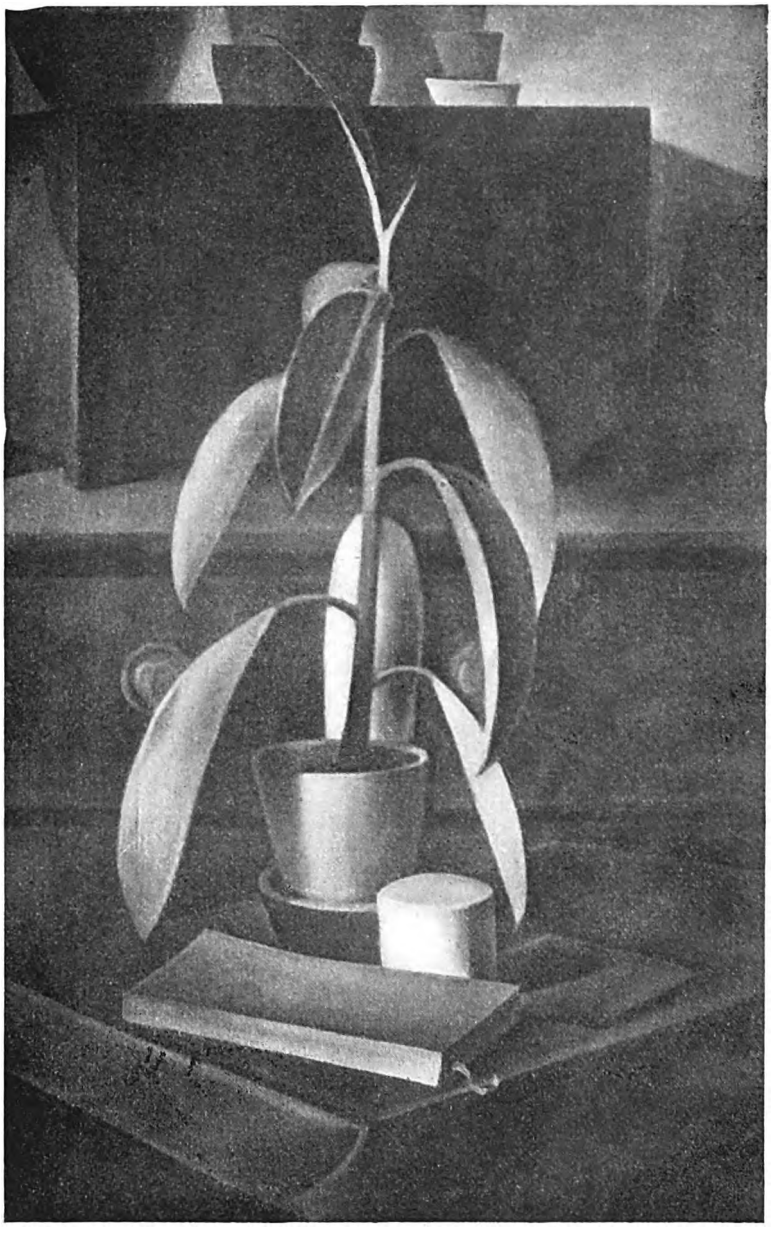
ALEXANDER KANOLDT



Stilleben (1920)

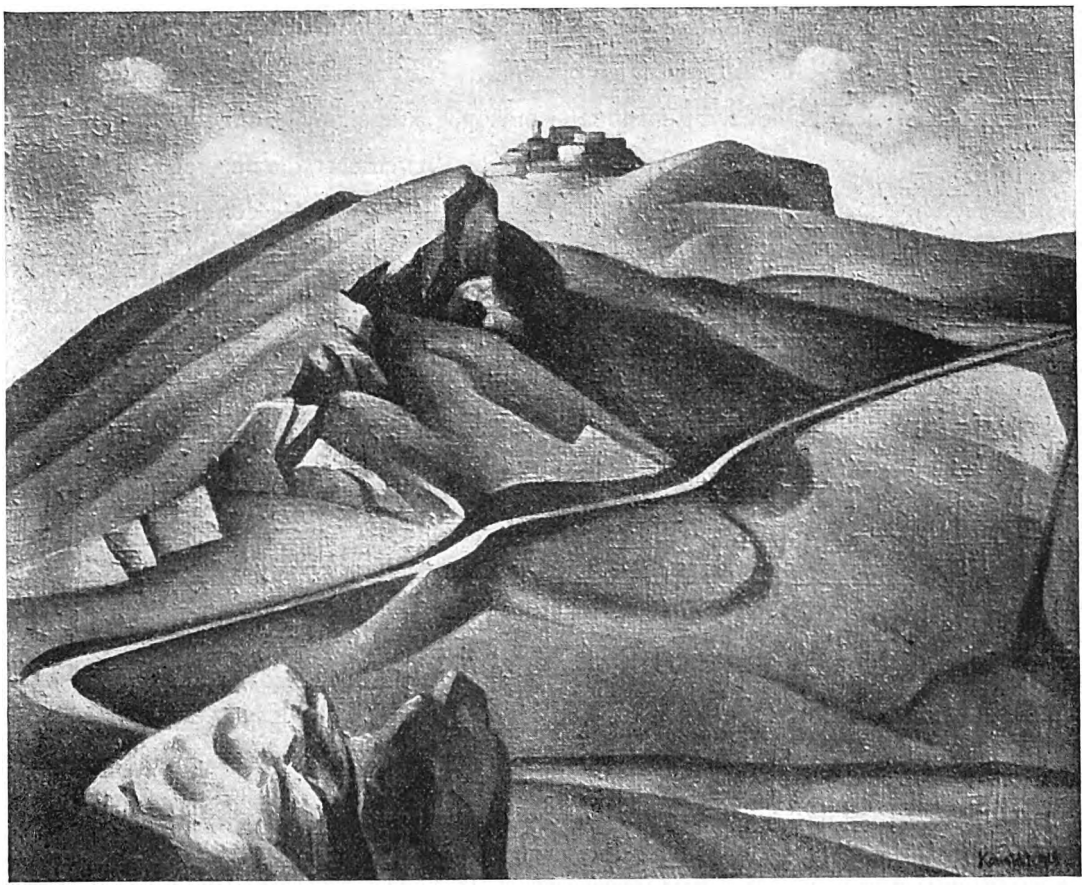
Digitized by Google

ALEXANDER KANOLDT



Stilleben 1921

Digitized by Google



ALEXANDER KANOLDT: *Il Paese di Bellegra (1925)*

ALEXANDER KANOLDT

VON WILHELM HAUSENSTEIN

ICH denke um fünfundzwanzig Jahre zurück: wir sind Primaner des Gymnasiums zu Karlsruhe. Es ist die Zehnuhrpause. Die Kleinen balgen sich im Hof, schreien; die Größeren stehn in Gruppen, diskutieren — und es geht um nichts Geringeres als um den Gorgias; es sind einige, die sich darin gefallen, von dem Sophisten bestochen zu sein. Einer steht am Rande und schweigt. Er hat ein etwas graues Gesicht, sehr traurige blaue Augen mit langen, dunklen Wimpern, die den traurigen Augen noch die Traurigkeit des Umflorten hinzufügen; er ist ‹nach einer gewissen Vorliebe, die wir kennen› etwas trüb gekleidet — zwischen Grau und Schwarz, und in seinem Anzug, an Faltung und Formung seines Hutes ist etwas Besonderes, das als die Eigentümlichkeit des künftigen Künstlers empfunden wird; das Besondere ist auch an Kragen und Krawatte — aber es ist sehr dezent, und man merkt es kaum. Dort drüben läuft ein anderer, als Zigeuner markiert — mit Schlapphut und Lavallière ‹so wie wir uns den Libertiner einstweilen denken, den man Künstler nennt›: Karl Albiker.

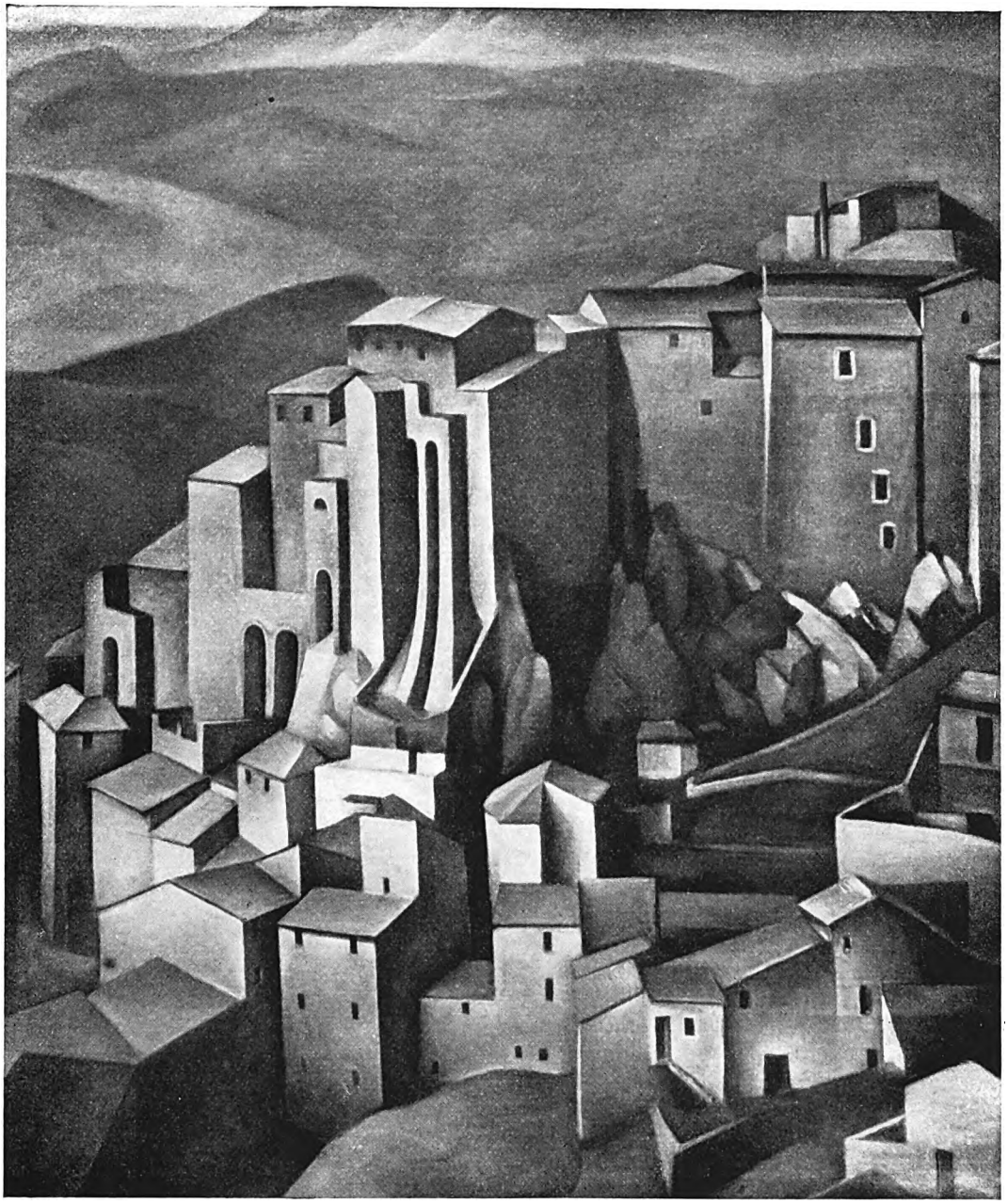
Digitized by Google

Die Allüre wird ihn nicht hindern, später ein vorzüglicher Bildhauer zu sein ... Es ist ein merkwürdiges Gymnasium. Unter den Bäumen promeniert Carl Einstein — noch Sekundaner, wenn ich mich in diesem Augenblick recht entsinne: rundköpfig, kurzsichtig, absonderlich, und es könnte sein, daß er gerade eine jener unvergleichlichen Salzbretzeln verzehrt, die unsere Pause nicht minder klassisch gemacht haben als der Plato oder der Horaz; Carl Einstein — der eines Tages der erste gewesen sein wird, die Plastik der Neger zu gewahren ... Doch um mich nicht zu verlieren: der traurig Blickende, der Schweigsame, der melancholisch ist, ohne sentimental zu sein, der etwas Ungemütliche mit dem dunklen Scheitel, der in die niedere Stirn fällt, der Stille, der auf irgendeine Weise etwas von einem Verschwörer zu haben scheint und seine Sympathie gewiß dem Catilina widmet, ohne sie zu gestehen — dieser schon alt anmutende, sehr männliche Gymnasiast ist Alexander Kanoldt. Übrigens umgibt ihn vom Vater her ein Nimbus: in einem Gymnasium, das eine etwas hautaine Schicht preußischer Offizierssöhne mit adligen Namen zu ertragen hat, scheint der Sohn eines vornehm gesinnten Malers eine Gegenaristokratie zu repräsentieren, die unserem Herzen näher ist — eine Opposition des Geistes gegen die vorherbestimmten Träger des Porte-épées, über deren strohblonden und korrekten Scheiteln das Dach unseres Gymnasiums wie über fad-illegitimen Figuranten zu duldsam zu stehen scheint ... Es hat den Anschein, als sei auch Kanoldt mit dem Gymnasium nicht ganz einig. Hat er Vorbehalte, so aber nicht aus Flachheit, sondern aus einer Art von humanistischem Radikalismus; vielleicht ist ihm nicht alles lateinisch genug oder sein Herz arbeitet im stillen schon an einem Plan: er will das Lateinische auf seine Weise sagen — mit dem Zeichenstift und mit dem Pinsel ... So scheint es; so steht er da; so schweigt er — und wenn er redet, so redet er mit einer Langsamkeit, die jedes seiner Worte zu einer kalkweißen oder weißgrauen und fensterlosen Fläche zu machen scheint ... Denke ich heute an ihn zurück, so weiß ich: dieser Mann konnte gar nicht zu einem anderen Beruf kommen als zu dem, in der deutschen Malerei unserer Zeit gleichsam der Maler von schweigsamen Häusern lateinischer Form, von Häusern ohne Fenster, von lauter Mausoleen zu werden ...

Man muß Karlsruhe kennen, um ihn zu verstehen. Man muß neun Jahre lang den Weg in jenes Gymnasium an der Ecke der Seminarstraße und der Bismarckstraße gemacht haben ‹der »Bismarckstraße«, die im Verhältnis zu diesem Gymnasium keinen natürlichen Sinn hat›; man muß neun Jahre durch die Stephanienstraße getrabt sein und Kopf und Brust unbewußt an der edlen Primitivität des Klassizismus dieser Straße gebildet haben; man muß neun Jahre lang jeden Werktag, der ein Schultag im strengsten der humanistischen Gymnasien war, an der Münzstätte vorübergegangen sein, die aus dem Plan Weinbrenners erbaut ist; man muß endlich jenen Marktplatz mit der Pyramide im Blut und Herzen haben — mit der Pyramide, die das Herz eines Markgrafen birgt: dort hat man erleben können, was ein »Forum« ist! Man las das Wort in den Schriften der Alten. Man suchte, sich ein Bild zu machen. Man wußte kaum, daß man dies Bild in der aller-

Digitized by Google

ALEXANDER KANOLDT



Olevano (1924)

Digitized by Google

nächsten Wirklichkeit besaß — wenn man, von der Kneipe kommend, den antikischen Platz überschritt, über dessen provinzialer Melancholie und provinzialer Simplizität der Mond stand, aber wußte man es auch nicht, so ging doch die Tatsache ins Herz, und im Herzen war die Tatsache etwa so verborgen, wie das Herz des Markgrafen in der roten Sandsteinpyramide verborgen war, um die herum unter Tage die lackbraunen Salzbretzeln, die riechenden Gemüse, die duftenden badischen Äpfel von den Weibern unterm Schirm feilgehalten wurden . . , Man muß in der Stadt Weinbrenners groß geworden sein, um zu verstehen, wer Kanoldt ist. Er ist ein in den Maler

ALEXANDER KANOLDT: *Olevano (1925)*

gewandelter Nachfahr des Geistes Weinbrenners. Vielleicht würde dieser Nachfahr lieber bauen — und vielleicht ist er melancholisch, weil er zum Bauen nicht gekommen ist, sondern nur Bilder des Bauens malen darf . . . Man muß ein Lob der Stadt Karlsruhe schreiben können, das den Lieblosen so unmöglich erscheint — man muß Latein und Griechisch in jener Schule gelernt haben, der ein hagerer, scharf profilierter Greis mit weißen Locken und weithin, ans Mittelmeer blickenden blauen Augen vorstand: Gustav Wendt, der aussah wie ein Doppelgänger des Theodor Mommsen, welcher die römische Geschichte geschrieben hat: so wird man die Bilder Kanoldts nicht für eine

Digitized by Google

willkürliche Abwandlung des Expressionismus ins Neuklassische halten. Mir scheint fast, diese Bilder wären so, auch wenn der ganze Expressionismus nicht gewesen wäre.

Es sind Gründe, die noch jenseits des Gesagten liegen.

In diesem äußersten Südwesten Deutschlands erzogen sein bedeutet notwendig: mit den angrenzenden romanischen Zivilisationen in alter Verbindung leben. Man macht sich außerhalb der badischen Grenzen von diesem ‹unbewußten› Zustand vielleicht keinen Begriff. Er ist auch nicht in grobe Worte zu fassen, aber seine Feinheit existiert auch dann, wenn sie unwägbar ist. Baden ist uralter Bezirk römischer Kolonisation: »Dekumatland«. Man denke doch nicht, dies habe im zwanzigsten Jahrhundert nichts mehr zu bedeuten ... Die Nachbarschaft der französischen Zone ist die Nachbarschaft einer lateinischen Zone — und diese Nachbarschaft hat sich geschichtlich nicht nur in den Formen politischen Mißbrauchs ausgedrückt. Baden ist einmal eine napoleonische Satrapie gewesen: aber der künstlerische Napoleonismus, der im Empire Weinbrenners überliefert ist, gehört zu den edlen Dokumenten der reinen Form auf deutschem Boden, und übrigens ist er nicht nur vom Gallischen ins Römische abstrahiert ‹und also in einen Universalbegriff, wie er seit der Antike und dem päpstlichen Mittelalter nicht mehr da war›, sondern auch von einer rührenden badischen Originalität ... Und gehen wir in der Geschichte des Schönen weiter: von Handschuhsheim bei Heidelberg kommt Rottmann — mit ihm die höchste Klassik der Landschaft im neunzehnten Jahrhundert, Anselm Feuerbach berührt Baden, von Baden ‹Heidelberg und Karlsruhe› kommt endlich Trübner. Trübner? Was er hier solle? Ich gebe die Frage zurück: weshalb hat noch kein Auge gesehen, daß das struktive Element, das Trübner in die Labilität des Impressionismus getragen hat, eine Analogie des klassischen Aufbaus ist? Er malt in »Quadraten«, er malt in »Würfeln«, dies hat man gesehen, und die Ästhetik lebt von diesen Wahrnehmungen. Was hindert zu sehen, daß Würfel lateinisch sind — daß mit den Mitteln von 1900 Trübner das gleiche tut, was mit den Mitteln von 1830 oder 1850 Rottmann? Agri Decumates.

Die klassische Überlieferung schließt sich eng auch um das persönlichste Leben unseres Malers. Der Vater Alexanders, Edmund Kanoldt, ist in vielleicht unbefangensten Augenblicken ‹übertreiben wir nicht unsere Argumente› ein Vertreter des paysage intime, ein stiller Realist in begrenztem Format und mit malerischen Impulsen. Aber es ist auch wahr, daß diesem Vater die klassische Sehnsucht in der Tiefe des Blutes sitzt. »Das Land der Griechen mit der Seele suchend ...« Edmund Kanoldt ist Schüler Friedrich Prellers in Weimar gewesen. Das Klassische ist ihm allezeit das Maß der höchsten Spannung geblieben. Wo er sich eigentlich verwirklichen will, da denkt er lateinisch, denkt er griechisch, denkt er weimarisch. Der Sohn zeigt ein Album mit Photographien nach illustrativ-heroischen Landschaften des Vaters. Auf weite Ferne geht ein Faden der Tradition zu jenem tirolischen Joseph Anton Koch, der dem Übergang des deutschen Südens nach Italien angehört.

Dies sind Voraussetzungen, die verpflichten, oder vielmehr, da sie ja nicht oder kaum dem

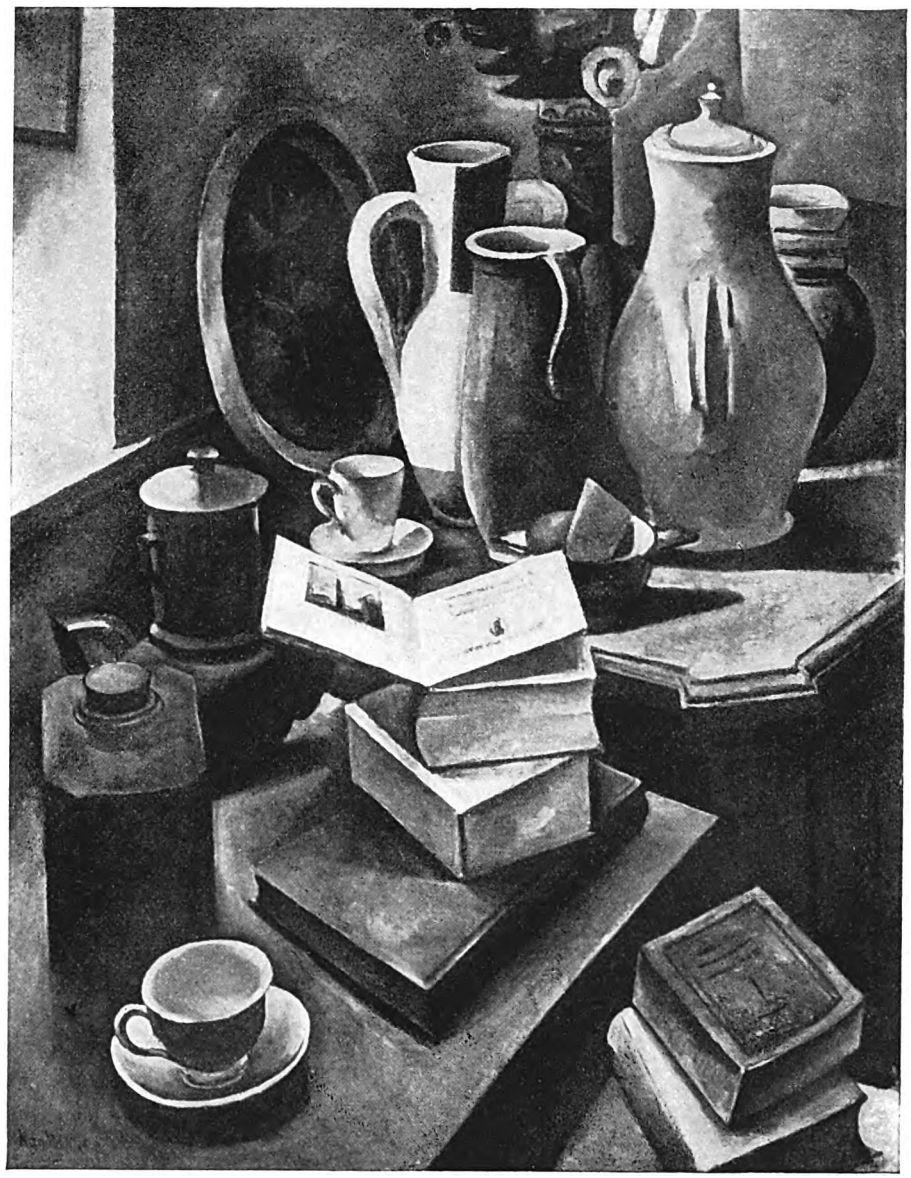
Digitized by Google

Bewußtsein eines Lernenden angehören: dies sind Voraussetzungen, die binden, es sind Prädestinationen. Das Prädestinierte — es war schon auf dem Gymnasiasten Kanoldt, umgab schon ihn, bewegte sich schon um ihn wie die Geste einer geheimen Hand. Vielleicht, daß dies Prädestinierte zu seiner Traurigkeit gehört, denn der Zustand der Prädestination ist kein heiterer Zustand. Zuweilen kam mir vollends der Gedanke: dieser Mensch sei eine Nachkommenschaft keltischen Lebens, das lange vor den wandernden Alemannen auf nachmals »badischem« Boden saß, zähe Assoziationen machen mich von ihm, von Kanoldt her immer aufs neue an Bretonen und Iren denken. So wäre vollends ein Stück Exil dabei, und die Traurigkeit, die Malerei der Häuser mit wenigen Fenstern, mit keinen Fenstern, die Malerei der Mausoleen hätte noch eine heimliche Ursache mehr ...

Kanoldt ist 1881 zur Welt gekommen. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt durchlaufen hatte, erprobte er sich zunächst an der Karlsruher Kunstgewerbeschule. Dann ging er an die heimatliche Akademie — ein etwas dumpfes Institut, in dem er bei Friedrich Fehr, der einen epigonischen Naturalismus von genrehaften und bürgerlich-pittoresken Tendenzen lehrte, immerhin das Handwerk fand. Nach etlichen Jahren ging er fort — begierig, in einer größeren Welt Fuß zu fassen. Er ging nach München. Die Wahl der neuen Heimat scheint der Vorherbestimmung zu entsprechen: aus der Stadt Weinbrenners geht Kanoldt logisch in die Stadt des Leo Klenze — in die Stadt der Ludwigstraße. Es ist zwar nicht dies München, nicht das klassische, das Kanoldt im Bewußtsein sucht. Er sucht ein sozusagen aktuelleres München, und wenn es eine klägliche Wahrheit ist, daß München seit dem Ende des Friedens seine kosmopolitische Überlieferung, von der es als Stadt der Kunst gelebt hatte, ahnungslos vertan hat, so daß es heute in Dingen der Malerei nur mehr eine umfangreiche Provinz bedeutet, so hat es doch gegen 1910 noch einmal den Vorzug einer europäischen Bewegtheit und einen heftigen Anschlag künstlerischer Neuerung erlebt. In dieser klassischen, klassisch beschwerten Stadt erhoben sich gegen 1910 so scharf wie irgendwo, fast schärfer als in den radikalen Klimaten von Berlin oder Sachsen, die ersten Initiativen des Neuen, das alsbald unter dem ungefähren Sammelnamen des Expressionismus betrieben und berufen wurde. Der Anstoß kam allerdings nicht von München selbst ‹von München selbst kam überhaupt nie ein Anstoß›, er kam von den Russen, die damals in München weilten: von Wassilij Kandinsky, der einen fulminanten Nihilismus propagierte und mit der positiven Kraft seines Talentes auch exekutierte — einen Nihilismus, der im Grunde die rasende Romantik eines verzehrenden slawischen Temperamentes war, von Alexej Jawlensky, der, früher russischer Gardekapitän, revolutionierende slawische Barbarismen malte — Gesichter in verwegener Buntheit der Flecken. Da waren noch andere: Bechtejeff, die Werefkin, Burljuk, Kogan — die heute alle in der Welt zerstreut oder verschollen sind. Die Russen gaben neue Maßstäbe — Unmaßstäbe. Franzosen kamen dazu, es erschien der Kubist Le Fauconnier, der neuklassische Girieud. Es war das alte,

Digitized by Google

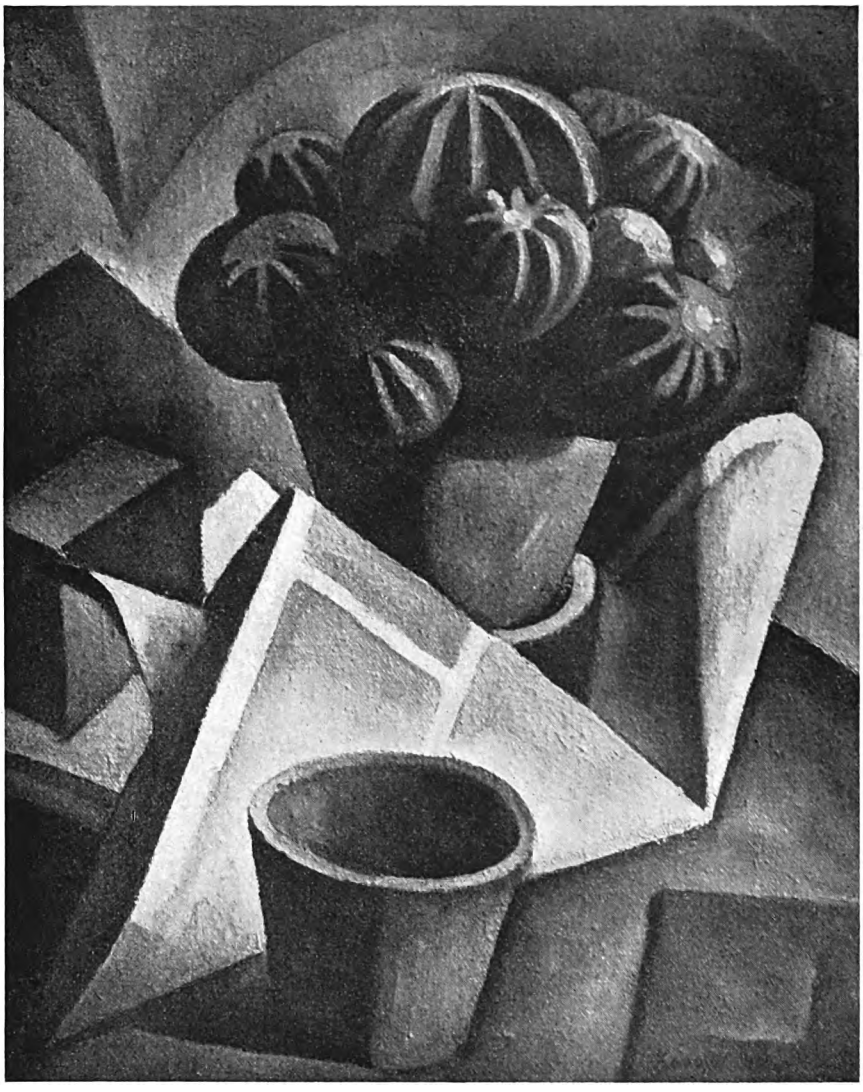
andere München — unkenntlich verschieden von dem heutigen, das, in unfruchtbarem Lokalismus befangen, seine Horizonte zuzog, das eine »Verkehrsausstellung« vermag, aber mit allem Geschrei von Tradition und von bewährtem Wesen nicht einmal mehr erfahren läßt, was extra muros gemalt wird, und selbstgefällig von seinem Namen zehrt, indem es ihn vernachlässigt ... Als einer der ersten Münchner schloß Kanoldt sich der neuen Bewegung an. Ja zu einem guten Teil wurde er in der Bewegung organisierende Kraft. 1908 erlebte das künstlerische München die Gründung der »Neuen Künstlervereinigung«. Kanoldt wurde Sekretär der Gruppe. Unter



ALEXANDER KANOLDT: *Stilleben (1920)*

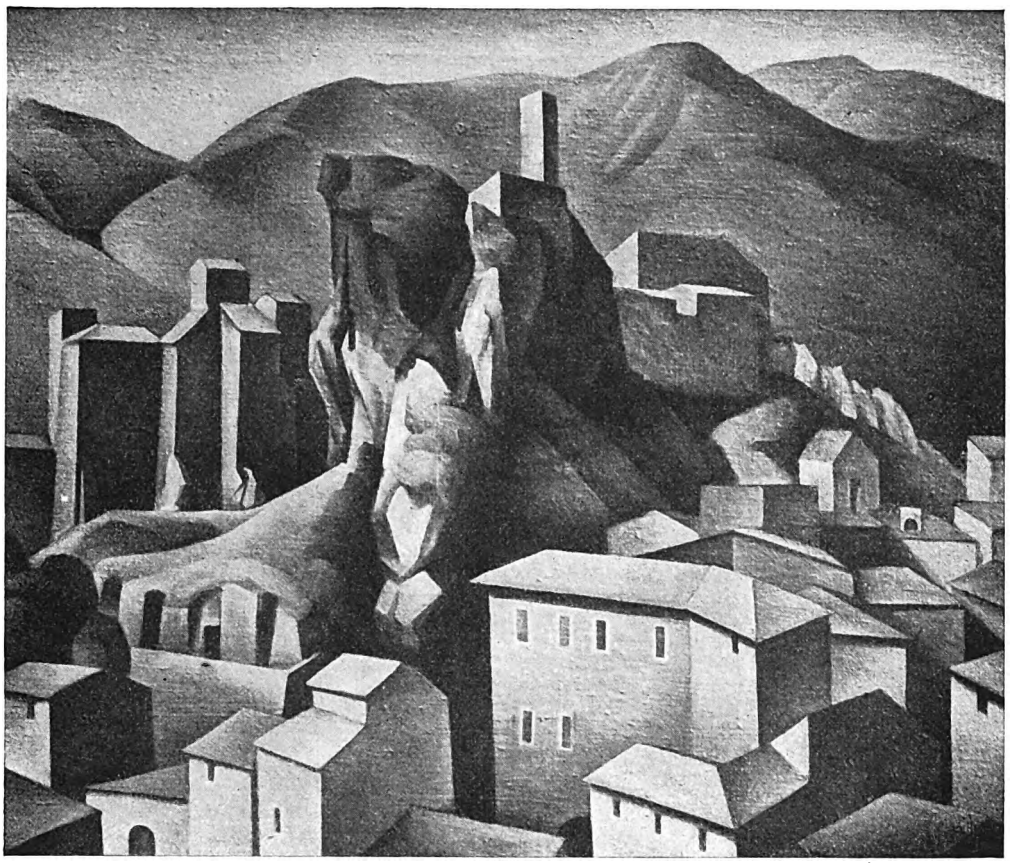
Digitized by Google

ALEXANDER KANOLDT



Stilleben (1920)

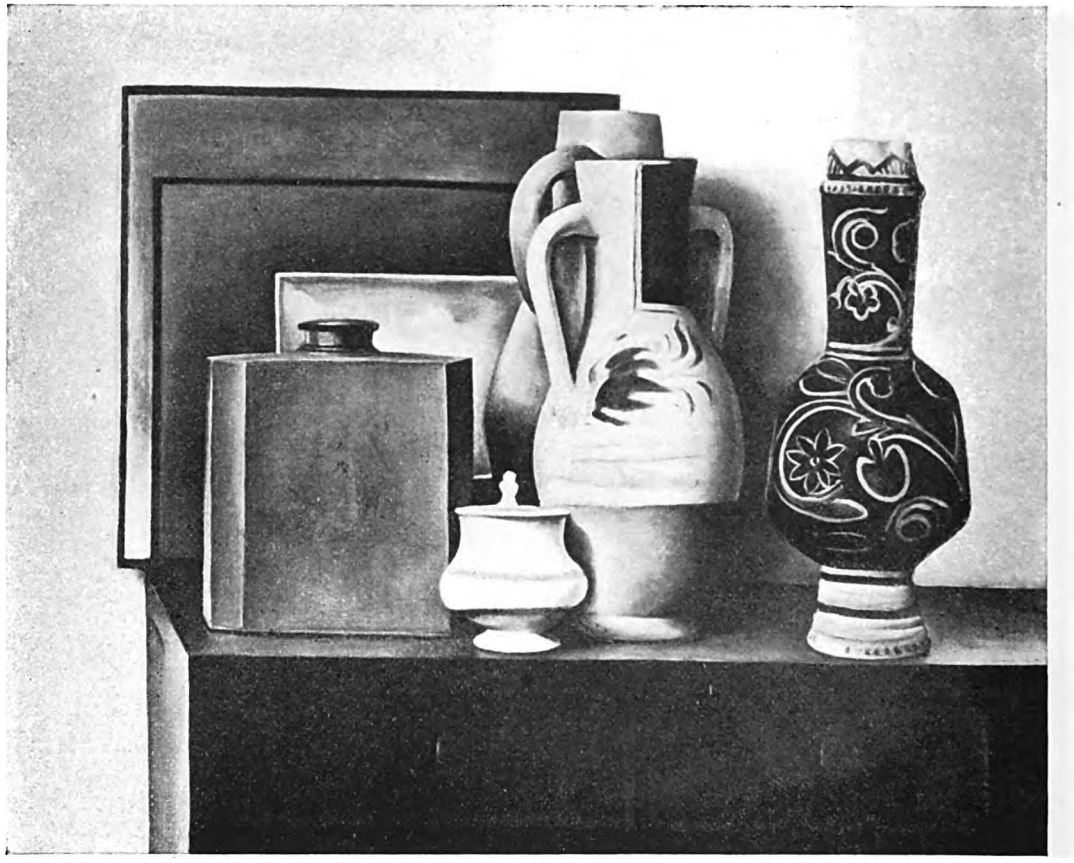
Digitized by Google



ALEXANDER KANOLDT: *Olevano (1925)*

den Münchnern selbst war der markierteste, beredsamste, brillanteste und auch am raschesten zum Erfolg aufsteigende Neue freilich Franz Marc — der Sohn einer französischen Mutter, den ein französisches Geschoß im Jahre 1915 zerreißen sollte . . . Kanoldt wahrte mitten im ersten Ansturm der Bewegung eine verhältnismäßig ruhige Haltung, die der Festigkeit seiner überlegsamen, seiner wahrhaft meditativen Natur, der zähen Bewegung seiner durch neue Einflüsse nicht leicht zu überstimmenden Person entsprach. Als innerhalb der Gruppe, innerhalb ihrer schon mühsam zusammengehaltenen Erregungen gar ein Streit über das Problem einer »gegenstandslosen Malerei« entstand, die von der maximalistischen Leidenschaftlichkeit Kandinskys gefordert wurde, über das Problem einer Malerei also, die nichts mehr darzustellen habe als die romantische Schönheit der eigenen Farben und farbigen Gestikulationen, die in dieser Gebarung endlich bloß den Gesetzen eines subjektiven Instinks ‹doch sozusagen organisierten, stabilierten, zum kategorischen Imperativ erhobenen Instinkts› zu gehorchen habe, da schied Kanoldt aus der Gruppe aus — ein erklärter Gegner dieser Programmatik des bestechenden, theoretisch sehr gut ergotierenden, aber auch sinnlich, nicht nur dialektisch begabten Russen, in dem eine Art von Ideologie der bolschewistischen Zukunft

Digitized by Google



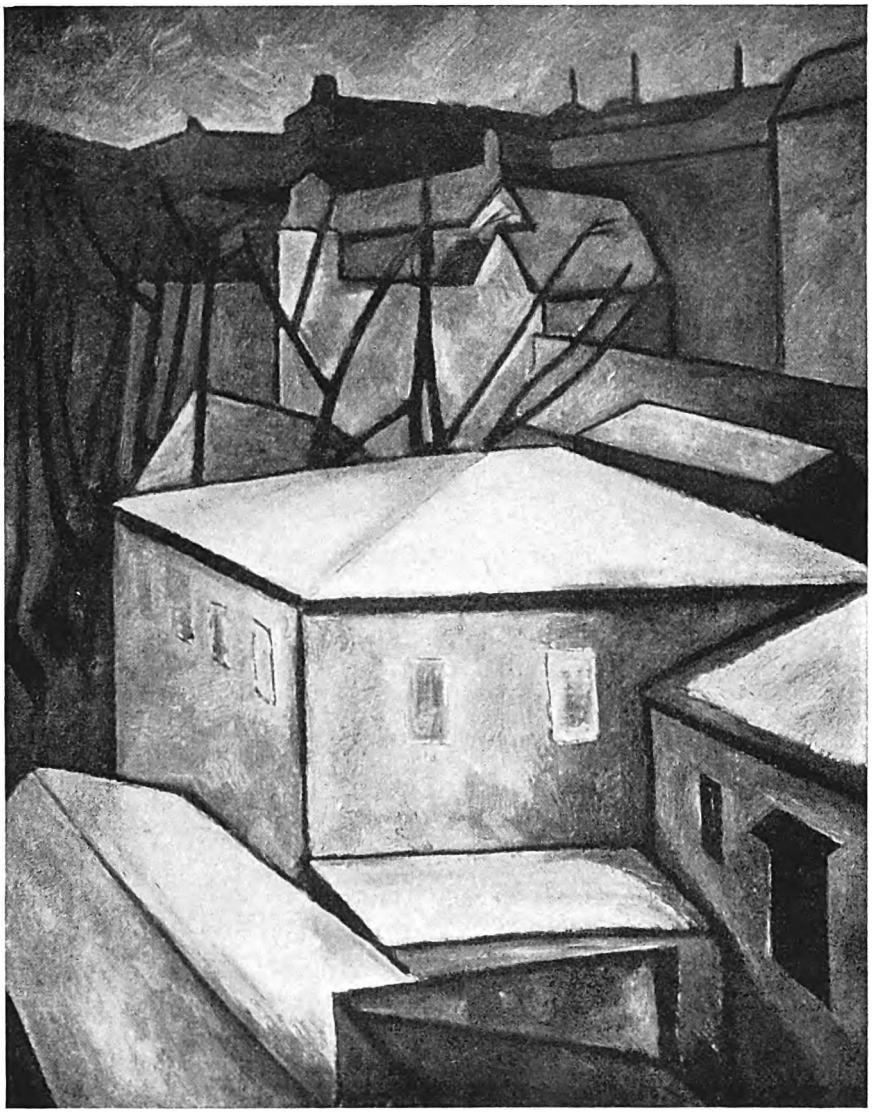
ALEXANDER KANOLDT: *Stilleben (1925)*

russischer Politik sich unbewußt vorweggenommen zu haben scheint ‹von heute her gesprochen›. 1912 löste die Gruppe sich auf. Als literarische Dokumente der Bewegung hinterblieben zwei Bücher: ein Atlas »Das neue Bild« ‹im Delphinverlag zu München› und die wesentlich von den Dioskuren Kandinsky und Marc bestimmte Publikation »Der blaue Reiter« ‹im Verlag Piper›. Die malerischen Dokumente sind zerstreut, in München selbst wird man von ihnen heute das Wenigste finden — wie ja die künstlerischen Bewegungen fast immer über, nicht in dieser Stadt gewesen sind, gleichsam sich selbst substanzierend, nicht eben aus der Teilnahme der Münchner selbst genährt. . . 1913 entstand in München eine »Neue Sezession« — im Sinn des Neuen fortschreitend, wenigstens auf einem Flügel, in ihrer Programmatik jedoch nicht einheitlich, vielmehr wesentlich auf einen qualifizierten Eklektizismus gestellt. Damit ich deutlich sei: es handelte sich nicht etwa um eine eklektizistische Haltung der Einzelnen, sondern um eine eklektische Zusammensetzung des Verbandes im Ganzen aus den verschiedensten Qualitäten. Diese Verfassung war nun unserem Maler ebensowenig gemäß, wie eine beinahe oktroyierte Gegenstandslosigkeit es hätte sein können. Zum dritten Male stellte er sich auf sich selbst zurück: denn als das erste Mal

Digitized by Google

darf füglich jener Verzicht auf eine akademische Ausbildung gerechnet werden, der unseren Maler in München zum Autodidakten gemacht hat. Seit der Trennung von der Neuen Sezession umschreibt Kanoldt sein Dasein nur mehr mit den Umrissen seiner eigenen Natur. Je länger desto besser gewahren wir die Sicherheit dieser Umrisse, die keiner Verfestigung von außen bedürfen.

Sie bedürfen keiner Verfestigung von außen; die bestimmende Kraft, die den Weg der Umrisse vorschreibt, liegt in der Herkunft, die wir gesehen haben. Man kann den Inhalt der Vorbestimmung in zwei Attribute fassen. Sie würden lauten: gegenständlich und einfach oder sachlich und deutlich . . . Der Geist der Vorbestimmung ist mit einem Worte: klassisch. Dem



ALEXANDER KANOLDT: *Grauer Tag (1913)*

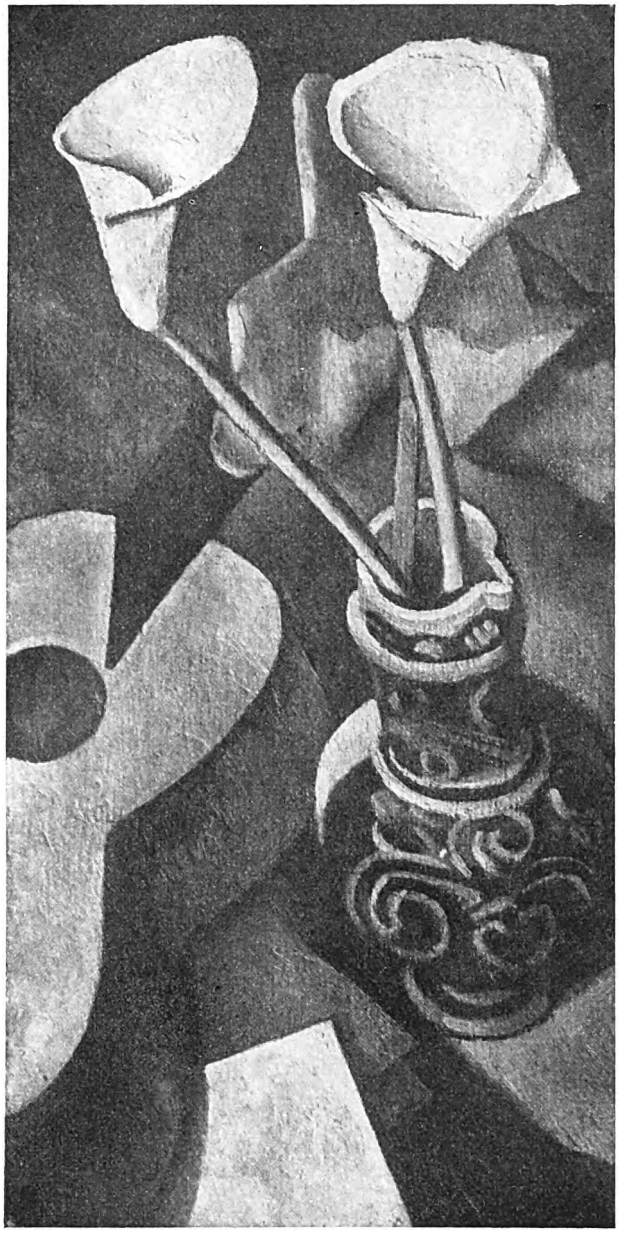
Digitized by Google

Maler ist dies Schicksal mitgegeben — als Mitgift und als Grenze: er wird die Allegorie der Häuser seiner Heimat malen; ihre »Idee«; stille, etwas rationalistische Kubik des Klassischen wird seiner Form das Gesetz geben — den Logos; er wird lateinisch sein. Er wird das Gemäßigte des Lateinischen haben, das zugleich ein Radikales ist; seine Malerei wird epigraphisch einfach sein — »lapidar«. Die Münchener Gärungen, die physischen und moralischen Gärungen des Kriegs, die Zerstörungen der Form, das Splittern alles Gefügten und Geordneten: dies und anderes wird die Tradition in ihm rufen, die eine Tradition einfacher Gegenständlichkeit ist — und zwar einer Gegenständlichkeit jenseits aller Debatte; das Neue ist nicht eine Polemik gegen die Tage mit Kandinsky, sondern eine abseits von aller Dialektik sich vollziehende Selbstverständlichkeit. Die Manen stehn auf; der Nachfahr schichtet würfelige Steine zur einfachsten Mensa Altaris und opfert. Dies ist Alles. Nur daß die Münchner Jahre eine Beziehung ins Drastische gegeben haben; wir sollen der Billigkeit halber nicht vergessen, daß sie in unserem Maler das Zeitgenössische haben wecken helfen ⟨— helfen⟩.

Schon vor dem Kriege hat er die alte Straße gefunden: er ging über den Brenner Jahr um Jahr nach Südtirol — nach Klausen und weiter, hinab an die köstliche Grenze, auf der Norden und Süden einander die Wage halten. Notwendig fand er endlich den Weg nach Rom. Man darf die These wagen: es ist Latium, das diesen Maler endlich in der legitimen Form bestätigte, deren alte Kolonie seine Heimat ist. Er malte die Landschaften und Städte des »Lazio«. Er schweifte nach Umbrien — wenn eine Natur von seiner Konsolidation schweifen kann; er wurde in Toskana fester und fester; San Gimignano ist die Stadt seines Wappens.

Es wurde von einer Grenze dieses Künstlers gesprochen. Sie besteht: sie steht auf der Alternative zwischen dem Malerischen und dem Konstruktiven. Leugnen wir nicht vor uns selbst: das Malerische ist seine Welt nicht. Er hat sich darin auch einmal versucht; die erste Lehre wies ihn darauf. Aber es fällt auf: unter den Deutschen war er einer der allerersten, der reagierte, als von Frankreich die Anzeichen einer konstruktiveren Gesinnung herüberschimmerten; als die Programmatik der Seurat und Signac die Impressionisten zu der methodisch aufbauenden Gesinnung des pointillierenden Neoimpressionismus und zu seinen Rezepten zu bekehren trachtete. Es gibt aus der Mitte des ersten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts eine Reihe neoimpressionistischer Versuche unseres Malers. Dies charakterisiert. Alle Fasern seines Wesens streben zur Geometrie; alles drängt ihn zur Ordnung der Dinge im einfachen Körper; seine Idee ist der Kristall, seine Idee ist das Gesetz der geologischen Schichtungen; seine Idee ist die Befestigung ⟨im Sinn der »Festung«⟩. Seine Blumen, seine Pflanzen scheinen Befestigungen der Natur zu sein; er liebt die steifen Blüten und Blätter — die Kamelie, den Gummifeigenbaum, die Kakteen. Er liebt alles, was eine konstruktive Planung in der Ordnung der Dinge verrät. Er liebt die Ordnung selbst. O gewiß — er ist ein Legitimist; er ist, wenn man das Wort auf den dauernden Wert des Feingehalts

Digitized by Google



ALEXANDER KANOLDT: *Stilleben (1919)*

hin zu nehmen weiß, ein Konservativer — ja mit einem stummen Sinn fürs Künstliche begabt, fürs Galvanische und mitten im Gegenständlichen, Sachlich-Scharfen so traumhaft Unwirkliche . . . Wäre die Gefahr der Mißverständnisse nicht so groß, so würde ich wagen, auszusprechen: in ihm sei ein Stück von der dauernden Aktualität der »Restauration« enthalten ‹in welcher, nebenbei, der Napoleonide Weinbrenner noch gebaut hat› . . . Diese Sinnesweise ist nicht malerisch, sie kann es nicht sein, sie fügt und schneidet, sie liebt den Aufriß, stellt hin, das

Digitized by Google

Wehen und Schwärmen ist ihr fremd, wie es dem Malerischen hörig ist. Er malt nicht. Er »illuminiert«. Kein Umriß ist so scharf: er wird ihn noch schärfer machen; schon gerät man in Versuchung, Scharten in die Schärfe seiner Konturen zu brechen. Soll man ihm zurufen: Cave ⟨denn man muß es lateinisch sagen, damit er höre⟩ — es könnte geschehen, daß die Scharten sich selbst einbrechen . . .

Kanoldt ist vom äußeren Erfolg nicht verwöhnt, und wo ein Wort des Schulkameraden zu viel getan haben sollte, da darf es denken, daß es viel gut zu machen hat. Ihn kennen und lieben die Leute um die »Valori Plastici«, denen der Deutschrömer Kanoldt vielleicht einmal eben so gut ein Stichwort geben konnte, wie sie ihm. Etliche Galerien und etliche Liebhaber in Deutschland haben ihn gesammelt. Die Kasseler Akademie, nun die in Breslau hat ihm eine Professur angetragen. Die erste Chance ⟨wenn sie eine war⟩ scheiterte an dem deutschen Wohnungselend. Die zweite hat sich nun gebildet; und allerdings darf man glauben, daß Kanoldt ein Lehrer sein wird in Geist und Handwerk. Wie ich ihn zu kennen meine, wird aber doch das Gesetz der Einsamkeit das Zeichen seines Lebens bleiben. Er wird so bleiben, wie er in der Pause vor dem Gymnasium stand. Den Weg vom Menschen zum Menschen zu finden ist ihm nicht leicht. Vom Lateinischen hat seine Kunst das Breite und Gehaltene, Senatoriale, Pontificale; Italien gibt ihm das Largo, die Marcia funebre, nicht die Allegrezza; die schnelle Initiative ist seiner Bewegung fremd. Er ist, in dürren Worten, zum Leben selbst nicht eben sonderlich talentiert; die Existenz ist ihm eine Hypothek auf der Freiheit der Seele . . . Vielleicht müssen wir auch denken: es sei nicht leicht ⟨und heute, nach den grässlichsten Störungen einer deutschen Identität, die überhaupt kaum je geglückt war, sei es schwerer als je⟩, der Schüler einer humanioren Idee zu sein; man begreift, daß seine Bilder einer Gräberstraße gleichen. Stärkere sind von einem Schicksal, das sie aus anderthalb Jahrtausenden her zwang, Deutsche und Römer zu sein, zur Erde gedrückt worden. Sollte es ihm leicht sein — heute, da schon seine Jugend im Halbdunkel der Traurigkeit stand und einen Flor trug?

* * *

Digitized by Google

CONRAD FERDINAND MEYER / ZWIESPRACHE MIT SEINEM GENIUS

VON ROBERT FAESI

»Aus reiner Schaffenslust im freien All
Weckt mich Erinnrung an den Erdenball.

Was ist das Wort, das mich von ferne zwingt?«
Jahrhunderttag! Dein Name, Dichter, klingt!

»Den schlichten Namen meiner Zeitlichkeit
Streift' längst ich ab wie ein zu enges Kleid.«

Wir kennen Deinen wahren Namen nicht!
»So ahnt mein wahres Wesen im Gedicht.«

Wir halten's hoch. In Deinem Meisterwort
Lebst Du in hundertfacher Jugend fort.

Dein Lebensbaum stund lang der Früchte bar;
Sein später Segen dauert Jahr um Jahr.

»Ein Wunder ist mir selbst die Wandelung:
Schwach war ich erst und alt — dann stark und jung.«

Der scheue Bürgersohn im trüben Bann
Verhängter Fenster ward zum Rittersmann!

»Ja, ich erzwang im Harnisch der Geduld
Und mit des Willens Schwert der Götter Huld.«

Du wurdest Sinnbild zarten Heldentums;
Das ist das Gold im Kranze Deines Ruhms.

»Ich segne, Schwäche, dich: du zeugtest Kraft;
Aus Scham vor dir hab ich mich aufgerafft.

Dich segn' ich, Leiden: um dein Kreuz empor
Zog ich mir hoch der Schönheit Rosenflor,

Und hielt der Tod mich stets an Einer Hand:
Die and're schwang des Lebens Fackelbrand.

Digitized by Google

Du führtest mich, mein marterndes Gefühl,
Zum Marmorwort, gelassen, still und kühl!

Dich segn' ich, Völkersturm der Eisenzeit, —
Euch, Silbergrüfte der Vergangenheit,

Dich, deutsches Mark, dem sicher ich vertraut, —
Und, Süden, Schmelz und Schimmer deiner Haut,

Dich, See, du Spiegel, drauf ich mich gebückt. —
Dich, Firn, der ins Erhabne mich entrückt.

Ich segne jeden Sinn und Gegensinn,
Und so — mich selbst: weil beider Kind ich bin.

Und weil ich beider Erz, ob spröd und stolz,
Im Gusse meiner Kunst in Eins verschmolz.

Schaut: war ich nicht ein Mensch des Widerspruchs?
Schaut, wie ich dunkeln Wurzeln hell entwuchs!«

Dein Geist entsprang des Leibes träger Haft.
»Die Sehnsucht ist's, die Werk und Schöpfer schafft.

Sie hat mich Euch entrückt. Zu größerm Leh'n
Ward ich auf neuem Sterne ausersehn.«

Verweile noch! — »Euch blieb mein Werk. Zum Flug
Drängt es mich auf. Genug ist nie genug!«

Genug ist nie genug: Gilt es auch dort?
»Das Beste lebt durch jede Wandlung fort!

Der Mensch ist Puppe nur, die bersten muß.«
Drum Ehre, Dir: befreiter Genius!

* * *

Digitized by Google

ALBRECHT SCHAEFFER / KLEIST
ZWEI SZENISCHE FRAGMENTE ZU EINER TRAGÖDIE

VORBEMERKUNG

DER Plan dieser Tragödie, dessen Ausführbarkeit sich ihr Stoff widersetzte, war: das Leben Kleists darzustellen in einer Folge von Szenen, welche eine wie die andre in dem gleichen Raum, und zwar Kleists Leutnants-Zimmer in Potsdam, sich abspielen sollten, als in eben dem Raum, wo er scheinbar die äußerlich zuerteilte Lebensform zerbrach um einer selbst zu erschaffenden willen. Durch diese Unveränderlichkeit der engsten Umgebung — in die nur zur Andeutung des räumlichen und zeitlichen Wechsels im Hintergrunds-Fenster eine jeweils andere Aussicht gefügt werden sollte — wäre dargestellt worden: die Unwandelbarkeit des Menschen einerseits, die Unentrinnbarkeit aus dem Ich — im tragischen Gegensatz zu dem höchsten Verwandlungs-Streben seines Lebenswillens —, andrerseits die besondere Eigenart des Kleistischen Wesens, nämlich der Mangel an Beziehung zur Außenwelt und ihren Gestalten, die vollkommene Beschränkung auf das innere Weben, die Verkapselung dieses Menschen in sich, der die einzigen bewegenden Momente seines Lebens — den »Lebensplan« und die Kantische »Vorstellung« — aus Büchern erfuhr. Eine Art Traumspiel also mit dem traumhaften Erscheinen aller Figuren auf dem gleichen Schauplatz, auch der Vorstellung von Schlaf- und Wachträumen, und übrigens sollte keine Szene vorübergehn ohne ein traumhaftes zu sich selber Erwachen, ein Bewußtwerden der Unentrinnbarkeit oder Gefangenschaft, eine Erkenntnis, bald mehr bald minder deutlich und qualvoll, bewirkt durch das Erkennen eines Möbelstücks oder dergleichen.

Die Ausführung dieses Plans scheiterte, wie schon gesagt, am Stoff, d. h. einesteils an eben dem monologischen, beziehungslosen, äußerlich undramatischen Wesen des Helden, dessen Lebensweg kaum den eines anderen Menschen kreuzte, geschweige denn, daß der seine von einem andern nur im geringsten wirkungsvoll gekreuzt worden wäre. Aber wichtiger noch als dieses war ein Moment, das dazu angetan scheint, sich der poetischen Gestaltung jeder historisch bestimmten Figur in mehr oder minder hohem Maße zu widersetzen, — es sei denn, der Dichter unternähme diese Gestaltung unter vollem Verzicht auf alle Lebens-Realität, zur alleinigen Darstellung der tragischen Hochpunkte vermittels der in diesem Betracht bedeutendsten Geschehnisse und Figuren. In einem Fall aber wie dem hier geplanten, wo vielmehr der gesamte Lebens-Ablauf, oder eine möglichst große Zahl immerhin seiner Bewegungen, Wallungen und Ballungen, sichtbar gemacht werden, die vorhandenen Lebens-Dokumente also in der umfänglichsten und eindringlichsten Weise zur Verdichtung benutzt werden mußten — in solch einem Fall muß unumgänglich ein schwer besiegliches Hindernis sich in den Weg stellen in der Gestalt der dichterischen Sprache. Der Dichter spricht seine, von ihm geschaffene, ihm allein mundgerechte Sprache, er würde aber nicht umhin können, aus den Lebens-

Digitized by Google

Dokumenten — Briefen, Tagebüchern oder was immer — seines Helden Bestandteile von dessen Sprache, im Original oder in Umbildung, aufzunehmen, und — er wäre kein Dichter, wenn er das vermöchte. Denn was aus der Zusammen- oder Durcheinanderstückelung der beiden Sprachgewebe entstünde, das wäre ein Unding von der Art einer Pflanze mit metallischen oder mineralischen Zwischengliedern. Wenn gerade heutigen Tags Unternehmungen von dieser Art in Übermenge zutage treten, so mögen sie zwar manchen Wert historischen oder humanen Interesses für sich haben, ein dichterischer Wert, falls sie denselben beanspruchen sollten, läßt sich ihnen nicht zuerkennen.

Die vorliegenden beiden Fragmente sind nicht frei von dem fremden, dem kleistischen Sprachgehalt, eben deshalb sind es Fragmente. Da der Verfasser ihnen trotzdem einen gewissen poetischen Wert nicht absprechen möchte — zu dem historisch-menschlichen, ja mythischen, den er ihnen anzusehn glaubt —, hält er es für erlaubt, sie der Öffentlichkeit vorzulegen. Wenn er zum Abschluß dieser Erklärung noch erwähnt, daß die letzte der beiden vorliegenden Szenen sich, nach erfolgter Verwerfung des Ganzen, aus der jahrealten Teilnahme des Verfassers am Gegenstand und wider seinen Willen gestaltete, daher so daß Elemente des Plans in sie eindrangen, weniger als Darstellung nun, denn als Mitteilung — wie etwa der Traum-Bericht der Guiskard-Verbrennung —, und daß Genauigkeit historischer Kleinzüge nicht beobachtet wurde, so wurden fast zuviel Worte gemacht um eine sehr kleine Sache. Aber nur das Große versteht sich von selbst.

Erste Szene

Kleists Zimmer in Potsdam. Schlechte Möbel. Die Eingangstür liegt rechts hinten in einem von Schränken verschatteten Winkel. Links davon steht ein mit schwarzem Leder bezogenes Kanapee, noch weiter links, in ungefährer Mitte des Hintergrunds befindet sich ein sehr großes Fenster, eine breite Glas-Bresche in der Wand, die der Illusion dient und mit der Umgebung nichts gemein hat. Weiter links von hier, in der hinteren linken Ecke des Raums läuft ein schmaler Gang weit nach hinten, im Dunkel endend, durch unsichtbare Fenster von rechts her erleuchtet. Vor dem großen Fenster steht ein Tisch mit Stühlen: vorn ganz links das Bett mit dem Kopfstück an der linken Wand, in den Raum hineinragend. Vorn rechts ein Ofen. Im Fenster die Aussicht auf Giebel und tiefgezogene Dächer eines Hofes, einen Baum und in den Himmel. Überall liegen Bücher.

Kleist liegt, mit der Uniform des Regiments Garde bekleidet, auf dem Bett, schlafend. Helle Morgensonne. Der Bursche Mauler tritt ein mit einem blauen Brief.

Mauler: Herr Leutnant muß aufstehn, weil er jetzt jeweckt werden wollte.

Kleist (halb erwacht:) Ja . . .

Mauler: Herr Leutnant, nich weiterschlafen! Dienst! Exerzieren!

Kleist: Laß mich zufrieden, Mauler, ich denke schon nach über das Aufstehn.

Mauler: Vons Denken wird Herr Leutnant wieder einschlafen.

Kleist (halb im Schlaf): Das Nachdenken geht Allem voran, denn es ist göttlich. (Auffahrend): Was ist los? Tag? Wenn ich geschlafen hab, wer hat mich angezogen?

Digitized by Google

Mauler: Der Herrn Leutnant nicht ausgezogen hat, der wirds wohl jewesen sein. Herr Leutnant hat wieder in den Kleidern jeschlafen in seiner königlichen Zerstreutheit, und da wird die Montur wiederum schön aussehn. Hier ist auch der bewußte Brief anjelangt, auf den wir jewartet haben.

Kleist: Blau! Alle guten Geister loben den Herrn, Mauler, ich bin frei! Kein Dienst, Kamaschen aus, Tressen weg, ich bin Heinrich Kleist.

Mauler: Gehorsamst, Herr Leutnant, bitte um Verklärung.

Kleist: Erklärung heißts, Mauler, verklärt ist deine selige Mutter, (milde:) und ich und sogar du, Mauler, wir werden einmal verklärt werden. Ich habe meinen Abschied. (Er liest den Brief.)

Mauler: Also doch verklärt! — Herr Leutnant —

Kleist: Mauler, ich lese. Du willst wissen, was nun aus mir wird. Hier schreibt mein König: Ich habe gegen euren Vorsatz, euch den Studien zu widmen, nichts einzuwenden, und wenn ihr euch eifrig bestrebet, eure Kenntnisse zu erweitern und euch zu einem besonders brauchbaren Geschäftsmanne zu bilden, so werde ich . . . Und so weiter. Zu einem brauchbaren Geschäftsmanne? Die Majestät sollte doch niemals irren, am wenigsten in Hoffnungen.

Mauler: In dem Brief steht wohl nich, was aus mich werden soll?

Kleist: Mir, Mauler!

Mauler: Gehorsamst, Herr Leutnant, eben meinte ich mir.

Kleist (in Gedanken auf und abgehend:) Mich, Mauler! Wir werden beide einen besseren Herrn bekommen. Ich bin dir einen schuldig. (Er legt sich wieder auf das Bett.)

Mauler: Wenn Herr Leutnant immerzu sich meint, wird ern mir bis Flohpfingsten schuldig bleiben.

(Getöse an der Tür.)

Die Leutnants Rühle von Lilienstern und Schlotheim (außerhalb:) Heinrich, schläfst du noch? Einen Morgengang vor dem Dienst!

Kleist: Kommt herein!

Rühle und Schlotheim (treten ein.)

Kleist: Guten Morgen, meine Lieben, Rühle und Schlotheim! Seht einmal, mir ist ein Stück Blau vom Himmel gefallen.

Schlotheim: Machst du Faxen? Was heißt das?

Kleist (seinen am Bett stehenden Degen ergreifend:) Ich suchte nach und erhielt von seiner Majestät die Erlaubnis, dies für mich unbrauchbare Instrument in seine Hände zurückzulegen.

Schlotheim: Geheimniskrämer, pfui Teufel.

Kleist: Daß ihr mirs abschwadroniert hättet. Ich sage euch gleich Lebewohl, heut Mittag fahr ich nach Frankfurt. Seid Männer und folgt mir nach.

Rühle: Heinrich, was willst du da?

Mauler (ab.)

Digitized by Google

Kleist (springt auf, läuft an das Fenster:) Seht ihr denn Nichts? Kinder, Kinder, seht ihr denn Nichts? Nichts von dem, was da vor den Fenstern liegt? Ihr sagt, Dächer und Schlote. Ich sage: eine blaue See, Spiegel der ewigen Seligkeit, ein goldfunkelnder Archipel tönender Inseln Das sind die Meere des Wollens, das sind die Gestade der Erkenntnis, das ist der Himmel der Wahrheit! Ist euch niemals die Brust geborsten vom nächtlichen Wogenschlag, wenn sie angekettet lag, eine vom Kiel bis zum Top zitternde Galeere, und schluchzend von Unrast, eine rossige Meeres-Stute, aufgeregt vom Gewieher der galoppierenden Fernen? Rühle, Schlotheim! Wissen, Wissen, Wissen — ach, was ahnt ihr? Nun werf ich die eiserne Brust aufschmetternd in den Kristall der Wogen — Freiheit, Verwandlung, excelsior!

Rühle: Sage mir ruhig, Heinrich, was hast du vor?

Kleist: Nach Frankfurt zu gehn und zu studieren.

Rühle: Was?

Kleist: Alles.

Rühle: Detailliere mir.

Kleist (sich mit Atem füllend:) Indem ich zunächst beabsichtige, das begonnene Studium der reinen Mathematik und Logik zu beenden und mich in der lateinischen Sprache zu befestigen, bestimme ich hierfür einen einjährigen Aufenthalt in Frankfurt. Alles, was ich dort hören möchte, ist ein Kollegium über literarische Enzyklopädie.

Rühle: Weiter.

Kleist: Sobald dieser Grund gelegt ist — und um ihn zu legen, muß ich die genannten Wissenschaften durchaus selbst studieren — wünsche ich nach Göttingen zu gehn und mich dort der höheren Theologie, der Mathematik, Philosophie und Physik zu widmen, zu welcher letzteren ich einen unerklärlichen Hang habe, obwohl —

Schlotheim: Ist das Alles?

Kleist (fortfahrend:) — obwohl in meiner früheren Jugend die Kultur des Sinnes für die Natur und ihre Erscheinungen durchaus vernachlässigt geblieben ist, und ich —

Schlotheim (läßt einen Pfiff hören, greift eines der vielen umherliegenden Bücher auf und beginnt, am Schrank lehnend, zu lesen.)

Rühle (halblaut:) Heinrich, der Wagen bricht!

Kleist (fortfahrend:) — ich in dieser Hinsicht bis jetzt nichts kann, als mit Erstaunen und Verwunderung an ihre Phänomene denken. (Er steht mit zum Himmel gerichteten Auge am Fenster.)

Rühle: Nun, und was dann?

Kleist: Eine Frage, was dann? Kein dann, denn es nimmt niemals ein Ende. Michelangelo traf man als Greis in Betrachtung einer Kathedrale. — Greis, was machst du? — Ich lerne, sprach er. Rühle, Liebster, greift dich kein Zittern an? Schlotheim — (zu ihm springend, sieht er

Digitized by Google

ihn lesend, nimmt ihm das Buch fort und legt es auf den Tisch) Fang von vorne an oder gar nicht. Bücher sind keine Schnökerware.

Schlotheim (ungekränkt:) Nun, warum soll mich ein Zittern angreifen?

Kleist: Wozu reden, wenn man nicht zuhört!

Schlotheim: Meine Frage sollte dir beweisen, daß ich zugehört habe.

Kleist: Dein Herz, Schlotheim, dein Herz will ich und nicht dein Ohr! Perlen, Safire und Gold, alle Gestade liegen gehäuft vom ewigen Schiffbruch der Geister, jeder Griff hinein ein triefendes Glück. Ich tauche die Hand in die Wissenschaft der Gesetze, der Heilkunde, Gottes, der Kunst: jeder Griff eine Fülle, eine Befruchtung, jeden Morgen ein neuer Mensch, eine neue Lebens-Frucht, eine Verähnlichung Gottes. Denn Er weiß, Er allein weiß. Aber auch ich werde wissen.

Rühle: Und dein Name in der Geschichte —

Kleist: Ueber Alles die Wahrheit! Jedes Ding von allen Millionen ist ein Spiegel der Wahrheit, alle, die ich erraffen kann, stelle ich dieser brodelnden Sonne gegenüber, und dann — eines Tags und mit einem Sprunge — ich — mitten in den flammenden Brennpunkt der tausend hinein, und ich rauche auf, ein Feuerstrudel, verwandelt!

Rühle: Und dein Name in der Geschichte wird sein: Heinrich der Maßlose.

Kleist: Wenn der Wille nicht maßlos ist, so brauchts keinen Willen. Allerdings aber braucht es zugleich ein Gegenwirkendes, entschieden Pädagogisches, das ich noch genauer bestimmen werde, sobald meine Ahnungen sich befestigt haben. Der Strom der Unmeßbarkeit läßt sich jedenfalls kanalisieren.

Schlotheim (leicht:) Und sein Name, lieber Rühle, wird vielmehr Heinrich der Pedantische lauten. Darum, mein Heinrich, laß dir was sagen. Zieh die Kamaschen nicht aus. Ich weiß genau, was du willst. Du willst heiraten und Gedichte machen. Heirate die Eine, so kannst du das Andre. Heirate die Tochter deines Obersten, bleibe in der Montur, der große Ewald deines Namens blieb auch.

Kleist: Ewald Kleist starb seinen schönsten Tod, eh er im Leben soweit war wie ich. Damals war Krieg, aber ich kann nicht Exerziermeister sein über Sklaven. Wenn ich ein paradierendes Regiment sehe, sehe ich ein Monument der Tyrannei.

Rühle: Nimm die Flöte, Heinrich, blase den Schleim von der Seele.

Kleist: Ich will aufhören zu strafen, wo ich verzeihen möchte, und zu verzeihn, wo ich strafen sollte, — ich will keine Unsicherheiten und keine Verkehrtheiten mehr. Mensch und Offizier — die Unvereinbarkeit der Prinzipien würgt mich ab.

Rühle: Nimm die Flöte, Heinrich, wir setzen uns zum Quartett, und die ewige Pauke verstummt.

Schlotheim: Nein, laßt uns wieder eine Harzreise machen. Ah, wenn ich an die dampfenden Täler denke, die Morgen-Amseln —

Digitized by Google

Kleist: Dazu bin ich bereit. Wir wollen den Brocken besteigen und singen: Hosiannah, über den Menschen zu sein!

Schlotheim: Warum gleich den Brocken? Der Dienst ist anstrengend genug und die Natur überall gut. Des Morgens aus einer Hütte zu treten, aus der heißen Umarmung des Schlafs in die Kühle des Nebels — du dehnst die Arme und tirilierende Finken springen dir über die Fingerspitzen.

Kleist: So komm doch, kommt doch, was hindert euch!

Schlotheim: Der Dienst —

Kleist: Zum Teufel Geschirr und Remonten!

Schlotheim: Der Dienst, wollte ich sagen, hindert mich nicht, sondern im Gegenteil die Vernunft mit der Erwägung, daß ich ohne die spanischen Stiefel durchs Jahr zu treten, mich gar nicht erleichtert fühlen würde, die nackten Zehen ins Gras zu spreizen.

Rühle (hat das königliche Schreiben aufgenommen und gelesen): Du wirst dich also —

Kleist: Wie könnt ihr es bloß aushalten zwischen den Menschen?

Schlotheim: Was hast du dagegen? Wenn sie Alle nicht so sind, wie du möchtest, kannst du gewiß sein, daß du auch nicht bist, wie sie möchten.

Kleist: Ich sage es ungern, aber ich muß doch sagen: Sie gefallen mir nicht.

Schlotheim: Aber sie gefallen sich.

Kleist: Aber ich gefalle mir auch nicht, das ist der Unterschied. O wie das schmerzt, äußerlich frei zu sein wie ein Riese, aber im Innern schwach wie ein Kind, lahm und wie in Ketten gelegt. Wer kann sich, wie er ist, zeigen, wer frei handeln, wer muß nicht das Größte versäumen, weil er den eigenen Wankelmut schon vorausahnt, weil man von vermaledeiten Eindrücken abhängt und die albernste Gans oder der elendeste Dandy Einen abtun kann mit einer Persiflage, die matter als Limonade ist.

Schlotheim: Mußt du darum auf allen Vieren laufen —

Kleist: Wie Rousseau? Ich bin mehr als Rousseau. Das heißt — ich will, ich möchte — oh — oh diese traurige Klarheit! (Er setzt sich stöhnend auf das Bett.)

Rühle: Du wirst dich also, wie ich hier lese, zu einem brauchbaren Geschäftsmann bilden für den königlichen Geschmack?

Kleist: Ich brauche den königlichen Geschmack nicht, ich will einem höheren Gaumen munden. Ich finde leichter einen andern König, als er andre Untertanen. Ja, ja, ja, Bildung! Mich auf eine Stufe näher zur Gottheit zu stellen, nicht zum Tiere, das ist's! Aber — oh laßt mich, ich muß, laßt mich!

Rühle: Wir lassen dich, Lieber, wir lassen dich ganz gewiß. Nimm meine treugemeinten Warnungen nicht als den Willen, dich zurückzuhalten, nimm sie nur als Prüfung, als den bescheidenen Laut einer eigentlich geheimnisvollen Stimme.

Digitized by Google

Kleist: Ich weiß, du liebst mich über Verdienst.

Rühle: Jenseits davon fängt die Liebe an. Sage mir doch, Lieber, du sprachst von Verwandlung. Was verstehst du darunter in Wirklichkeit?

Das Licht verdunkelt sich unterm Folgenden langsam.

Kleist: Verzeih mir, mein Guter. das muß mein Geheimnis bleiben. Du weißt, es giebt Dinge, die —

Rühle: — zu zart sind, oh ich weiß!

Kleist: Nicht eigentlich das. Ich meine die Dinge, die — vor den Worten liegen, ja fast vor den Gedanken. Feuchteste Ahnungen und zugleich ein ehernstes Wissen, — aber unverlautet, ungedacht sind sie nur wirklich. Hat doch auch Gott, als er den Menschen aussprach, sein Bildnis zu einer gräßlichen Entstellung seiner Träume erniedrigt. Im übrigen genügt auch der Lebensplan. Ihr habt doch einen?

Schlotheim: Wir haben das Exerzier-Reglement.

Kleist: Hast du Wünsch nicht gelesen? Ich gab dir selber die kosmologischen Untersuchungen.

Schlotheim: Steht es da drin?

Kleist: Da sieht man, wie du Bücher liesest. Es steht deutlich darin, daß der Mensch einen Lebensplan haben muß.

Rühle: Daß du einen haben mußt, scheint allerdings drin gestanden zu haben.

Schlotheim: Wie ist denn der?

Kleist: Was kann man euch angeben, wenn ihr Gründe und Führung nicht versteht? Sich dem Zufall nicht überliefern! Nicht stehn bleiben, wenn anders man ein freier denkender Mensch ist, wo Einen der Zufall hinstößt. Sich erheben, über das Schicksal, sich bestimmen, sich und sein Glück. Das ist's, und demzufolge —

Schlotheim: — entwirft man einen Lebensplan.

Kleist: Ja. Solange der Mensch dazu nicht imstande ist, bleibt er unmündig, vermag er es aber, so hat er Konsequenz, Zusammenhang und Einheit in seinem Betragen. Das hohe Ziel, dem er entgegenstrebt, ist Antrieb all seiner Gedanken, Empfindungen und Taten. Alles, was er denkt, fühlt und will, mündet in dies Ziel, alle Kräfte, Geistes und Leibes, ringen nach ihm gemeinsam. Nie werden seine Worte seinen Handlungen widersprechen, oder umgekehrt, und für jede Äußerung hat er Gründe seiner Vernunft aufzuweisen. Wenn man sein Ziel kennt —

Schlotheim: Heinrich, der Tiftler — ah so wird es heißen. Der abstrakte Kleist —

Kleist: Abstrakt, abstrakt! Wenn du vom Feuer sprichst, ist es abstrakt, und wenn du mitten darin stehst. Du stehst nicht drin, aber ich.

Rühle: Allein das Ziel, Heinrich, das Ziel, von dem du sprichst?

Digitized by Google

Kleist: Hier habt ihr es, dreifach getitelt. Ein Gartenhaus, ein Sohn und ein schönes Gedicht, wert der Unsterblichkeit. Seht, das ist Alles.

Rühle: Es klingt fast bescheiden.

Schlotheim: So bescheiden, daß sogar die Liebste drin fehlt, die ihm zum Jungen verhilft.

Kleist: Ich denke nie an mich selbst. Das Haus im Garten benötige ich freilich zur Beruhigung meines Tuns. Aber der Sohn ist für die Menschheit und das Gedicht für den Himmel, daß sie beide nicht aussterben. Es ist alles Pflicht. Trotzdem befremdet es mich, daß ich die Mutter unerwähnt ließ. Ich will hierüber nachdenken. (Er geht den Gang hinunter und stellt sich dort gegen die Wand.)

Schlotheim: Rühle, der Dienst winkt.

Rühle: Sah man je einen so großartig bornierten Menschen, den zu sehn so glücklich und freudig macht? Oh, wieder ein Mensch, der die Menschheit verbürgt! Die Melancholie des Mannes auf seiner Stirn ist nur Ernst des Kindes, das Nichts sieht und weiß und begreift, als was es eben erfuhr, was es im Augenblick beschäftigt, und das in königlichem, unendlichem Eifer Gestern auf Gestern zu Stufen einer Zukunft häuft, die es nicht ahnt. Sieh sein Knabengesicht, es ist ewig.

Schlotheim: Glaubst du an ihn?

Rühle: Wie an Gott — den gekreuzigten. Er meint, nie an sich selbst zu denken, und er glaubt an Verwandlungen. Aber in den spanischen Stiefeln unsterblich zu werden — was giebt es Höheres? Höheres als an sich selbst zugrunde zu gehn — für unendliche Wirkung!

Kleist (zurückkommend): Ich habe nachgedacht und bin zu der Erkenntnis gekommen, daß — wenn ich das Gartenhaus erschaute, ich eine weiße Lieblichkeit durch seine Räume hinwehen sah, die aus einer goldenen Schale Licht in die Winkel sprengte, und wenn ich den Knaben erschaute, ich die Mutter über ihm sah, ein blaues Wolken-Gemälde des Himmels, dergestalt, daß —

Schlotheim: Hopp, die Barriere!

Kleist: — alle Wirklichkeit überall leuchtend war und dadurch lebend von dem Geheimnis, das mir zu süß erschien, um es vorzuempfinden und zu benennen. (Er spürt jetzt stärker die äußere wie eine innere Bewölkung und nimmt einen Anlauf, sich loszumachen.) Und jetzt, Kinder, eine Stunde Freiheit, bevor ich zum Oberst stiefle und mich wegmelde: Rock aus, Stiefel aus, ich will atmen, pochen, leben —, seit gestern früh kam ich nicht aus der Montur, las bis um zwei und legte mich drin, zerstreut, wie ich sein muß, aber jetzt — (den Rock aufreißend): Mauler, hilf mir aus der Kledage! — Verfluchte Haken!

Mauler (tritt ein und fängt an, an den Armeln zu ziehn.)

Kleist: Na, wirds oder nicht?

Mauler: Herr Leutnant, et jeht nich. Herr Leutnant sind so jeschwollen.

Digitized by Google

Kleist: Laß mich allein machen, knöpf die Kamaschen auf.

Schlotheim: Sollen wir helfen?

Kleist: Ich werde mir mein Fell noch allein über die Ohren ziehn können. (Immer ringend:) Das ist des Teufels.

Mauler: (über der Kamasche:) Die Knöppe — ick weeß jar nich, wat heute die Knöppe haben.

Kleist (ermattet ablassend:) Bin ich verhext?

Mauler: Det kommt von dem immer die Montur Anbehalten, nu is se anjewachsen. (Er grinst und geht ab.)

Kleist: Was fällt dir ein, alberner Totenkopf? (Nach einem letzten vergeblichen Anlauf, den Rock von den Schultern zu bringen, verzweifelt lachend:) Es soll nicht sein. Nun wird mir ganz schwach. Bitt euch, bleibt noch den Augenblick. (Er fällt auf das Bett) Entschuldigt, Kinder, ich habe zu wenig geschlafen und nichts gegessen, nun bin ich schlapp.

Rühle und Schlotheim (bereits aufgestanden, setzen sich jeder wieder auf einen Stuhl, Schlotheim verwundert auf Rühle blickend, der sich verhält.)

Kleist (in sich hockend, von den Beiden abgewandt:) Das ist diese traurige Klarheit. Der kennt sie nicht, dessen zarter natürlicher Blick nur die goldne Erscheinung streift. Mir bricht sie ein jedes Ding wie eine Kapsel auf, zeigt zur Miene den Gedanken, zum Wort den Sinn, zur Handlung den Grund, und überall Nacktes für Kleidung, und mich selbst in meiner armseligen Blöße, Verkrüppelung, Ohnmacht — Ekel des Herzens. Oh Gott, schlafen! (herumfahrend:) Seid Ihr noch da? Was ist das Licht fahl und blendend geworden. Das ist Sonnenfinsternis. Und ihr sitzt da so stumm — und so fern wie in unendliche Räume versetzt, jeder auf einem Stern.

Schlotheim: Rühle, es ist besser, wir gehn.

Kleist: (der sich wieder in sich gekehrt hat, murmelt undeutlich und streckt sich aus.)

Rühle und Schlotheim (leise zur Tür entfernt:) Adieu, Kleist, wir sehn dich noch.

Kleist: Ich schlafe schon . . .

Schlotheim (leise zu Rühle:) Was war das eben mit dem Rock? Es sah merkwürdig nach Zauberei aus. Du, war das magisch?

Rühle: Nein, Spiele des Teufels. (Mit lauter, dringender Stimme aus dem Dunkel der Tür:) Ich weissage dir, Kleist, dies Bett und dieser Tisch, diese Stühle, Wände und Fenster werden so ewig um dich hängen wie das blaue Tuch um deinen Leib. Aber löcke nur wider den Stachel. Du gehst nun in die langen Prüfungen.

Kleist (aus dem Schlaf:) Was — sagst — du? Ich werde verwandeln — Erde hinaus, Himmel herein, und die Wände zu Gold. Oh Gott, nackt sein!

Rühle: Apollo fängt an zu schinden, nur hautlos wirst du unsterblich. Mein armer Flötenbläser, leb wohl!

Digitized by Google

Kleist: Was murmelt ihr in der Ecke?

Rühle: Marsyas, Flötenbläser, Marsyas! Nun lerne singen . . .

Kleist: Ja, bringt Flöten herein. Ich will schlafen. Spielt Unsterblichkeit! Ah die tönenden Seifenblasen . . .

(Vorhang)

Letzte Szene

Der gleiche Raum, außer daß im Fenster die weite Bläue des Wannsees und waldige Ufer zu sehn sind. Warmes Nachmittagslicht.

Kleist, in Uniform wie zuvor, und Henriette Vogel kommen Hand in Hand den Gang heruntergetänzelt, singend:

Hier ists schön! Hier ists schön!
Hier ist es lustig, sterben zu gehn.

Henriette: Wollen wir hier Kaffee trinken? Hier unter den jungen Bäumen, und sieh nur den schönen Rasen, so grün, so weich. Hier kannst du dein Veilchen, deine Henriette aus dem Boden heben und leicht ins Jenseits verpflanzen. Oh das Glück, Heinrich, dein fügsames Veilchen zu sein!

Kleist: Ich möchte dir wehtun, daß Du meine Dankbarkeit fühlst. Wie jammervoll ist die Sprache.

Henriette: Zerküsse mich!

Kleist: Du! Du! Letzer Strahl, an dem ich zum Tode reifte, ach, daß dir zum Lohne die Frucht allen Saft in die Seele schmölze.

Henriette: Ich bin so ganz selig in dir, o, so aufgelöst! Wenn dir ein Haar vom Scheitel fiele, würd ich es fühlen. Daß ich ein einziger Kuß wie eine Rose würde, die an deinem Munde entblätterte!

Kleist: Mädchen! Einzige Geliebte!

Henriette: Mädchen, sagst du? Ich habe geboren, aber eine Todes-Jungfrau, das bin ich, und du, mein Tod, darfst die Knospe aufbrechen. Wirst du mir wehtun?

Kleist: Hast du doch Angst?

Henriette: Angst der Bräute, Liebster, mich schaudert wie — niemals vorher. Ach weißt du, wie ich das Sterben wünschte? Daß ich die gesparte Lebenskraft eines Jahres in den Organen hätte, daß ich aus ihr hinschnellte, wie ein Pfeil über eine unendliche Ebene von Krokus, und daß ich dort, wo am Rande das schöne Morgenrot blüht, über den Rand in den Abgrund flöge — flöge, flöge . . und so im Sturz sich das Leben in Tod verlöre — ach Heinrich!

Kleist: Still, Liebste, der Wirt.

Der Wirt Stimmings (kommt keuchend den Gang herab): Ja, die jungen Leute, die jungen Herrschaften! Die haben flinkere Beine. Ja, wer so ins Jlücke hineinläuft.

Digitized by Google

Kleist: Ein wahres Wort, Stimmings, ein wahres Wort.

Stimmings: Wolln denn die Herrschaften wirklich den Kaffee so weit draußen?

Kleist: Wir wollen die Mühe gern entgelten. Es ist so schön hier. Und dann bitte für einige Groschen Rum dazu.

Henriette (auf dem Tisch dicht am Fenster sitzend, hinausgelehnt): Trinkst du mit Rum?

Kleist: Du mit Milch?

Henriette: Pfui, nein, schwarz.

Kleist: Schwarzen Kaffee, Stimmings, so schwarz wie möglich.

Stimmings: Schwarz wie der Dot. (Er geht den Gang zurück.)

Henriette: Schwarz nennt ihn der Unverstand? Der hat eine Ahnung. Er ist ja — wie ist er denn? Oh, blau und golden wie der himmlische See, wellenweich, wasserglatt, wie er daliegt, so ist der Tod meines Heinrich, und so empfängt er sein Jettchen.

Kleist: Etwas ist komisch. Seit ich den Tod vor mir habe, sehe ich ihn immer als Ananas — so etwas Goldsafttriefendes. Ananas habe ich nie gegessen.

Henriette: Dann müßte er mir wie Austern vorkommen, die habe ich auch nie zu schmecken gekriegt.

Kleist: Ja, so schmausen wir Beide in ihm das Niegeschmeckte.

Henriette: Du, Heinrich!

Kleist: Ja, mein Herz?

Henriette: Hast du sie auch gewiß eingesteckt?

Kleist (zu ihr gehend): Gewiß doch, willst du sie sehn? (Er knöpft sich auf und zeigt ihr den Lauf einer Pistole aus der Brusttasche.)

Henriette: Der glatte Lauf . . wie süßschaurig das aussieht. Laß mich mal anfassen. Hu — kalt! Aber er wird schon wärmer, er glüht in meiner Hand, oh wie wollustvoll — ist — das!

Kleist (an ihrem Ohr): Weißt du wohl, Jettchen, wem dies Instrument ähnlich sieht?

Henriette: Ach! — Nicht mehr, Heinrich! Sei lieb, hol mir ein Steinchen. Ich fühl mich wie ein Mädelchen, möcht Steinchen ins Wasser werfen.

Kleist: Nein, laß uns singen, — weißt Du noch: Mein Jettchen, mein Herzchen . . (Sie singen erst leise, dann gesteigert lauter im raschen Wechsel).

Kleist: Mein Jettchen, mein Herzchen, mein Liebes, mein Täubchen —

Henriette: Mein liebes, süßes Leben, mein Hab und mein Gut —

Kleist: Meine Schlösser, meine Äcker, Weinberge und Wiesen —

Henriette: O Sonne meines Lebens, Stern, Himmel und Erde —

Kleist: Mein Gestern, mein Morgen, mein Mädchen, meine Braut —

Henriette: Mein Augenstern, Liebster, wie soll ich dich nennen?

Digitized by Google

Kleist: Meine Krone, meine Kaiserin, Herzliebling, Weib, Hochzeit, du Taufe meiner Kinder, mein Trauerspiel, Nachruhm —

Henriette: Cherubim, Serafim — — Heinrich du erstickst mich!

Kleist: Wie lieb ich dich!

Henriette: Wie lieb ich dich! Mein Tod dein Leben, dein Tod mein Leben, stirb an mir, Heinrich! (Nach einer langen Umarmung): Nun will ich Steinchen werfen.

Kleist: Hier hast du.

Henriette: Einen für dich, einen für mich. Da — plump. Hast du gehört?

Kleist: Noch einmal. Plump. Da liegen sie unten.

Stille

Henriette: Ach, ich wollte ja noch meinen Brief an Peguilhen fertig schreiben. Gieb mir den Bleistift, bis der Kaffee kommt.

Kleist: Ich will ihm auch noch ein Wort schreiben. Hier sind zwei Bleistifte. Was hast du geschrieben?

Henriette (liest aus dem Brief, den sie aus dem Halsausschnitt nimmt): Mein sehr werter Freund! Ihrer Freundschaft, die Sie für mich bis dahin immer so treu bewiesen, ist es vorbehalten, eine wunderbare Probe zu bestehn, denn wir Beide, nämlich der bekannte Kleist nnd ich, befinden uns hier bei Stimmings auf dem Wege nach Potsdam, in einem sehr unbeholfenen Zustande —

Kleist: Auf dem Wege nach Potsdam — warum schreibst du das?

Henriette: Es ist doch der Weg nach Potsdam, — damit er uns findet.

Kleist: Ich weiß nicht, Henriette, ich weiß nicht, das klingt ganz schrecklich. In Potsdam habe ich angefangen, in Potsdam bin ich eigentlich geboren, und nun biegt sich der Weg wieder nach Potsdam ein, als wär ich nur vor das Tor gegangen. Streich das.

Henriette: Aber Liebling, du vergißt ja — hör doch weiter. In einem sehr unbeholfenen Zustande —

Kleist: Unbeholfen — gut. Ja — nein, das ist auch übel, sehr übel, daß da Etwas sein soll, ein so großes Stück von mir — und kann sich nicht helfen.

Henriette (weiterlesend:) — indem wir erschossen daliegen und nun der Güte eines wohlwollenden Freundes entgegensehn, um unsere gebrechliche Hülle der sicheren Burg der Erde zu übergeben. Entgegensehn ist doch hübsch?

Kleist: Hübsch, ja . .

Henriette: Bis dahin hab ich, nun weiter . . (Sie fängt, am Tisch sitzend, an zu schreiben.)

Kleist: Ich setze mich hier aufs Bett.

Henriette (halb aufsehend): Wo ist ein Bett, Heinrich?

Kleist: Hier, siehst du nicht? Es sieht fast aus wie mein altes Leutnants-Bett in Potsdam.

Digitized by Google

Henriette (ohne aufzusehn:) Wie ulkig du bist.

Kleist: Was zieht mir die Brust so zusammen? Es ist Alles so eng und dumpfig herum. Diese alten Möbel, der Geruch aus der Matratze . . Wo ist denn der See geblieben? (Er wendet sich zum Fenster:) Ah, die Sonne blendet! (Wieder zum Bett:) So, nun setz ich mich auf diese Rasenbank und schreibe.

Beide (schreiben eine Zeitlang.)

Henriette: Punktum. Was hast du geschrieben?

Kleist: Nur ein paar Gefälligkeiten, um die ich ihn bitte. Daß er das Felleisen zu meinem Wirt bringt, außer den Sachen, die etwa zu meiner Bestattung gebraucht werden können.

Henriette: Hast Du auch von meinem Koffer geschrieben?

Kleist: Auch.

Henriette: Auch von dem Schlüssel dazu in dem Kasten — du bist immer zerstreut.

Kleist: Gewiß, Liebe.

Henriette: Wo steht es denn, lies mal.

Kleist: Hier . . Ich kann es jetzt nicht finden, aber —

Henriette: Du hasts sicher vergessen.

Kleist. Was liegt daran. Aber ich kann es noch einmal schreiben.

Henriette: Tu mir die Liebe.

Kleist (schreibt.)

Ein junges Mädchen (bringt ein Tablett mit dem Kaffeegeschirr.): Hier wäre der Kaffee, Madame.

Henriette: Schön, liebes Kind. Setzen Sie nur hin, ich besorge das schon. Heinrich, donnez lui un peu.

Kleist (giebt ihr ein Geldstück.)

Das Mädchen (knixt und läuft den Gang zurück.)

Henriette (stellt Teller und Tassen auf.)

Kleist (versonnen hinter ihr am Fenster, halblaut): Ach, Guiskard, Guiskard!

Henriette: Du seufzest? Liebster, bist Du nicht glücklich?

Kleist: Daß ich der Welt keine ganze Vorstellung von mir hinterlasse!

Henriette: Heinrich! Und du funkelst wie der Orion von sieben Dramen!

Kleist: Ersatzteile, liebes Wesen, lauter Ersatz-Gliedmaßen für den verstorbenen Guiskard.

Henriette: Erklär mir das, Liebling.

Kleist: Hermann — eine riesige Faust, Homburg — eine Stirn in Lorbeer, Penthesilea — ein zerfressenes Herz — wie soll die Menschheit je einen Kleist draus zusammenstücken?

Henriette: I warum soll sie? Ist jedes nicht groß genug?

Kleist: Du verstehst mich nicht. Damals, als Kant meine Welt zerbrach, meine blühende Welt

Digitized by Google

der Wahrheit, als mir die schätzebedeckte Erde zu einer Pustel zusammenschrumpfte, die nicht in der Wahrheit war, sondern bloß meine Vorstellung: da wurde meinem Leben das Mark des Seins ausgesogen, mit einem Hui, dergestalt daß ich wochenlang Nichts war als ein sausendes Stürzen nach innen, ein Zerrieseln . . Ich hätte nicht leben können, wäre mir nicht aus diesem unersättlichen Hirn das Mittel entsprungen, mich wieder zu füllen, gleichsam auszustopfen. Vordem gedacht ich, ein wahrhaftiges Du aufzurichten, ein Standbild der Kraft, der Wahrheit und Herrlichkeit, einen Turm der Notwendigkeit, des Sollens, des götterverhängten, nicht dieses ohnmächtigen Wurms von Wollen, der ich, der wir Alle hier sind. Danach erschien Guiskard, ich, der Kranke, der Zornige, der Zerhöhlte, der gräßlich Unwahrhaftige, der Pestmensch, — aber den stopft' ich in mich, denn — siehst du: die Welt war in Wahrheit nicht, nur ich war — und sie meine Einbildung. Aber — so ist ein Jeder wiederum eine Vorstellung im Auge der Welt, und die, siehst du, die mußt ich ihr machen, die Vorstellung von mir, um noch sein zu können, ihr beweisen, daß ich war, das mußt ich, und dann lebte ich von Gnaden der Welt immerhin, statt von Gnaden Gottes, der Wahrheit.

Henriette: Oh Heinrich, ich fühl es, du wolltest groß leben, riesengroß, ein Standbild mit jahrhundertlangem Schatten über den Erdball — Heinrich Guiskard!

Kleist: Mit einem Wort: ich hatte einen Golem zu kneten.

Henriette: Golem? Was ist das?

Kleist: Ein Kunstwerk der Kabbala. Der Golem wird wie Adam aus Lehm geknetet, jeweils zum Bilde des Geschöpfs, das dem Bildenden vor der Seele schwebt. Fertig erhält er die magischen Silben unter die Zunge gelegt, die ihn beleben, dergestalt daß er Alles ist und bewirkt, was sein Schöpfer an Leben in ihn hineinpreßte. Da nun der Schöpfer allein um das unter der Zunge verborgene Geheimnis weiß, das, herausgenommen, den Körper in Staub zerfallen läßt, so hätte ich Guiskard, den Golem, zu meinem Bilde geschaffen, ja zum Ebenbilde von mir, Jettchen, den mitten im Traumwahn ungeheurer Eroberungen die philosophische Seuche anfiel und verzehrte, und so wäre er, von Niemand gewußten, von Niemand gelösten Geheimnisses, weg über mein Grab gestürmt ins Jahrtausend.

Henriette: Oh Heinrich, mein Schöpfer, warum denn mißlang es?

Kleist: Warum — davon erzähl ich dir ein andermal, drüben, Jettchen.

Henriette: Doch wie dies Alles zugegangen,
Erzähl ich euch zur andren Zeit,
Dazu bin ich zu eilig heut,

schrieb ich heut nacht an Sophie.

Kleist: Danach gerann mir das Elend und macht ich Ersatzteile . . (Er setzt sich niedergeschlagen an den Tisch.)

Digitized by Google

Henriette (streckt ihm tränenden Auges die Hand hin, die er lange küßt. Sie trinken eine Weile schweigsam den Kaffee).

Henriette: Du bist so still geworden, mein Freund, woran denkst du?

Kleist (seine Tasse zurückschiebend): Ja, es wird nun Zeit, dir mein Geheimnis zu offenbaren.

Henriette: Hast du noch eins?

Kleist: Mein erstes, letztes und einziges Lebens-Geheimnis. Jeder Mensch, glaube mir, hat eins, das er keinem vertraut, nicht jeder kennt es selbst. Nun, wo ich sicher bin, daß seine Hoffnung sich nie erfüllt, darf es gesagt werden. Du erinnerst dich, Jettchen, ich habe gelebt und bin gestorben aus zwei Büchern —

Henriette: Bist du denn tot, Heinrich?

Kleist: Längst — weißt du das nicht? Dies ist nur ein dürrer zersogener Leichnam.

Henriette: Aber Liebling, da wird mein Tod sehr böse sein, wenn du ihm nicht einen saftigen schenkst, einen — so voll von Leben, so voll — wie Ananas. O Liebster, du bist es doch! Tu deine Augen auf, so flutet der ganze See dir hinein und stürzt einen blauen Katarakt in die Unendlichkeit deiner Seele. Öffne die Lippen — tausend Nachtigall-Schwärme taumeln hinein und jauchzen: Ewigkeit! — Du bist voll von Erde, Himmel, Liebe!

Kleist: Ja, mein Herzchen, so ähnlich ist auch mein Geheimnis. Aus dem Buch, das mir Leben gab, erfuhr ich, daß der Mensch einen Lebensplan haben müsse. Das rann mir wie Gold über die Seele, und schon hatte ich den meinen, ich kleidete mich von Kopf zu Füßen in ihn, — gepanzert wie Guiskard, so stand ich und strahlte Leben. Hör, hör, Jettchen, hör, hör, was mein innerster, heimlichster, süßester Lebensplan war, ich verrat es dir in der Todesstunde: Mich zu verwandeln. Ja, fragst du, wie das? So, Jettchen, so, daß ich anfing in mich hereinzusaugen — Alles, das ganze Sein, die Natur, alles Wissen, jeden Baum, Stein und Halm, alle goldensten, kristallensten, juwelensten Schätze der Welt — und nicht sie! Oh, nicht sie selbst, Jettchen, nein — ihren Geist, ihr Innerstes, ihre feinste Essenz, ihre destillierteste Lauterkeit, ihre W a h r h e i t ! Oh! Oh! Diese, diese Himmels-Essenz, diesen Gottes-Tau hineinzusaugen in mein lechzendes Blut — dergestalt daß sie darin — irgendwann, eines Tages — die Wandlung begönne, im innersten Innen, im Herzens-Herzen, zuerst ein winziges Korn — Gold! und nun schwellend vom Keim zum Embryo, Blättlein entfaltend, Pflanze, im verästelten Leib aufgrünend Gold, nun rauschend, drängend von Blättern, von Blüten, Früchten, unendliches Gold aus innen, aus innen nach außen — bis, in einer Stunde, ich dastünde — meine Haut in Fetzen zerlappte, und darunter ich — Alles Gold, lauter Gold, ein ganzer Mensch, Kleist, ich, in Gold verwandelt!

Henriette: O du himmlisches Wesen, daß ich verginge an dir!

Kleist: Der pestzerfallene nicht, der goldene Guiskard war eine würdige Kreatur Gottes —

Digitized by Google

und fiel doch zu Staub in der einen Minute, wo das eiserne Schicksal sprach: daß keine Wahrheit ist.

Henriette: Keine? Was denn? Aber der Tod?

Kleist: Alles nur deine und meine Einbildung. Leere Spiegel, das sind wir. Gold ist Einbildung, Leben Einbildung, und der Tod — wir werdens erfahren.

Henriette: Das wird lustig sein.

Kleist: Eine lustige Vorstellung.

Henriette: Eine Komödie also, ein Possenspiel, Herzchen.

Kleist: Ein Possenspiel, Gossenspiel, Täubchen, eine Gossenspülung. (Er steht auf und lehnt am Fenster.)

Henriette (nach einem langen Schweigen, träumerisch den Kopf hebend, leise und mit Innigkeit:) Solltees jetzt nicht Zeit sein, mein Heinrich?

(Bewölkung des Himmels, Verschattung.)

Kleist: Ja, es scheint regnen zu wollen.

Henriette: Ich möchte nicht mehr naß werden.

Kleist (löst sich langsam vom Fenster und geht blicklos und versunken bis zum Ofen:) Sieh mal, da steht der Ofen, in dem ich Guiskard verbrannte.

Henriette: Ein Ofen, Närrchen, das ist eine Ulme oder Eiche, ein Baum jedenfalls.

Kleist: Nein, das scheint vielmehr mein alter Potsdamer Ofen zu sein. Er roch schlecht, aber er wärmte gut. Er war wie alle Menschen. Mir wird bange, Jettchen.

Henriette: Jungchen, mein, was hast du denn, komm doch zu mir!

Kleist: Ja, Ja, das will ich. (Er weicht mit verstörtem Blick auf den Ofen bis zu Henriette zurück, stolpert und sitzt ihr zu Füßen, platt am Boden, stur auf den Ofen schauend): Nein, ich sehe wohl, natürlich ist es kein Ofen, aber — mir war eben, als steckte ich noch eingezwängt in der Montur, und ich roch das Leder. Schon aus der Nacht geflüchtet — und immer fallen noch Schatten heraus über mich, und ich kann mich nicht lösen.

Henriette (sein Haar mit den Fingern glättend): Was ist meinem Bübchen denn? Sprich doch, mein Kindchen, sprich es doch von dir.

Kleist: Das war eine Nacht, wo es sich lohnte, ein Mensch zu sein. Das war die Nacht, wo ich Guiskard verbrannte.

Henriette: Erzähl das.

Kleist: Es war in derselben Nacht, in der ich ihn Wieland vorlas. Nein — es war ja viel später, und nicht in Weimar, sondern — in Paris? Mein Gedächtnis ist trüb — gleichviel. In meiner Erinnerung liegen die Nächte ineinandergeschlungen, also gehören sie ineinander. Wieland — nun, der Gute, er schwamm in Tränen und nannte mich gewiß den größten Tragöden,

Digitized by Google

den je die Sterne bestrahlten. Ich habe es kaum gehört. Ich hatte gelesen — was, gelesen? Ich hatte Guiskard in mich hineingesogen, geschlürft, gesoffen, bis mir die Lebens-Allmacht alle Adern zum Bersten füllte mit einer Nektar-Luft, daß ich brauste. Ich brauste, Jettchen, in all meinen Sinnen, vom kleinsten Zehnagel bis zum winzigsten Wirbelhaar war ich ein lauteres Brausen, Wipfel des Paradieses knisterten in meinen Kniekehlen und Haine Elysiums im Haar, und jedes Gelenk, jeder Armbug, Hüften, Haupt, Herz, innen und außen war eins, war Gehirn, Schöpfer-Gedanke, Riesen-Empfindung, — ja ein brodelndes Gehirn-Herz war ich von Schöpfungs-Wonne, dergestalt daß ich nicht wußte, aus welcher Leibes-Gegend ich zuerst ein neues Gestirn pressen sollte. Und so lag ich, eine einzige, wogenbrausende See, schütter an den Festländern, die wie Gottheiten langsam herausstiegen, auf meinem Bett. Doch erhob sich in langen Pausen, wie ein Atemziehn, der Ton einer Glocke aus der Tiefe, ernst und versöhnt, mit: Goethe . . Goethe . . Goethe . . So war Alles milde geworden. So ging die Nacht. Da trat Goethe herein. Ich wunderte mich, was er wollte, ich hatte an ihn nicht gedacht. Er hatte Schwarz an und seinen Stern unterm Herzen, tänzelte aber seltsam vor mich hin und wies mir frohlockend oder verlockend einen Lorbeerkranz, — ich habe das später in Homburg verwendet, — hielt ihn mir hin, trat hinter sich, zog den Kranz an sich und setzt' ihn sich auf. Da knirscht ich nun in den Zähnen: Ich — will — dir — den — Keine Sprache hatt ich, den Mund voll Sand, so knirscht ich: — Ich — will — dir — den — Krrr — ranz von der — Stirrr — ne — rrreißen! Es dauerte ewig, bis ich es heraus hatte, aber dann war mir Sprache, ich hockte im Bett auf und fing an, ihn zu verhöhnen. Ich sagte ihm schändliche Wahrheiten, ich nannte Ifigenien einen Zieraffen und zergrinste ihm die alberne Gans, die sich den Seelen-Schnabel nach Griechenland leckte. Denn, sagt ich, das ist klapperbeinigtes achtzehntes Jahr-hundert, wir aber wollen das strotzende Fleisch, Bein und Mark, ein Orgelspiel auf der Muskulatur, das Blut zum Sieden, und die Herzen knacken hören, wenn der Mensch dem Menschen aus Liebes-Not die Zähne hineinschlägt. Dann nahm ich Tasso vor, diesen Hämmling, ihn, dem sein Herz breit genug war, eine brennende Stadt in die Sterne hineinzuheben, — dies Erdkugel-Haupt, mit Göttern umschlungen —

Henriette: Himmlisch, Kleist, himmlisch! O wie du rastest!

Kleist (verglasten Auges): — den aber er verschnitten hatte, damit er sich auf der Schleppe einer geborenen von Puppe mit dem Strohseil der Konvention erwürgte, — dergestalt daß ich, dampfend von Schweiß und wie ein Unsinniger plärrend, Goethen nach aus dem Bette stieg und ihn verfolgte, des geanmaßten Kranzes wegen, da er beständig entwich, meine Beine aber wie aus Blei gegossen in einem Morast schlürften. Also ächzt' ich ihm nach, er hüpfte auf einen Stuhl, ich lag in der Erde, umschlang den Stuhl, rang mich dran hoch mit Ellbogen und Zähnen, da stieg er auf den Tisch, ich würgte mich auch auf den Tisch, da entschwebte er hinten

Digitized by Google

ins Zimmer, und ich schwitzte Judas-Blut nach dem Kranz. Plötzlich erwacht ich, indem ich hoch über mir eine Erzengel-Stimme den Gesang rollen hörte:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit ihm genießt,
Was vom Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Von dem ungeheuren Entsetzen, mit dem mich der Triumph dieses Engels-Gesangs zerschmetterte, kann ich dir keine Vorstellung machen. Ich lag, nein, ich lief, weiß nicht wie lange, den Kopf in den Händen, laut wimmernd im Dunkel herum. Goethe schien noch in der Ecke zu stehen, ich lief jammervoll hin, und da stand auch Jemand, und das war Guiskard. Der athletische Normanne in seiner Panzer-Pracht, ein erobertes Italien auf der erhobenen Hand, die Länder Asiens unter schwälendem Traumgewölk auf der sinnenden Stirn, den im Purpur verborgenen Leib zertaut vom Schmatzen der Pest, die wollustvoll sich aus Schläuchen der Adern mästete, ein Standbild meines eigenen verröchelnden Lebens, als das ich ihn machte, so ragte er über mir mit glühenden Augen und Lippen, die von Jammer und Prunk zersprangen, dergestalt daß er mich anzuflehn schien, ich solle ihn endlich herausbrausen lassen — das Wort höchsten Vermögens, das immer noch unvermochte, das tönende Sein, Herzens-Bewältigung staunender Menschengeschlechter. Und siehe, ich schrie — ohne Laut, es ging nur wie ein Wind von meinen Lippen, der gegen ihn blies: Sprich, Guiskard, sprich! — Und da sprach er — ah, Jettchen, ich habe es überlebt! — er sprach, zitternd, verzerrten Gesichts, in loher Verzweiflung über sich und mich, der ihn anstarrte unsinnig, sprach er die Verse:

Die Sonne tönt, nach alter Weise,
In Brudersphären-Wettgesang —

und:

Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag,
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Das, das, Jettchen, das sprach er unwillig, wider sich selbst, als erbräche er sich, doch er mußte, Goethes Verse mußte er mir zudröhnen zum Fingerzeig, daß mein kühnstes, heiligstes, höchstes Wort nicht hinankonnte zu seinen Lippen, unten im Organ sich zermalmte, wie vorher ich an

Digitized by Google

dem Stuhl hing, aber oben, vor ihnen heraus über sie weg — floß das goldene Erz himmelerfüllend in die Völker des Erdballs. Da verbrannt ich ihn.

Henriette: Töte mich, Heinrich, töte mich, meine Seele bricht ja aus tausend Poren, dich zu umfluten, o Heinrich, mein Feuer-Riese, nimm und zermalme mich, — meines Leibes Samen-Kapsel in deiner Hand, o laß sie zerspritzen in die Unendlichkeit, daß sie ins Nichts und auf Sterne zerstäubt! Dein, Heinrich, ich sterbe, ich bin dein!

Kleist: Ja! (Er ergreift sie, trägt sie zum Bett, bettet sie und reißt, am Boden über ihr knieend, die Pistolen heraus, stammelnd): Mein Jettchen, liegst du auch gut, liebes, liebes Jettchen, das bin ich, auf dem du liegst, Heinrich der Erdenball, mittwärts gespalten, ins weichste Fruchtfleisch gebettet liegst du, und über dir die ungeheure Schale, ich bins auch, ich klappe zu, Nacht in dein Herz, gute Nacht —

Henriette: Heinrich, nun flieg ich, die Ebene — der Abgrund — gleich —

Kleist: Gute Nacht, Augen, Mund, Wangen, Süße, Gesang, — wo ist das Herz? Da, da — hörst du noch, Jettchen, singende Stern-Vögel, Stern-Amselchen, horch, horch! — Hat es geknallt? Ich hab nichts gehört. Aber da ist ein schwarz Loch, verbrannt . . Augen — Glas — tot ist sie, die Selige, und ich — ich muß die Pistole laden, — warte, gleich, Jettchen, gleich! (Er wirft die zweite Pistole weg und lädt die erste wieder, flüsternd): Süße Pistole, liebe, gute, wie ich dich liebe, küsse mich, beiß mir Eisen ins Herz, da, da, ins heiße, weiße, rote, blaue — (Er hält ein, erkennt die tote Henriette): Warum klappt dein Kinn so herab? O das ist — wo bin ich? Mein Bett ist das, die Stühle, die Wände — o das ist scheußlich! Potsdam — ich bin noch immer in Potsdam! Ist denn Nichts geschehen? Der Rock ist blau, das ist die ewige Montur vom Regiment Garde. Unverwandelt — ist das zu erleben? Stirb, Kleist, es ist Nichts geschehn! Stirb, es ist nie was geschehn! Tod, Wonnefrucht, ich esse, ich fresse, ich schlinge dich — aah! (Er schiebt die Pistole in den Mund.)

ENDE

• • •

Digitized by Google

GOTTESHYMNEN

VON MARTIN KAUBISCH

BEGEGNUNG

Dein Schritt ertönt — und sieh, ich hebe wieder
Mein Auge staunend in den Glanz der Nacht
Und fühle zitternd, wie Du nah und näher
Herüberwandelst durch die blaue Pracht,
Wie Deine Hand, noch schwer vom Leuchten der Äonen,
Unendlich sanft an meine Schulter streift
Und Deiner Stimme Klang — aus Sternenzonen —
In Menschenlauten zur Vollendung reift . . .

* * *

EINGANG

Nun laß mich flüchten in die tiefste Stille,
In der dein Atem pocht von Segen schwer
Wie deines Herbstes goldne Früchtefülle
Im Dankesglanze steter Wiederkehr.

Dort laß mich dich wie eine Hand ergreifen
Die, fest und gütig, über Leid und Streit,
— Wie eines Freundes Hand und milderndes Begreifen —
Den Geist hinaushebt aus dem Tal der Zeit.

Und dann? Dir lauschen. Lauschen, bis die süße Stille
Wie Orgelton von deinen Lippen quillt,
Und über mir dein väterlicher Wille
Das letzte Flackern meiner Inbrust stillt.

* * *

Digitized by Google

GESICHT

Ich möchte mich so tief
In Deine Tiefen tauchen,
Daß alle Qualen, die ich litt,
Und alle Stürme, die ich stritt,
Und alle Seligkeit der Welt,
Die, überströmend, mich erhellt,
Daß dieses ganze Sein und Selbst und Ich — —

Verrinnt in Dich,
Du Traum, Du Weg, Du Licht, Du Sieg, Du All! —
So wie ein Wassertropfen rinnt
In eine Schale von Kristall. —

Und wenn ich dann im Kern der Welt
— Noch ganz betäubt von so viel Gnade —
Die Augen wieder aufzuschlagen wage, —
Dann wird ein Meer von Licht
Dies schwache Menschenhaus umbrausen:
Gelb brennend wie die Wüste brennt,
Wenn sie im tiefsten Glanz des Mittags steht:
Groß, ewig, götterhauchdurchweht . . .

Und plötzlich seh ich Dich,
Stadt meiner Heimat, staunend wieder,
Wie Du im Morgennebel glühend auferschrickst
Und voller Jugendkraft die steingetürmten Glieder
Wie Flammenschreie in die Äther schickst!

Doch — wie verwandelt strahlt Dein Antlitz nieder?
Die dunkle Folie der Dinge,
Um die ich hier vergebens ringe:
Die Schatten, die mich jäh erschrecken
Und meine Sonnenschau verdecken,
Die Rätsel, die mich qualumkreisen
Und meine Schritte höherreißen —,
Sie sind nicht mehr . . .

Digitized by Google

Wie eine Perle loderst Du ins All:
So losgelöst und lichtverklärt,
So ganz von ewigem Glanz genährt
Und wie vom lautersten Kristall! —

* * *

LEGENDE

Du bist nicht tot, wie uns Dein letzter Seher*) sagte,
— Der jauchzend ging, als es gerade tagte —,
Nur so erschreckt durch unsres Wahnsinns tolle Blüten
Und so verstört durch unser blindes Selbstzerwüten
Und so verstrickt in fremde Schicksalszwänge
Auf andren Sternen voller Lobgesänge, — —
Daß Deine Hände wie versteinert ruhn,
Und Du es nicht mehr wagst, Dich noch hervorzutun.

Indessen wir, die letzten Deiner Knechte,
Im Sturm der Wüste unter Sturz und Staub
Als Los des Tages und im Eis der Nächte
Verhaßter Fieber fast verfallner Raub,
Von Wahn verwundet und von Sieg verwaist:
Das Wunder rufen, das Dich — preist! — —

* * *

GEBET

Mach wieder Licht in meiner Seele,
Die Kerzen gingen aus,
Die Fenster stehen offen,
Und Sturm durchbraust das Haus.

O komm mit Deiner Stille
Wie Läuten in der Nacht . . .
Und friede Turm und Wände
Mit Deiner Gnadenwacht!

Ich will noch einmal blühen,
Eh mich der Tod entrafft,
In Deinen Händen glühen
Wie reiner Lilienschaft.

Daß, wenn der Morgen dämmert
Am dunklen Waldesrand,
Die weißen Kerzen flammen
In stillem Andachtsbrand . . .

* * *

* Nietzsche

Digitized by Google

SPIEGEL

Ein Spiegel lag auf altem Eichentische.
Wie war der Spiegel köstlich, klar und rein
In seines hellgetriebenen Silbers Frische
Und seines eignen Leuchtens Widerschein.

Ich hob ihn auf: ein Anlitz starrte
Mit fernen Augen, überwölbter Stirn
Und einem Mund, der Licht und Sieg erharrte
Aus früher Bitternisse Leidenswirrn.

Und als ich tiefer drang in diese Blicke,
Stieg eine Landschaft zauberhaft empor:
Ein weites Tal, ein Strom und eine Brücke,
Die sich in fernen Sonnenduft verlor.

Und Blick und Landschaft waren so verwoben,
Die eine so des andern voll,
Als wäre Hier nnd Dort verschoben,
Weil eins vom anderen überquoll.

Wer kann sich kennen? Wer den Abgrund fassen,
Den ihm sein eigenes Angesicht verrät?
Wo Ich und Welt sich rätselvoll umfassen
Und eins im andern um Erlösung fleht?

Wohin wir fragend auch die Blicke wenden:
Ob zu der angestammten Erde Recht,
Ob zu des eignen Wesens Gnadenspenden,
Ob zu der Ahnen liebendem Geschlecht:

Wir bleiben fremd und wandern fremd mit Fremden
in der Fremde . . .
Nur wenn der Gott uns hebt und unser Auge trunken
Verklärung leuchtet aus dem Grund des Seins,
Ist auch die letzte dunkle Spur versunken
Und Bild und Urbild restlos Eins.

* * *

Digitized by Google

MEIN GOTT ...

Mein Gott, mein Gott, Du bist so reich,
Daß immer, wenn ich Dich umfasse
Und zu Dir bitte, daß Dein Reich
Auch mich, den Knieenden, erfasse,
Ich tief in tiefster Scham empfinde,
Daß es kaum Sinn hat, noch zu Dir zu gehen,
Und Dich um Dies und Das zu flehen,
So nichtig ist, worum wir bitten,
Und so verächtlich, was wir litten,
Vor Deiner tiefen Herrlichkeit . . .

Dann lächelst Du wohl, seltsam groß,
Halb von Erstaunen, halb von Güte voll,
Den Schwärmer grüßend und sein dunkles Los,
Und — hebst die Hand, den Glanz zu weisen,
Der Tag um Tag aus Deiner Fülle steigt:
Die Pracht der Himmel, die Dein Haupt umkreisen,
Die Sonnenmeere, die Dich seligpreisen,
Und auch der Erdendinge süßes Strahlen,
Die Deine Schönheit wie gebrochen malen
Und doch so überquellend — reich,
Wie Wein entquillt aus lodernden Pokalen . . .
Ist es dann Wunder, wenn die Sehnsucht schweigt? —

Digitized by Google

ERNST DROEM

VON HEINZLUDWIG RAYMANN

SEIT Monaten lag auf meinem Schreibtisch ein schmaler Band Lyrik ungelesen. Bei einem Bummel durch Heidelberg sah ich diese »Gesänge des Dichters X« ‹von Oswald Spengler eingeleitet› im Fenster liegen. Titel und Empfehlung reizten. Ich erstand mir den Band, legte ihn aber nach flüchtigem Durchblättern enttäuscht weg.

Bis eine begnadete Stunde kam, die mir die ungeheure Glanzfülle dieser Verse und ihre metaphysische Polarität erschloß. Irgendein Vers fiel mir klanglich auf. Ich las ihn noch einmal und lauschte betroffen. Dann hatte mich Droems Sprache in der Gewalt und ließ mich nicht wieder los. Es war, als hätte sich der Berg Semsi vor mir aufgetan und ließe seine märchenhaften Schätze in unwirklichem Lichte maßlos funkeln und gleißen. Dunkel geahnte Stimmungen, Gefühle, Erscheinungen erschlossen sich mir. Ich tauchte unter in Tiefen des Übersinnlichen, des nur zu Erahnenden, in Tiefen, die nahe an die Grenze des Verfließens ins Uferlose gehen.

Müde der Schreie nervöser Expressionisten, der chaotischen Wortblöcke ekstatischer Jugend trank ich gierig diesen abgelagerten Wein einer tausendjährigen Kultur. Droems Verse sind dem fruchtbaren abendländischen Boden entwachsen als ein Endertrag, als späte Reife eines bis ins Letzte veredelten Kulturstammes. Sie sind durchweht von wilden Schauern gotischen Raumgefühls. Droem sagt selber zu seinen Versen »Ex tenebris«: . . . »daß es sich bei einem erheblichen Teile der Dichtungen weniger um Lyrik im überlieferten Sinne handelt, als vielmehr ‹was gerade deutscher Kunst seit den Tagen des frühesten Christentums durch die Gotik hindurch zwar eingeboren, aber leider so oft und so lange vergessen blieb› vielleicht um den langsam gewachsenen Versuch, eine unter den Bedingungen des stets wechselnden Zeitgefühls sich gestaltende Raummystik unserer Tage in der sprachlichen Form von episch durchbauten Sonaten ‹Gesängen› zu sein«. Hierzu bemerkt Spengler in seiner Einleitung zu »Gesänge«: »Jedes antike Gedicht ist sprachlich eine Statue, jedes abendländische eine Sonate«. »In den abendländischen Sprachen beginnt ‹gegenüber den antiken› eine Kontrapunktik des Klanges und Taktes, der Schatten und Lichter, Wortsinne, Bilder, die von fern kommen . . . und ein Etwas schaffen, das nicht für das leibliche Auge bestimmt ist . . . eine wundervolle Transzendenz, ganz Raum, ganz Unendlichkeit . . . es ist, als ob nur eine dünne Schicht bildhafter Wortinhalte die Seele von den Abgründen der Welttiefe trennte«. — Von hier hat man auszugehen, wenn man Droems Verse verstehen will. Droem gebraucht Worte und Bilder, wie man in der Musik Klänge gebraucht. Ausdrucksmittel, die auf eine beziehungsvolle Realität verzichten, also absolut sind, die nicht beschreiben, malen, nachzeichnen wollen, sondern die für sich da sind und zu einer unnennbaren, unausdrückbaren seelischen Spannung hinleiten wollen. So kommt es, daß die Verse Droems von einer ungeheuren

Digitized by Google

Transzendenz sind, die sie dem Leser nicht leicht zugänglich macht. Man muß sie mit einem geistigen Auge, das die Unwägbarkeiten dieser wie absolute Klänge gebrauchten Bilder und Wortinhalte erahnen läßt, zu lesen vermögen. Dann erschließt sich der ganze metaphysische Gehalt dieser das Gleichgewicht im Raum suchenden Verse.

Von Ernst Droem liegen bisher drei Bände vor: Ex tenebris, Gesänge, Guter Mond (alle bei Beck in München). Beim ersten Band handelt es sich um Gedichte, die Droem im Aufstieg ex tenebris, »aus der schönen Nacht dumpfer Frühzeit« zu seiner Kunst zeigen, Gedichte, die einen wertvollen Einblick »in die frühe Traurigkeit einer verirrten verratenen Seele«, in das Werden eines Dichters gestatten. Die Verse:

»Der ich ferner Meere Flagge hisse
Ein Korsar ins heilge Ungewisse«

könnten als Leitmotiv dieses Bandes gelten. Die meist in den kleinsten Raum gedrängten Gedichte zeugen von heißem Ringen mit dem chaotischen Stoff, von dem Formwillen einer suchenden Hand. In den letzten Kapiteln erkennt man bereits deutlich Züge von Droems eigenem künstlerischen Gesicht.

Mit dem zweiten Bande »Gesänge«, der übrigens zuerst erschien (1920), setzt der ganze Bildstrom, die magische Klangfülle Droemscher Kunst ein. Hier heben gewaltige Umarmungen mit dem Chaotischen, dem Ungestalteten an. Hier steigt ein faustischer Sucher zu den Schauern der gärenden Tiefe und zu den Müttern hinab. Hier greift ein Verwegener mit spürender Hand in das mystische Dunkel der Zwischenreiche, um sie zu kühner Gestaltung zu zwingen. In diesen Versen schwingt eine irrende Seele in den unermeßlichen Raum, in das siderische Licht, hier kommt es zu wilden Beschwörungen von gewaltigen Sinnbildern, um nicht vom ungeheuren Raum erdrückt zu werden:

»Dein Geist von angeglühter Schale
Schwankt zu Berge und zu Tale,
Aufwachen über aller Pein
Vier große Löwen aus Gestein«.

———

oder: »Unsres Schlafgemachs Tapete
Flecken irre Ornamente
Babyloniens Blumenbeete
Wenn man sie beseelen könnte«.

———

Digitized by Google

»Was ist Fäulnis als das Licht,
Das in Flammen sich zerbricht
Oder wie der Blumen Wonnerot
Welkt im Glühen gen den Tod?«

Man lese die Dichtungen Droems, so oft es geht, man dringt immer tiefer in eine magische Welt, die immer neue Schätze aufblitzen läßt. Das ist das Wunderbare an Droems Lyrik, sie scheint nicht ausschöpfbar. Immer neue Beziehungen tun sich geheimnistief auf, immer eindringlicher wirken die Bilder in Sprache und Form. Droem geht keine ausgetretenen Pfade. Seine Art zu sehen, zu gestalten, ist neu, eigenartig, nicht leicht erfaßbar und ohne Vor- und Mitläuferschaft. Eins ist sicher, ein Dichter für das Volk ist Droem nicht, wird es auch nie sein. Er ist der Dichter der Kenner, der Kulturmenschen, der geistigen Genießer, der faustischen Spürer nach letzten Schauern. Es gehört ein gewisser Grad geistiger Bildung, die allerdings nicht auf Akademien erworben zu sein braucht, dazu, um ihn verstehen zu können. Der Masse wird Droems Kunst nichts sagen, auch denen nicht, die keinen Blutrhythmus, keine Phantasie, keine Ekstase kennen. Es ist gewiß bedauerlich, daß die große Lyrik unsrer Tage — sei es die Stefan Georges oder Droems — nicht mehr Volksdichtung ist, wie es Goethes oder Hölderlins Lyrik zu ihrer Zeit gewesen sein mag. Mag — denn war es nicht auch damals eine gewisse geistige Oberschicht, die Lyrik las? Wenn ein großer Teil Goethischer Lyrik ‹mehr als die metaphysisch verankerte Hölderlins› im Volke Fuß faßte, so geschah dies, weil sie dem Volkslied verwandt, manchmal selbst Volkslied ist. Die Gefühlskomplexe dieser Lyrik ‹die esoterischen Gedichte natürlich nicht› sind einfach, gesunden seelischen Spannungen entsprungen, sind gefühlvoll und tief und nicht die Entladungen gefährlicher Spannungen der verirrten Seelen unsrer Tage. Wer im Volke liest etwa George? Wer Werfel? Dessen Urbanität, dessen Kindheits- und Dienstmädchenschicksale doch im Volke verstanden werden und Echo finden müßten. Das Volk liebt seine alten Lieder oder schwelgt — in Schlagern.

Von dieser Seite kann man Droem keinen Vorwurf machen. Der Dichter ist seinem Jahrhundert voraus. Was blieb den Dichtern unsrer Tage übrig zu gestalten:

»Nachfahren wir die alle Huld erfuhren
Des Schimmels Finger, Küsse der Lemuren,
Was sehnen wir, das güt'ges Firmament
Nicht hätte späten Blutes Jahr gegönnt?«

Droem bleibt an manchen Stellen auch dem Einsichtigen dunkel. Doch scheint es mir, als käme es dem Dichter gar nicht so sehr darauf an, restlos verstanden, analytisch zergliedert, verstandesmäßig zerfasert zu werden. Er will den Leser in eine seelische Spannung versetzen, Schauer

Digitized by Google

fühlen lassen, die mit dem Verstande nicht zu fassen sind, wie es die Musik vermag, die auch nicht auf den Verstand wirkt. In den Versen Droems tut sich eine andre Welt auf, die zwischen der Wirklichkeit und dem Versinken ins Urgraue schwebt, eine Welt, unwirklich, dämonisch, wundervoll.

Den Schluß des zweiten Bandes und den ganzen dritten Band füllen die Mond- und die Moorgedichte. In diesen Dichtungen, die nicht den Mond als nur optische Erscheinung behandeln, bewegt sich die Lyrik Droems auf die Polarität zweier Sinnbilder: Mond und Moor, zu. Der Mond als uns nahes Sinnbild des Siderischen, des abgeleiteten Lichts, also des Abstrakten, das Moor als Sinnbild des Tellurischen, der chaotischen Gärung, zwischen denen der erdverhaftete Mensch steht, dessen Symbol die Mutter mit dem Sohne ist. Ziel dieser Verse ist es, den Leser, der es mit unterbewußter Erfassungskraft vermag, die ersten Spitzen der Schauer aus den Urreichen erspüren zu lassen. Jedoch liegt auf diesem Wege zum Irrationalen für den Leser die Gefahr vor, sich in den wilden Nebel des Wahns zu verlieren, in dem der Vernunft entzogenen Urgrau zu versinken. Denn hinter diesen transzendenten Klängen und Bildern tut sich der Abgrund des Irrsinns auf, für den, der die Enge der Flur, die Stützen seiner Daseinserkenntnis, das Dingliche, Räumliche, Reale verläßt. Droem warnt davor, nicht die mütterliche Flur auf der Pilgerfahrt zu dem magischen Licht des Mondes, zu den Schauern des Raums zu verlassen, wie es Dichter wie Hölderlin, Lenau, Nietzsche taten, über deren Häuptern dann die ewige Nacht zusammenschlug.

Auch in der Form seiner Dichtungen geht Droem eigene Wege. Oft überraschen seine Verse durch wundervolle Klänge. Jedoch manches will nicht klingen, stelzt wie trockene Prosa einher: »Vor Dingen, die sonst ganz geläufig sind« ... »Ich kann meine eigene Zeit gar nicht lieben« ... Jedoch ist dies selten. Im Strophenbau hält er sich nicht an ein schematisches Metrum, an eine gleichförmige Reimfolge. Damit vermeidet der Dichter bewußt ein stereotypes Versgeklapper. Er löst alles in Rhythmus und Klang auf und erreicht so ein Höchstmaß von Musik. Die sehr knappe Anwendung von Satzzeichen erleichtert nicht gerade das Verständnis und flüssige Lesen seiner Verse, aber seinen im Vorwort zum zweiten Bande angeführten Gründen kann man sich nicht verschließen. Hat man sich einmal eingelesen und weiß man, was Droem will, so tun sich der willigen Seele ungeahnte Schönheiten auf. Man ahnt Beziehungen zum Unendlichen, die wie apokalyptische Erscheinungen aufflammen, und man fühlt sich in magische Reiche gerückt, wohin sonst nur Beethovens Symphonien leiten. Und man sieht hinter diesen Gesängen einen Menschen von großem Ausmaß stehen, einen Könner, dem es gelingt, uns die Mystik des ungeheuren Raums, das Irrationale, erfühlen zu lassen. Der auf dem Weg zu den unteren Gewalten, ins Gestaltlose, die erlösende Formung gefunden hat — und der deshalb ein Dichter ist.

• • •

Digitized by Google

DREI GEDICHTE
VON ERNST DROEM

MUSIK

Meine Seele tönt wie eine Geige
wie ein Cello eine Harfe ein Klavier,
eine Flöte die ich blasend neige
langsam neige, und als Raum dafür

muß ein kahles Hochgewölbe gelten
oder auch ein großes leeres Zimmer
ohne Möbel ohne Stoffgeflimmer,
dort beginnen meiner Seele Welten.

Dort beginnt der Seele Harfenei,
o mein Gott welch frevles Traumgeblüh,
ich muß schneiden durch der Töne Brei
eine dunkle schwarze Melodie.

Sie muß fließen ach wie Gold und lose
durch den Raum hin schwanken und die Schatten
finstrer Wandung mit Gesträhl begatten,
wie ein Feuer, goldne Kletterrose,

rankt sie aufwärts sich an der Tapete,
läuft zur Decke, zirbelt in der Luft,
steigt vom Boden raunt im Zwischenduft,
goldnes Jauchzen güldenes Getöte.

Ach die schwarze Flammenmelodie
läuft wie brennend Öl wie ein Gesprüh,
meiner Seele Not büßt allen Witz,
Iupiter entsandte seinen Blitz,

Jupiter traf meine arme Seele
ach mit Feuer und mit Lichtgeschwäle,
meiner Seele tönt wie eine Geige
eine Flöte, die ich blasend neige.

• • •

DIE MÜHLE

Mühle du drehst so langsam,
ich möchte meine Gefühle
an deinen Flügeln tragen in kühle
Luft, du drehst so langsam.

Mühle auf einen Hügel
führen zu dir hinan
schimmernde Erdenzügel
Feldpfade himmelan.

Hoch in die Sommerstille
ragst du gleich Christi Mal,
über der Lande Fülle
träumst du ins Tal.

Wenn dich Wolken umketten
fremder Gewalt Gewühle
möcht ich vor dir mich retten
Mühle du schwarze Mühle.

• • •

Digitized by Google

DER HEIDELÄUFER

Am Abend sich zur lieben Heide legt
der Weg zurück im farbenvollen Nahn,
die Sonne schon bedachte Strahlen schrägt,
doch mächtiger entschwillt das Glutgemahn,

Die Vogelbeere will den Herbst empfahn,
sie reckt den Scharlach- und den Blutorkan
in Büscheln brausend auf des Pfads Geleucht
der in geweißtem Kalke vorwärts kreucht.

Kaum springt dir der Korallenrausch nicht mehr
in's Auge, da rast blustender einher
vor deiner Iris staunendem Gestau
ein Vließ von Violett und Purpurblau.

Die Heide tut sich auf in einem Hain,
ihn überwalkt der weißgewolkte Schein
gezehrten Abendhimmels, unten braut
unmeßbar sich Gewog das aufwärts blaut,

das aufwärts blaut und spritzt in das Gewirke
von Amarant und Blut den Strich der Birke,
den Silberstrich, der mitten in's Geträum
wie Engelfinger trifft und Graugesäum.

Die Birken, die sich sonst in Kühle üben,
hier könntest du die zarten Stämmchen lieben,
denn neben dem gebüffelten Wacholder
sie mildern, silberne und Grauvergolder,

das Schwarz des Erzbaums, der ein Auerstier,
sich buckelt träumend in das Urrevier,
der seiner Äste dunkles Seelen reckt
wie Baumgebrüll von Birken eingeschreckt.

Digitized by Google

Nah richten auch sich alte Weiden auf,
was bliest dort für ein märchiges Gesumme,
welch langes Schleiern überm Schilfgebrumme
welch buntes Rosten aus dem Moosgeknauf!

Denn mächtige, phantastische und krumme
gewaltge Bäume sind es, die zum See
ihr Strählen schleudern, welches Aschgeweh!
An einem Stamme züngelt eine stumme

so schöne Farbe auf, ach anfangs fahl,
sie wechselt bald in tiefes Kardinal,
gebt über dann in feuchtes Urmoosgrün
befunkelt mit der Abendglut Karmin.

Du kannst im Rausch den du erfaßt nicht bleiben,
der See will sich zur Nacht in Seide treiben,
du meidest die verwirrenden Gesichte,
noch dicker Altsmaragd der Urbruchfichte

kühle von oben das Vergessen, und von unten
in die Orchester in die starken bunten
o kühle wuchtig mit den Nadelzweigen
das Zwerggekiefer, es mag aufwärts zeigen.

Dank den Smaragdkristallen, daß noch glaubt
das Herz an sich und an das Bergeshaupt,
es hat gewandelt sich in Blendgezacke,
es trotzt den Wolken, eine Feuerschlacke,

so krumm und schief und wie ein Felsenwein
— es kann ja nur der edle Schäumer sein —
rast wildes Berggehäupt zur Abendblust,
ha, stiebe Felsenfreude, Steineslust!

Du Sproß der Gottheit, schreite durch die Heide
in einem Taumel einer Augenweide,

Digitized by Google

der blauen und der roten Beerfrucht Sprenkeln
verwirre dich an deinen Erdenschenkeln.

Vielleicht kommst du bei diesem Trank in Lauf,
Setz dir des Gaues Feuerkrone auf!
Ihr Glühen müßte wie der Heide Schein
zerbersten fast und ein Karfunkel sein,

den des versessensten Alrauns Gekeif
nahm in der Schmiedekünste Preisgeschleif,
daß sich die Luft, die Fels- und Wasserwände
in Allglut träfen und in Gegenblende.

In Gegenblende! Du auch du im Rasen
im Laufen Fallen Stürzen und im Blasen
des Schreckens rufst in des Gefärbes Spott
nach einer Faust, die diesen Lohegott

in Fesseln und an starke Eisen schlüge,
daß er die Farbenbäche dämmend pflüge:
so wie der Bauer, der im fernen Feld
mit seinem Urgespann in Arbeit hält.

* * *

DREI APHORISMEN ÜBER KUNST

VON WILHELM VON SCHOLZ

I

DIE Frage nach dem Zusammenhange von Kunst und Weltanschauung ist meines Erachtens nur allein für die Dichtkunst ein Problem. Es ist offenbar für einen Maler, einen Bildhauer, Komponisten oder Baumeister sehr unwichtig, ob er Kantianer oder frommer Katholik, Stoiker oder Epikuräer ist. Allein für die Dichtung liegt der Fall anders. Während in die Werke der bildenden Künstler und der Musiker nur ihre Visionen und ihr Gefühl einfluten, dringt in die Dichtung größeren Umfangs, das Drama, den Roman, unzweifelhaft auch die gedankliche Stellungnahme des Verfassers in das Werk sichtbar hinein. Es ist also denkbar, daß ein Teil der Leser von der weltanschaulichen Einstellung, die hinter einem Dichtwerke steht, besonders angezogen oder abgestoßen wird, mithin

Digitized by Google

außerästhetischen Wirkungen unterliegt, die vielleicht sogar bestimmender sind und die ästhetischen überhallen. Nicht nur die philosophische und religiöse, sondern sogar die politische Weltanschauung kann dichterische Werke parteilichem Kampf ausliefern. Ein Freigeist, der sehr gerne eine Palästrinasche Messe anhören mag und den Petersdom bewundert, lehnt die Autos sacramentales Calderons vielleicht gänzlich ab. Ein Revolutionär und Aktivist wird wahrscheinlich für manche Schönheit Liliencronscher Dichtung blind sein, ebenso wie der Völkische ziemlich verständnislos dem späten Tolstoi gegenüberstehen wird. Hier also dringt die Weltanschauung wenigstens trübend in die Dichtwerke ein.

Als jungen Menschen hat mich dies Problem lebhaft beschäftigt, und ich habe an Erscheinungen wie der Droste, den deutschen Mystikern, Eichendorff mich zu erkennen bemüht, ob da eine gültige Wertung, ein Gesetz zu finden sei, ob, wie es mir damals scheinen wollte, der große Dichter ein freier Geist sein müsse. Ich kam zu der Antwort: daß er, wenn man ihm mit Recht den Rang eines großen Dichters geben könnte, doch wohl meist ein dogmatisch unbefangener Mann sein würde.

Ich verstand dies Wort damals als ein Freisein von kirchlichen und politischen Dogmen. Es hat sich mir in der Entwicklung meines Lebens dahin erweitert, daß ich es auch auf die wissenschaftlichen Dogmen ausdehne. Heute scheint mir für den großen Dichter erforderlich, daß er für die großen Rätsel Welt, Leben, Gott nicht glauben darf, auch nur den Schatten einer Lösung in Händen zu haben, ja, davon durchdrungen sein und es fühlen muß: daß dem menschlichen Denken diese ewigen Fragen nicht nur inhaltlich ewig unbeantwortet bleiben werden, sondern daß sie nur hoch über uns vorübergehen, wie die Wolken über dem Boden, an den wir gebunden sind, überhaupt nicht als Fragen, geschweige denn als Antworten, nur als Ahnungen unser Denken überleuchten oder überschatten. Das höchste Maß an Erkenntnis in diesen Dingen, das uns allen, und also auch dem Künstler, gegeben ist — ist Heimatgefühl innerhalb der ewigen Mächte.

Erst der Dichter, der sich dies errang oder dem es geschenkt wurde, umfaßt alle Weltanschauungen und schließt nichts aus aus der Welt, die er als sein Werk den Menschen gibt.

II

Immer wieder erleben wir in der Entwicklung der Kunst, daß die neuen Richtungen, die einander wie die bunte Folge von Moden ablösen und von denen zuletzt nichts übrig bleibt als die Persönlichkeiten, die aus ihnen hervorgingen und — sie abgestreift haben, wir erleben immer wieder, daß die neuen Richtungen in der Kunst sich in einem Gegensatz zu den späteren Meistern und Vollendungen sehen. Vielleicht nur, um auf das Neue, das sie bringen oder zu bringen glauben, ganz besonders aufmerksam zu machen und damit sich Beachtung zu erringen. Wenn die Vertreter solcher Richtungen noch sehr jung sind, gewiß auch im guten Glauben, wirklich das Alte umgestürzt und überflügelt zu haben.

Digitized by Google

Und doch ist das wahre Ergebnis ein ganz anderes: das Beste, was die Neuerer von ihrer Leistung erhoffen können, ist, daß sie einst in die Reihe der Werke aufgenommen wird, die ohne Bruch und Umsturz von Meister zu Meister, als eine geschlossene Linie aus der Vergangenheit in die Zukunft führt.

III

Alles Geschehen schreibt sich ein in die Tafel der Erde: die Jahresringe in den Baum, Welle und Wind in die Dünengestaltung, das Leben früherer Erdzeitalter in die Versteinerungen. Die tiefsten Spuren aber gräbt das Geschehen selbst mit den unsichtbaren Geschicken seiner Seele in die sich durch die Jahrhunderte wandelnde Sprache. Und diese tiefsten Spuren des Lebens im flüchtigsten Stoff, dem Laut, bleiben, dauernder geworden als Erz, im immer sich erneuernden Buch.

* * *

ZWEI GEDICHTE

VON FRITZ SCHWIEFERT

LEDA

Der Verwandelte entstieg dem Meer.
Spreitete die schweren, weißen Flügel.
Landete gelassen überm Hügel,
Wo die Schöne lag und um sie her

Der gelöste Schwarm der Spielerinnen.
Und der muntere Mädchenarm umschlang
— Denn sie war noch kühl in allen Sinnen —
Die geblähte Schwanenbrust. Sie zwang,

Töricht und verspielt, daß er sich schmiege,
Der Berauschte, an die nackten Glieder.
Aber da erhob er sich, als stiege
Er zu steilen Flügen. Sein Gefieder

Schlug sich auf zu einem Riesenkelche
Glänzend weißer Blätter und umschloß
Zärtlich kühn die Tieferschreckte, welche
Ganz betäubt den mädchenreinen Schoß

Hingab an das Neue, Niegekannte,
Das sie jäh durchdrang wie süßer Tod
Und wie tausend Sonnen in ihr brannte, —
Nicht mehr wissend: ist's ein Tier? Ein Gott?

* * *

Digitized by Google

IKARUS

Die Luft war wie ein Kämpfer, den der Nackte,
An beiden Flanken zitternd, ſtumm berang.
Sein aufgebrachtes Flügelſchlagen klang
Wie Erz an Steine dröhnt. Aber er packte

Den unſichtbaren Gott, der ihm verwehrte,
Mit harter Faust am Schulterblatt und zwang
Den Sträubenden und die verhaßte Erde
Tief unter ſich. Und tummelte ſich ſchlank,

Bis weißes Licht die angeſpannten Rippen
Der marmorblaßen Knabenbruſt umfloß.
Da ſchrie er hell mit ſeinen Kinderlippen
Und legte ſich beſeligt in den Schoß

Der mütterlichen Höhe, die den kleinen
Milchweißen Knaben alſo zärtlich hielt,
Als trüge ſie der Engel irgendeinen,
Der mit den goldenen Wolken kindlich ſpielt.

Er aber lag und konnte nicht mehr denken,
Der Flugberauſchte. Und ſein Herz ſtand ſtill.
Ein ſüßer Schrecken zwang ihn, ſich zu ſenken
Steilabwärts in die Nacht. Er fiel und fiel

Und trank den Sturz mit gieriggroßen Zügen,
Tiefſchlürfend wie ein Tier, in ſich hinein,
Als wäre das erſt Aufſtieg, Glanz und Fliegen.
Dann ſchlug er mit der Stirn auf einen Stein.

* * *

Digitized by Google

DAS THEATER UND DRAMA IN DIESER STUNDE

VON HANNS MARTIN ELSTER

SO stark wie das Theater hängt wohl kein Kunstgebiet von den wirtschaftlichen Zuständen der unmittelbaren Gegenwart ab. Das Theater ist in einem mehr als zuträglichen Sinne ein rein privatkapitalistisches Unternehmen geworden: es dient dem Erwerbzwecke seiner Unternehmer wie seiner Arbeiter. Dieser Zustand hat sich historisch entwickelt: aus dem Schaubuden- und Schmierentheatertum des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, das den Publikumsinstinkten nachlief, um zu Geld zu kommen. Die Publikumsanreizung war von jeher, des Erwerbszweckes wegen, das Hauptziel fast aller Bühnen. Ehe das Theater sich dann um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert in der Kultur des Volkes festsetzen und dadurch vom Gelderwerbszweck befreien konnte, ward es in die ungeheure privatkapitalistische Entwicklung hineingerissen, die das vergangene Jahrhundert charakterisiert, und ward zum Geschäft.

Wohl erkannten andere Länder wie Frankreich, England, auch Italien in mancher Beziehung schon früh die Wichtigkeit des Theaters für den geistigen Zustand der Nation und begannen, das Theater in die Dauerkultur des Landes durch Verstaatlichung, durch Befreiung vom Erwerbszwecke einzubauen. Man denke nur an die Comédie française in Paris, an das Wirken Shakespeares, Corneilles, Racines, Molières. Deutschland kam erst zu Lessings Zeiten zu ersten derartigen Bestrebungen, die dann im Weimar Goethes reinere Formen annahmen, aber auch hier war der Erwerbszweck doch oft ausschlaggebend, weil die Bühnen meist — Privateigentum der Fürsten waren. So ward denn das harte Widerspiel zwischen reinem Kunstwillen und Geschäftsziel nicht abgeschwächt und infolgedessen nur hin und wieder wie unter dem Meininger Herzog hohe und freie Theaterkunst erreicht. Erst als der Staat selbst, die Städte Theater übernahmen, verstärkte sich die wirtschaftliche Unabhängigkeit und damit der Kunstwert der Theater.

Heute ist das Bild nun so: die Geschäftstheater überwiegen an Zahl und Publikumsfülle, die staatlichen und kommunalen Bühnen, zu denen nur noch einige genossenschaftliche — von allerlei Publikumsvereinen gehaltene — Bühnen kommen, sind die einzigen Träger der stetigen Theaterkunstentwicklung, weil sie allein im Sturm der Zeit und Wirtschaftsnöte auf eine verhältnismäßig ständige und geschlossene Arbeit in fortgesetztem Weiterbau rechnen können, wenn sie natürlich auch stärker als in Deutschlands reichen Zeiten auf ihre Kasseneinnahmen achtgeben müssen. In dauerndem Wechsel ihrer Leitung und der Zusammensetzung ihrer Truppe sind aber die Geschäftstheater. Man denke nur einmal an Berliner Zustände: Direktoren von solchen Verdiensten wie Barnowsky müssen plötzlich abtreten, weil der brutale Geschäftswille der Brüder Rotter ihn aus seinem Hause drängte. Ebenso konnte sich kein Ensemble entwickeln, weil der Verdienstwunsch der prominenten Schauspieler ins Grenzenlose stieg und ständig den höchsten Gagen nachjagte, so

Digitized by Google

daß ein im übrigen gut besuchtes Theater wie Max Reinhardts Berliner »Komödie« am Kurfürstendamm nur wegen überhoher Gage für Max Pallenberg mit einem Verlust abschloß. Bei dieser kapitalistischen Einstellung der Direktoren wie Prominenten, soweit sie nicht mit langjährigen Verträgen sich an Staats- oder Stadtbühnen banden und damit für das reine Kunstbemühen freiblieben, konnten natürlich weder die Schauspielkunst noch die Dramatik in eine gesunde Entwicklung kommen. Dauernd beherrschte der Kassenzwang alle Entscheidungen über Annahme und Aufführungsweise von Stücken: der materielle Gesichtspunkt war entscheidend. Die Papiermarkzeit brachte somit fast allgemein eine Auflösung der Theaterkultur in jedem Sinne zuwege. Gott Mammon verfügte über fast alle Bühnen. Eine Nachwirkung dieser unfruchtbaren, jede schöpferische Kunst tötenden Konstellation ergab sich noch für die ersten Stabilisierungszeiten — nun aber sehr rasch im rückläufigen Sinne. Die Nichts-als-Geschäftsdirektoren, wie die Brüder Rotter, mußten verschwinden, ein Barnowsky kehrte zurück. Die Bühnenleiter setzten sich um einen Tisch und trafen die vielbekämpfte und in ihren Grundzügen doch richtige Gagenkonvention, um die Schauspieler in ihren Forderungen wieder zur Vernunft zu bringen, und um die Eintrittspreise wieder auf eine für das breitere Publikum erschwingliche Höhe herunterzuschrauben, und der künstlerische Wille zum Ensemblespiel trat trotz Kino- und Sportrekord-Anschauungen wieder in den Vordergrund. Hier waren es vor allem die staatlichen, städtischen und bündischen Theater, die als Träger der Schauspielkultur wieder in den Vordergrund traten, die Führung übernahmen, zum Segen der Kunst. Freilich, zugleich zeigte sich nun aber auch die wirtschaftliche Reaktion vom Zuschauer her: die Zahl der Besucher nahm mit fortschreitender Stabilisierung enorm ab, die allgemeine Verarmung und die gegenüber den Friedenszeiten fast allerorts vermehrte Zahl der Theaterhäuser ließen die Kassenausfälle besonders scharf in Erscheinung treten. Diese wirtschaftliche Entwicklung wird noch einige Zeit, vielleicht sogar einige Jahre, in der gleichen negativen Richtung laufen, manchen Zusammenbruch zeitigen, die Überfülle nur mittelmäßiger Schauspieler in andere Berufe drängen und so zur notwendigen Konzentration auf die sinngemäße Aufgabe des Theaters hinführen, die nicht das Geschäft, sondern die Ausbildung einer in jedem Sinne künstlerischen Spielkultur und die Pflege eines mit den seelischen Kräften der nationalen wie universalen Kunst in engster Verbindung stehenden Spielplans umfaßt. Das Theater muß sich wieder »groß« hungern: »groß« hier ganz im wesentlichen Sinne seines Lebensgebietes gedacht.

Wir haben in dieser Marschrichtung ja ebensosehr organisatorisch wie künstlerisch die besten Vorbedingungen. Der Volksbühnengedanke, jener einst von sozialdemokratischer Seite zuerst aufgegriffene Wille zur praktischen Zusammenfassung aller Theaterbesucher für den Unterhalt eines Theaters, greift nun weit über alle Parteigrenzen hinaus. Jedes Theater gründet sich Konsumentenvereine seiner Besucher, sei es in der Form von Reihenabonnements oder sei es in der geschlossenen Vereinsgruppierung. Jede Weltanschauung, jede politische Gruppe sucht sich ihren

Digitized by Google

Theaterbesucherzusammenschluß und dient damit ebensosehr den Produzenten wie den Konsumenten, der Kunst im schöpferischen wie aufnehmenden Sinne. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Zeit beschleunigen diese Entwicklung noch, zum Segen der Bühnen, überall dort, wo die Konsumentenmasse durch ihre materielle Macht nicht Einfluß auf den Spielplan nimmt, sondern der Spielplan allein nach künstlerischen Gesichtspunkten bestimmt wird. Die wirtschaftlichen Sorgen der Theater werden sich bei diesen Lebensbewegungen klären lassen, ob aber auch die Spielplansorgen? Dies hängt wesentlich von der Kraft der Persönlichkeit der einzelnen Direktoren und Regisseure ab.

Das Theater ist nach den Erfahrungen im wilhelminischen Zeitalter nicht mehr eine Angelegenheit wirkungsvollen Spiels und regiehafter Kunststücke, sondern wieder das Mittel zur Erfüllung höchster Gestaltungssehnsüchte der Zeit. Das Theater ist wieder in den Mittelpunkt schöpferischen Bemühens um die Sinndeutung des menschlichen Seins getreten. Es ist wieder eine seelische, eine geistige Angelegenheit der Nation. Gewiß, vorerst sind es nur wenige Direktoren, die ihr Theater wieder um der Mitte des Lebensgefühles willen leiten. Die meisten folgen noch äußerlichen Wünschen nach Unterhaltung, Effekten und Kassenerfolgen. Aber sie kommen nicht in Betracht, wenn man von Theater im Sinne der Kunst spricht. Kunst ist nun einmal nicht nur wesenhafter Ausdruck der Zeit, sondern auch das Mittel, Erlösung für die Sehnsucht nach Harmonie, nach Überwindung des angeborenen Dualismus in Geist und Materie, nach der Einheit mit dem Allgefühl in Weltanschauung und Lebensbezwingung zu finden. Das Theater ist wieder eine seelische, geistige Angelegenheit geworden.

Man braucht nur einmal eine heutige Klassikervorstellung zu besuchen. Gewiß, man spielt uns auch manches Klassikerstück von Shakespeare bis Molière, von Schiller bis Kleist nur um des Spieles willen, aber schon daß man Shakespeares »Coriolan«, Kalidasas »Sakuntala«, Schillers Wallensteintrilogie, Kleists »Prinzen von Homburg« und Grabbes »Napoleon« erneuerte, enthüllt, daß ein tieferer Sinn in dieser Stückwahl steckte: es ist die innere Klärung des menschlichen wie heroischen Kriegsproblems ebenso wie die Hoffnung auf reine Menschlichkeit an sich. So wirken denn auch die Inszenierungen und die Darstellungen der hervorragenden Spieler durchaus aus urmenschlicher, seelisch-geistiger Innerlichkeit heraus und reißen mit fort zu Wandlung und Erneuerung, Auflockerung und Vertiefung, Überwindung und Zielsetzung.

Auch auf dem Theater ist eben die große geistige Entwicklung von einer Generation zur andern im vollen Fortströmen. Nur die Dramen bleiben, in denen das Ewigkeitsgefühl Gestaltung fand. Sie ziehen auch immer neue Publikumsscharen ins Haus und können sich monatelang fast Abend für Abend behaupten. Die Dramatik, die vor allem auf stofflichen Momenten beruht, vermag nicht mehr gleiche Erlebniskräfte auszuströmen. Es ist vornehmlich die Produktion der jüngst vergangenen und der heute alten Generation. Man braucht hier nur an Ibsen und Strindberg zu

Digitized by Google

erinnern. Ibsens letzthin wieder aufgeführte »Stützen der Gesellschaft« haben uns, selbst in historischen Kostümen vorgeführt, nichts mehr zu bedeuten, weil sie um gesellschaftliche Thesen, Rückständigkeiten, Zustände rein verstandesmäßig kämpfen, während das warme Blut und das schlagende Herz des ewigen Lebens darin fehlt. Ebenso ergeht es uns mit Strindbergs Werken: in ihnen macht sich ein so absolut subjektiver, individueller Psychologismus der Dekadenz breit, daß immer wieder das Gefühl in den Vorstellungen von der Sinnlosigkeit dieser Analysen auftaucht. Nur dort, wo der ewige Mensch sich unmittelbar enthüllt und das große tat twam asi Gestalt, urtümliches Leben wird, bleibt die Dramatik noch wirksam und unhistorisch. Das ist weder in Schnitzlers »Einsamen Weg« noch »Märchen«, weder in Max Halbes »Jugend« von 1893 noch »Strom« von 1903, weder in Stuckens »Lucifer« noch Fuldas Unterhaltungsstücken, die immerhin lustig sind, der Fall. Diese Dramen entstanden insgesamt aus stofflichen, technischen, schriftstellerischen Anlässen, um eine psychologische, naturalistische, soziologische Studie zu geben, nicht aber aus erschütterter Menschlichkeit. Wie etwa in Gerhart Hauptmanns Frühwerken vom »Fuhrmann Henschel« bis zum »Michael Kramer«, von »Schluck und Jau« bis zur »Versunkenen Glocke«. Aber auch in Hauptmanns bester Schaffenszeit zerstörte oft theatralischer Wille reine Schöpfung wie in dem überschätzten »Biberpelz«. In den Spätwerken wie »Indipohdi« und »Veland« versagt die Gestaltungskraft aber schon gänzlich: es bleibt nur das romantische Suchen, das um so tiefer ergreift, als es ins Nebulose sich verliert. So ist uns auch — und mit ihm seine ganze Generation von Hermann Bahr bis Thaddäus Rittner, von Victor Hahn bis Heinrich Mann — dieser Dichter schon historisch geworden, und wir halten seine Werke nur noch, wenn sie den Atem lebendigen Menschentums in bleibender Gestalt unwandelbar zeigen.

Wir haben auch im Theater die scharfe Scheidung zwischen alter und junger Generation, die überall zu bemerken ist, und zwar ebenso für den Stil des Spiels, der Regie wie die Dramen. Übergangserscheinungen wie Klöpfer und Wegener unter den Schauspielern, Herbert Eulenberg und Max Hochdorf unter den Dichtern sind hier ebenso selbstverständlich wie die Gründer und zum Teil heute noch verehrten Vorbilder der neuen Theatergeneration, die von Karl Schönherrs Schaffen ebenso Anregungen empfing, wie sie von Frank Wedekind in jedem Sinne ihren Ausgang nahm. Wedekind, viel gespielt in der aufgeregten Papiermarkzeit, trat zurzeit über Gebühr in den Hintergrund, wohl weil eine — an sich keineswegs bedeutungslose — Regie wie die von Karl Heinz Martin in »Franziska« sein Werk zu stark in die Groteske hinüberbog. Hier ist ja die Gefahr und die Grenze der jungen Generation: Selbstzerstörung ihres menschlichen Lebensgrundes, ihrer Geistigkeit, ja ihrer Religiosität durch die Groteske, durch die Ueberschärfe des dialektischen Verstandes. Georg Kaiser, neben Wedekind der zweite Führer des neuen Theaters, hat in seinem Jungfrau von Orleans-Stück »Gilles und Jeanne« diese Gefahr ebensowenig vermieden wie in der Tragikomödie des Oberlehrers Konstantin Strobel in »Margarine«. Aber die große

Digitized by Google

Idee dieses Schaffens — Kampf gegen das Chaotische, Ziellose, Seelenlose, Mechanistische der Gegenwart und Glaube an den Wert des Zeitlosen im Zeitlichen — wird doch immer bei ihm sichtbar und Erlebnis, wiederum einmal stark in seinem Malthus-Drama »Gats«, das die Bevölkerungsfrage im Kern anpackt, wie auch in mancher andern Szene seiner jetzt viel gespielten Werke. Neben ihm behaupten sich mit schöpferischem Eigenwert nur noch Wilhelm von Scholz und Ernst Barlach, des letzteren drei Dramen »der arme Vetter«, »der tote Tag« und »Sündflut« fanden unvergeßliche Aufführungen, und es ist nur den elenden Zeitungsverhältnissen unserer Zeit zuzuschreiben, wenn Barlachs große Kunst unverstanden blieb. Denn wie kann die neue Dramatik dem Publikumsverständnis vermittelt werden, wenn die Theaterkritiker der größten Blätter meist schon die Sechzig, ja die Siebzig überschritten haben. Ebensowenig wie ein Gerhart Hauptmann als Dreiundsechzigjähriger den gleichen Lebensausdruck gestalten kann wie ein heute Dreißigjähriger, ebensowenig kann ein Mitte der Sechzig alter Kritiker heute das Wesen der jungen Dramatik vermitteln. Das ist's aber, was die Theater heute über alle Maßen brauchen: die Hilfe der Theaterkritiker für das Verständnis der neuen Dramatik. Ein objektives Unrecht ist es, die Lebensberechtigung dieser jungen Kunst — die wohlgemerkt von Männern wie Wilhelm von Scholz, dem 1924 Fünfzigjährigen, ebenso wie von den heute Mitte der Dreißiger alten Alfred Brust, Bert Brecht, Arnold Bronnen geschaffen wird, noch anzweifeln zu wollen. Wenn die Theater nicht aus Marasmus eingehen wollen, müssen sie naturgesetzlich die Pflege der jungen Dramatik aufnehmen, wie es einst in den achtziger und neunziger Jahren mit dem Naturalismus der Fall war.

Man sehe sich doch nur einmal die Reihe der im letzten Jahr aufgeführten Dramen der neuen Generation, die als dreißig-, vierzig- und fünfzigjährige Männer in jedem Sinne die Gegenwart ⟨und eben nicht die Vergangenheit und nicht die Zukunft⟩ darstellen, durch und man wird eine Fülle von Stücken feststellen, die dauernde Aufführungen verdienen, und deren Verfasser im Vordergrund des Theaterlebens stehen müßten, wenn das Publikum nicht immer wieder von einer verkalkten Presse irregeleitet wird. Das gilt ebenso für Angermayers köstliche »Komödie um Rosa« wie Leonhards »Segel am Horizont«, für Zuckmayers »Pankraz erwacht oder die Hinterwäldler« wie Johs. J. Rehfischs Dramen, für Ernst Weiß' »Tanja« wie Weismantels »Kommstunde«, für Eugen Ortners, Melchior Vischers, Klabunds, Walter von Molos u.a. Dramen. Daß die Anteilnahme der lebendigen Generation diesen Dichtern gehört, beweisen ja ständig die heftigen Kämpfe, die in den Premieren ihrer Stücke ausbrechen: nur wo Kampf ist, ist Leben, wachsen Kräfte — und nur aus Kräften wächst Kunst.

Statt dessen werden aber Theaterdirektoren kopfscheu und unmutig, weil eine kurzsichtige Presse, die auf dem Behagen ihres Alters ausruht, das Publikum nicht zu dem Stücken hinführt, sondern ⟨um besonders klug, überlegen und witzig zu scheinen⟩ davor warnt, so daß die Zuschauerräume leer bleiben. Den Direktionen bleibt dann nichts anderes übrig, als in die Unterhaltungsflut einzu-

Digitized by Google

tauchen oder — was den überalterten Kritikern des Kampfes nicht wert zu sein scheint — nur mit einem Strudelstrom von leeren ausländischen Schwänken, Gesellschaftsstücken, besonders aus der französischen Fabrik, zu überschwemmen, daß alles in der Oberflächlichkeit versinkt. Ausländische Dramatiker haben doch in diesen Zeiten, da unsere neue Dramatik so schwer um ihre Existenzberechtigung zu ringen hat, nur dann eine Berechtigung, wenn sie Unvergleichliches bieten. Niemand wird etwas gegen die zahlreichen Bernard Shaw-Aufführungen einwenden können. Denn seine »heilige Johanna« ist ebenso einzigartig wie sein großes Gegenwartswerk »Zurück zu Methusalem«. Auch Luigi Pirandellos Werke »Sechs Personen suchen einen Autor«, »Besser als früher«, »Mann — Tier — Tugend«, »Die Wollust der Anständigkeit« sind der Aufnahme auf deutschen Bühnen wert, wenn die augenblickliche Mode diesen bereits »italienischen Shaw« getauften Theatraliker schärfster Dialektik auch überschätzt. Aber die übrigen Dramen von Mazaud, Fauchoirs, Gerardy, Urwantzew, Bouhelier, Raynal usw. usw. lohnen wirklich nicht das Aufheben, das man von ihnen macht. Sie sind internationale Unterhaltung, und damit im Sinne der Kunst Zeit- und Kraftverschwendung.

Das Theater hat heute wieder einen Sinn und eine Aufgabe: durch Spiel und Stückewahl wahrhafter und höchster Ausdruck des Menschengeistes, der Menschenseele heutiger Zeit zu sein. Es hat darum die Pflicht und mit ihm alle, die in irgendeiner Beziehung zu ihm stehen, dafür Sorge zu tragen, daß es sich in jeder Stunde seiner Verantwortung gegen die Menschheitsseele mit Wahrhaftigkeit bewußt wird. Dann wird es für jeden im tieferem Sinne lebendigen Menschen nicht nur ein Genuß, sondern eine Lebensförderung sein, dem Theater zu dienen, sei es nun als Künstler oder sei es als — Zuschauer. —

* * *

Digitized by Google

LEGENDE VOM RHEIN

VON HEINRICH LERSCH

Turbelnde Gasmaschinen, in rauchblau gewölkter Halle
grolln die Cylinder dumpfend. Tobend rotoren
Schwungrad und Anker, in prallendem Drall und Gewalle
Stoßen die Kurbeln in surrende Generatoren.

Zehn Maschinen zur Rechten, zehn zur Linken schwingen
Metallener Wogen Brandungen Klirren und Klingen.
Kontuirlich zünden eruptische Gasvulkane
Intervallisch in stahlgestaltetem Plane.

Die Wärter, zwölf Männer, gehn, horchen, lauschen.
Augen-Regulatoren,
Membran-Ohren,
Maschine, Hirn,
Schauen durchs Rauschen und Klirrn.

Da steigt die aufschraubende Wendeltreppe hoch ein Mann,
Aufkabelt des Luftschachts Deckel, stäubendes Sonnengeflirre
flutet schräghin über Binder und Krankonstruktion,
Schräghin eine Straße Licht.
Schießt durch den rauchblau gewölkten Raum und bricht
hin über der Kolbenstangen und Schwungräder kreisend Geschwirre.

Da! Ein Schrei! Ein Ton!
Alle Metalle sausen im Orgelgesang, Träger, Röhren, Binder schwingen.
Zitternd im trillernden Spiel vibriert die Kranbahn mit, Klingen
bricht aus den Fundamenten, hohl dröhnt der Decke Beton,
Orgelt das Licht vom tönenden Wellblechdach,
Hallt durch das Rauschen der Generatoren nach.

Da liefen die Zwölf, Allemann, im langen Gang zuhauf ins fließende, singende Licht
Als sei nichts geschehn
die Maschinen laufen und gehn.

Digitized by Google

Sie sahn in das turbelnde Kurbeln, ins wirbelnde Licht,
sahn sich ins Gesicht, betäubt. Geisternd in Rausch und Wahn,
Sahn sie immer wieder sich und die Maschinen an.
Mit wunderbaren Augen sahn sie sich selbst in der Mitte stehn.
Da! Gellender Schrei! Wir sind dreizehn!
In staunender Ruh wird einer dem andern wie sich selber vertraut,
Alle stehn wie verzaubert und einer öffnet den Mund:
»Es ist geschehn!«
und jeder hört seiner eignen Stimme Laut
und vom Einen zum Andern tönt sich Jeder hin:

»Ich Bin, Der Ich Bin!
Der ewig war, ewig ist, ewig wird sein!
Einst lebt ich am Jordan, jetzt leb ich am Rhein!
Schaut, Zwölfe, hin, durch alle Zeiten und Zonen
Durch alle Völker aller Äonen,
Ich tat mich kund
Durch Brahm, Buddah und Jesu Mund.
Ich führte die Völker aus Asiens Wiege hinaus,
Moses schrie mich vor Israel aus,
In allen Dinasten, Stämmen und Reichen
Formte mich jedes Volk aus dem Urstoff Mensch
zu Seinesgleichen,
aus seiner gebärenden Kraft,
hat jedes Volk mich
Zu Zeus, Jehova und Gott erschafft!
Ich!
getrieben aus treibendem Triebe
werfe mich, brünstiges Volk am Rhein
in dich hinein!
mit Dir, Du Ur-Blut
Muttervolk, gezeugt von Thor und Freya
zeug ich
das ewige Bin!
Du Volk, von allen Völkern der Welt gepeinigt

Digitized by Google

Hast nach selbstzerfleischendem Wahrheitsdrang dein Wesen gefunden,
fraßest, erniedrigtes Tier, mit blutenden Wunden,
den Abfall vom Tisch der Reichen.
Hast mit dem Leib deiner Kinder den Wanst des Mammon gemästet.
Wie ein Vampir das Blut deiner Schwächsten gesogen,
Hast mit List und Schläue, die an dich glaubten, betrogen,
Kein Volk ist, wie du von allen Lastern durchdrungen.
Und doch hast du dich aus eigener Kraft gereinigt,
Volk, hast unverdrossen den Hammer geschwungen
hast dir dein eigenes Lied gesungen.
Und die Toten, geopfert für Hammer und Schwert
hast du mit Hochzeit und Zeugung geehrt.
Schmerz bog dich nie in quälende Ruh,
Grüfte und Gräber tanztest du zu.
Unrastig Volk, das mit Stahl und Maschinen
Aufbrach, dem Erdkreis mit Arbeit zu dienen.
Deine Toten aus Werkstatt, Hütte und Schacht
Fahren nicht hinab in die ewige Nacht,
Ich seh sie in den Motoren kreisen
als Blut der Maschinen!
Volk im Eisen!
Nun seh ich deine zeugende Wut
Blut im Stahl und Stahl im Blut,
Völker-Magnet!
Dein Strom Rhein
Hat magisch an allen Weltvölkern gesogen,
Hat in seine strudelnden Wogen
die Welt gezogen.
Da sprangen die Wasser über Ufer und Bord
und rollten durch alle Länder fort,
Von Japans Insel zur westindischen Küste
Vom Eismeer zur afrikanischen Wüste
Tönt deiner plätschernden Wellen Klang
Heut noch in farbiger Mütter Totengesang.
Kein Strom der Welt als der Rhein

Digitized by Google

hat soviel Wangen mit Tränen genetzt
Uralt geheiligte Bande zerfetzt.
Volk
Dein Strom Rhein
Hat zu Blutspruch und Blut-Trunk die Völker geladen.
Welt-Blut und Deins
Fließt in den Wassern des Rheins,
All-Blut ist Eins!
Hier fühl ich das Weltherz schlagen!
Zu dir. Weltmuttervolk, will ich mich beugen,
Hier steh ich, zu zeugen
das neue Reich! Es Werde!
Ich will das Weltreich aller Menschen auf dieser Erde!

Herauf! Alle Kräfte des Erdballs
herauf, aus zeugendem Grund!
Herab! Alle Sonnen des Weltalls!
flammt hin aus meinem Mund!
In euch, ihr Zwölf
Aushauch ich den Schöpfergeist, in euch kehr ich ein!
Ihr seid das Wort!
Zieht aus, zieht aus, ihr Zwölf vom Rhein
und ladet zur Weltgemeinschaft ein!
Ich
will bei euch sein!

Turbelnde Gasmaschinen, in rauchblau gewölkter Halle
Grollen Cylinder dumpfend, tobend rotoren
Schwungrad und Anker, in prallendem Drall und Gewalle
Stoßen die Kurbeln in surrende Generatoren.

Die Wärter, zwölf Männer, stehn,
Sehn einen Ihresgleichen die Wendeltreppe hinauf gehn,
Niederkabelt des Luftschachts Deckel. Im dunklen Gedämmer
Gehn die Maschinen, im alten Takt
Klickt und klackt
der Ventile Gehämmer.

• • •

Digitized by Google

HANNS MARTIN ELSTER / BÜCHERSCHAU

MAPPENWERKE UND BIBLIOPHILE DRUCKE

DIE Marées-Gesellschaft, heute wohl in Deutschland die einzige Stelle, die die Zeichnungen der Künstler aus vergangenen Jahrhunderten mit vollkommener Sorgfalt reproduziert, läßt in ihrem Münchener Verlage R. Piper & Co. die elfte Reihe ihrer Drucke mit zwei Mappen erscheinen. Von *Claude Lorrain* werden nach Tuschzeichnungen aus dem Berliner Kupferstichkabinett und dem British Museum in London mit Text von Kurt Gerstenberg zwölf Faksimiles geboten und »*Von Schongauer bis Holbein*«, also von Martin Schongauer, dem Meister des Hausbuches, Hans Holbein d. Ä., Dürer, H. B. Grien, Grünewald, Lucas Cranach d. Ä., Hans Burgkmair, Altdorfer Wolfg. Huber, Urs Graf und Hans Holbein d. J. dreißig Faksimiles nach den Zeichnungen im Berliner Kupferstichkabinett mit Text von Max J. Friedländer. Es bedarf keiner weiteren Ausführungen über den Wert und die Vollendung dieser Drucke, denn längst wissen alle Kunstfreunde und Sammler, daß sie sich in jeder Beziehung auf die Marées-Gesellschaft und ihren Leiter J. Meier-Graefe verlassen dürfen. Die Wahl dieser beiden Mappen mit ihrer Gegenüberstellung urdeutscher, gotischer Art von Schongauer bis Holbein und des französisch-gefälligeren Naturgefühls bei Claude Lorrain, das zu Corot führt und über Corot hinausweist, muß dankbar begrüßt werden. Die ästhetischen Reize sind bei Claude Lorrain stärker ins Weiche, Genießerische hinüber gespielt, Größe allein eignet den deutschen Zeichnern des 17. Jahrhunderts. Von Claude Lorrain werden vorzugsweise Landschaftsstudien, die von klassizistischer Staffage möglichst frei sind, geboten: ein lyrisches Element offenbart sich hier. Die Deutschen aber enthüllen sich in ihrem ganzen Wahrhaftigkeits- und Sachlichkeitsdrang gegenüber dem ganzen Leben ebenso sehr in religiösen wie biographischen, Porträt- und Zeitmotiven als Träger eines Menschentums, das sagen muß, was ist. Was ist: sub specie aeternitatis. So kommt es, daß die Mappe der Deutschen unvergleichlich mächtiger und allumfassender wirkt. Wir erleben hier, wie wir jetzt endlich wieder heimgekehrt sind, tief innen, zu unserer Wesenheit. Wir erleben es an Reproduktionen, die uns an die Originale so nah heranbringen, wie es technisch-künstlerisch nur möglich ist. Man muß nur andere Mappen neben diese Drucke halten, um zu erkennen, was diese Arbeit der Marées-Gesellschaft für die bestmögliche Vermittlung alten Kunstgutes bedeutet.

Dabei kann man die *Daumier-Mappe* des Agis-Verlages in Wien, die auf sechzehn Tafeln Daumiers revolutionäre Zeichnungen in guten Schwarzweißdrucken mit einem tendenziösen Vorwort vereint, auch nur durchaus sorgfältig nennen. Man wird Daumiers künstlerische Art ohne die anscheinend von kommunistischer Seite ausgehenden törichten Begleitworte auch genießen können, selbst wenn man Daumiers Tendenzen als einseitig empfindet. Es ist ja die Größe der Kunst Daumiers, daß sie aus der Tendenz heraus über diese hinausführt, durch Gestaltung.

Zur selben Biedermeierzeit entstanden die köstlichen Stiche von *C. Frommel, P. Verhas* und *Alt* zu Karl Simrocks »*malerischem und romantischem Rheinland.*« Der Verlag Kurt Schröder in Bonn gibt jetzt nach den Originalplatten ausgezeichnete Neudrucke auf Tafeln in drei unter obigem Gesamttitel zusammengefaßten Mappen: »Der Rhein vom Main bis zur Lahn«, »Der Rhein nördlich der Lahnmündung« und »Mosel, Nahe, Ahr und Eifel« heraus. Hier erkennt man wieder beglückend, daß keine Photographie ähnliche seelische Wirkungen vom Landschaftserleben zu vermitteln vermag wie das einfachste Kunstwerk. Diese Stiche sind aber zugleich auch im höheren Sinne so stilreine Kunst, daß nicht nur der Rheinländer und Freund des Rheinlandes, sondern jeder Kunstkenner besonderes Entzücken vor diesen klaren, zarten Gestaltungen fühlen wird.

Während die Inflationszeit uns eine Fülle von Mappenwerken lebender Künstler bescherte, ist es jetzt still geworden. Eine hervorragende Publikation kann ich heute aber anzeigen: *Paul Hermanns* sechs Kaltnadel-Radierungen zu *Faust* (Grauert & Zink, Charlottenburg). Hermann gibt uns Faustus Philosophus, In Auerbachs Keller, Österliche Begegnung, Gretchen öffnet, Hexensabbat und Mater Dolorosa neu, also oft behandelte Motive. Aber er wird uns durch seine Art, die Szenen und Gestalten zu sehen, fesseln. Seine impressionistische, von Licht- und Schattenwirkungen bestimmte Art ist blutvoll und empfindungsreich und steigt besonders in den phantastischen Bildern zu seelischer Vertiefung empor. Auch

Digitized by Google

die Auerbachszene ist glücklich gerundet. Dagegen begegnet man in einigen Tafeln einem pathetischen Element, das mir nicht zusagt. Zweifellos gehört das ganze Werk zu den bedeutenderen Versuchen, Goethes Faust in einer Radierungsfolge Bild werden zu lassen. Sammler werden die 25 Japan- und 100 Büttendrucke bald zu ihren besonderen Besitztümern zählen.

Dasselbe wird gewiß auch mit den zwanzig handgeschnittenen Silhouetten der Fall sein, mit denen *W. Repsold* »*Don Quijote*« begleitet. (Flemming und Wiskott Verlag, Berlin.) Die Lithographien greifen bezeichnende Szenen aus dem unsterblichen Roman des Spaniers heraus, und wahrlich: sie treffen das Wesen dieses Buches mit beweglicher Phantasie in Stil und Gestalt. Man versenkt sich mit immer neuem Entzücken in das ursprüngliche, skurrile Leben dieser geschauten Silhouetten. Hier fand eine besondere Einbildungskraft die ihr organisch zugehörige Technik.

Wenn *Fritz Ehlotzky* für seinen Zyklus »*Der Weg*« (Dr. Hans Krause Verlag, Fürth i. B.) mit dem Motto: »Gott ist reines, ewiges Wesen. Heilig darum, was wir erleiden: so weht uns Atem an des Göttlichen« ebenfalls die Silhouettentechnik wählt, so liegt hier auch ursächliches Streben nach einheitlichem Ausdruck zugrunde. Dargestellt wird die Entwicklung vom Kind zum Knaben, Jüngling und Mann ganz aus der Idee des Gotterlebens heraus: mit ergreifender Schlichtheit, Sammlung und Reinheit: Eine Innenwelt fand hier Form.

* * *

Die Zahl der bibliophilen Drucke hat mit dem Rückgang der allgemeinen Buchkonjunktur beträchtlich abgenommen. Sicher nicht zum Schaden der Qualitätsproduktion. Gewiß versenkt man sich in »*das Leben des Novalis*«, das *Ludwig Tieck* der ersten Gesamtausgabe des Dichters voranstellte, einmal wieder gern und ebenso zeigt auch *Kurt Liebmanns* Auswahl aus des zu früh verstorbenen Dichters *Hermann Conradis* Werken »*Feuerball rollt*«, daß man diese Lyrik und Prosa noch als lebensecht zu achten hat, aber fünfzig Büttendrucke davon sind doch nicht nötig, die hübsch gedruckten einfachen Reuchlindrucke des Verlages Karl Rauch in Dessau genügen hier allen berechtigten Ansprüchen. Nicht anders ergeht es uns mit den sauberen, meist zweifarbig ausgeführten Drucken der Reußen-Presse von Heinrich Reinhold in Gera: *Platens* »*Gaselen*« in des Dichters Auswahl, *Goethes* von *Dr. Hans Wahl* eingeleitetes »*Buch Suleika*« aus dem westöstlichen Divan mit den wertvollen Datierungen, *Nietzsches* »*Lieder des Zarathustra*« besitzt man gewiß gern in diesen hübschen Einzelausgaben, man dankt es dem Verlage besonders, daß er die Bänddchen nicht so luxuriös ausstattete, sondern nur auf Geschmack hielt, um auch minderbemittelten Bücherfreunden die Anschaffung zu gestatten. In gleicher Weise ging der Newa-Verlag, Berlin, mit einigen russischen Dichtungen in Wolfg. E. Groegers neuen Übertragungen vor: *Alexander Puschkins* Epos »*Der eherne Reiter*« und dramatische Szenen »*Der Steinerne Gast*«, mit Vor- und Nachworten von Artur Luther, werden durch Bilder M. N. Masjutins und Martin Blochs von hohem künstlerischen Reiz in Drucken großen Formates aus der großen Masse russischer Übersetzungen verdienstvoll herausgehoben, so daß die Erkenntnis der Größe Puschkins vertieft wird. Auch den in 700 deutschen und 700 englischen Ausgaben dargebotenen, sorgfältigen Druck »*des singenden Soldaten*« von *Henri Barbusse* mit einer Einleitung »die logische Brüderlichkeit« (bei Friedrich Dehne in Leipzig) wird man mit *Kaethe Kollwitz'* schöner Lithographie als nicht nur aesthetisch, sondern auch menschlich werthaltenden Ausdruck des Zeiterlebens und seelischer Gegenwartstendenzen gern aus der üblichen Buchmasse zu tieferer Wirkung herausgehoben sehen und für einen beständigen Wert nehmen.

Es ist ja zweifellos ein nur zu förderndes Verfahren, nicht nur die große Dichtung der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart in bibliophilen Drucken darzubieten, um dadurch ihre Anerkennung und Wirkung zu erhöhen. Der Künstlerdank in Berlin ist von jeher diesen Weg gegangen: er begann mit *Carl Hauptmann*, gab dann besondere Werke von *Waldemar Bonsels* (»Kyrie eleison«) und *Börries, Frhr. v. Münchhausen* (»Bayard-Balladen«) und konnte schließlich neben die Förderungswerke von unbekannten Dichtern wie *Arthur Silbergleits* Legende »*Die Magd*« und *Hermann Wahroders* Tragödie »*Die Sturmflut*« so bedeutende neue Dichtungen wie *Albrecht Schaeffers* unvergängliches Epos »*Hölderlins Heimkehr*« und *Walter von Molos* »*Fugen des Seins*« (mit Radierungen von W. Jaeckel) stellen. Hier war einziges Bestreben, höchstwertige Dichtung in einer Ausstattung darzubieten, die dem schärfsten Bibliophilenurteil auf die Dauer standzuhalten vermag. Jetzt ist die zum Teil bereits vergriffene Reihe wieder um eine Kostbarkeit vermehrt worden: um einen auf 550 Stücke beschränkten,

Digitized by Google

vom Autor und Künstler signierten Sonderdruck der Offizin v. Holten-Berlin der Novelle »*Charlotte Donc*« von *Wilhelm von Scholz* mit acht Radierungen von *Alois Kolb* (Berlin, Eigenbrödler-Verlag). Hier fand ein Meisterwerk heutiger Novellenkunst einen wesenentsprechenden Radierer und zugleich mit der Koch-Antiqua ein die Stimmung der Dichtung so förderndes Satzbild, daß der Genuß der Schöpfung in dieser Ausgabe unvergleichlich gesteigert wird. Der Künstlerdank ist mit solchen Luxusdrucken zweifellos Vorbild und Maßstab für alle Bibliophilie, weil innerer und äußerer Wert hier einander entsprechen.

Den gleichen Weg geht auch die »Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei« in Leipzig, wenn sie uns jetzt als ihre sechste Jahresgabe mit klugen Einführungsworten von Hans W. Fischer »*Neun Liebesgedichte*« von *Arno Holz* in einer schönen Breitkopf-Fraktur vorlegt. Wenn ich das Schaffen von Arno Holz, das m. E. mehr in einem technischen Spiel als in schöpferischer Urtümlichkeit beruht, nicht so hoch einschätzen kann, wie viele andere Zeitgenossen, so kann ich es doch verstehen, daß es einen bibliophilen Drucker reizen mußte, Holzens seltsame, eigenwillige Versgebäude einmal in ein geschmackvolles Satzbild zu bringen. Das ist hier auch, in Verbindung mit hellgrün gedruckten Holzschnitten von Bruno Rollitz und Ernst Dölling auf wundervollem Zanders-Papier mit glücklichem Gelingen geschehen, so daß jeder Bücherfreund aesthetische Freude an dieser Jahresgabe haben dürfte.

Wie groß der Kreis der wahren Bücherfreunde, eben all jener, die über der Ausstattung nicht den inneren Wert vergessen, ist, sieht man so recht an zwei Gaben, die einzelnen Persönlichkeiten zu besonderer Gelegenheit gewidmet wurden. Das Buch »*Eranos*« wurde Hugo v. Hofmannsthal (im Verlag der Bremer Presse, München) zum 50. Geburtstag dargebracht. In der reizvollen Antiqua der Bremer Presse, in Folio-Format schlicht weiß mit Gold gebunden, bietet sich hier ein Sammelwerk, das seinesgleichen in der Gegenwart kaum haben dürfte. Rudolf Borchardt zeugt in einem Brief an den Dichter von dessen Weg, Werk und Wesen, wie nur er es vermag, und spendet ein kleines Hexameter-Epos »Der ruhende Herakles«. Walther Brecht gibt eine »fragmentarische Betrachtung über Hofmannsthals Weltbild«, Ludwig v. Hofmann eine Radierung, Konrad Burdach eine Abhandlung »Die deutschen wissenschaftlichen Akademien und der schöpferische nationale Geist«, Richard Beer-Hofmann ein Dramenfragment aus »Die Historie von König David«, Rudolf Kassner seine Studien »Gesichter«, Max Liebermann eine Lithographie, Thomas Mann ein Fragment aus »dem Zauberberg«, Gilbert Murray ein griechisches Gedicht, Max Mell Tagebuchblätter, Josef Nadler »Altwiener Theater«, Kurt Riezler »Die Krise des Geistes«, Rud. Alex. Schröder mehrere Gedichte, Emil Orlik eine Lithographie, Karl Vossler einen spanischen Brief, Jakob Wassermann das Fragment eines Gespräches über die Gerechtigkeit und Leopold Andrian ein Gedicht. Diesen Namen und Beiträgen gegenüber erübrigt sich jedes weitere empfehlende Wort für diese Geburtstagsgabe.

Einen um eine Generation jüngeren Kreis vereint das *Joachim von Winterfeldt*, dem kunstfördernden Landesdirektor in Berlin, zum sechzigsten Geburtstage dargebrachte, seinen Namen und das Titelbild nach seiner Büste von Fritz Klimsch tragende Sammelwerk, das der Pontos-Verlag zu Berlin in 1300 Exemplaren bei Otto v. Holten festlich drucken ließ. Martin von Katte zeichnet die Art und Zusammensetzung des Kreises um Joachim v. Winterfeldt in Berlin und auf dem märkischen Gut Menkin. Geistiger Adel und adlige Geistigkeit fanden sich hier zusammen, um über allen Nöten der Zeit der reinen Flamme der Kunst zu dienen. Theodor Däubler, W. G. Hartmann, Gerhart Hauptmann, Ilse Heye, H. v. Hofmannsthal, Martin v. Katte, Thomas Mann, Rilke, E. Sander, A. Schaeffer, R. A. Schröder, M. Sidow, E. Strauß, O. v. Taube, Hans Voß, Erich Wentscher sind mit dichterischen Beiträgen, Briefen, Fragmenten wertvollster Art vertreten. Joachim v. Winterfeldts eigene Lyrik wird in starkem Umfange dargeboten und erweist den Kunstförderer auch als Schaffenden kunstfördernd. Seine jüngeren Freunde waren Götz v. Seckendorff und Bernhard v. d. Marwitz, deren Briefe mit Epilogen von J. v. Winterfeldt abgedruckt werden als köstliche Dokumente werdenden Künstler- und Menschentums, dessen Reife der Krieg zerstörte. Sieben Bilder Götz v. Seckendorffs in guten Farbendrucken schmücken den nach Form wie Gehalt bleibend lebensvollen Band, der ein Beweis ist, wie auch unsere Zeit geistige Sammelstätten durch das Wirken einer Persönlichkeit zuläßt, es muß nur eben eine Persönlichkeit da sein, die geistige Menschen zu sammeln vermag, um die geistige Menschen sich zu sammeln innerlich getrieben sind.

Shakespeare bringt die bibliophile Kunst diesmal die

Digitized by Google

größte Huldigung: mit dem ersten Druck der von der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, neu aufgenommenen Juniperuspresse, der den *Hamlet* in englischer Sprache bietet, und mit einer neuen Übertragung »*des Sturms*« von *R. v. Schaukal*, zu der Oskar Laske farbige Lithographien schuf, im Verlage der Österreichischen Staatsdruckerei zu Wien. Der Hamletdruck wurde in der Württembergischen Staatlichen Kunstgewerbeschule in einer Auflage von 225 nummerierten Stücken, von denen 200 in den Handel kommen, hergestellt, der Cicero-Grad der »Deutsch-Römisch« von F. H. Ernst Schneidler schafft auf den Großfolioseiten und dem leicht gerippten Bütten ein ganz köstliches Satzbild für den viel gegliederten Text. Der Ganz-Pergament-Handeinband mit besten Bünden und zarter Goldliniierung stellt sicher das vornehmste Gewand dar, das man sich denken kann. Zweifellos zählt dieser Hamlet-Druck zu den schönsten seiner Art, wenn er nicht überhaupt der schönste ist. Schaukals Sturmausgabe zeichnet sich zuerst einmal durch die wundervolle neue Übertragung aus, die die Schönheiten dieses romantischen Werkes voll in Erscheinung treten läßt und fortan allen Aufführungen zugrunde gelegt werden sollte. Weiter aber bieten Laskes starkfarbige, bewegte Lithographien, die in großer Zahl den Text begleiten, eine so phantasiemächtige Illustration dieses »geheimnisvollsten, vielleicht letzten Werkes« des Dichters, daß man eine aus tiefer Anschauung geborene Verlebendigung des Werkes hier mit reinem Genuß erfährt. Schaukal berichtet in seinem Nachwort dann noch über Sinn und Werdegang seiner Übertragung. Die 350 Stücke der in der Österreichichen Staatsdruckerei in der Mittel Auer-Antiqua mit sicherem Geschmack auf Büttenbzw. Dokumentenpapier hergestellten Ausgabe, die einen von Oskar Laske mit Sturmnaturmotiven geschmückten buntfarbigen Einband erhielt, werden bald ihre Liebhaber gefunden haben.

Auch der schlichter gehaltene Großquartdruck der von Richard Benz ausgewählten Sprüche *Jean Pauls* »*Der größte Gedanke des Menschen*« im Verlag Walter Haedecke, Stuttgart, wird zu des Dichters 100. Geburtstag viel Freunde finden. Der größte Gedanke des Menschen ist der Gedanke des Unendlichen. Gustav Wolf gab ihm auf sechs farbigen Tafeln eine seltsam packende Anschauung. Dieser Dichter und dieser Künstler führen hier zu tiefer Meditation.

Eine andere Welt tut sich in den »*Schelmen-, Scherz- und Judengeschichten*« aus *Johann Peter Hebels* Schatzkästlein auf, denen der Verlag Orell Füssli in Zürich einen hübschen Druck seiner Froschauer-Reihe widmet. Hans Trog traf mit feinem Hebelempfinden die erfrischende Auswahl, die ein Bild des höchsten Formstrebens naiver Volksseele bietet. Alte Holzschnitte aus dem Kalender des Rheinischen Hausfreundes und ein inhaltsreiches Nachwort Trogs bereichern den in 1000 Exemplaren hergestellten Druck. In derselben Froschauerreihe sammelt *Carl Seelig* »*Die Jahreszeyten*« im Spiegel schweizerischer Volkssprüche in Versen, Bauernregeln, Prosa-Sprichwörtern mit Monatsbildern von Rudolf Urech nach alten Kalendervorlagen. Auch dieser Band ist ein einzigartiger Ausdruck des Schweizer Volkstums.

Eine von feinem Stilgefühl geleitete kleine Liebhaberdelikatesse bietet die Potsdamer Presse Oda Weitbrecht mit fünfundsiebzig Handdrucken der *Abschiedsbriefe Heinrichs von Kleist an Marie von Kleist* von 9., 10., 12. November 1911. In dieser fetten Antiqua vertieft sich der erschütternde Eindruck der Kleistschen Stimme noch.

Aus dem Roman »der Brüder Karamasow« Dostojewskis löst der Drei Masken Verlag in München in einer neuen Übertragung von R. v. Scholz »*die Legende vom Großinquisitor*« los, um sie mit wirksamen Holzschnitten von Ernst Hetsch begleiten zu lassen. Ein geschmackvoller Druck auf grauem Hadernpapier.

* * *

GESAMTAUSGABEN, AUSWAHLBÄNDE UND REIHENDRUCKE

DER Veranstaltung von Gesamtausgaben, Auswahlbänden und Reihendrucken liegt in unserer Zeit mehr als ein nur technisches Bedürfnis zugrunde. Gewiß sind manche alten Klassikerbibliotheken von Wert, wie die Grotesche, zum größten Teil vergriffen und nicht mehr weitergeführt worden, gewiß stellen wir heute an die Ausstattung der Ausgaben höhere Anforderungen als früher und begnügen uns nicht mehr mit rein maschineller Gestaltung. Aber das Wichtigste ist uns doch, uns das seelische, das geistige Weltbild einzelner uns wesensverwandter Dichter oder

Digitized by Google

Literaturgruppen nach unserer heutigen Erlebnisart neu zuzuführen. Wenn z. B. der Verlag Walther Haedecke in Stuttgart seine geschmackvoll gedruckte und gebundene Reihe der Diotima-Klassiker um einen Band »*Sturm und Drang*« vermehrt, so geschieht es nicht um äußerlicher Vollständigkeit willen, sondern wie der Herausgeber *Rudolf K. Goldschmit* in sicherer Erkenntnis betont, aus der Verwandtschaft der Stilwende heutigen Schaffens mit »jener Frühlingsbewegung deutscher Dichtung«, die dem Sommer der Klassik voraufging. Goldschmit bietet uns in erster Linie aus gutem Grunde die Dramatik mit F. M. Klingers »Sturm und Drang«, J. M. R. Lenz' »Soldaten«, J. A. Leisewitz' »Julius von Tarent«, L. Wagners »Kindermörderin«, G. W. Gerstenbergs »Ugolino«, Maler Müllers »Schafschur«, dazu eine knappe, aber prägnante Auswahl der Lyrik von Lenz, Schubert, Klinger und Müller sowie Gedanken J. G. Hamanns. Ein knappes, treffendes Nachwort arbeitet den Ideen- und Formenweg des Sturm und Drangs klar heraus. Die Texte werden in den Erstdrucken geboten. Ich halte diese Auswahl für sehr glücklich, weil sie in der Tat imstande ist, das Wesentliche und Schöpferische jener Dichtergruppe und Zeit vollständig zu vermitteln.

Auch die Erneuerung von *Matthias Claudius*, dem Wandsbecker Boten, beruht auf keiner verlegerischen Willkür. Schon 1920 hob ein von Carl Seelig besorgtes Bändchen im Verlage E. P. Tal & Co. in Wien unter dem Titel: »*Das fromme Buch*« das Wesentliche dieses Dichters heraus: seine Innerlichkeit, seine Frommheit, seine seelische Schlichtheit, die über die materielle Armut des Tages in den Reichtum des Gemütes, in die Sonnenfreiheit des gottverbundenen Geistes hinaushebt. Nun schenkt uns Bruno Adler im Weimarer Verlag Erich Lichtenstein »*Matthias Claudius-Werke*« in drei Bänden: auf gelblich getöntem Papier in hübscher Fraktur, in blaues Glanzpapier gebunden, mit dem Bild des Dichters, und lebendigem, das Historische und Charakteristische heraushebendem Nachwort einen sorgfältigen Neudruck des Wandsbecker Boten selbst, mit der Auswahl aus den »Tändeleien und Erzählungen« von 1763, den »Hamburgischen Adreß-Comtoir-Nachrichten« u. a. m. Es stellt sich so das Werk des Claudius zugleich in seiner Entwicklung wie in seinem Umfang vollständig vor: von der Erfassung des breiten Lebens zur Eroberung der seelischen Tiefe, von der Wirklichkeitsumarmung zur Vereinigung mit Gott. »Recht tun und von Herzen gut sein und einfältig wandeln mit Gott« — dieser Geist strahlt nun stark und bezwingend aus dieser schönen Neuausgabe, an der der innerliche wie bibliophile Mensch gleich große Freude haben dürfte.

Seinen genialen Nachfolger eigenen Blutes fand Claudius in *Jean Paul*. Dessen Todestag jährt sich jetzt zum hundertsten Male und ruft nun den Versuch einer Wiedererweckung von Jean Pauls Werken und Geist in unsere Zeit. Der Versuch ist durchaus zu begrüßen, ob er von Erfolg getragen sein wird, muß die Zukunft zeigen, denn nicht die Zahl der Neudrucke kann hier entscheiden, sondern die Dauer der Anteilnahme unter den Lesenden. Ihnen werden drei neue Auswahlausgaben geboten, jede in ihrer Art beachtenswert und die eine die andere ergänzend. Allen voran stehen die vier 4500 Dünndruckpapierbände der Auswahl des Verlages Albert Langen in München. Hier ist drucktechnisch Erstaunliches geleistet worden, denn es wird von dem bekannten Jean Paul-Forscher und Biographen *Josef Müller* als Herausgeber nichts weniger als der Versuch einer gekürzten Gesamtausgabe — m. E. mit glücklichem Gelingen — gemacht. Müller hat aus genauester Vertrautheit mit Jean Pauls Art den Mut gehabt, die übersentimentalen Ergüsse und burlesken Einschiebsel, besonders in den Jugendromanen zu kürzen um dadurch den unvergleichlichen Humor, die unverwelklichen Schönheiten wieder ganz lesbar zu machen. Hier wird in der Tat das Bleibende, Unversiegbare Jean Pauls mit wertvollen Einleitungen, Erklärungen, bibliographischen Notizen und einer Biographie des Herausgebers gesammelt: vom Andachtsbüchlein bis zum Wuz, von der unsichtbaren Loge bis zum Hesperus, vom Fixlein, Siebenkäs, Jubelsenior u. a. m. bis zum Titan, den Flegeljahren, dem Dr. Katzenberger und den kleineren Dichtungen. Der ganz unerschöpfliche, unausdenkbare Reichtum dieses genialsten und geistreichsten Romantikers ist hier beisammen. Jede andere Ausgabe hat es schwer, sich daneben zu behaupten. Die von *Friedrich Burschell* sorgfältig geleitete Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart hat zwar auch vier Bände, bringt aber auf 1800 Seiten eben nur eine Auswahl. Man kann ihr freilich auch durchaus zustimmen. Burschell legte den Nachdruck darauf, durch seine Auswahl »das deutsche Wesen des Dichters«, wie es sich nach dessen eigenen Definitionen ergab, in den gelungensten Produktionen vorzuführen. Also brachte er »Siebenkäs« und die »Flegeljahre«, auch hier um das üppige Rankenwerk gekürzt, ferner eine Aus-

Digitized by Google

lese aus den kleineren Erzählungen und Gedankenarbeiten von »Wuz« bis zu »Dr. Katzenberger«, vom Quintus Fixlein bis zur Friedenspredigt, und schließlich noch das Bruchstück der Jean Paul'schen Autobiographie, so daß sich das Bild des Dichters rundet. Die dritte Jean Paul-Auswahl in drei Bänden ist zum großen Teil ein Beweis dafür, wie man Klassiker-Ausgaben nicht veranstalten soll, denn diese in Otto Hendels Verlag (Herm. Hillger) Berlin läßt äußerlich wie innerlich alle berechtigten Wünsche unberücksichtigt. Einband, Druck und Papier lassen allen Geschmack beiseite, der Dürerbund sollte sich schämen, solcher groben Herstellungsart seinen Namen zu geben. Ein Herausgeber wird nicht genannt: der Herr, der die Auswahl traf und der die Einleitungen schrieb, scheut sich also, die Verantwortung dafür mit seinem Namen zu tragen, solche Unsitte sollte bei Klassikerausgaben nicht mehr geduldet werden. Die Auswahl selbst bringt außer den kleinen Novellen und Gedankenarbeiten den »Siebenkäs«, den »Titan«, sowie Bruchstücke aus Lorana, der »Vorschule der Aesthetik« und anderen theoretischen Schriften, sowie die Autobiographie. Auch hier ist überall mit Streichungen gearbeitet worden. Man stellt mit leisem Bedauern also gegenüber allen drei Ausgaben fest, daß keine Jean Paul ungekürzt, also unverfälscht vermittelt. Darum ist vielleicht das Verfahren von *Richard Benz* noch das Glücklichste, wenn er »*Blumen-, Frucht- und Dornenstücke aus Jean Paul's Werk*« (in drei köstlich in der Jean Paul-Fraktur gedruckten Bändchen bei R. Piper & Co. in München) sammelte. Denn hier erhält man mit hervorragenden Einleitungen des Herausgebers »die Blumenstücke des Dichters«, die »Fruchtstücke des Denkers«, »die Dornenstücke des Deutschen«, also den universalen Geist und die ewige Seele Jean Pauls in einer wundervollen Zusammendrängung. Ich kann mir denken, das der Jean Paul von Benz den Dichter wieder in ganz Deutschland populär macht und das wäre zu begrüßen, weil unsere Deutschheit wohl in Jean Paul den grenzenlosesten Ausdruck fand. Ihn aber fängt grade Benz ein.

Jean Pauls fünfzehn Jahre jüngeren Zeitgenossen Clemens Brentano stellt uns in seiner geistigen Einheit *Rudolf K. Goldschmit* in einem Auswahlbande »*Das Clemens Brentano-Buch*« (Walter Hädecke, Stuttgart) vor. Gedichte, die Geschichte vom braven Kasperl, die Chronika eines fahrenden Schülers, Märchen, Parabeln und Lebenszeugen von und über Brentano nebst knappem Nachwort vermitteln den ganzen Reichtum, die ganze Lebendigkeit dieses viel zu stark in die zweite Reihe gedrängten Dichters. Seine im Gottesfrieden endende Problematik reicht über das nur Individuelle in das Symptomatische und Typische deutscher Romantikart aller Zeiten hinauf. Brentanos Verehrung gehörte *Karoline von Günderode*, der Bettina von Arnim das literarische Denkmal setzte. Man kennt den tragischen Lebenslauf dieser schönen Seele, die ihre leidenschaftliche Liebe zu dem verheirateten Friedrich Creuzer mit dem Selbstmord endete. In einem 26jährigen Leben hat sie unter dem Namen Tian allerlei Gedichte und Fragmente veröffentlicht und manches erschien nach ihrem Tode. Jetzt bringt uns Elisabeth Salomon im Drei Masken-Verlag zu München die erste wissenschaftliche Ausgabe der »*gesammelten Dichtungen*« in zuverlässigem und schönen Druck, auch bisher Ungedrucktes findet sich hier. Es sind gewiß keine Meisterschöpfuugen, aber reine Offenbarungen einer eigenen Seele, die nur in ihrem Melos sprechen kann. Es ist Hölderlinsche Art hier lebendig und man wird menschlich gefesselt, so daß die Ausgabe über nur literarhistorische Werte hinausreicht.

Wie etwa auch die illustrierte Ausgabe von *Heines Werken* im Verlag Hoffmann & Campe in Berlin, die jetzt um zwei Bände der »*Reisebilder*« und »*den lyrischen Nachlaß*« vermehrt wurden. G. A. E. Bogeng leitete die Reisebilder ein und beschaffte aus genauer Kenntnis der zeitgenössischen Kultur die Bilder. Erich Loewenthal sichtete den lyrischen Nachlaß und Oskar Loerke stellte die Einleitung zur Verfügung, auch hier fesselt wieder besonderer Bilderschmuck. Diese Heineausgabe empfiehlt sich durch die Besonderheit ihrer Bild- und literarhistorischen Ausstattung von selbst, man wird sie gerne neben jeder andern Heineausgabe zu besitzen wünschen.

Die Gesamtausgaben sind auch für jüngst verstorbene oder noch lebende Dichter guter Brauch geworden. Es ist freilich eine Ausnahme, wenn einmal ein jüngerer Dichter wie *Walter Hasenclever* seine »*Dramen*« (Die Schmiede, Berlin) schon sammeln kann. Aber »der Sohn«, 1913 geschrieben, hat heute schon literarhistorische Bedeutung und auch im »Jenseits« von 1919 und in den »Menschen« von 1918 sammelt sich zeitgeschichtlich Bedeutsames, so daß die einheitliche auch schon durch den ideellen Gehalt betonte Darbietung gerechtfertigt ist. Man vermißt »den Retter«, »Antigone«, »die Entscheidung« und »Gobseck«, die hoffentlich noch in einem zweiten Bande nachfolgen werden.

Daß wir *Max Dauthendeys* »*Gesammelte Werke*«

Digitized by Google

jetzt in sechs geschlossenen Bänden von je 800 bis 900 Dünndruckpapierseiten durch den Verlag Albert Langen, München, erhielten, ist freudig zu begrüßen. Denn kaum ein anderer Dichter hat solche Gesamtausgabe verdient, das wissen wir heute klar. Wir hätten uns nur noch die Beigabe einer guten Biographie gewünscht. Sieben Jahre ist Dauthendey jetzt tot. Aber sein Werk lebt stärker denn je. Von der wundervollen Hymne auf die Schönheit und Seltsamkeit der Welt »die geflügelte Erde« an bis zu den ebenso zarten wie leidenschaftlichen Gedichten, von den autobiographischen Romanen »Der Geist meines Vaters« und »Gedankengut aus meinen Wanderjahren« bis zu den farbensprühenden »Erlebnissen auf Java« und dem nachgelassenen Brief-Tagebuch »Letzte Reise«, von dem Roman »Raubmenschen« bis zu den in deutscher Literatur einzigartigen Novellen »Die acht Gesichter am Biwasee«, »Lingam« und »Geschichten aus den vier Winden« finden wir hier Dauthendeys gesamtes dichterisches und menschliches Werk einschließlich all der vergriffenen Versdichtungen, der Dramen, der Kriegsgedichte, der frühen Epik und des bisher nur als Luxusdruck erschienenen religiös-philosophischen Bekenntnisses »das Lied der Weltfestlichkeit«. Diese Gesamtausgabe ist das »schmerzendschöne« Erlebnis eines reinen, großen Dichters und Menschen, der uns nun ganz zugehört.

Daneben behaupten sich die Gesamtausgaben gleichaltriger Dichter nur schwer. Gewiß ist es gerechtfertigt, auch *Isolde Kurz' »gesammelte Werke«* (Verlag Georg Müller, München) einmal in sechs stattlichen Bänden von der Lyrik und den Versepen, den Florentiner und italienischen Novellen bis zu den »Nächten von Fondi«, den Legenden und dem Roman »Der Despot«, den anderen Erzählungen, Märchen, Skizzen, Reiseschilderungen aus Hellas und Essais, Aphorismen zu vereinen. Aber es liegt doch schon der Hauch des Historischen über dem Schaffen dieser heute Zweiundsiebzigjährigen, die geistig, kulturell und formal aus der Lebenszone Paul Heyses und Jakob Burckhardts hervorging. Ihre Anbetung des Südens, Italiens, der Renaissance ist ein Bildungserlebnis, wie bei C. F. Meyer, es fehlt jene Beschwingtheit, die wir heute suchen. Sie hat aber freilich, darin ihre Generation übersteigend, auch den Weg in die Mystik gefunden und eine Vergeistigung durch den Intellekt erobert, die bezwingt, so daß man die Einheit ihrer Persönlichkeit mit besonderer Achtung genießt. Ihr Gesamtwerk wird die Freunde älterer, klassischer Kunst bleibend ansprechen.

Verhältnismäßig unbekannt blieb bei uns der Deutsch-luxemburger *Nikolaus Welter*, so daß es einen besonderen Wagemut des Verlages G. Westermann in Braunschweig darstellt, seine Lyrik, seine Dramen und sein Ferienbuch aus der Provence und aus Tunesien in fünf Bänden *»gesammelter Werke«* herauszubringen. Welters Schaffen trägt den Stempel des neuklassizistischen Stils, seine Dramen gestalten Motive wie »Siegfried und Melusine«, »Griselinde«, »Mansfeld«, »Dantes Kaiser« und wechseln von den Jamben dieser historischen Themata hinüber zur Prosa modernerer Problemrealismus in Gegenwartsstücken. Es fehlt den Werken jenes überragende, einmalige Dramatisch-Elementare, eine hohe, idealistische Weltanschauung bestimmt sie ebenso wie die Lyrik. Auch dieser Deutsche lebt von der Sehnsucht nach dem Süden, der Sonne in jedem Sinne und eint deutsche Gemütsart mit romanischer Kultur.

* * *

Die französische Literatur behauptet sich immer noch am bedeutsamsten im Vordergrund der Produktion neuer Gesamtausgaben. Der Inselverlag brachte seine Ausgabe der *»göttlichen Komödie« Balzacs* in neuer Auflage heraus. Zehn Bände soll sie umfassen. Der vorliegende sechste Band, 780 Dünndruckpapierseiten, umfaßt »Die Geschichte der Dreizehn«, »Vater Goriot« und »Oberst Chabert« von Ernst Hardt, Gisela Etzel, F. P. Greve sauber übertragen. Wir werden von dieser ältesten deutschen Balzacausgabe noch zu sprechen haben, sobald sie fertig vorliegt. Zu gleicher Zeit gab die in Kleinoktavbänden handlich und geschmackvoll hergestellte, vielbändige Gesamtausgabe des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin. *Balzacs Werk* jene unvergleichliche Popularität in Deutschland, wie sie sonst nur ausländischen Schulautoren zuteil wird. Rowohlt schloß seine Reihe jetzt mit je zwei Bänden *»Glanz und Elend der Kurtisanen«* und *»Trollatische Geschichten«* ab. Die Übersetzung E. A. Reinhardts ist wieder einwandfrei, eine besondere Leistung scheint mir aber *Walther Mehring* bei den »tolldreisten Geschichten« vollbracht zu haben: er übertrug sie nämlich mit seltener Nachahmungskunst in die Sprache Fischarts und erreichte dadurch eine einzigartige Wirkung von Rabelais'scher Kraft und Sprachfülle. Die ganze Urwüchsigkeit der contes drolatiques tritt nun naturfarben und stilecht in Erscheinung.

Mit bekannter sprachlicher und literarhistorischer Sorgfalt vermittelt uns jetzt *Arthur Schurig* die *»gesammelten*

Digitized by Google

Werke« Prosper Mérimées, der neben Balzac, Stendhal und Flaubert der bedeutendste Novellist des damaligen Frankreichs war und bei uns nur mit »Carmen« und »Colomba« populär wurde. Die beiden ersten Bände (ihrer fünf sind vorgesehen, im Verlag Buchenau und Reichert, München) bringen außer drei Bildern zwanzig Novellen von Matteo Falcone (1829) bis Kolomba (1840) und von Arsenia Guillot (1844) bis »Dschumana« (aus dem Nachlaß) sowie die serbischen Balladen »Gußle«, diese in W. Gerhards Übertragung von 1828. Die geschmackvoll gedruckte und gebundene Ausgabe wird uns noch beschäftigen, sobald sie vollständig vorliegt.

Ebenso geht es uns mit der reizenden Taschenausgabe auf Dünndruckpapier der »*Ausgewählten Werke« Stendhals,* von denen sieben Bände bis jetzt in Arthur Schurigs Übersetzung »Das Leben eines Sonderlings« und »Von der Liebe« sowie in der Übertragung Otto Frhrn. v. Taubes »Die Kartause von Parma« vorliegen. Der Leipziger Inselverlag baut hier unter Abstoßung des Ballastes die bleibende deutsche Stendhal-Ausgabe auf.

Wie es der Verlag I. C. C. Bruns zu Minden in Westf. *Gustave Flaubert* gegenüber mit seiner bis jetzt fünfbändigen Säkularausgabe zum 100. Geburtstage des Dichters tut. *Marcus Behmer* leitet Druck und Ausstattung, Dr. E. W. Fischer hat sich der Mitwirkung von Frau Karoline Franklin-Grout versichert, um den Text endgültig gestalten zu können, bewährte Übersetzer sind ihm zur Hand gegangen. »Salambo«, »Die Schule der Empfindsamkeit«, »November« und die drei Erzählungen: »Eine schlichte Seele«, »Die Legende von Sankt Julian dem Gastfreien«, »Herodias«, ferner »Bouvard und Pécuchet« sowie die »Dramen« mit dem »Kandidaten« und dem hier zum ersten Male verdeutschten Lustspiel »Das schwache Geschlecht« füllen je einen stattlichen Band. Flauberts Schaffen ist von klassischer Größe, darum ist die Vornehmheit und der Umfang solcher deutschen Gesamtausgabe nur zu gerechtfertigt, und man wird sie, da sie in Inhalt wie Form glücklich gelungen ist, ohne weiteres unseren eigenen Klassikerausgaben bester Verlegerart zuordnen müssen.

* * *

NEUE EPIK

DIE Epik wird heute vom Gehalt bestimmt. Der Gehalt ist das geistige Schicksal der Menschen und nicht ihr stoffliches Sein. Dadurch wendet jedes neue epische Werk sich unmittelbar an den Leser selbst und dieser kommt garnicht mehr auf den Gedanken, Unterhaltung zu suchen, weil ihm Erlebnis, ein sein Inneres mit Kraft füllendes, sein Schicksal mitbestimmendes, formendes Erleben der all und einen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Seins an sich wird. So ist die neue Epik heute wieder Dichtung geworden: in jedem Ausdruck und Umfang.

Adele Gerhard hat diesen Weg vom realistischen, halb stofflichen, halb beseelten Roman zur rein geistig bestimmten Dichtung am schnellsten und vollkommen abgeschritten. Schon »Lorelyn« war die Kunde vom Eigenleben der Innenwelt. Ihr neues Buch »*Pflüger*« (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) bricht noch stärker und endgültig durch zum wesenhaften Sein und ist dadurch Beispiel und Vorbild der Wandlung und Erweckung. Im Leben eines Arztes, der seinen bürgerlich-konventionellen Alltag wegen seiner Leere aufgibt, um ganz aus der Innerlichkeit nur der Gott- und Menschensehnsucht nach Harmonie, nach Totalität, nach Sinnesfüllung zu dienen, gestaltet die Dichterin mit hoher Sprachschönheit und bildhafter Stilkunst die innerste Entwicklung unserer Zeit: mit ihrem Willen zum Neuaufbau des Lebens, mit ihrer Wahrhaftigkeit gegenüber beiden Polaritäten, den guten und bösen des Seins, mit ihrer Sehnsucht nach höchster Reinheit und Gemeinschaft, mit ihrer Hingabe an den Ruf im eigensten Herzen, mit ihrer ebenso hellen wie dunklen, ebenso realen wie mystischen Religiosität. Adele Gerhard findet eine ebenso bildhafte Konzentration wie zarte und letzte Vertiefung für jene Seelenbezirke, da sich das Un- und Unterbewußte mit dem Menschlich-Allzumenschlichen, Irdisch-Gebundenem vermählt, um die Kraft der Lebensüberwindung und Menschheitsentwicklung zu gebären. Ihr schönheitsvolles und wahrheitsklares Buch wird allen suchenden Seelen, besonders unter der jüngeren Generation, ein Ereignis sein, das hineinträgt in die Zukunft.

In die Form einer Legende hüllt eine andere Frau, *Adelheit von Sybel-Petersen,* gleiches Erleben in »*Christophorus*« (Eugen Diederichs, Jena). Auch hier entstand eine einzigartige Dichtung, wenn auch noch nicht so frei wie bei Adele Gerhard, sondern getragen von christlicher Mythologie. Aber auch hier arbeitet sich das

Digitized by Google

Ziel: »Zur Einheit sollt ihr vollendet sein« aus dem ewigen Widerstreit: »Haß - Liebe, Abgrund - Gipfel, Teufel-Gott« mit ursprünglicher Echtheit heraus und das Schicksal weniger Menschen wird zum Symbol des Schicksals der Menschheit in unserer Zeit. Es ergreift zu sehen, wie Dichterinnen, Frauen am stärksten das Urtümliche offenbaren: der Mutterschoß der Erde hat sich aufgetan und wir leben wieder in Mythischem.

Namenlos gibt sich aus der Mythos-Bedeutung des Sommerlebens einiger Menschen drum »*Die Chronik von Sankt Johann*« (Kurt Wolff, München), die bereits den Versuch der jungen Generation zeigt, real zu leben, was Adele Gerhard, Adelheid v. Sybel erobert haben. Ein einsames Haus in einem großen Garten, etwa in den oberbayerischen Bergen, wird eines Tages die Wohnung von sechs Freunden: drei Frauen und drei Männer, verschiedenen Alters, unverheiratet, alle nur beseelt von dem Trieb in reiner Gemeinschaft reine, glückliche, harmonische Menschen zu sein. Ein abwechselnd geführtes Tagebuch, eben die Chronik, enthüllt nun die Entwicklung dieses auf jugendreiner Grundlage aufgebauten Versuches. Die Individualitäten, die angeborenen Naturen der sechs Menschen und die sich daraus ergebenden Spannungen führen zu zartestem Glück und tragischstem Unglück. Es ist eine seltene Dichterkraft, die hier in den Wesenskern des Menschentum führt, so führt, daß Schönheit und Wahrheit daraus strahlen, daß wir dies Buch wie die vorigen zu unsern Lebensbüchern zählen.

Wie auch *Heinrich Federers* neuer Roman »*Regina Lob*« (G. Grote, Berlin), darin mit maßvollem Realismus das Schicksal einer von der Natur drr Beteiligten verhinderten und erst nach einem Menschenalter zur Vereinigung führenden Liebe erzählt wird. Die zarte Behutsamkeit Federers im Aufdecken eines ganz im Blute, im Seelenkämmerchen schlummernden Seins ist ein seltenes Wunder unter den Dichtungen heutiger Tage und vermag auch Menschen, die realer gestimmt sind, in die Seligkeit des Innenlebens zu versenken. Federers neues Buch, das rein erzählerisch meisterhaft im Wechsel von Strömen und Stürzen ist, muß man eine unvergleichliche Offenbarung des ewigen Helldunkels aller Menschlichkeit, deren ewiger Zwiespältigkeit nennen. Der Dichter gibt darüber hinaus aber noch mehr: die Überwindung der Zwiespältigkeit durch die Liebe. Hier leuchtet uns das Glück des Franziskus mit magischer Gewalt entgegen.

Seltsam ist es, daß neben den fast gleichaltrigen, den Sechzigern sich nähernden, im Vollbesitz der tiefsten Wandlung lebenden und schaffenden Adele Gerhard und Heinrich Federer in genau der gleichen Seelenlage die Jugend etwa eines *Frank Thieß* steht. Dessen Novellen »*Der Kampf mit dem Engel*« (I. Engelhorns Nachf., Stuttgart) beweisen auch denen, die seinen Zeitroman »Der Leibhaftige« ablehnten, daß diesem Dichter allein das Ringen um die Gotteinheit zum Dichten zwingt. In ihm kämpft freilich noch die volle Leidenschaft des auf der Krafthöhe lebenden Mannestums. So sind seine drei Novellen denn auch voll dramatischer Wucht und Handlung. Der Wesenskern kommt aber mit elementarer Entschiedenheit ans Licht, mag Thieß anschauungsstarke Phantasie nun in ein Gefangenenlager nach der Mongolei und unter Aussätzige oder nach Guatemala zu Indianern oder in die Black mountains am white river führen. Immer wird Thieß die Liebe zum Kreuzungsgebiet der Lebensbejahung und -verneinung, des Naturheidentums und Gottesglaubens, immer aber siegt der Geist, der über den Wassern schwellt. So liefern die spannend und gestaltklar geschriebenen Novellen den Beweis, daß auch in der erfindungsreichen Epik eben jener Innerlichkeitsgehalt Sinn und Ziel des Erzählens ist.

Davon kann sogar ein bisher bei uns unbekannter Amerikaner, den ich hier anführe, um die ganze Raumweite der neuen Epik darzutun, *John Russell* in den acht Novellen »*Klippen im Korallenmeer*« (gut übertragen von Lisa H. Löns bei Adolf Sponholtz-Verlag, Hannover) nicht abirren. Wohl fesselt hier zuerst der abeuteuerglühende stoffliche Reichtum dieser oft wilden und seltsamen Bilder und Erlebnisse aus der Südsee, von den Molukken, aus Brasilien, aus den Tropen, von den Meeren, aus Sklaven- und Wild-Westzeiten. Aber durch alles kraftvolle, daseinschäumende Weltfahrersein schimmert doch immer jener Glanz von Ewigkeit zu Ewigkeit: eine allwaltende Göttlichkeit, die oft erschütternd Schicksale bestimmt. Dabei ist Russel ganz tatfrohe Männlichkeit als Erzähler wie Erlebender. Aber grade darum weiß er um jenes Tiefste iu des Menschen Brust, wenn er auch nicht wie Adele Gerhard gradezu davon spricht. Hier tritt es uns einmal ganz unsentimental, ja fast leidenschaftslos, darum aber mit umso mächtigeren Ernst entgegen und überzengt wieder aus stammverwandtem Blut heraus, daß unsere Epik nun keine kleinen Wege, sondern den einen, großen Pfad des Vollendungsstrebens geht.

Digitized by Google

REISEBÜCHER

DIE Fülle der Bücher, die Berichte und Bilder von Reisen durch einzelne Gegenden Deutschlands und der Welt vereinen, bedeutet wohl mehr als nur eine Mode. Die Technik des Verkehrs ermöglicht dem Gegenwartsmenschen den schnelleren und häufigeren Besuch von Landschaften und Städten, die sich durch Kultur und Natur von der täglichen Umgebung so stark abheben, daß geistige Sehnsucht nach dem Erleben der Einheit von Natur und Kultur dahin führt. Die alte Wanderunruhe, die schon das Schicksal der Germanen in jedem Sinne bestimmte, lebt sich heute in den Reisen aus. Jedem Kenner des Weltreisegebietes wird aufgefallen sein, daß von germanischem Blute erfüllte Völker heute noch mehr unterwegs sind als die anderen Rassen. Deutsche, Engländer, Amerikaner stellen überall die größte Zahl der Wanderer, der Reisenden. Die Deutschen haben von jeher, aus ihrem tiefen Bildungsdrang heraus, in Verbindung mit dem Handelstrieb dann die Reiseliteratur ausgebildet: Goethes »italienische Reise« hat in keiner Literatur anderer Völker seinesgleichen. Heute kommt dazu, daß die Druck- und Reproduktionstechnik eine seltene Vervollkommnung erfahren hat und dadurch der Wunsch, die durchreiste Welt im Buche festzuhalten nicht nur belebt worden ist, sondern fast restlos erfüllt werden kann.

Die deutsche Heimat selbst wird zusammen mit der Lokal-, Kultur- und Kunstgeschichte in jedem Landesteil und abgelegenen Winkel erforscht. So bringt *Karl Heinz Clasen* über »*den Hochmeisterpalast der Marienburg*« ein mit 19 Tafeln und 43 Textabbildungen versehenes Büchlein (im Verlag Bons Buchhandlung, Günther Letzsch, Königsberg, Pr.) heraus, das dem Historiker deutscher Baugeschichte des Mittelalters in seiner dokumentarischen Wissenschaftlichkeit wie dem Besucher des Weichsellande gleich wertvoll sein dürfte. Clasens grundgelehrtes Werk hat für die deutsche Architekturgeschichte weitreichende Bedeutung, weil man im 13. und 14. Jahrhundert lange vergeblich umherschauen muß, ehe man einen der Marienburg gleichwertigen Profanbau in Deutschland findet. Clasen klärt zudem vorbildlich die schöpferischen Kräfte und Zusammenhänge, aus denen das Ordensschloß erwuchs, und gibt uns so die endgültige, geschlossene Monographie über die herrliche Burg. Nicht so umfangreich angelegt sind die »Mecklenburgischen Bilderhefte«, die das Institut für Kunstgeschichte an der Universität Rostock in Carl Hinstorffs Verlag ebenda erscheinen läßt. *Max Hausmann* behandelt »*das Rostocker Stadtbild*«, *Oscar Gehrig*, »*die bürgerliche Baukunst Wismars*« und *Walter Josephi* »*Das Schweriner Schloß*« in je einem schmalen Heft mit ausreichenden Abbildungen auf wissenschaftlicher, kunst- und kulturhistorischer Grundlage. Hier wird mancher Deutsche noch unerwartete Entdeckungen deutscher Architekturschönheiten machen. Aus Weimars unvergänglicher Welt greift *Paul Benndorf* ein besonderes Gebiet heraus: »*Weimars denkwürdige Grabstätten*« (Leipzig, H. Haessel) werden in 32 Lichtdruckbildern und mit einem alten Friedhofsplan gezeigt und die Geschichte der Weimarer Friedhöfe wird nach genauen Aktenforschungen knapp und klar erzählt. Wer je in Weimar gewesen ist, weiß, daß Weimars Friedhöfe die Geschichte Weimars widerspiegeln und also immer neu uns zu erschüttern wissen. Freunde der deutschen Literatur-, Kunst-, Kultur- wie auch Volksgeschichte werden Benndorf für dies Buch dankbar sein.

Am Rhein und in Süddeutschland suchten und fanden die Reisefrohen von jeher die nirgends sonst in der Welt ähnliche spezifisch deutsche Landschafts- und Kulturschönheit, die unserem Wesen am reichsten entspricht. Die Tausendjahrfeier der Rheinlande zeitigte natürlich manches Druckwerk. Neben den vergänglichen, nur aktuellen Büchern wird sich die Bildersammlung »*Der Rhein*« mit einem Geleitwort von *Wilhelm Schäfer* und mit Bildertexten von *Theodor Wildemann* (im Einhornverlag, Dachau) gewiß behaupten, weil hier in ausgezeichneten Photographien gerade die Rheinstimmung durch gute Wahl der Landschafts-, Kunst-, Kultur- und Wirtschaftsausschnitte vom Ursprung des Flusses bis Dordrecht erfaßt ist und Schaefers schönes Geleitwort das Sinnvolle, das Schicksalhafte des Rheins eindrucksam festhält. Dem »*Oberrhein, Schwarzwald und Bodensee*« dienen 120 seltene Aufnahmen in einem von *Franz Schnelter* eingeleiteten Bande des Urban-Verlages in Freiburg i. Br. Die alemannische Welt fand hier nach Kunst, Land und Leuten reiche Wiedergabe. Zum Rhein gehört auch Frankfurt a. Main, das weiß jeder Besucher der Goethestadt *Alfons Paquet* behandelt in klugem, gedrungenem, wissenerfülltem Vortrag »*Frankfurt als Bücherstadt und das Rhein-Maingebiet als Heimat des Buchdruckes und des Buchgewerbes*« (Frankfurt a. M., Verlag von R. Th.

Digitized by Google

Hauser & Co.). Man braucht nur Namen wie Gutenberg, Egenolff, Prestel, Goethe, Senckenberg, Rütten und Loening auszusprechen, um ganz oberflächlich auf die kulturellen Zusammenhänge durch die Jahrhunderte hin, wie sie hier zusammengefaßt werden, hinzuweisen. Viel breiter angelegt ist *Philipp Witkops* grundlegendes, schön ausgestattetes Buch »*Heidelberg und die deutsche Dichtung*« (H. Haessel, Leipzig). Heidelberg, darin die älteste Hochschule Deutschlands blüht, ist durch fünf Jahrhunderte hindurch, inmitten einer farbigen, südlich anmutenden Natur wahrlich ein immer neuer Sammel- und Lebenspunkt deutschen Geistes und behauptet sich mit besonderer Eigenart wohl neben Städten wie Köln, Frankfurt, München, Weimar. Heidelberg wird in seinem ganzen Zauber nur erfassen, wer es als »Wallfahrtsort unserer Dichtung« kennen lernte. Mit den Humanisten von Oswald v. Wolkenstein bis Konrad Celtis, Melanchthon und Luther beginnt die Reihe derer, die in ihrem Leben einmal Heidelbergs Atmosphäre auf sich und ihr Schaffen Einfluß nehmen ließen. Opitz, Zinkgref, Hofmannswaldau, Liselotte folgen u. a. und nach der französischen Schandtat von 1789 sammelt sich die erste literarische Renaissance mit Haller und Gottsched hier wieder, bis der Sturm und Drang mit Maler Müller, Schubert, Heinze, Fr. L. Stolberg, Jung-Stilling, Schiller Heidelbergs große Zeit einleitet, in der uns Goethe und Marianne von Willemer, Hölderlin und Kleist sowie die ganze Romantik von Clemens Brentano und Arnim, Görres und Tieck bis Eichendorff, Jean Paul und Lenau begegnen. Hebbel, Gottfried Keller, Scheffel leiten dann neben andern Schaffenden in die Gegenwart hinüber. Wahrlich, welche Stadt kann solch in jeder Generation neu blühendes literarisches Leben durch vier Jahrhunderte aufweisen! Witkop weiß sein ungeheures Wissen in der Zeit- und Literaturgeschichte Heidelbergs mit hoher schriftstellerischer Kunst darzubieten, sein Buch wird jedem Freunde deutscher Stadtkultur wertvoll sein. *Otto Hoerths* »*Miniaturen vom Bodensee*« (mit 16 Tafeln und 1 Karte bei Strecker & Schröder, Stuttgart) zieht seinen Stoffkreis noch weiter als Witkop: in stimmungsvollen Ausschnitten erzählt er uns die politische und kulturelle Geschichte des »schwäbischen Meeres« von den Römern in Bregenz, von St. Gallen und der Reichenau, von Konstanz und dem großen Konzil über Weingarten und das Barock bis zur Meersburg der Dichterin Annettes und Zeppelins Wirken in Friedrichshafen. Dieses »deutsche Meer« wird uns hier vertraut, wie durch kaum ein anderes Buch. Eine schöne Ergänzung zu Hoerths bieten *Ludwig Diehls* Stadtbild »*Alt-Lindau*« (mit vierzig Federzeichnungen von Heinr. Baumgärtner bei Alex. Fischer, Tübingen) und *Konrad Gröbers* Darstellung der »*Reichenauer Kunst*« (mit 54 Abbildungen bei C. F. Müller, Karlsruhe i. B.) Die Höhe und das Alter der deutschen Kultur wird uns hier zutiefst bewußt und wir brauchen dies Wissen, weil der neuzeitliche deutsche Norden uns viel zu stark davon entfernt. Wanderungen durch Schwaben, wie *Wilhelm Günzlers* lebendiges, reich bebildertes Büchlein »*Schwaben in Vergangenheit und Gegenwart*« (Enslin & Leiblin, Reutlingen) sie anregt und bereichert, und durch Bayern, wofür uns *Felix Mader* in einem Sammelband oberpfälzischer Klöster und Wallfahrtskirchen »*Alte Kunst in Bayern*« (Dr. Benno Filser, Augsburg) eine schon oft vermißte Kunstgeschichtsauswahl schenkt, können nur bestätigen, daß wir Deutschen noch viel aufzunehmen haben, ehe wir einen Vergleich zwischen unserer eigenen Kunst- und Landeskultur und der fremder Länder ziehen dürfen. Nur wer Deutschland so kennt, wie all diese Bücher es vermitteln, kann auch die Fremde richtig einschätzen.

Der Drang in die Ferne, besonders nach dem Süden, ist freilich nach den zehn Absperrungsjahren, die wir erfuhren, jetzt wieder so stark und auch berechtigt, daß sich in jedem Frühjahr und Herbst eine Riesenzahl Deutscher auf die Reise begibt. Italien steht natürlich als der nächstgelegene Süden im Vordergrunde der Reisesehnsucht. Ebenso auch der Reisebücher. Man bietet uns nicht nur alte köstliche Tagebücher wie *Victor Hehns* »*Italienische Reise*« von 1839 bis 40 nebst dieses Italienkenners besonderen Studien (bei Albert Langen, München) neu, sondern man sammelt auch *Ludwig Tiecks* Verse aus Italien als »*Reisegedichte*« (von Georg Witkowski mit guten Anmerkungen in der Neuen Verlagsanstalt, Berlin, herausgegeben) als lebensvollen Beweis des Tieckschen Ausspruches: »ich mußte nach Rom gehen, um erst recht stockdeutsch zu werden«, wieder. Weiter aber bietet man uns ganz unvergleichliche Bilderbände dar, von denen einer immer schöner als der andere ist. Der bekannte Italienkenner *Karl Kinzel* sammelt in einem umfangreichen, mehr als 450 Originalaufnahmen vereinenden Bande »*Kennst Du das Land?*« Blätter der Erinnerung an Italien (Georg Kummers Verlag, Leipzig). Von den oberitalienischen Seen und Kleinstädten führt er nach Venedig, Mailand, Turin, dann nach Genua an die beiden Rivieren und über Pisa—Lucca—

Digitized by Google

Pistoja nach Florenz. Der Weg nach Rom und Neapel führt an allen berühmten mittelitalischen Orten vorüber und schließlich sehen wir noch Sizilien. Allein von Rom werden 140 Bilder geboten. Aber auch die andern Kunst- und Landschaftsgebiete sind überreichlich bedacht. Vor jeder Reisegruppe gibt Kinzel guten Text und den Beschluß macht ein Auszug aus Goethes italienischer Reise und Leonardo- und Laokoonaufsätzen, die zusammen mit der reichen Bilderfülle hier aufzunehmen reizvolle Freude macht. Hier ist in der Tat ein standard work der Italienreiseliteratur von einem gründlichen Kenner der Natur und Kunst der Halbinsel entstanden. Die riesenhafte Zahl von Italiens Kunstschönheiten kann *ein* Werk freilich niemals fassen. Darum wird man neben Kinzel auch noch gerne zu *Max von Boehns* »Buch der Erinnerung« »*Italien*« (Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G., mit 808 Abbildungen) erwerben, zumal da Boehn sich fast ganz auf die Städte und die Kunstdenkmale von Mailand bis Sizilien beschränkt. Boehn ist mehr Kunsthistoriker, Kinzel mehr Reisefreund: so ergänzen beide Gelehrte sich vorzüglich. Das Erstaunliche ist, daß aber die Abbildungen beider Werke noch so viel Verschiedenes, Eigenartiges bieten, daß die wenigen Duplikate gar nicht stören, ja im Gegenteil für den Vergleich und noch genauere Versenkung nur wertvoll sind. Wer weiterhin noch ein spezielles Buch über Sizilien wünscht, dem sei *Karl Gröbers* »*Sicilia*« (Benno Filser & Co., Augburg) warm empfohlen. Hier werden in durchweg neuen Aufnahmen wahre Wunder der photographischen Kunst auf 136 Blättern und mit einer wissenschaftlichen in deutsch, italienisch und englisch gebrachten Einleitung geboten. Die romantische Natur-, Kunst-, Ruinen- und Geschichtsschönheit Siziliens ward hier zauberhaft eingefangen. Kein Bilderbuch im engeren Sinne, wenn auch mit 87 eigenen Aufnahmen bietet *Manfred Schneider* in seinen »Kunst- und Wanderfahrten« »*Italien*« (Walter Haedecke, Stuttgart), sondern ein Dichter bringt hier, aus empfindsamen Sinnen und hoher Bildung heraus, in einer bildstarken, klangreichen Sprache das Italienerlebnis der neuen Generation. Auf Fahrten von Tirano und Vicenza bis nach Sizilien und Sardinien werden nicht nur die Hauptstädte wie Venedig, Florenz, Rom, Neapel besucht, sondern auch die abseits liegenden Kleinstädte, die Abruzzen und die Inseln. Hier ist ein Buch des Wissens und der Versenkung, der Stimmungen und Vergeistigungen, der Verträumtheiten und Beseelungen entstanden, wie es uns von dem oft allein kunsthistorisch genommenen Italien noch gefehlt hat. Ein Dichter führt uns hier zu tieferem Genießen und zu innerlicher Verklärung unserer Italienliebe, unserer Leidenschaften für den Süden in Geist, Kunst, Volkstum, Natur und man wird ihn als Reisebegleiter wie in der Nacherinnerung zum Vertrauten nehmen, zum Vertrauten der stillen Stunde, da Menschentum durch Erfahren und Schauen reift.

Es war nur zu selbstverständlich, daß uns das Pilgerjahr eine große Zahl Bücher über Rom schenkte. Für den gebildeten Katholiken schuf schon 1888 *Anton de Waal* einen Wegweiser zu den Heiligtümern und Sehenswürdigkeiten der Ewigen Stadt, sowie der bedeutendsten italienischen Städte, »*Rompilger*«, der jetzt mit 21 Plänen und 83 Bildern vom Archäologen J. P. Kirsch bei Herder & Co., Freiburg i. Br., in zwölfter Auflage erneuert wurde. Hier ist nicht nur ein ausgezeichneter katholischer Baedeker entstanden, sondern darüber hinaus ein überaus praktisches Handbuch, das jedem Italienreisenden beste Dienste leistet. Es bleibt aber auch zu beachten, daß Rom, ja Italien nur ganz versteht, wer, wie es hier geschehen ist, den sensus catholicus in seiner ganzen Bedeutsamkeit in Betracht zieht. Rom ist ja nicht nur Roma aeterna, sondern auch Roma sacra, nicht nur historisch, sondern geistig zu erfassen. Deswegen wird jeder Rompilger (wie es auch jeder Italienbesucher für die andern Orte der Halbinsel nach der Art de Waals tun sollte) sich durch weitreichende Studien mit der Vergangenheit nicht nur materiell, sondern auch geistig vertraut machen müssen. Hier leistet *Ferdinand Gregorovius* unübertreffliche, 1871 mit dem achten Bande abgeschlossene Geschichte Roms immer noch die unvergleichlichsten Dienste. Es war darum ein guter Gedanke Josef Bernharts, uns eine sorgsam bearbeitete Auswahl in zwei Bänden »*Rom im Mittelalter*«, die Zeit von der Völkerwanderung bis zu Dantes Erscheinen, zu schaffen, (Albert Langen, München), wodurch es auch weiteren Kreisen möglich wird, Roms Ewigkeit und Heiligkeit in dem dunklen ersten Jahrtausend nach der Antike und vor der Renaissance zu erleben. Wir Deutschen haben dann noch den zweiten großen Historiker Roms in *Ludwig von Pastor*, dem Verfasser der vielbändigen »Geschichte der Päpste«, Italien und der Welt gebracht. Pastor löste aus dem sechsten Bande schon vor Jahren eine topographische, die (heute zum großen Teil zerstörte) Architektur besonders berücksichtigende Beschreibung »*der Stadt Rom*

Digitized by Google

zu Ende der Renaissance«, (Herder & Co., Freiburg i. Br.) heraus, deren neue Auflage nun 113 Abbildungen und einen Plan mit selten gewordenen Blicken in die Vergangenheit vereint. Dies knappe, klare und streng wissenschaftliche, gefällig geschriebene Buch wird kein Romfahrer, der die Siebenhügelstadt wirklich zu kennen wünscht, missen mögen. Wer Rom zum ersten Male besucht, greife zu *Hermann Cardauns* mit 165 guten Bildern geschmücktem Buch »*Die Ewige Stadt*« (Karl Voegels Verlag, Berlin). Hier wird man durch einen kenntnisreichen Führer durch das *jetzige* Rom geleitet und von ihm *zu* weiteren Studien vorbereitet. *Jedem* Anspruch an ein Buch über Rom genügt das umfangreiche Werk von *Julius R. Haarhaus,* »*Rom*« »Wanderungen durch die Ewige Stadt und ihre Umgebung« (E. A. Seemann, Leipzig). Dies mit 480 Bildern und einen Plan versehene Werk ist wahrlich keine gelegentliche Arbeit, sondern das reife Ergebnis eines Lebens, das immer wieder in Rom Frieden und Erfüllung fand. So entstand in der Tat eine schlechthin meisterlich zu nennende Schilderung, bei der man aber auch so gut wie nichts bis in das Speziellste hinein vermissen wird. Haarhaus schreibt dazu einen Stil, der die Lektüre quer durch die ungeheure Wissensmenge zu einem Genuß macht. Natürlich ist dies Romwerk kein leichtes Lesebuch, es ist *das* Buch des wahren Romfreundes und -Kenners, des Reisenden, der Rom zu studieren wünscht in allen Zusammenhängen und Entwicklungen, Winkeln und Erscheinungen nach dem Bilde, das es heute bietet. Dies Buch wird uns immer wieder begleiten, so oft wir nach Rom kommen, denn hier ist das Erstaunliche gelungen, *ganz* Rom und nicht nur einen historischen oder geistigen Teil mit peinlichster Sorgfalt zu schildern. Gewiß oft eine entsagungsvolle Arbeit für den Autor, doch auch lohnend, denn Haarhaus' Rom ist das standard work über die ewige Stadt und nennt sich mit Recht »*das* Rombuch für alle Romfahrer und Romkenner.« Kein gebildeter Deutscher wird künftig *zu* längerem Aufenthalt mehr ohne dies Werk an den Tiber reisen können.

Wie etwa kein Deutscher Spanien ohne *Carl Justis* Führung kennen lernen kann. Der Verlag Friedr. Cohen in Bonn schenkt uns jetzt zu der Neuauflage von Justis Velazquez eine Sammlung der »*Spanischen Reisebriefe*« des Gelehrten, die sich kein Spanienfahrer entgehen lassen sollte. Von 1872 an ist Justi bis 1892 zehnmal zu längeren Aufenthalten auf der pyrenäischen Halbinsel gewesen, seiner Schwester Friederike sandte er ständig ausführliche Berichte über seine Erlebnisse und Forschungen, Berichte, die in ihrem schweren, ruhigen Stil wie in ihrem bleibenden Gehalt bezeichnend für Justis Art sind und heute als Dokumente der Entstehung spanischer Kunstwissenschaft in Deutschland zu gelten haben. Während in Justis italienischen Briefen die feurige Begeisterung überwiegt, siegt hier ganz der Fachmann, dem die Kunstwissenschaft über allem steht. Es ist der ältere Justi, der sich hier ausspricht und der unter den Hemmungen seiner Nervosität litt. Das macht die Briefe gewiß menschlich weniger frisch, aber nimmt nichts von ihrer Bedeutung für die Wissenschaft um Spaniens Kunst und Kultur. Man wird darum das reiche Buch als Begleiter bei eigenen Spanienreisen als besonders wertvoll empfinden. Spanien ist ja heute noch trotz aller guten Verkehrsverbindungen bei uns unbekannter, als es verdient. Der bekannte Photograph *Kurt Hielscher* hatte darum Recht, sein neues Abbildungswerk »*Das unbekannte Spanien*« (Verlag Ernst Wasmuth A.-G., Berlin) zu nennen, zumal da er keine Mühe scheute, jede Eigenart von Spaniens Baukunst, Landschaft, Volksleben in glänzend gewählten Bildern festzuhalten. Die Wiedergabe der Photographien in Kupfertiefdrucken großen Formates ist so ausgezeichnet, daß selbst Innenaufnahmen aus der Alhambra alle Details sichtbar werden lassen, was bei der maurischen Baukunst viel bedeutet. Die Schönheit der Aufnahmen verdient jedes Lob, vielleicht ist dem gefälligen Genre ein wenig zu viel Raum gegönnt, andererseits wird hierdurch gerade der Eindruck des unmittelbaren Lebens erreicht. Auf jeden Fall haben wir hier ein Bildwerk von einzigartigem, vielfältigen Reichtum erhalten, geeignet, uns Spaniens Natur, Volk und Baukunst so zu vermitteln, als hätten wir das Land wochenlang bereist. Für uns Deutsche bleibt Spanien ja immer noch zu entdecken, wenn auch die Zahl der dorthin Reisenden ständig zunimmt.

Dem Deutschen liegt die Entdeckersehnsucht ja im Blut. Immer wieder ziehen einzelne hinaus, Erdteile, Länder aufzusuchen, nur um des Schauens, um der Entdeckung willen, die bisher nur selten in den deutschen Lebenskreis traten. Man kann hier an Seumes Wanderungen ebensogut wie an Heines Reisen denken. Eine Sammlung klassischer Reisebilder (Neue Verlagsanstalt, Berlin) bringt in glücklicher Wahl je einen Band mit *Joh. Gottl. Seumes* »*Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*«, *Franz Grillparzers* »*Reisen in den Ländern Europas*«, also

Digitized by Google

durch Italien 1819, Deutschland 1826 und 1827, Paris und London 1836 und Konstantinopel und Athen 1843 sowie *Heinr. Heines »Reisebilder«* vom Harz, der Nordsee, aus München, Genua und England außer dem schon erwähnten Bande Tiecks. Max Bohner und E. Ebstein schrieben orientierende Nachworte zu den Bänden, in denen man nur Bilder aus der Zeit der Reisenden vermißt. Es ist besonders fesselnd, die verschiedene Reiseart dieser Dichter vergleichen zu können, und dies um so mehr, als die Sammlung mit der Ausgabe von *Gontscharows* Reise nach Japan in den Jahren 1852 bis 1854 *»Die Fregatte Pallas«* auch noch den fremdrassigen Geist zum Vergleich zuläßt. Heute, da Japan europäisiert ist, hat Gontscharows Schilderung, die übrigens auch für die Seefahrt ums Kap der guten Hoffnung interessant ist, weitreichende Bedeutung und jeder Japanfreund wird Arthur Luther für diese erstmalige deutsche Ausgabe dankbar sein. Die Sammlung selbst wird gewiß den Erfolg haben, um zu der Bücherei der klassischen Reisebeschreibungen, die sie sein will, ausgebaut zu werden.

Eine ganz köstliche Entdeckung, noch dazu von jetzt aktueller Bedeutung macht der Maler *Gustav Wolf* mit seiner *»Reise nach Tetuan«*. Der Verlag ⟨Walter Hädecke, Stuttgart⟩ gab dem machtvoll erzählenden Tagebuch eine hervorragende Ausstattung in der schwarzweißen wie mehrfarbigen Wiedergabe der Zeichnungen und Aquarelle. Über Genua, Marseille, Barcelona, Granada, am Rif vorbei, kommt Wolf nach Tetuan, von wo er nach längerem Aufenthalt über Madrid-Paris wieder heimkehrt. Man muß Wolfs Buch und Bilder neben Hielschers Werk halten, um zu erleben, was keine mechanische Wiedergabetechnik gegenüber der Kunst vermag. Wolf zeigte uns Spaniens und Marokkos Seele.

Wie der afrikanische Süden so ist auch der ferne Norden noch Neuland für uns. Eugen Diederichs in Jena bietet uns zwei wertvolle Bücher: *Carl Schoyen »Der Lofot«* und desselben Verfassers *»Skoulluk-Andaras Berichte aus Lappland«*. Schoyen hat lange im Lofot gelebt, unter Fischern, die nur das Meer und ihre Hochgebirgsheimat kennen. Der Norweger hat alle unter den Fischern umgehenden Geschichten gesammelt: sie sind wohl das unvergleichlichste Zeugnis einer mehr als abenteuerlichen Lebensweise. Schoyen ist sicher absolut wahrheitsgetreu und doch wirkt sein Buch wie stärkste Dichtung. Nicht anders geht es mit den Berichten aus Lappland. Hier ist das armselige Leben der Nordmenschen in seiner ganzen Urtümlichkeit, im halb heidnischen, halb christlichen Hin- und Herschwenken ihrer geistigen Welt zu erschütterndem Erleben gebracht. Primitive Kultur — aber sie spricht in merkwürdiger Weise uns an. Wir erkennen hier — als Reisende — die Einheit des Wesenhaften in allen Formen, Erscheinungen und Gestaltung unter der Wölbung der einen und doch so vielfältigen Erdnatur. —

• • •

AMERIKANISCHE ROMANE

Es gibt nichts Erschütternderes, als wenn nach dem Passieren der enttäuschenden Freiheitsstatue aus dem morgenlichen Dunst die Sky-Line auftaucht, jener gigantische Babelblock der Hochhäuser, das von Menschen getürmte Gebirge der Down-Town. Man spürt die namenlose Angst, die den armseligen Auswanderer befallen muß, auf den dieser erste Anblick des neuen Continents sich in seiner gefährlichen Fremdheit wie ein Alpdruck wirft. Und wenn man dann an Land kommt, begreift man bei jedem Schritt, in jeder Hotel-Hall, in jedem Store, bei jedem Regentropfen, der hier dreimal so groß ist wie bei uns, daß dieses Amerika sich von Europa in mehr unterscheidet als nur durch den Namen, daß es ein anderes, ganz fremdes und neues Land ist, dessen Überfluß unvorstellbar, dessen Möglichkeiten wirklich unbegrenzt sind. Man sieht, wie dieses Land unabwendbar die Hegemonie der Welt an sich reißen wird, soweit es sie noch nicht an sich gerissen hat, und schon jetzt durch seine Vorposten ⟨Job, Tempo und Jazz⟩ die ersten Wälle des europäischen Lebens eroberte. Darum es erstaunlich ist, wie wenig man im allgemeinen in Europa oder doch speziell in Deutschland von Amerika weiß. ⟨Wie wenig man von ihm wußte, zeigte der Wahnsinn, den wir nun auszubaden haben: nicht auch den leisesten Konfliktsmöglichkeiten mit diesem Koloß aus dem Wege gegangen zu sein.⟩ So ist es ein Verdienst des Kurt-Wolff-Verlages, zwei amerikanische Romane*⟩ herausgegeben zu haben,

*⟩ Babbitt. Roman. — Herr Fettwanst. Eine amerikanische Autobiographie. Kurt-Wolff-Verlag, München o. J. ⟨1925⟩

Digitized by Google

die um die Typen Babbitt und Herrn Fettwanst herum zwei recht gegensätzliche, aber um so charakteristischere Ausschnitte aus dem Leben der »States« geben.

Babbitt ist der Spießbürger der Provinzstadt, der aber vor dem deutschen Spießbürger jene ungeheure Vitalität und Zähigkeit voraus hat, durch die aus halben Dörfern in wenigen Jahren Millionenstädte geschaffen werden, Städte, die eine der anderen gleichen, in denen alles, vom Bürohaus bis zum Symphonieorchester, auf letzte Zweckmäßigkeit gestellt ist, die aber trotzdem in ihrer Art vollkommen sind. Herr Fettwanst ist der Emporkömmling, der, Sohn eines emigrierten russischen Juden, ohne Sentimentalität sich Verbrechen, Erpressungen, politische Korruption, Ausnutzung des Proletariats zu Nutzen macht, um Reichtum, Richterwürde und seinen Fettwanst zu erlangen.

Auf der einen Seite also das Bild des blühenden, gesatteltenAmerikas(hierwirdKorruption zum notwendigen, fast legalen Teil der business), auf der anderen Seite das der East-Side, jenes New Yorker Viertels der Armut und Verkommenheit, der namenlosen Einwanderer, Chinesen, Italiener und Juden, das Viertel, aus dem einige wenige sich in das Bürgerlich-Gesicherte hinaufarbeiten, und in dem die Korruption noch so schamlos und verbrecherisch ist. Auf der einen Seite die breiten Avenues mit ihren Bürohochhäusern, Cottages, Logen, Clubs und Autos, auf der anderen Seite die stinkigen Straßen mit ihren überfüllten Mietkasernen, Bordellen, krepierenden Katzen, Verbrecherorganisationen und sozialistischen Unionen. Kurz, zwei Ausschnitte, die, weit entfernt zwar (auch zusammen), ein erschöpfendes Bild von Amerika zu geben, uns doch Wichtiges an Typen, Leben und den Möglichkeiten der neuen Welt bringen. Selbst wenn der literarische Wert dieser Romane geringer wäre als er es in Wirklichkeit ist, würde es, diese Bücher zu lesen, Genuß, weil Gewinn, bedeuten. *E. E. Schwabach.*

* * *

Felix Langer: Münchhausens Verwandlung. Erzählung merkwürdiger Begebenheiten. Weimar, bei E. Lichtenstein, o. J. (1924).

DIE Begebenheiten dieses Buches werden in einem Salon von dem Enkel Münchhausens erzählt, der als letzte Geschichte die seines Besuches bei einem zauberkundigen Professor erfindet, von dem er in seinen berühmten Ahn zurückverwandelt worden ist. Dieser Einfall hat Langer vermutlich dazu veranlaßt, ohne anderen ersichtlichen Grund den Namen Münchhausen auch den anderen Novellen voranzusetzen. Soweit er — nicht zuletzt an Kleist geschult — sich darauf beschränkt, Merkwürdigkeiten als Anekdoten sachlich und als Chronist zu erzählen, trifft der Dichter diese Form vorzüglich, und versteht es, durch einen scheinbar trocknen Bericht, die Tatsachen selbst lebendig und spannend zu gestalten. Biegt er in das Novellistische ab, wird er alsbald herkömmlich und matt. Zumal bei erotischen Begebenheiten, deren zwei in diesem Bande stehen, vermag er sich weder zur Derbheit eines Bebels, noch zum Charme der Sittenschilderer des achtzehnten Jahrhunderts zu entscheiden und ihnen so das peinlich schlüpfrige zu nehmen. Da Langer indessen das starke Talent eines Chronisten hat, sollte er es versuchen, die Anekdote — eine zu Unrecht arg vernachlässigte Kunst — wirklich neu zu beleben und sich Hebel zum Vorbild nehmen, dem die Einseitigkeit solcher Begabung gewiß nicht zum Nachteil gereicht hat. E. E. S.

* * *

Digitized by Google

Aufsehenerregende Memoirenwerke

Die Geliebte des
Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen

Die deutsche Pompadour

Leben und Briefe der Gräfin von Lichtenau. Ein biographisches Porträt in Selbstzeugnissen u. Zeugnissen von Zeitgenossen. Von Carl Atzenbeck

287 Seiten und 9 Abbildungen

Taschenformat. Dünndruckpapier. Elegant gebunden
In Ganzleinen M. 8.— / In Ganzleder M. 12.—

Zwischen Thron und Gasse geht diese Frau einen Lebensweg, wie er in seinem blitzlichthaften Szenenwechsel von Aufstieg, Glanz und Sturz nur auf der Bühne des sterbenden Rokoko noch möglich war. Viele Stellen erscheinen wie Bruchstücke aus einem Roman, und sind doch nur geschichtliche Wirklichkeit. Ohne Zutat nach Zeugnissen und Quellen ist hier ihr Leben beschrieben, ergänzt durch Briefe, die einen interessanten Blick hinter die Kulissen der nachfriderizianischen Zeit verschaffen

Die Geliebte des
Prinzen Louis Ferdinand von Preußen

Pauline Wiesel

Ein Charakterbild aus der Zeit der Romantiker in zeitgenössischen Zeugnissen und Briefen. Von Carl Atzenbeck

291 Seiten und 7 Abbildungen

Taschenformat. Dünndruckpapier. Elegant gebunden
In Ganzleinen M. 8,— / In Ganzleder M. 12.—

Durch Fritz von Unruhs Drama „Prinz Louis Ferdinand von Preußen" ist die Gestalt der Pauline Wiesel in der Literaturgeschichte wieder lebendig geworden. Aber wer diese Geliebte des unglücklichen Prinzen eigentlich war, welche Rolle sie in der preußischen Hofgesellschaft spielte, die das erschütternde Drama von 1807 erleben sollte, das macht erst dies tiefgründige Memoirenwerk offenbar, in dem der Verfasser aus vielen bisher verschlossenen Quellen schöpfen konnte, die diese seltsame Frau in einem völlig neuen Licht erscheinen lassen

Klinkhardt & Biermann / Verlag / Leipzig

ZERKALL-BÜTTEN
PAPIERE FÜR GRAPHIK
UND PAPIER-AUSSTATTUNG

PAPIERFABRIK ZERKALLBEI
DÜREN · RENKER & SÖHNE

IM HARDER-VERLAG ZU HAMBURG

Das maßgebende Buch
der letzten Jahre über modernste Kunst!

ROM LANDAU:

Der unbestechliche Minos

Eine Kritik an der Zeitkunst

Groß-Oktav, 500 Seiten stark, mit etwa 188 Abbildungen und 16 Farbtafeln.

Die erste umfassende Auseinandersetzung mit allen Gebieten der modernen Kunst in Deutschland, Frankreich, Italien, Rußland und Polen.

Urteile:

Thomas Mann:

„Der unbestechliche Minos" gehört, das darf ich sagen, zu den anregendsten und (verzeihen Sie das scheinbar schwache und wirklich gemäße Wort) gewinnendsten Kunstbüchern, die mir vor Augen gekommen sind. Es hat eine außerordentliche Art und Fähigkeit, auch den Leser, der dem Gebiet gebildeter Kunst von Hause aus fern steht (und zu dieser Spezies muß ich mich rechnen, da ich mich eigentlich als „Ohren-Mensch" fühle und meine Augen wenig kultiviert habe), für diese Sphäre zu gewinnen, ihm geistige Luft urbar zu machen, ihn Leidenschaft dafür zu lehren. Die Franzosen haben das Wort „Enjoué" für den Zustand, indem man dies Buch aus der Hand legt, dessen Analysen so passioniert und geistreich sind und dessen Bildbeigaben so viel suggestive Anschauung gewähren. Kurz, ich danke der Beschäftigung damit sehr viel und bin sicher, daß ich noch oft danach greifen werde.

Ausgabe B: In Ganzleinen, mit einer Originallithographie von Prof. Emil Orlik . . . . . 22 Mark

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom Verlag.

Digitized by Google

IV. 18 aa

Neue wertvolle

Romane und Erzählungen

Die „alte Jungfer"

Roman von Pierre l'Ermite. Einzig autorisierte Übersetzung von J. Poltéra. Gebunden M. 4.50.

Ein sehr zeitgemäßes Buch von äußerst spannender Wirkung; das große Problem der „Altjungfernschaft" ist hier in geradezu glänzender Weise in Romanform dargestellt. In Paris konnten nach dem ersten Erscheinen des prächtigen Werkes in wenigen Wochen schon über hunderttausend Exemplare abgesetzt werden.

Siebzigmal siebenmal

Ein Roman aus der Zeit der Berndorfer „Entente" von Sebastian Kary. Gebunden M. 6.80.

Die Losung „Hie Haß! Hie Liebe!" drückt dem Buche ein besonders lebendiges Gepräge auf. Dorfgewaltige liegen in hartem Hader mit ihrem geistlichen Führer. Aber die Liebe erweist sich zuletzt als unüberwindlich. Der Erzählungston zeichnet sich durch markante Urwüchsigkeit aus, wie sie dem Volksmund natürlich liegt.

Die weißen Schmetterlinge von Clairvaux

Novelle von Maria Eug. delle Grazie. Geb. M. 3.80.

Bernhard von Clairvaux, diese Riesengestalt an der Schwelle des großen Jahrhunderts der Kreuzzüge, der durch die Macht seiner Persönlichkeit und die Kraft seines Wortes auch die Abtrünnigsten niederzwang und die gespaltene abendländische Christenheit wieder einte, steht hier als monumentale Persönlichkeit vor uns. Eine spannende, künstlerisch starkgestaltete Novelle.

Die Leiden der Forelle Finga

Märchenroman. Von Franz Joseph Kosler.

Mit Bildern von Adelheid Schimz-Leipzig. Gebunden M 3.40

Abenteuer unter dem Wasser! In phantasiereichen Kapiteln gibt der Verfasser den Reiseroman einer Forelle bis zu ihrer Gefangennahme. Allerlei Getier und ein Menschlein selber wirken zu einem abwechslungsreichen und doch besinnlichen Ganzen mit ihrem Anteil an Klugheit, Torheit und Ironie mit. Ein Hochgenuß für Geist und Gemüt jedes Lesers.

Das Grieblhaus

Roman. Von Helene Hirsch-Brünn. Geb. M. 3.80

Diesen Matthias Griebl und sein Haus müssen alle liebgewinnen. Es liegt über beiden ein nachsommerlicher Glanz, wie er über schönen reifen Feldern steht. Eine Reihe origineller Kleinstadtgestalten laufen mit ihrer Käuzigkeit bunt durcheinander und weben das Schicksal vom Grieblhaus, das in der Seele des Lesers eine sonnig-wehmütige Traulichkeit aufblühen läßt.

Im grünen Wagen

Von ausgezupften Reseden, einer Glocke, einem Kasperle, einer Rose, einem Brunnen, einem Amsellied, von Puppen: lauter kleinen Dingen und ein paar Menschen. Von Maria Batzer. Illustriert von Adelheid und Alice Schimz. Gebunden M 5.50.

Lachende Romantik der Natur und der Abenteuer! Ein Buch, das Stubenluft reinigt und vertreibt. Für junge Herzen jeden Alters. Mit wahrhaft miterlebten Bildern.

Gettchens Hut

Eine altfränkische, aber lustige Geschichte vom Venn. Von Ludwig Mathar. Gebunden M. 4.—.

Wie Tante Barbara dem Vorsteherstöchterchen aus Enkelsdorf einen hochnobligen Hut kauft und damit das altfränkische Kopftuch vertreibt — das gab eine Rebellion, als ob der leibhaftige Antichrist in das Venn gedrungen wär'. Selbst ein Abraham a Santa Clara richtet nichts gegen den Hutteufel aus. Die lebensprühende Geschichte eines ganzen Dorfes voll echt rheinischen Humors.

Der kleine Goliath

Schweizer Erzählungen von Ilse Franke. Gebunden M. 4.—

Ilse Franke, vorwiegend als Lyrikerin ersten Ranges wohlbekannt, bringt in ihrem fünften Prosabuche sieben Schweizer Geschichten aus dem „urchigen" Volksleben der alemannischen Schweiz, Schmuckstücke epischer Kleinkunst, ungemein lebendig, farbig, volkstümlich, gemütvoll, wozu der Einschlag des so vollsaftigen, bald wuchtigen, bald neckischen Schweizer Dialekts stark beiträgt.

Rheintalerkinder

Lustige Erzählungen. Von Rudolfina Metzler.

Mit 26 Zeichnungen von Johannes Thiel. Gebunden M. 4.—.

Ein Buch für Kinder wie Erwachsene. Fröhliche Bilder schmücken die humorvollen Erzählungen. Während die Kleinen lachen und weinen werden mit den lebenswarmen Rheintalerkindern, die so ganz gleich handeln und denken, wie sie selber, werden die Erwachsenen die psychologischen und pädagogischen Feinheiten des Buches genießen und in ihrem Innern die fernen, seligen Glocken der versunkenen Jugend wieder läuten hören! Das untere Rheinthal bei St Gallen ist der Schauplatz all dieser zu Herzen gehenden Schilderungen.

Rheinmärchen

Von Klemens Brentano. Neu gefaßt von Laurenz Kiesgen. Mit einem Titelbild von Edward von Steinle.

In Leinwand M. 2.80.

Brentanos Rheinmärchen enthalten, was man Rheinpoesie, Rheinromantik nennt, und sie schenken es funkelnd in Frische. Freilich, die krause, vielfach überwucherte Form konnte viele abschrecken. Kriesgen ist es in seiner Neufassung gelungen, die entzückende Lebendigkeit und Feinheit des Tons der zwei besten Rheinmärchen zu wahren und doch die leichte Lesbarkeit zu schaffen, ohne die mancher nicht zum vollen Genuß gelangte. So macht sie das lange vergessene Edelgut dem Volke wieder zugänglich.

VERLAG HERDER / FREIBURG IM BREISGAU

Digitized by Google

DIE HOREN

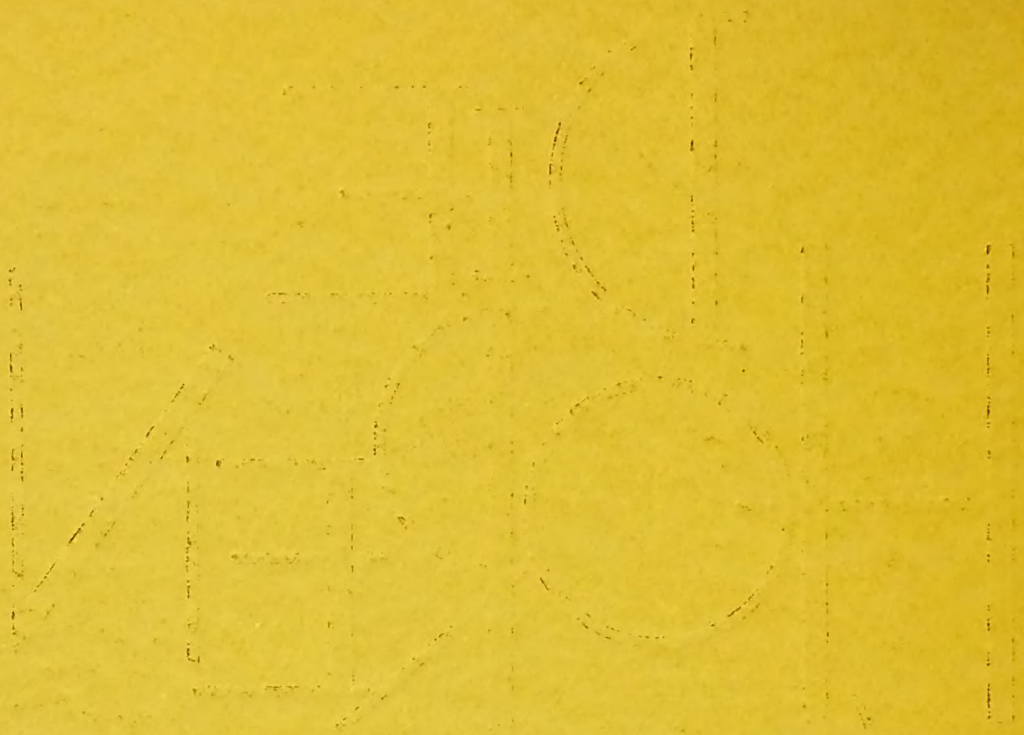
VIERTELJAHRSHEFTE DES KÜNSTLERDANKS

HERAUSGEBER
HANNS MARTIN ELSTER

1925/26 II. JAHRG. · HEFT II

HOREN VERLAG BERLIN

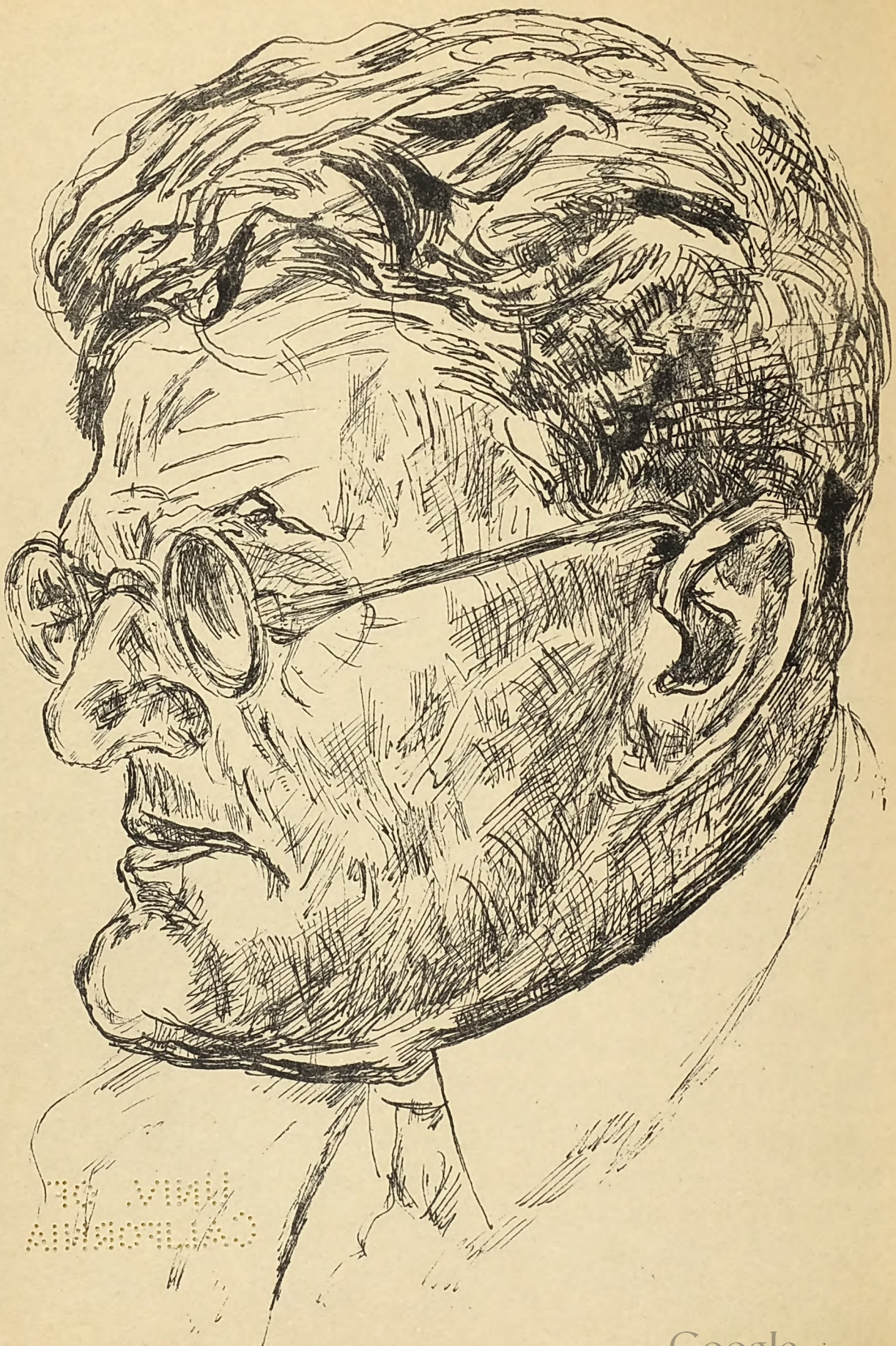
Digitized by Google



Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



Digitized by Google

WILHELM VON SCHOLZ: GOETHE UND WEIMAR

REDE AUF DEN 7. NOVEMBER 1775

Verehrte Anwesende!

DIE heutige Morgenfeier der Berliner Ortsgruppe der Goethe-Gesellschaft im Deutschen Theater zu Berlin gilt der 150. Wiederkehr des 7. Novembers 1775, des Tages, an welchem der sechsundzwanzigjährige Goethe, von Jugend, Schönheit, Ruhm strahlend, in Weimar eintraf. Wie so oft knüpft das Schicksal auch hier das, woraus es Wichtiges und Großes gestalten will, leicht und spielend an, daß es fast ein Zufall scheint: für ein paar Wochen hat der eben vermählte, kaum zwanzigjährige Karl August den Dichter an seinen Hof geladen, es ist noch Schwanken in Goethe, so sehr es ihn zieht, der Vater rät ab, willigt schließlich ein — und Goethe fährt, macht den Besuch am Hofe des jungen Fürsten, mit dem ihn schon rasche Zuneigung verbunden hatte. Und entscheidet damit nicht nur sein eigenes Leben, die wesentliche äußere Form, in der sein ganzes Leben sich entwickeln wird, entscheidet ein gut Teil Wesen seiner Dichtung, viele seiner Stoffe und, durch das Hineinwirken der äußeren, von Weimar bedingten Lebensform in die Gestaltung, ja selbst in Sprache und Stil, die schließlich vollendete einheitliche Erscheinung seiner Persönlichkeit und seines Lebenswerkes.

Aber er entscheidet mit seinem Eintritt in Weimar noch mehr: im engsten Zusammenhange mit seinem persönlichen Leben, durch das Glück, daß sein Kommen bald die stärksten Geister und Dichter einmal gleichzeitig auf engstem Raum um eine Zentralsonne bindet und zu gegenseitigem Geben, gegenseitigem Austausch zwingt — das Los unserer Dichtung, die für mehr als ein Menschenalter einen Mittelpunkt, eine Residenz hat, in der die Kräfte sich aneinander steigern, sich befruchten, sich vervielfachen. Ein Gipfel, ein geistiger Olymp entsteht.

Spielend hat es das Schicksal eingefädelt, ein Besuch für Wochen, der mit toller Lustigkeit und Ausgelassenheit beginnt — und fast zwei Menschenalter der Größe und Herrlichkeit haben damit begonnen. Ein Besuch für Wochen — und Goethe hat die Stadt betreten, in der er nach Vollbringung des Höchsten, was je einem Menschen zu leisten gegeben war, ins Ewige eingehen und sein Irdisches zurücklassen wird, der Stadt mit seinem Heimsinken an die Erde, mit seinem Ruhen in ihren Mauern noch einmal eine letzte mythische Bedeutung gebend — wie sie der sterbende Oedipus am Ende seiner Wanderung dem kleinen Kolonos gab.

Es ist wahrlich Grund genug, dieses Schicksalstages, dieses 7. November, eingedenk zu sein. Und wenn auch in dem von Sinn und Bedeutung fast überlasteten größten deutschen Leben viele entscheidende Tage gewesen sind, an denen eine Epoche begann — denken Sie nur an den Tag des Aufbruchs nach Italien, den wichtigen Tag, an welchem das Sicherschließen von Goethe und

Digitized by Google

Schiller geschah! — so ist doch nächst dem Augusttage, der ihn der Welt verliehen, der Novembertag seines Eintrittes in Weimar der allerbedeutsamste. Und Hermann Grimm hat recht, zu sagen: »Von Goethes Eintritt in Weimar ab läuft das Jahrhundert, das Goethes Namen trägt«.

Gewiß wird der Astrolog von dieser Stunde der Ankunft Goethes ein so erfülltes, so grüßendes Horoskop entwerfen, einen von so günstigen Stellungen der Planeten geradezu aufleuchtenden Symbolkreis zeichnen müssen, wie es der des 28. August 1749, Mittags 12 Uhr, war. Wir aber wollen in dem schließlich vollendeten Leben und Werk Goethes ebenso erkennen, daß an diesem 7. November 1775 eine ganz starke innere Schicksalskraft nach Jahren unbewußten Suchens das vorbestimmte äußere Schicksal fand und festhielt, um in ihm voll Erscheinung zu werden:

»— bist alsobald und fort und fort gediehen
nach dem Gesetz, wonach du angetreten«.

* * *

Bei kaum einem anderen Dichter finden sich so häufig, so deutlich, so sprechend die Worte, in denen ganz von innen der dunkle Drang redet, der sich des rechten Weges bewußt ist — des rechten Weges nicht im bürgerlich-moralischen Sinn des guten Menschen, sondern im höheren, im kosmischen Sinn des rechten, des vorbestimmten, des zur Erfüllung führenden Weges, im Sinne der Einheit von Willen und Schicksal.

Diese Einheit, in der allein sich gleichzeitig auch Verdienst und Glück verketten, scheint mir die wesentliche Vorbedingung aller und jeder menschlichen Größe zu sein. Das Große entsteht nur da, wo der innere Drang schon, das Notwendige erfühlend, den Menschen in die Richtung weist, in die ihn sein Schicksal führen will: das nun nicht einen Widerstrebenden oder Zaudernden mühsam, unter Hemmungen und Straucheln, vorwärts bewegt, sondern einen, des Schicksals Willen und Wink Ahnenden, leicht und sicher leitet.

Freilich ist es immer müßig, sich die Frage vorzulegen, wie ein Leben sich gestaltet hätte, wenn irgendein bestimmtes Ereignis nicht eingetreten wäre, wenn also hier Goethe den väterlichen Bedenken gegen Weimar und dem väterlichen Wunsche, daß der Sohn erst in Italien einen neuen weiteren Gesichtskreis gewinnen sollte, folgend, die Einladung Karl Augusts abgelehnt hätte. Die Frage ist freilich müßig, denn Willensfreiheit, sagt der Aphorist mit Recht, hat man nur vor dem Entschluß — ist der Entschluß aber einmal gefaßt, hat man sie niemals gehabt. Und doch erhöht auch das nur rasche Auftauchenlassen dieses müßigen Gedankens für uns sofort die Gewißheit, daß Goethe mit nachtwandlerischer Sicherheit dem ihm Gemäßen, Notwendigen, dem ihm Bestimmten zustrebte und es ohne Umwege zu erreichen suchte, als er nach Weimar ging; daß seine immer dem Schicksal gleichgerichtet bewegte Seele in dem Übermut, der Laune und Lustigkeit, die ihn in Weimar bei seinem jungen herzoglichen Freunde erwarteten und ihn besonders lockten — schon die wohltätigen, starkmachenden und zugleich beruhigenden, die

Digitized by Google

dauernden Verhältnisse, die Grenzen und Umschränkungen verborgen fühlte, die der wild und anmutig schweifende genialische junge Stürmer und Dränger brauchte, notwendig für seine Entwickelung brauchte.

Die Verhältnisse von Hof und Staat umspannten damals noch den Kreis des Menschlichen, der hier dem Dichtergeist am ehesten mit Symbolkraft und Nähe Erscheinung werden konnte, hier waren die Vorgänge des Lebens mit dauernden Gedanken befestigt und wiederkehrend gestaltet, hier walteten als Vorbild für den in immer neuer Fülle gebärenden Geist sichtbare Ordnung und Gesetz und lehrten ihn sein Gesetz in sich finden.

Aber was uns ergreift: es ist in diesem Genius und Schöpfer, der mehr Schicksalsmann war als ein Napoleon Bonaparte, nicht nur der rationalistische Vorgang, daß er, immerhin mit innerer ahnender Sicherheit, die ihm gemäßesten Verhältnisse aufsucht, sondern daß er sie mit den unsichtbaren Greifarmen der Seele geradezu herbeizieht und dann, wenn sie da sind, wenn sie sichtbar auf ihn zukommen, auch mit dem erkennenden bewußten Willen zu fassen und zu halten versteht — nicht, wie so mancher Ikarus des Geschicks in Tat und Kunst, sie nur herbeizieht und dann mißverstehend vom unerreichten, nebelumhüllten Gipfel abstürzt.

Mag es der Rationalist einfach mit der Eigenart des Zeitalters erklären, in welchem die Fürsten bedeutende Männer an sich und ihren Hof zu binden suchten, daß schon vor Weimar Goethen eine hervorragende Stelle in fürstlichem Dienst winkte — uns erscheint es als der geheimnisvolle Vorgang, wie das gemäße Schicksal einen bedeutenden, schicksalhaften Menschen zu umspielen beginnt, im tiefsten Einverständnis mit dem ihm selbst noch verborgenen Innersten seines Wesens, und ihn sich allmählich gewinnt.

Goethe antwortet Kestnern, von dem dieser erste Ruf zu seinem vorbestimmten Schicksal an ihn kam: »Die Talente und Kräfte, die ich habe, brauch ich für mich selbst gar zu sehr, ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein!«

Dieser von sich selbst wissende Instinkt, der hier richtig handelt und sich sogar in die begründenden Worte dieses Handelns eindrängt, wirkt dem Kommenden gemäß, indem er Goethen noch nicht sich binden läßt, denn fast genau ein Jahr später beginnt Goethes Schicksal ihn lockender und enger zu umspielen, bringt es ihn 1774 in die erste Berührung mit Karl August, der eben vom Götz begeistert worden, und spielt die Beziehung an, die Goethe an dem 7. November 1775 fester knüpft, nun selbst der Ausführer seines Schicksals und des Schicksals der deutschen Dichtung.

Wir sind alle in unserem Verhältnis zum Geschehen so rationalistisch eingestellt — ich möchte sagen: beirrt — daß vielleicht manchem der Einwand naheliegt, es sei nicht schwer, ein gelebtes, ein geschehenes Schicksal auch von der Seite einer Vorherbestimmtheit, einer inneren Notwendigkeit aus darzustellen, zumal, wenn man bereit ist, eine gewisse Gewaltsamkeit anzuwenden. Aber gerade Goethes Leben, über das er selbst so viele Äußerungen seines innerlich und äußerlich gleich

Digitized by Google

notwendigen Verlaufs getan, bietet immer wieder kleine bedeutsame Züge, an denen sich sein schicksalhaftes Wesen erkennen läßt. Auch die nächste Verfestung von Goethes Bindung an Weimar geschah früher durch die Tat als durch Erkenntnis und Entschluß: während Goethe noch unentschlossen war, ob er in Weimar bleiben sollte, und ihm die Möglichkeit, nach Frankfurt zurückzukehren, noch vor Augen stand, macht er den Anfang mit seiner amtlichen Laufbahn und nimmt, wenn auch zunächst als Gast, einen Platz im Geheimen Rate ein. Mag sein Gedanke noch schwanken, sein Instinkt handelt und handelt, unabhängig von seinem Gedanken, richtig, schlägt schon den Weg ein, den sein Schicksal ihn führen wird, gibt ihm als Gast den Platz, den er nicht lange darauf als sein Amt erhält.

Bei einem Leben, das wir so aus seiner innersten Bestimmung heraus sich entwickeln zu sehen glauben, drängt sich naturnotwendig die Frage auf, warum wohl Goethe — dem der Instinkt erst den Fürstendienst widerraten hatte — bei seiner Beziehung zu Karl August und Weimar in rascher Folge immer festere Bindungen eingeht. Es gibt keine Entscheidung in Goethes Leben die neben, mit, über allen anderen Gründen nicht ihre Ursache oder zum mindesten ihre symbolische Verdeutlichung in einem Menschen hatte, einem persönlichen, in Seelenanziehung oder -abstoßung zu Goethe stehenden Menschen. Goethe, dessen Reifen es war, sich in den acht Jahrzehnten, die ihm gegeben, in die Welt zu verwandeln, die sichtbare und die unsichtbare, der mit Wolken und Steinen, mit Farben und den Entwickelungen der Tiere und Pflanzen lebte, ist als Dichter wie als lebender und leidender Mensch immer in fast antikem Sinne auf den Menschen eingestellt gewesen — den Menschen, der mit Menschen in engem Raume sich von ihnen empfängt, sich ihnen gibt oder sich in ihnen spiegelt, dem kein Frühling Frühling ist ohne ein geliebtes Mädchen, kein Lebenskampf begreifbar wird ohne den sichtbaren Gegner, der die Menschheit nicht verblaßt und abstrakt sieht, sondern immer in den ihn umgebenden Freunden, Mitstrebenden Gleichgiltigen und Feinden.

Zwei Menschen vollenden in Goethes Seele die dauernde Bindung an Weimar: Karl August und Frau von Stein — der Freund und die Geliebte, der Fürst, noch ein geliebter Jüngling und Genosse und schon der Inbegriff des tätigen, gebietenden, waltenden Mannes, und der Inbegriff der liebenden Frau, die zugleich Geliebte und Muse ist. Beide einander in Goethes Herzen damals so nah, daß er sie später in einem seiner schönsten, schwebendsten, sich verwebendsten Gedichte miteinander vertauschen konnte. Sie wissen, daß es nicht immer hieß: »wie des ⟨Freundes⟩ Auge mild über mein Geschick«, sondern daß da ursprünglich die «Liebste» stand.

Diese beiden Gestalten, in denen sich für Goethe Weimar darstellte und ihn dauernd band, stehen vor einem Hintergrund Vieler, aus dem zunächst noch Einzelne wie Wieland herantreten, aus dem sich bald mit Anziehung und Abstoßung das ganze Wesen Weimars Goethen nähert und ihn selbst mit dem, was ihn zunächst abstößt, bindet.

Digitized by Google

Alle die Werte und Bestimmungen für Goethes Vollendung, die in Weimar — Staat, Hof, Land und Volk — lagen, waren damals wirkend, ihn hinzuführen und ihn zu halten, ausstrahlend von Menschen, in denen sie sich verkörperten.

Es ist ja mit Händen zu greifen, daß dieser weiteste, fesselloseste und schweifendste Geist die Bindung an den Boden brauchte wie kein anderer und an einen Boden, der ihn zu halten vermochte, wenn er zur Fülle und Weite auch das Hinauffinden, wenn er die Lebenspyramide erbauen sollte. Nur von engem Raum aus, nur in der von innen oder außen gefundenen Konzentration ist die Höhe zu gewinnen.

Alles hatte Goethe in sich unmittelbar, und selbst die sichtbare Welt, die er durch sein ganzes Leben ehrfurchtsvoll in die Kammern seiner inneren Bilder einströmen ließ, scheint ganz schon in ihm geruht zu haben, so leuchtet ihr Wesen aus ihm zurück. Auch hier, wie bei Wollen und Schicksal, betont er selbst die Einheit, die unlösbare Einheit:

»Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken!«

Aber zu dem einen, der Konzentration, braucht er den Zwang — den er, wie alle großen Männer, als Ergänzung seines naturgegebenen Wesens, selber sucht und schafft — braucht er Weimar, diesen kleinen Fleck Erde, in dem er sich schon so früh einwurzelt und von dem er nicht weicht das halbe Jahrhundert, das ihm noch in seiner unendlichen Welt zu leben gegeben ist. Er war wie eines jener wunderbaren Meerwesen, die, in ihrer Jugend freischwimmende Tiere, plötzlich sich an den Grund klammernd für die Hauptzeit ihres Daseins festgewurzelte Pflanzen werden. Ist nicht das Weiteste noch von seinen Reisen: Italien, Schweiz, Böhmen, die französische Kampagne immer fühlbar um diesen einen Mittelpunkt geordnet, von ihm zusammengehalten: Weimar? Ist nicht das Beharren und Sichgegründetwissen für das ganze Leben in einem Punkt des unendlichen Alls gerade das, was die freieste, größte Betrachtung erst möglich macht? Goethe hatte in dem kleinen Staate und Lande, an der Stelle, wo er dort stehen sollte, wirklich in der Nußschale die Welt. Es ist dies kleine Thüringer Ländchen mit seinen geringen Erhebungen und seinen bescheidenen Bergwerken, was Goethen Gebirg und Stein der ganzen Erde begreifen und ihn in den gewaltigen Urgesteinmassiven der Alpen so die Verwandten erkennen lehrte — wie er den Mephisto in dem Gespensterwesen auf den pharsalischen Feldern die guten Vettern und Muhmen der Brockenhexen grüßen ließ. Seine vielleicht allertellurischeste und allerkosmischeste Schöpfung, die wenigen grandiosen Seiten über den Granit, sind im Grunde auch ganz aus Weimar-Thüringen geboren!

Man muß den Begriff Weimar im Hinblick auf das Unendliche, das er für Goethen bedeutete, in der ganzen Fülle dessen nehmen, in dem Goethe sich ihm verband: als Verwaltender, Sorgender, Regierender, Verantwortlicher, als der, zu dem alle Fragen, alle Wünsche, alle Leiden, alle Notwendigkeiten und Möglichkeiten eines Landes und Volkes kommen, dem alle Erscheinungen

Digitized by Google

des Lebens sich als Tatsachen gegenüberstellen und seinen Kopf, seine Hand, sein Herz verlangen

Es war Goethes tiefstes Wesen, daß er die Welt nur durch die Tat begriff. Sie können es auf jeder Seite seines Werkes lesen, auch wenn er es nicht ausdrücklich mit dem »Im Anfang war die Tat!« uns zugerufen hätte. Hat er doch selbst mit seinen Gedanken über das Letzte, über das »nach dem Tode« nichts Besseres und Schöneres gewünscht und gefordert als: tätig zu sein! Ihn tätig sein zu lassen, verpflichtet er auch das Jenseits.

Nun: wo hätte sich für den Mann, der das Leben und die Welt nur durch das Medium der Tat begriff und erfaßte, ein näherer Weg ins Herz des Lebens und der Welt gezeigt als in dem verantwortungsreichen Amt, das Goethen hier erwartete, das ihn magisch an sich zog und sich ihm öffnete? Straßen- und Ackerbau, Forstwirtschaft und Bergbau, Handel, Gewerbe, Wissenschaft und Kunst, Gesundheitswesen, Erziehung und selbst Kirche, menschliche und soziale Nöte, Zeitelend, Krieg und Volksgefahr warteten auf ihn, drängten sich zu ihm und zwangen ihn, sich denkend, helfend, rettend, fördernd in jedes Einzelne zu versenken, es zu erfassen, zu verstehen, ja liebzugewinnen. So konnte die Welt in Geist und Herz des Tätigen eindringen, ihn erfüllen und ihm die unendlichen Stoffe und Anschauungen für sein Werk geben.

Aber sie drängte ihn auch in die Mitte, wo es das Gleichgewicht zu halten, die Gerechtigkeit zu üben gilt, wo die Einseitigkeit der zufälligen Eindrücke, Sympathien und Feindschaften, der Parteilichkeit und der ererbten, nur übernommenen Stellungnahmen aufhören muß und von selbst aufhört.

Er sah nicht nur das Lebensganze, sondern er sah es von einem entschiedenen Mittelpunkte, zu dem es in Strahlen herankommt, er, nach allen Seiten tätig, nach allen Seiten durch Tätigkeit begreifend und verstehend.

Man möchte fast meinen, daß die in Weimar und durch Weimar zu findende Vollendung Goethen entweder als eine plötzliche Vision vor Augen gestanden haben oder ihn dunkel, wie mit Schicksalswind, angesaugt haben muß, daß er das hier auf ihn wartende Leben ergriff.

Goethen, dem sich alles, was ihm begegnete, immer auch in Menschen darstellte, den Dramatiker und Epiker muß auch der Menschenkreis, der sich ihm in Weimar öffnete, immer mehr in sich hineingezogen haben. Nicht als bewußter Stoff, nicht als Beobachtungsfeld — wohl aber mit den erregenden, anziehenden und abstoßenden, immer spielenden, immer lebendigen Kräften, die in einem solchen, auf engem Raum zusammengezwungenen Menschenkreise nicht fehlen können. Was der Dichter sonst nur in dem Engsten der Familie erlebt, das erlebte Goethe hier in der bunten Vielfältigkeit eines Hofes, in dem doch die Fäden nicht weniger fest geknüpft sind und jedenfalls Verschiedenartigeres und weiter Auseinanderliegendes gebunden wird als in der Familie. Schönstes und Gültigstes in Goethes Werk bestätigt auch diesen Sinn von Weimar für ihn und für uns.

Noch wage ich ein Letztes, Größtes herauszulesen als Gabe von Weimar: die Gabe, die er selbst das höchste Glück der Erdenkinder genannt hat, die Persönlichkeit. Es klingt in diesem

Digitized by Google

Zusammenhange fast banal, an das Schillersche Wort zu erinnern, daß der Mensch mit seinen größeren Zwecken wachse, oder an das alte Sprichwort, daß Gott dem, dem er ein Amt gibt, auch den Verstand dazu gebe. Aber sicher ist, daß das Maß an Verantwortung, an Wirken und Tätigkeit, an Besitz und Macht, an Leben, das der Hand zu gestalten gegeben wird, den Reichtum und die Fülle einer Persönlichkeit bedeutsam mitbestimmt, ihr auch ein großes tragendes, weit dem Mittelmaß entrücktes Gefühl von sich gibt, das nun wieder steigernd einströmt in alles neu zu Schaffende, es größer, kühner, stolzer und freier macht, weil die Persönlichkeit, die von der Weite ihres Wirkens erfüllt ist, immer mehr, immer sicherer von dem Bestimmtsein durch Zeit, Umstände, Menschen dazu übergeht, sich nur noch durch sich selbst, durch ihr — in jeder untergeordneten Lebenslage gedrücktes und verhülltes, — jetzt befreites Eigenwesen bestimmen zu lassen.

Über dem stürmenden, ungezügelten Jüngling Goethe stand ein Schatten, eine Gefahr, die seiner Persönlichkeit drohte: die pedantische, mürrische Persönlichkeit des Vaters. Über jedem Menschen stehen die Schatten seiner Eltern und suchen ihn nach sich zu bilden und zu entwickeln. Die Eltern sind nicht nur Keim in uns, sie sind auch die frühesten bestimmendsten Bilder, die wir vor Augen behalten, die immer wiederkehren. Es ist am alten Goethe manchmal deutlich zu sehen, wie der Schatten des kaiserlichen Rates für kurze Zeit das Leuchten der Sohnespersönlichkeit verdunkelt.

Dem drohenden Wiederkehren eines Vorfahren und seines unerfreulichen Wesens in uns zu entfliehen, gibt es nur einen Weg: sich gerade das ins Leben zu werfen, was jenem gefehlt hat. Die reiche umfassende Tätigkeit, die Weimar, immer wachsend und gesteigert, dem Sohne brachte, hätte vielleicht auch den mürrischen Mißmut und die Pedanterie des kaiserlichen Rates zu bannen gewußt, wenn sie in dessen Leben gefunden hätte. Darin ist vielleicht die größte Bedeutung Weimars für Goethe.

Das einzige Phänomen, das er ist, der Schöpfer, der auf allen Stufen der Pyramide, in jedem Jahrzehnt das diesem Alter gemäße Höchste leistet, den jede Epoche seines Lebens allein unsterblich gemacht hätte — dies Phänomen ist vielleicht nur durch Goethes einzigartige Stellung zu Weimar und in Weimar davor bewahrt worden, vor dem Ende sich zu verlieren, vor dem Ende zu erlöschen. Auch noch der Greis Goethe ist durch die Fülle seiner Tätigkeit ein Lebendiger, Großer, einer, der schaffend neben den schon hinabgestiegenen, vergangenen Gestalten seines eigenen Daseins als Letzter übrigbleibt, bis er ihnen, ihre Reihe schließend, langsam folgt.

Wenn wir heute zu erkennen glauben, daß all dies Goethe von Weimar empfing, oder besser: daß Goethe für all das in ihm Liegende von den besonderen Umständen Weimars die Möglichkeit empfing, es wachsen und ausreifen zu lassen, dann können wir bei diesem nur nach seinem Instinkt handelnden Genius nicht daran zweifeln, daß die ganze noch verhüllte Zukunft — um Goethe und in ihm — wirksam war: als ihn der Herzog in Frankfurt aufsuchte — ihn nach Mainz einlud — in Karlsruhe wiedersah — nach Weimar rief, als Goethe die Einladung annahm — kam — sich halten und binden ließ: völlige Einheit von innen und außen, innerem und äußerem

Digitized by Google

Schicksal, von Wollen und Bestimmung — am stärksten sich auswirkend an jenem 7. November 1775, dem Tage seines Einzuges in Weimar, das nun durch ihn war: »wie Bethlehem in Juda klein und groß«.

* * *

Und wie zum Zeichen dessen, daß er diesen Fleck Erde schicksalsbestimmt gesucht, um sich ganz mit ihm zu verbinden, hat er die Bauten und Räume in ihn hineingestellt, an denen ein Licht seines inneren Lebens hängen bleiben und uns Nachgeborenen seine ewige Gegenwart fühlbar machen konnte. Irgendwo auf der Erde will auch der weiteste und umfassendste Geist, der zu den Menschen aller Zonen und zu den kommenden Jahrhunderten spricht, irdisch noch ein wenig nachwirken, in liebender Erinnerung der Enkel mit den Dingen, die er berührt, eine Spanne Zeit noch leben.

Lassen Sie einen Augenblick die Stätten vor Ihrem Geist auftauchen, die Heiligtümer unseres Volkes sind, und fühlen Sie in seinen Räumen die noch unvergangenen Spuren seines Seins

Die Stille und Einsamkeit der Arbeit, der Beschauung des flüchtigen, bewegten Lebens, des genießenden Einatmens alles Daseins, des forschenden Durchdringens der Erscheinungen und der Wille zur höchsten herrschaftlichsten Form der äußeren Lebenshaltung, die kein Fürst an Mannigfaltigkeit, an innerer Großheit, an würdiger Schönheit überbieten kann, keiner an seelischer Fülle je erreicht hat, kommen aus diesen beiden Goetheschen Häusern auf uns zu, begleiten uns, indessen wir in Gedanken noch durch die stillen Straßen der Stadt und die verlassenen Parkwege gehen.

Da reden plötzlich wie Brunnen mit vernehmlicher Stimme die Symbole, die Stilzeichen, die spielend und sein ganzes Leben in Erinnerungen wiederholend Goethe als einen Stationenweg aufgestellt hat. Geniussäule und römisches Haus sprechen vom Klassiker und lächeln auf den jungen Idylliker zurück, von dem die Naturbrücke über die umgrünte Ilm, das Borkenhäuschen künden — in der künstlichen Ruine sammelt sich das romantische Element des Balladendichters, und am Tempelherrenhaus, wie an einem gemalten Prospekt, geht der unsterbliche Dichter der Geheimnisse vorüber — geht zu den Blöcken und Felsen, die der Geolog in die Uferabhänge eingraben ließ, er, der ernste Betrachter des ältesten Schöpfunggenossen, des Steins.

In die Natur, die ewig junge, grünende tritt, wie im Geiste dieses Mannes, der Stil, sich unlöslich mit ihr verbindend. Er steht sichtbar vor uns in diesen schlichten, an einen ganz beschränkten Formenausdruck gebundenen Zeichen, die uns seltsam rühren, die bildnerisch eine fast nur stammelnde unbeholfene handwerksmäßige Sprache sprechen — und die doch den Flug und die Kraft eines Genius in sich tragen wie sonst nur Werke großer bildender Künstler. Verehrend erkennt man, wie schlicht er, der sich am 7. November 1775 an dieses kleine Weimar bindende Weltgeist, das Dasein, die Formen und Symbole sah, die doch in seinem Wort der Ausdruck des Höchsten und Tiefsten im Menschenleben geworden sind.

* * *

Digitized by Google

DIE GROSSE NACHT

VON RAINER MARIA RILKE

Oft anstaunt ich dich, stand an gestern begonnenem Fenster,
stand und staunte dich an. Noch war mir die neue
Stadt wie verwehrt, und die unüberredete Landschaft
finsterte hin, als wäre ich nicht. Nicht gaben die nächsten
Dinge sich Müh, mir verständlich zu sein. An der Laterne
drängte die Gasse herauf: ich sah, daß sie fremd war.
Drüben ein Zimmer, mitfühlbar, geklärt in der Lampe —,
schon nahm ich teil: sie empfandens, schlossen die Läden.
Stand. Und dann weinte ein Kind. Ich wußte die Mütter
rings in den Häusern, was sie vermögen, und wußte
alles Weinens zugleich die untröstlichen Gründe.
Oder es sang eine Stimme und reichte ein Stück weit
aus der Erwartung heraus, oder es hustete unten
voller Vorwurf ein Alter, als ob sein Körper im Recht sei
wider die mildere Welt. Dann schlug eine Stunde —,
aber ich zählte zu spät, sie fiel mir vorüber.
Wie ein Knabe, ein fremder, wenn man endlich ihn zuläßt,
doch den Ball nicht fängt und keines der Spiele
kann, die die andern so leicht aneinander betreiben,
dasteht und wegschaut, wohin? — stand ich und plötzlich,
daß du umgehst mit mir, spielest, begriff ich, erwachsene
Nacht, und staunte dich an. Wo die Türme
zürnten, wo abgewendeten Schicksals
eine Stadt mich umstand, und nicht zu erratende Berge
wider mich lagen, und im genäherten Umkreis
hungernde Fremdheit umzog das zufällige Flackern
meiner Gefühle —: da war es, du Hohe,
keine Schande für dich, daß du mich kanntest. Dein Atem
ging über mich, dein auf weite Ernste verteiltes
Lächeln trat in mich ein.

* * *

Digitized by Google

FURNES

VON RAINER MARIA RILKE

DIE meisten Reisenden, die Brügge besuchen, kommen eines Tages wie durch Zufall hin. Sie befinden sich in einem der Seebäder, in Ostende oder in Blankenberghe oder in Heyst, und wenn sie für ein paar Stunden in die berühmte Stadt fahren, so bringen sie die Stimmung des großen Seebades mit: diese Trägheit mit gutem Gewissen, das Verlangen, unterhalten zu sein, und das behagliche Bewußtsein, ein Recht auf Zerstreuung zu haben. Dieser Verfassung aber entzieht sich Brügge fast ganz. Es verweigert zwar diesen Reisenden nichts, die Grand' Place ist da, für den größten Andrang immer noch zu groß, der Beffroi steigt, Stockwerk aus Stockwerk, und streut oben irgendwo sein Glockenspiel aus, und wenn sie ins Hospital Saint-Jean kommen, so finden sie die Memlings, alles wie es sich gehört. Aber sie vermissen, ohne sich vielleicht darüber klar zu werden, das Entgegenkommen in alledem, durch das vielbesuchte Städte sich sonst angenehm machen. Selbst Venedig hat es, es zieht sich zusammen, und für die, die eilig sind, ist es in einer Stunde zu genießen. Es gewinnt den Zerstreuten einen Augenblick der Aufmerksamkeit ab, indem es vor ihnen aufsteigt wie ein Feuerwerk. Es rührt die Frauen, die seine Geschichte nicht kennen, durch seine verweinte Schönheit. Vielleicht gibt es solche, denen es mit nichts wohlzutun vermochte, aber die überraschte es schließlich durch seine Stille, und allen gab es, auch gegen ihren Willen, Erinnerungen mit, nicht zu verwechselnde Bilder, Erwartungen beinah, so sehr übertraf es mit seinem Dasein die Bedingungen dessen, was sie für möglich hielten.

Brügge übertrifft nichts, es enttäuscht die meisten. Seine Zurückhaltung ist es, die ihm den Ruf des »toten Brügge« eingetragen hat, und man begnügt sich, sie zu konstatieren. Das Brügge Rodenbachs ist bekannt geworden, man vergißt, daß es ein Gleichnis war, von einem Dichter erfunden für seine Seele, und man besteht auf dem Wortlaut. Aber diese Stadt ist nicht nur schlafbefangen und wehleidig und traumhaft lautlos, sie ist auch stark und hart und voller Widerstand, und man muß nur an das verblichen gespiegelte Venedig denken, um zu merken, wie wach und ausgeschlafen hier die Spiegelbilder sind. Sie hat freilich Stunden, wo sie hinzuschwinden scheint, unaufhaltsam wie ein Wandgemälde unter den Flechten der Feuchtigkeit, aber wer sie so schildern würde, den könnte man widerlegen mit ganzen Tagen, in denen sie dasteht in ihren Feldern wie ein Schachspiel, Figur neben Figur, plastisch, klar und greifbar. Ihre Farben sind ausgegangen da und dort, aber das Muster ist überall deutlich erkennbar, und der Kanevas ist von der Festigkeit flandrischer Gewebe.

Flandern: mit diesem Namen steigen die Kontraste herauf, deren Äußerstes in dem Bilde Brügges sich zu begegnen scheint. Erst wer sie ins Auge faßt, in ihrer sich fast ausschließenden

Digitized by Google

Gegensätzlichkeit, dem wird die Stadt mehr sein als ein Museum von Bildern und Spiegelbildern, durch das man ihn mit ein paar Erklärungen rasch hingeführt hat. Aber Brügge ist die schwerste Aufgabe, und die modernen Seebäder bereiten nicht darauf vor, ihre Widersprüche zu bewältigen. Nicht von Ostende müßte man hinkommen, eilig und in der Voreingenommenheit des Sehenswerten, sondern langsam, das Land entlang, aus einer der alten kleinen Städte, aus Dixmude oder aus Ypern, mit seinen gewaltigen Handelshäusern, oder aus der Stadt Furnes, die am leichtesten zu erreichen ist von der belgischen Küste aus.

Begreift man nicht besser die Grand' Place Brügges, wenn man innerlich schon ausgedehnt ist durch den ungeheuren Hauptplatz von Furnes, an den die Stadt sich ganz ausgegeben hat — wie es scheint — über ihn hinaus nur noch einen Platz bildend und Gassenanfänge nach allen Seiten, die es zu nichts bringen? Erwartet man nicht schon Brügges berühmten Glockenturm steigen zu sehen, wenn man die Maßlosigkeit flandrischer Türme in Furnes kennen gelernt hat, die über die Giebel hinausgehen, als gehörten sie in den Himmel? Und ist es nicht nützlich — wie man es in Furnes, vor Sankt Walpurga kann —, die Erde schon einmal als den Grund des Himmels empfunden zu haben, auf dem die Wracks riesiger Kirchenschiffe liegen, leblos, in hundertjähriger Havarie? In Furnes lernt man, einzelner und übersichtlicher, die Einschläge unterscheiden, die die Architekturen dieses Landes ‹seine äußere wie seine innere› so verwirrend komplizieren konnten. Burgund und Spanien und Habsburg folgen und durchdringen sich und erscheinen doch immer wie in vlämischer Aussprache, wie bezwungen von der Mundart eines bäuerischen Mundes, der nicht zum Schweigen zu bringen war. Flandrisches Licht fällt durch die neuen Fenster des Stadthauses auf die Fetzen der prunkhaften Korduantapeten, fast schadenfroh. Die Bilder der guten Statthalter stehen bürgerlich in Ehren, von den verhaßten hat man keine aufbewahrt. Das gemalte Wappen eines Fürner Adelsgeschlechtes, ein einziges, findet sich, vergessen, sehr hoch fortgehängt in einem der Säle. Neben diesen alten Staatsräumen sind Bureaus eingerichtet, die wie reinliche, wenig benutzte Postämter aussehen. Man sieht selten jemanden eintreten. Der enorme Platz nimmt fortwährend noch Zuflüsse von Leere auf, die aus allen Straßen in ihn münden. Der lange »schräge« «Apfelmarkt« nebenan hat einen spärlichen Verkehr, den die vielen Fenster zu zählen scheinen. Sein schmales Ende bildet schon an dieser Seite den Ausgang der Stadt, auf eine Art verlassenen Hafen zu und gegen klösterliche Obstgärten hin, deren Blätter so übertrieben deutlich sind, daß sie voll wie Früchte aussehen, jedes einzelne. Im Vorübergehen hat man die alten Kirchenportale bemerkt, das von Sankt Nikolas, halb versunken, wie in die Erde hineingedrängt von dem Druck des stumpfen Turmes, und drüben das zu Sankt Walpurga gehörige, weit vor der Kirche, in der Gefangenschaft des Verfalls allein im Stiche gelassen wie eine tollkühne Vorhut.

Digitized by Google

Wer aber dieser Stille und diesem Absterben unbedingt glauben will, der muß nur veranlaßt werden, den letzten Sonntag im Juli abzuwarten, um seinen Irrtum einzusehen. Schon am Morgen dieses Tages ist nicht die Grand' Place vor ihm, die er kennt; es ist, als hätte sie plötzlich ein neues Mittel gefunden, um ihre Größe zu beweisen. Jahrmarktsbuden erfüllen sie jetzt, bis auf einen gassenbreiten, freien Rahmen, selber ein Netz von Gassen und kleinen Plätzen und Umwegen bildend, eine Stadt für sich, wie eine von jenen rasch errichteten hölzernen Städten, mit denen die Herzöge von Burgund fremde Fürsten in Erstaunen setzten. Aber diese Stadt bleibt verschlossen, mehr noch, sie hält sich zu, während die Glocken wie ein Wolkenbruch über sie niedergehen. Wenn es einmal still wird zwischendurch, hört man in den Gassen die Fahnen, als kämen Männer in Mänteln durch den Wind. Dabei sieht man fast niemanden gehen, nur Hingestellte da und dort, schwarz und nicht von der Stelle zu rücken. Das alles verändert sich kaum stundenlang und wächst schließlich, mit dem immer wieder einsetzenden Läuten, zu einer fast ängstlichen Erwartung an, auf die nur das Kommen und Durchgehen Fremder beruhigend wirkt. Gegen zwei Uhr haben diese Fremden, vermengt mit Einheimischen, den Hauptplatz entlang und an der Ecke des spanischen Pavillons Reihen gebildet, Gassen, eine negative Form, in die sich, die viele Sonne vor sich herschiebend, auf einmal jener seltsame Umzug ergießt, den die Tradition der Stadt fast ohne Unterbrechung weitergegeben hat von Jahr zu Jahr, seit Jahrhunderten, seit immer. Der alte Gebrauch, daß an einem bestimmten Tage Bußbereite eine sichtbare Buße auf sich nehmen und tragen, entspricht zu sehr dem Bedürfnis dieses Volkes, das ein Gegengewicht zu seinen deutlichen Vergnügungen nötig hat, als daß er sich hätte auflösen und verlieren können.

Wie einst, so setzt sich auch heute noch dieser Zug aus Büßern und Darstellern zusammen, und da die Buße selbst ein Schauspiel ist, so gehen die beiden Rollen oft ineinander über und sind nicht genau zu unterscheiden. Der Gegenstand dieses, wie durch die Unruhe kriegerischer Zeiten in Bewegung gesetzten Dramas ist die Passion, die die Büßenden ‹durch die herabgeschlagenen Kapuzen der Kagulen unkenntlich› auf sich nehmen im wörtlichen Sinne, indem sie die alten bemalten und bekleideten Holzpuppen vier Stunden lang in der Stadt umhertragen, durch den drückenden langen Nachmittag, unter den Schlägen der Glocken, vor aller Augen. Die Puppen ‹spanisch-vlämische Skulpturen aus dem siebzehnten Jahrhundert›, ganz erfüllt von dem monomanen, einseitigen Ausdruck ihrer Handlung und durch das Getragensein, das Hingesetzt- und Wiederaufgenommenwerden seltsam bewegt und beschäftigt scheinend, sind schwer zu übertreffende Mitspieler. Aber durch die natürliche Ähnlichkeit mit ihnen gelingt es den anderen, sich ebenso lebendig und überzeugend zu gebärden, dem einen »Christus« ist überdies durch das Recht, dreimal an genau bezeichneten Stellen unter dem Kreuze zusammenzubrechen, ein großer Vorsprung gegeben und alle die anderen haben vor den Holzfiguren die Rede voraus, von der

Digitized by Google

sie eifrig Gebrauch machen. Denn es geht über dem Ganzen ein alter Zusammenhang vlämischer Verse her, an die einzelnen Personen verteilt, denen das heilige Auseinandersetzen lang und deutlich wie ein Spruchband aus dem Munde hängt. Die Propheten natürlich sind vor allem damit angetan, jeder seine Verheißung hersagend und wieder hersagend, ganz am Anfang des Zuges. David, der unter ihnen schreitet, kommt noch einmal vor als Büßender, schweigend, das Bußkleid unter dem königlichen Mantel. Ein kleines Mädchen in einfach gegürtetem Kleid, einen Engel darstellend, geht, ihm zugewendet, vor ihm und erzählt seine Geschichte. Und immer wieder kommen die kleinen »Engel« und erzählen die Geschichten, die hinter ihnen folgen, ausführlich, mit der Deutlichkeit des Mittelalters restlos in Bilder übersetzt, in Gestalten, in Dinge, in nicht zu widerlegende Wirklichkeit.

Der Stall ist da, die Krippe, und, unter Ochs und Esel, Josef und Maria im Gespräch, in das sich bei einer wiederholten Darstellung derselben Personen die heiligen Könige mischen, in einer dritten Besetzung gehen sie, übermäßig die Schmerzen beklagend, die das Kind durchzumachen hat, hinter der Beschneidung her und kommen gleich darauf auf der Flucht nach Ägypten in friedlicher Gruppe wieder vor. Der Hof des Herodes erscheint, Jesus unter den Gelehrten, denen ein Engel zuspricht, während sie selber streiten, Maria Magdalena mit gelöstem Haar unter schwarzen Schleiern, der Einzug in Jerusalem, ein Abendmahl, lebensgroß in Holz geschnitzt, voll eigentümlicher Neigung und Bewegung, der Ölberg, der Verrat, die Dornenkrönung. Immer mehr werden die kleinen hersagenden blonden »Engel« durch verhängte Büßer ersetzt, die stumm das Kreuz mit der beschämenden Aufschrift tragen, die eine Marter Christi anzeigt und ein Unrecht der Menschen. Und schließlich mischen sich in rostigen Kettenhemden Kriegsknechte unter sie, gehende und berittene, breitrückig und schlank, wie man sie aus den geschnitzten Altartafeln kennt, immer noch dieselben. Und man erinnert sich, daß eine alte volkstümliche Auslegung den Ursprung der Prozession auf das Sakrileg eines Soldaten zurückführt, der die heimlich im Munde mitgebrachte Hostie verbrannt haben soll, um durch ihre Asche unverwundbar zu werden.

Wie jede Maskerade, so ist auch diese ein Spiel mit dem Ernst, und wie bei einem Gartenfest da und dort manchmal ein Lampion sich entzündet und alle beim Anblick der Flamme einen Moment die Wirklichkeit sehen, drohend und voll Gefahr, so schlägt auch aus diesen Darstellungen oft unerwartet die tragische Größe der Handlung, und ihr Feuerschein geht über die Gesichter der Zuschauer. Und sie erkennen ganz hinten unter dem schwankenden Baldachin die Monstranz, der ganze Klerus nähert sich feierlich in den großen Ornaten und vor ihm her, am Ende des Zuges, ziehen, wirr und aufgelöst, die nicht bei den Gruppen verwendeten Büßenden unter der Last großer leerer Kreuze. Die meisten kommen barfuß daher, man sieht ihre Füße und ihre Hände, aber die herabgelassenen Hauben verbergen sie doch auf eine seltsam spannende Art.

Digitized by Google

Die Augenlöcher der Kapuzen geben ihnen einen verschiedenen Ausdruck, einige sind ausgeweitet wie alte Knopflöcher, andere kaum aufgeschnitten, und bei einem sieht man überhaupt nur ein großes ausgefetztes Loch über dem Kinn, das ihm aber genügt, um sich zurechtzufinden. Erst meint man freilich, gerade diesen Büßern fehle es an Ernst und Haltung, wenn sie auf ihrem langen Wege das erstemal vorüberkommen. Sie trügen — meint man — ihre Kreuze wie solche, denen das Tragen tägliche Arbeit ist, und die gewohnt sind, es sich so bequem wie möglich einzurichten. Aber je öfter man sie wiedersieht, den Zug überholend oder wiedererwartend, desto aufrichtiger und unüberlegter wird ihr Tragen, desto mehr kommt unter der vollen Sonne das Kreuz über sie mit seinem ganzen Sichschwermachen. Und schließlich, als sie zum letztenmal auf den Platz einbiegen, rufen sie fast die Ungeduld der ermüdeten Zuschauer heraus durch die Langsamkeit der Weiterbewegung, durch die großen Lücken, die bei dem mühseligen Zurückbleiben einzelner entstanden sind, durch ihr Ernstnehmen einer Sache, die nun zu Ende ist, und auf deren endlichen Abschluß Hunderte warten.

Und kaum ist der Klerus mit dem Allerheiligsten nach Sankt Nikolas hin abgebogen, schließt sich hinter den beiden berittenen Wachen die Menge mit einer solchen Heftigkeit, daß man an Gewässer denkt, die von allen Seiten in ihr altes Bett hineinstürzen und es drängend und brausend erfüllen. Es ist keine Unordnung oder Gesetzlosigkeit in dieser Bewegung, nur ein unaufhaltsames Besitzergreifen, das leise weiterwährt, und wer an einem Fenster steht, kann denken, daß das da unten dieselbe Masse ist, deren harten und kurzen Wellenschlag die burgundischen Herzöge mit so viel Beunruhigung beobachten, von einem dieser Balkone aus.

Und nun ist es fast ein einziger Augenblick: dieser, in dem die Glocken stillstehen, als hätte sich einer ihnen entgegengeworfen und hätte sie gebändigt, und der, welcher wie auf ein Zeichen alle die Buden aufspringen macht, aus denen Licht und Geschrei herausdrängt in die beginnende Dämmerung.

Die Kermes fängt an, deutlich wie die Passion und voll Ernst und Vermummung wie sie. Da und dort steht noch einer im Bußhemd, die Kapuze zurückgeschlagen, mit ganz hell beschienenem Gesicht. Die Schreier stoßen ihre Verlockungen aus wie Schmähreden, Trommelwirbel sammeln sich wie auf einem Haufen, und schrille, kleine Glocken gießen fort, was sie an Lärm in sich haben. Die Tierstimmen aus den Schaubuden bleiben unvermischt und kommen an die Oberfläche aller Geräusche, abgerissene Stücke von Drehorgelmusik fallen irgendwo nieder und werden zertreten. Der Geruch des Fettes aus den Waffelküchen versucht nicht zurückzubleiben hinter den übrigen Sensationen, und die Karussells geraten immer mehr in Schwung, das elektrische mit seinen doppelt bewegten Schiffen und drüben das altmodische mit den Pferden in Ostereierfarben. Und immer mehr füllen sich die langen Bänke vor den Estaminets, füllen sich und werden nun vierzehn Tage nicht wieder kalt. Denn sie ist ausdauernd, diese robuste Instigkeit, und ein Vorrat

Digitized by Google

nicht anders aufzubrauchender Kräfte ist für sie da. Tanzanfänge bilden sich in den Ecken des Platzes. Schwere Gebärden werden aufgehoben wie Gewichte, freundliche und, probend, auch drohende, und das einfache Umfallen eines Ungeschickten oder Trunkenen findet immer noch wie auf alten vlämischen Bildern den ausgelassenen Beifall eines ganzen Kreises. Und alles ringsum ist von Nähe ausgefüllt, es gibt nur Deutliches, Nahes, Greifbares, so weit man sieht.

Erst wenn man den Platz verläßt und hinübergeht auf die alte Hotellerie »de la Noble Rose« zu, erkennt man allmählich wieder Entferntes: die Türme, die so weit über das alles hinausreichen und doch mit dazu gehören. Denn selbst in dem Läuten da oben ist auch wieder beides, Buße und Kermes, für den, der läutet: auf einem kleinen Tritt des Gebälkes stehend, in fortwährender Gefahr die ungeheuere Glocke erwartend, um sie mit dem Fuße zurückzustoßen, halb tanzend und halb im Kampf, mit ihr allein über dem dunklen Abgrund des Turmes und verschlungen von dem Sturm ihrer Stimme. —

Entstanden im Sommer 1907

* * *

EIN SONETT AN ORPHEUS

VON RAINER MARIA RILKE

Wolle die Wandlung. O sei für die Flamme begeistert,
drin sich ein Ding dir entzieht, das mit Verwandlungen prunkt;
jener entwerfende Geist, welcher das Irdische meistert,
liebt in dem Schwung der Figur nichts wie den wendenden Punkt.

Was sich ins Bleiben verschließt, schon ist's das Erstarrte,
wähnt es sich sicher im Schutz des unscheinbaren Grau's?
Warte, ein Härtestes warnt aus der Ferne das Harte.
Wehe —: abwesender Hammer holt aus!

Wer sich als Quelle ergießt, den erkennt die Erkennung,
und sie führt ihn entzückt durch das heiter Geschaffne,
das mit Anfang oft schließt und mit Ende beginnt.

Jeder glückliche Raum ist Kind oder Enkel von Trennung,
den sie staunend durchgehn. Und die verwandelte Daphne
will, seit sie lorbeern fühlt, daß du dich wandelst in Wind.

* * *

Digitized by Google

RAINER MARIA RILKE

EIN QUERSCHNITT DURCH SEIN WERK

VON PAUL ZECH

KANN MIR EINER SAGEN, WOHIN
ICH MIT MEINEM LEBEN REICHE?
OB ICH NICHT AUCH NOCH IM STURM STREICHE
UND ALS WELLE WOHNE IM TEICHE,
UND OB ICH NICHT SELBST NOCH DIE BLASSE, BLEICHE
FRÜHLINGFRIERENDE BIRKE BIN?

I

EIN Zeitabschnitt, so lärmend durchtobt von der Umschichtung aller Werte wie dieser, den wir gerade durchleben müssen mit einem ungeheuren Verbrauch körperlicher und geistiger Spannungen, wird immer in einem frostigen, wenn nicht gar schroff ablehnenden Gefühl zur Dichtung stehen. Aus dem Kreislauf aller Dinge erfahren wir Maß und Gewicht solcher gedichtfeindlichen Epochen und damit auch die Mittel: bis zu den letzten Verästelungen der Ursachen vorzustoßen. Aber selbst wenn wir auch wissen, dass uns weder das Erkennen der triebhaften Elemente, noch die Organisation eines Widerstandes gegen die feindlichen Mächte so stark machen können: um — die verlorenen Positionen wieder zurück zu erobern, darf jedennoch resignierende Stummheit, aber auch kein bewaffnetes Abwarten ausschließliches Mittel der Verteidigungsstellung sein. Wir geben uns völlig auf, wenn die Kräftekreise der Aktivität uns nicht in dauernder Durchblutung bewegen. Wir siechen zwischen zwei Generationen spurlos hin, wenn wir uns nicht zu jenem Brückenbogen hochwölben, der die lebendige Bildung und Bindung zwischen dem hingreisenden Gestern und dem blühhell aufsprossenden Morgen vollzieht. Auf die Entfesselung der Leistungen ausschließlich wird es ankommen, wenn wir uns auf solcher Spur behaupten wollen. Und schließlich ist es doch so, daß wir ‹frei von Überheblichkeit› mit respektablen Leistungen aufwarten können, um unser Da-Sein gegen den Babelturm der materiellen Überheblichkeit in dem Bewußtsein zu stellen: Hüter der heiligen Flamme sind wir!

Auf eine Herausforderung von solcher Schwere kann nur das Bekenntnis folgen, die Identifizierung mit der schöpferischen Tat, der wir in gläubiger Jüngerschaft nachgefolgt sind bis zu dieser Stunde. Es sind fürwahr nicht wenige Hände, die aus dem grauen Urstoff des Alltags das geistige Weltbild der Literaturepoche zwischen dem Ablauf des Naturalismus und dem kurzen aber entwicklungskräftigen Zwischenspiel des Expressionismus geformt haben. Dazu liegen in dieser schöpferisch tätigen Vielheit auch noch soviel Unterschiedlichkeiten in der Dynamik der Temperamente, in dem weltanschaulichen und dem Erderleben verhafteten Spannungen, daß wir bei einer Aussage, von der räumlichen Gebundenheit dieses Aufsatzes, uns nur an diejenigen

Digitized by Google

Persönlichkeiten und deren Werk halten können, die durch den Anstoß eines äußeren Geschehnisses irgendwie nach vorn gedrängt werden und augenblickskurz als Phänomen oder kuriose Besonderheit durch die aktuellen Registrierungen der Tageszeitungen geistern. Und hier stoßen wir endlich auf einen Dichter, der mit dem gerad vollendeten fünfzigsten Lebensjahr sich als eine Persönlichkeit erweist, die so strahlend über den grauen Schichtungen des Durchschnitts in allen Lebensformen erhoben ist, daß eine ganze Generation von künstlerischen und kunstgenießerischen Menschen um ihn kreist und empfangene Befruchtungen weiter hinaus treibt zu jenen purpurnen Horizonten der Ewigkeit. Zu allen Zeiten schon sind die Dichter von einem stärkeren Einfluß auf ihre Mitwelt gewesen, als die schöpferischen Köpfe aus anderen Geistbezirken. Wenn diese Einwirkung äußerlich auch nicht errechenbar ist mit den Mitteln statistischer Tabellen und Rentabilitätslehren, so enthüllt sich dem Hellhörigen und Tiefsichtigen doch die Kurve, welche das Allgemein-Fortschrittliche in wahrnehmbaren Linien aufzeichnet. Wir brauchen nicht immer an das stabilste Beispiel, an Goethe, zu denken. Auch auf Nietzsche bedarf es keiner Hinweisungen mehr. Wenn hier aber der Name Rainer Maria Rilke ausgesprochen wird, so geschieht es nicht so sehr um den fünfzigjährigen Dichter, den »Jubilar« zu ehren, als vielmehr die unerhörte Persönlichkeit eines künstlerischen Menschen näher in uns hinein zu rücken und, entzündet von seinem Werk, Tiefe und Weite der künstlerischen, geistigen und ethisch-fortschrittlichen Leistung zu ergründen und darzustellen.

II

Der Beginn des Dichters Rainer Maria Rilke vollzog sich ohne besonderliches Aufsehen. Belastet von barocker Landschaft und der Blut-Müdigkeit eines ausgereiften altadligen Geschlechts, aufgefangen jenseits der dichten Verkehre und immer irgendwie im Dämmer und in verschatteter Einsamkeit, verdichteten sich ihm optische und tonliche Erlebnisse zu beschreibenden lyrischen Formgebilden. Nichts an diesen kunstlosen, aber musikalisch sehr flüssigen frühen Versen ist von besonderer Eigenart. Sie sind fast genau so hilflos unfertig wie die ersten Gedichte Stefan Georges. Ihre Primitivität streift hart die Grenze des Dilettantischen. Tagebuchblätter können nicht kunstloser die kleinen Erlebnisse festhalten, wie dieses Gemeng von zierlichen Pastellen aus »Leben und Lieder« (1894). Ein stark femininer Einschlag läßt äußerst sensible Nerven verraten. Die häufige Wiederkehr von Hingaben an Gott und der schmerzensreichen Jungfrau Maria deuten die Ströme Mystik an, die das Innenleben befruchten und so früh schon eine heftige Bindung vom „Ich" ans Gott-All vorbereiten. Freilich ist solche tätige Versunkenheit noch von der fiebrischen Atmosphäre des Traumes geladen. Träumend empfängt der Dichter und traumhaft gestaltet er auch. In dem kaum zwei Jahre später erschienenen zweiten Versbuch in »Larenopfer« (1896) wird die Macht eines solchen somnambulen Mediums wohl am deutlichsten spürbar. Hier

Digitized by Google

ist die Hingebung an Geschehnisse jenseits aller realen Tatfolgen so vollkommen, daß die wenigen erdhaften Erlebnisse wie Fremdkörper wirken und peinvolle Zäsuren schaffen. Nicht immer empfängt der junge Rilke auch den Traumrausch aus der seligen Versunkenheit seines Ichs an das Jenseitige. Er hilft häufig mit künstlichen Mitteln nach. Seine schwärmerische Liebe zu der Welt Jens Peter Jacobsens muß die Stimulanz schaffen, die die Erregung aus eigenem Vermögen nicht hergibt. Ja, es gibt im deutschen Schrifttum niemand mehr, den der große Däne so befeuert hat wie diesen, aus ganz anderen atmosphärischen Energiezentren emporwachsenden, Jüngling. Es widerstrebt uns, diese Abhängigkeit als ein Kennzeichen schöpferischer Flachheit zu buchen. Denn Rilke ließ sich ja nicht von dem Erlebnis Jacobsens zu einer Vertiefung seiner eigenen Lebensenergien steigern, er identifizierte sich auch nicht mit dem stofflichen Umkreis: er sog vielmehr den sinnlichen Duft Jacobsen'scher Traumgebilde auf und sah durch solche Schleier seine eigene Welt. Er zehrte viele Wegweiten davon, wenn es galt, den grellen Horizont des Alltags abzublenden und in dem gedämpfteren Licht die unscheinbaren Dinge, die sein Herz anriefen, zu erkennen. Er war eben noch nicht stark genug, sich haarscharf auf sein eigenes Ich zu konzentrieren. Er entlief damit aber auch einer anderen Gefahr. Er geriet nicht ins Schlepptau einer »Bewegung«. Nachbarlich um ihn her erbaute »Neuromantik« die Lusthäuser eines pantheistischen Weltbildes. Daß er Lockungen solcher Pansflöten nicht unterlag, vielmehr auf der Straße Jacobsens vorwärts schritt zu den eingeborenen Zielen seines Blutes, das gerade hat ihm zu der Geltung eines »vielversprechenden Talentes« verholfen. Ein geringes trug auch das Buch »Traumgekrönt« (1897) dazu bei. Hier ist der lyrische Strom schon breiter geworden. Hier sind die Bilder nicht nur Photographie. In das beschreibende Element hat sich ein bestimmtes Gewicht von einem neuen »Pathos der Seele« gemischt. Die Anrufung Gottes geschieht häufiger und ohne den direkten Anklang an das Bibelbuch. Die Weltangst des Mystikers beginnt feste Formen anzunehmen. Im »Advent« (1899) ist diese Wendung schon sehr deutlich zu spüren. Hier ist der magisch schillernde Schleier der Traumwelt gelüftet. Hier treten Konturen einer Persönlichkeit hervor. Hier sind die Dinge erfüllt mit dem Blut der durchlebten und erlittenen Erscheinung im »Ich«. Gewiß sind sie auch in dieser fortgeschrittenen Form immer noch Mittel zum Zweck. Sie müssen den Hintergrund abgeben und den Horizont für die Entfesselung der eingeborenen Persönlichkeit, die mit dem Zerschlagen der angeerbten Form eine Welt jenseits des am täglichen Leben gebundenen Ichs sich aufzurichten müht. Die Tendenz der Interpretation aber ist erkennbar und gibt den Versen darum das Eigentümliche, den klaren Umriß des aus eigenem Grund und Boden hochgezüchteten Gewächses. Ihr Hinaushall in die Welt bleibt nicht ohne Wirkung. Sie erhalten literarischen Marktwert. Sie werden für die große Öffentlichkeit registriert. Eine Freundesschaar bildet sich, umringt den Dichter und hebt ihn aus dem Schwarm der mit Achtung genannten Talente in den kleineren Kreis der Bedeutsamen. Die zünftige litera-

Digitized by Google

rische Kritik allerdings vermag der Kunst Rilkes noch nicht eine unumwundene Anerkennung zu zollen. Rilkes »Advent« wurde vornehmlich von Frauen mit starker innerer Anteilnahme aufgenommen. Das ist erklärlich. Denn hier in diesen ungemein verhaltenen Versen, wo eine Atmosphäre des Gefühls jede Härte, jedes Laute, jede Gewalt und alles Brutal-Leidenschaftliche mit einem im Dämmer hinschwebenden Schleier abmildert und lebenserträglich gestaltet, ist ein Hingegebensein an die Dinge von beglückender Erfüllung. Und welche Frauenseele sucht nicht auch heute noch einen Ausweg aus dem Ansturm des nervenzerfressendenden Lebens zwischen den felsenhaft hohen Häusern der Stadt, wo nur das Rechnerische so laut ist und die Liebe ein Gemisch aus tierischer Gier und tänzerischer Lust. Der Dichter Rainer Maria Rilke hingegen erhebt die Frauen zu einem irgendwie heilig umschauerten Göttertum. Denn er löst und erlöst sie aus dem tragischen Verbundensein mit der Erde, er gibt ihrem Dasein die Leichtheit eines zwischen den Dingen Dahinschwebenden und läßt ihre Stimme mit einer reinen sphärischen Musik dahinklingen. Vielleicht sind heute Frauen, die aus solchem Spiegel ihr Bild nicht mehr schöpfen mögen, solche Erdentrücktheit hassen und die Atmosphäre des Urwaldes für erträglicher halten. Irgendeine Stunde wird aber auch solchen Geschöpfen so blutnahe sein, daß sie aus tiefsten Herzängsten heraus an das dunkle Nachtfenster treten und in die Schauer der Regennacht stammeln:

„Kannst Du die alten Lieder noch spielen?
Spiele Liebling. Sie wehn durch mein Weh
wie die Schiffe mit silbernen Kielen,
die nach heimlichen Inseln zielen,
treiben im leisen Abendsee.

Und sie landen am Blütengestade
und der Frühling ist dort so jung.
Und da findet an einem einsamen Pfade
vergessene Götter in wartender Gnade
meine müde Erinnerung."

Dieses Gedicht, sicher nicht das stärkste im Buch »Advent«, aber in verstechnischer Hinsicht eins der charakteristischsten aus Rilkes Frühzeit, zeigt auch sehr deutlich noch eine andere Eigenart auf, die der junge Rilke bis auf eine fast virtuose Spitze getrieben hat: die Bilderfülle. Beinah jedes Gedicht dieser Zeit ist ein schillerndes Mosaik aus den seltsamsten stoftlichen Bestandteilen. Im einzelnen betrachtet, hat das Bild sehr oft einen beinah plastischen Umriß und eine Tiefe von berauschenden Dimensionen. Die Kühnheit der Metapher ist bewundernswert, die Klangfarbe der musikalischen Erscheinung betäubt und die Dynamik des rhythmischen Auf- und Niederschwunges bringt den empfangenden Pol fast in Verwirrung. In der Zusammenballung aber verblassen die Werte, weil sie nicht nahtlos ineinander passen. Aus der Vielzahl von Einzelerlebnissen summiert sich nie das starke und ungewöhnliche Erlebnis in der Formen-

Digitized by Google

einheit eines Weltbildes. Hinter jedem abgeschilderten Erlebnis klafft die Ursache und Veranlassung der Erhebung zum Bild. Das ist der Grund, daß im Durcheinanderkreisen und Zerrinnen, im Aufblitzen von Funken und Verdämmern von Strahlen nur das Fragment einer Melodie bleibt, die traumhafte Unbestimmtheit eines Erlebnisses zwischen Nacht und Tag. An dieser hier gekennzeichneten Unordnung leiden fast alle frühen Bücher Rilkes. Am stärksten wird dieser Mangel an Konzentration im gestaltenden Endgriff in den Prosaschriften dieser Zeit fühlbar. Weniger schon in den dramatischen Versuchen, obgleich sie im Hinblick auf landläufige Bühnenwirkung nicht einmal die elementarsten Gesetze der Schaubühne erfüllen. Vielleicht hat Rilke bewußt eine Abkehr vom »Heldenpathos« der zwischen 1896 und 1900 staatlich anerkannten Dramatik gesucht. Er sympathisierte sicherlich mit der Bewegung des Naturalismus, schloß sich aber dieser Sturmreihe nicht als aktives Mitglied an, sondern ging in gleicher Richtung eigene Wege. Einen gewissen naturalistischen Einschlag muß man nämlich den Dramen »Frühfrost« ⟨1897⟩ und »Ohne Gegenwart« ⟨1899⟩ zumünzen. Sie sind sehr breit im Zuständlichen angelegt, registrieren mit unglaublicher Genauigkeit das Uhrenschlagen im Raum, wie auch die Seufzer eines bedrückten Herzens. Sie schwelgen in Stimmungen und musikalischen und optischen Erlebnissen, bleiben aber im Aufbau des spannungsträchtigen Bogens ⟨von Szene zu Szene bis zur atembeklemmenden Explosion⟩ in der seelischen Unbewegtheit des Dichters stecken. Dessen Grundgefühl strebt an der Ballung von expressiven Leidenschaftlichkeiten vorbei. Sein Dichtgeist konzentriert sich, genau wie in den Versen des Landschafters, auf die Ausmalung der dämmerhaft hinschwebenden Situationen. Von den epischen Büchern, die die gleichen Jahreskreise der Entstehung schneiden — und das sind die schmächtigen Bändchen »Am Leben hin« ⟨1899⟩ und «Zwei Prager Geschichten« ⟨1899⟩ — ist fast das gleiche auszusagen. Auch ihnen gebricht es an der inneren und äußeren Architektur der seelischen Bewegungen im Ablauf der Handlung. Sie haben die unperspektivische Flachheit eines Teppichmusters bei aller Farbigkeit der sprachlichen Mittel. Fast grenzen sie auch so hart an das Kunstgewerbliche eines erlesenen Luxusartikels. Obwohl sie die Patenschaft des hier schon einmal genannten Jens Peter Jacobsen tragen und auch von Einflüssen des Adalbert Stifter nicht frei sind, fehlt ihnen jedennoch die sinnliche Berückung, die von den Werken der zum Vorbild erhobenen Meister ausgeht. Einzig dort, wo Rilke sich in die Erlebnisbahnen eines Kindes oder sehnsüchtig hindämmernden Mädchens mischt, wird das seelische Element der Geschehnisse mit der Spannung eines mitfühlenden Herzens aufgehoben und zum All-Geschehnis gestuft. Von hier aus geht überhaupt in deutlich erkennbarer Entwicklung die schöpferische Kraft des Dichters von der malerischen Flachheit der Impression zur tieferen Fülle des plastisch gestalteten Ausdrucks über. Mit-Leiden ist von nun ab die Erregungsursache der Nerven und bildet in steter Wachheit nach innen und außen die originale Form.

Digitized by Google

III

In den Novellen »Am Leben hin« war die Umschichtung des Grundgefühls in der seelischen Bewegtheit des Dichters erkennbar. Wir wiesen mit Nachdruck darauf hin, das Versbuch »Mir zur Feier« (1899) bestätigt unsere Feststellung mit einer Reihe von ausgezeichneten Beispielen. Wir denken hierbei weniger an die Gemälde landschaftlicher Besonderheiten, die bei weitem nicht die suggestive Kraft eines Lenauschen Gedichtes erreichen, obwohl sie im sprachlichen Satzbau von einer Kühnheit ohnegleichen sind. Wie etwa dieses Stück:

»Und in den müßigen Morästen
verarmt im Abend die Allee,
die Apfel ängsten in den Ästen
und jeder Hauch tut ihnen weh.«

Wo Rilke der Durchbruch zum seelischen Erlebnis am augenscheinlichsten gelang, das ist in den cyklischen Gedichten der »Mädchenlieder« gebildet, das strahlen die ersten, um das mystische Phänomen Gott kreisenden, Verse aus. Von einer solchen seelischen Versunkenheit in den Erlebnispolen war bislang bei Rilke nur selten eine lyrische Spannung erkennbar. Wir wissen nicht, ob ein Anstoß von außen diese Konzentration auf das Wesenhafte des Erlebnisprozesses gefördert hat. Wir ahnen aber einen Aufbruch von dieser Seite her und entdecken bei weiterer Betrachtung auch schon die tief angesetzten Spuren eines Kreuzweges. Schon im Bau der Gedichte, der mit leidenschaftlicher Vehemenz und unter einer fortwährenden Steigerung aller dynamischen und klanglichen Werte der Schlußzeile zustrebt, um den gequaderten Wänden ein architektonisch kühnes Dach zu wölben, ist außerhalb der Artistik das Bemühen eines redlichen Künstlers zur kristallischen Klarheit des Ausdrucks eines eindeutigen Weltbildes nicht mehr zu übersehen. Wir betonen ganz bewußt: außerhalb der Artistik! Denn es darf nicht verschwiegen werden, daß gerade in diesem Zwischenbuch die sprachschöpferische Üppigkeit des Rilke'schen Verses sehr häufig den Bogen überspannt und auf Kosten der inneren Struktur in klangliches Virtuosentum ausartet. Rilke verbeißt sich fast in das Mittel der Alliteration. Wenigstens spielt er damit so auffällig, daß die Beherrschung solcher artistischen Fingerfertigkeit nicht mehr als Wunder angesehen werden kann, und daß sie vielmehr schon die kaltglatte Zone der Routine streift und den inneren Wert der Kunstübung damit herabmindert. Es bleibt nämlich bei aller Flüssigkeit des Vortrags immer ein schwer überwindbarer Rest von Starre zurück. In dieser Einkapselung führen die seelischen Vorgänge des Gedichtswerkes ein schemenhaftes Dasein und haben nicht mehr die Kraft, sich auf der Bahn suggestiver Wirkungen zu bewegen. Rilke mochte das wohl selber gefühlt haben und unterband den lyrischen Strom. In der Gestaltung von hymnischer Prosa suchte er den Ausweg. Die »Geschichten vom lieben Gott« (1900) sind das Resultat. Auch hier sind die Kinderseelen wieder der erlebnisreiche, um Gott gelagerte Unterbau der dichterischen

Digitized by Google

Sendung. Es stimmt haarscharf genau zu dem fortschreitenden Element in Rilkes Weltbetrachtung und Einordnung in die dynamischen Bewegungen des Weltbildes, daß er den vom Leben unbefleckten Menschenseelen die einzige Möglichkeit zumißt, in das Wundertum Gottes einzugehen. Daß auch die vom täglichen Leben irgendwie mißhandelten Naturen, die geistig und leiblichen Armen, die Blinden und von Krankheiten Heimgesuchten in diesen Kreis gehören, ist ganz selbstverständlich und schließt sich auch folgerichtig an die urchristliche Heilslehre an. Gott ist hier noch lange nicht der mitleidende Bruder. Der Tod steht mit ausgebreiteten Armen vor den grundgütigen Augen des Ewigen und besteht auf der Prüfung, worin sich das über den Dingen Schwebende zu entscheiden hat, zwischen himmlischer und irdischer Liebe. Solch ein diktatorischer Gewissenszwang ist nur in dem Rauschzustand der Ekstase erträglich. Und in der Tat: Rilke selber rettete sich mit ekstatischer Inbrunst aus den Verirrungen der abendländischen Kultur in die mönchische Einsamkeit. Auch er entfloh der Welt und ging in die Wüste zu den Hilflosen, zu den Steinen und Tieren. Das »Stundenbuch« ⟨1905⟩ bereitet sich vor. Es umrinnt spukhaft die Inselgruppe eines neuen Prosabuches: »Die Letzten« ⟨1902⟩, beeinflußt »Das Buch der Bilder« ⟨1902⟩ und steht schon in einem offenen Gegensatz zu dem Drama »Das tägliche Leben« ⟨1902⟩. Das Geschichtenbuch sowohl als auch das Drama geben keine Vertiefung in der Rilke'schen Erlebnisspannung. Sie laufen variantenhaft neben früher Gestaltetem her und bieten bestenfalls nur eine Bereicherung des Formvermögens. Einzig das »Buch der Bilder« erklärt und erweitert die geistigen Horizonte. Es führt uns auch näher an den Menschen Rilke heran. Sein Bild erhält festere Formen. Sein Ich erscheint konzentrierter. Seine Nerven reagieren empfindsamer. Seine ganze Persönlichkeit überhaupt überträgt sich ganz einfach auf die seelischen Kräftezentralen der Dinge. Er sieht sie in Bildern, durchdringt sie in Bildern und erhebt sie zu einem Symbol. Er steht nicht hinter dem Symbol. Er identifiziert sich mit ihm. Er sagt mit sich die Welt aus. Daß diese konzentrische Erlebnisform nicht unter dem Diktat eines Dogmas steht und auch nicht von der sinnlichen Glut des Blutes angeregt wird, das wird uns bewußt, wenn wir die Nachbarschaft Rilkes, seine Werk- und Stubengenossen ansehen, seine Stellung innerhalb dieser Grenzwelten untersuchen und sein eigenes Urteil über ihren inneren und äußeren Wert nachprüfen. Wir brauchen zu diesem Behuf uns nur die beiden Kunstbegriffe »Worpswede« und »Rodin« als Richtung zu vergegenwärtigen, Rilkes Essais darüber zu lesen und haben sofort den Bann aufgefunden, der Rilke dazu bestimmt haben mag, im Widerspruch zu ihm das »Buch der Bilder« zu formen. Rein äußerlich gesehen haben diese revolutionären Richtungen sehr wohl den Bildbildner Rilke beeinflußt. Er ist in der Schilderung des Zuständlichen einfacher geworden, seine Malungen haben Tiefe und stehen plastisch im Raum. Sie sind als Gegenstand von allen Seiten faßbar. Sie fanden auch beim einfachen Lesepublikum sofort Eingang. Das gegenständliche Gedicht hat schon zu allen Zeiten dem Dichter die Tore einer breiten Anhängerschaft gesichert. Rilkes Ballade vom

Digitized by Google

schwarzen Ritter und die Romanze von dem Zaren durchliefen die Welt als Paradestücke. Der Dichter wurde zu einer literarischen Berühmtheit gestempelt. Eine Anteilnahme lediglich von dieser rein äußerlich orientierten Seite her hat aber das Buch der Bilder denn doch nicht verdient. Es gibt mehr als die Besonderheiten stofflicher Reize. Es hat hinter der schillernden Bildwand tiefe Lebenswahrheiten aufgespeichert. Es rührt an die letzten Geschehnisse des Lebens und erhebt die Weltangst zu einem erschütternden Fieber der an Gott erkrankten Seelen. Hier ist die Wende, wo Rilke die Nachbarschaft der Worpsweder und auch die Rodins abstreift und seine schöpferischen Erregungen zu einem weltanschaulichen Mittelpunkt bloßlegt. Namentlich die letzten Gedichte des Buches sprengen den äußeren Rahmen. Sie gehören schon in das Stundenbuch und sagen den neuen Adam an, als welcher Rilke hinaufstrebt zu einer völligen Umgestaltung des religiösen Erlebens. Wir erfahren hier den äußeren Anlauf des Bogens zu ganz neuen Erkenntnissen, sehen das Gewicht der Romantiker um Novalis und Hölderlin schrumpfen und das steinern-starre Gebäude der Kirche in Rauch aufgehen. Der Gott-Frühling, der aus dem Blut Rilkes zarte Blumenwunder zum Licht hinauftreibt, hat nur den Tod noch nicht überwinden können. Sein Stachel zwar ist ihm genommen. Nicht aber die letzte Ausschwingung seiner Gewalt in Einsamstunden. Für solch einen Zustand der noch nicht völligen Erlösung sind vielleicht diese Zeilen typisch:

»Der Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt er zu weinen
mitten in uns«.

IV

Die Tragik der modernen Religiosität hat Stefan George in der ergreifenden Gestalt des Engels im allerhöchsten Sinn der Einmaligkeit gestaltet. In dieser Figur erlebt unser Ich die Wandlung von der Kreatur zur Gotteskindschaft. — Von dieser Höhe herab umfassen wir unser Ich als Ewigkeitsbegriff. In solcher Ewigkeit zerfällt unter uns die Zeit zu einem raumlosen Schatten. Nur ein Stromkreis bewegt das All: Wir Gott!

Rilke will im »Stundenbuch« nichts anderes. Auch ihn treibt die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der Welt ‹gewertet als eine Unzulänglichkeit des Ichs› zu einem radikalen Bruch mit der Religion der Kirche. Er leugnet keineswegs, daß das Substanzgefühl der Religion eine der Seele ‹durch die Geburt in die Welt› einverleibte Spannung um das Ewig-All-Eine ist. Er baut seinen Plan auf einer solchen Voraussetzung erst auf und legt dem Glauben an das Wunder zunächst keine Bedeutung bei. Diese Radikalisierung wirkt anfänglich verwirrend. Die Gefolgschaft vollzieht sich unter der Tendenz des Abwartens in zögerndem Tempo. Freilich wird man sehr bald gewahr, daß die Phänomene, die sich bei Rilke als Glaube an Wunder bilden, mit keiner

Digitized by Google

kirchlichen Glaubens- und Wunderlehre in Einklang zu bringen sind. Was Rilke will, daß wir glauben, hat metaphysische Hintergründe in einem Sinn, und völlige Kindwerdung, das heißt Loslösung von den realistischen Geschehnissen und Bewegungen auf der anderen Seite. Er verbrüdert das Ich mit den Dingen und läßt Gott die bewegende Kraft der Dinge sein. Symbole von unerhörter Kühnheit in der optischen und geistigen Erscheinung müssen die Wandlung tragen helfen. Die mystischen Grundlinien des Ichs verschieben sich. Das Leben, aus dem das Ich bislang die Wegzehrung zur geistigen Vollendung herausschlug, wird in der Umformung von der Gestalt zur Atmosphäre: Mythos. Das Gotterlebnis allein beherrscht in dynamischer Weiterentwicklung jeden Triebwillen des Blutes. Gott ist überall. Gott ist jedermann. Er wird in gleichem Maße zum Unsichtbaren verhüllt, wie zu einer strahlenden Mitte verdichtet. Er kommt mit den Wäldern, mit dem Meer, mit Daniel. Er ist der Rauch über der Stadt, der Gang der Uhren und die Stimme im Stein. Zwei von verschiedenen Seiten her gestaltete Symbole erschließen das Stundenbuch so anschaulich, daß jegliche Untersuchung mit diesen Beispielen eigentlich als »gelöst« abgeschlossen werden kann:

»Da blühen Jungfrau'n auf zum Unbekannten
und sehnen sich nach ihrer Kindheit Ruh;
das aber ist nicht da, wofür sie brannten,
und zitternd schließen sie sich wieder zu.«

»Und meine Seele ist ein Weib vor Dir
und ist wie der Naëmi Schnur, wie Ruth.
Sie geht bei Tag um Deiner Garben Hauf
wie eine Magd, die tiefe Dienste tut.
Aber am Abend steigt sie in die Flut
und badet sich und kleidet sich sehr gut
und kommt zu Dir, wenn alles um Dich ruht,
und kommt und deckt zu Deinen Füßen auf.
Und fragst Du sie um Mitternacht, sie sagt
mit tiefer Einfalt: ich bin Ruth, die Magd.
Du bist der Erbe . . . . .«

Es gibt in der nachgoethischen Lyrik wohl kaum ein Werk, das mit solch einer unerhörten Ballung an die letzten Dinge der Menschheit rührt, die Steigerungen des äußeren Lebens um Jahrzente vorausberechnet und daraus Erkenntnisse sammelt von einer so durchschlagenden Wahrheit wie beispielsweise in dieser auf die unmittelbarste Gegenwart zutreffenden Aussage:

»Aber der Reichen Tage sind vergangen,
und keiner wird sie Dir zurückverlangen,
nur mach die Armen endlich wieder arm.«

Betrachten wir hierzu die Geschehnisse unserer Zeit von den sozialen, moralischen und ethischen Schnittpunkten aus, so quadert sich manche von uns als vage angesehene Bewegung zur unerbittlichen Wahrheit und wird Gesetz. Aber Rilke ist beileibe kein politischer Kopf. Seine Er-

Digitized by Google

kenntnisse lassen dem freien Willen breitesten Spielraum, sie überreden nicht und wollen auch nicht »bekehren«, sie bereiten vor und machen mit »sphärischer« Musik das »Ich« mündig. Im Gesamtschaffen Rilkes ist mit dem »Stundenbuch« die Periode des Vorfühlenden und Grundsuchenden abgeschlossen. Der Mensch hat endlich die Dinge aus der Fremdheit der Gleichnisse und Symbole in die klaren Bezirke körperlicher Nähe gerückt und schließlich und endlich in die vorwärtsschreitenden Bewegungen seines Blutes einbezogen.

Was hierauf an neuen Werken dem Ich-Gestalter Rilke gelingt, hat bis zur Erscheinung der »Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« (1910) eigentlich nur eine Bedeutung als formbildnerischer Fortschritt. Es zeigt mit eindringlicher Deutlichkeit das erstaunliche technische Vermögen des Künstlers auf, seine sprachschöpferischen Kräfte, sein Gefühl für Plastik und landschaftliches Bild und nicht zuletzt die Fähigkeit, balladeske Stimmungen zu dramatischen Weltbildern zu steigern. In diesen Kreis gehört die sehr überschätzte »Weise von Liebe und Tod« (1906), gehören die »Neuen Gedichte« (1907) und der »Neuen Gedichte anderer Teil« (1908), das »Requiem« (1908) und in gewissem Masse auch »Das Marienleben« (1913). Daß eine dichterisch so schwache Komposition wie die schon erwähnte »Weise von Liebe und Tod« dem Dichter einen unerhörten Publikumserfolg brachte, besagt nichts für die Qualität. Der Erfolg hatte aber insoweit einen Wert, als er endlich Rilkes Persönlichkeit auch solchen Volksschichten erschloß, die neuer Dichtung immer »auf Warten« gegenüberstehen. Gedichte wie »Der Panter«, »Das Karussell«, »Spanische Tänzerin« und »Die Blinde« werden ihrer sinnlichen Bildhaftigkeit wegen bis zur Unerträglichkeit rezitiert und in allen Anthologien registriert. Sie haben ganz gewiß den Ruhm des Dichters vermehrt, lenkten jedoch von seiner eigentlichen Kunstübung ab, und verdunkelten die stärkste Leistung Rilkes, vielleicht das vollkommenste Dichtwerk seit Nietzsches Zarathustra.

V

An keinem Werk der neueren Literatur ist die Welt der Lesenden so ahnungslos vorübergegangen, wie an Rilkes »Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge«. Es ist auch kein Werk des Dichters so mißdeutet worden, wie gerade dieses sein reifstes, in jedem Betracht vollendetes und künstlerisch und dichterisch gleich ungeheuerliches Opus. In den »Aufzeichnungen« ist für unsere Begriffe die ganze Sendung Rilkes auf eine Formel gebracht. Hier strömen alle schöpferischen Quellen zusammen, hier rückt eine Vielzahl von Bildern zu einem Einzigen auf und vollzieht aus den drei Haupterscheinungen: Mensch, Ding, Gott: das Letzte, mit erdverbundenen Sinnen noch begreifbare Wunder »Wir Gott«. Unter dem Eindruck dieses »Evangeliums« erkennt man deutlich, wie alle vorhergegangenen Werke des Dichters mehr oder minder nur ein tiefes Atemholen zu ihm waren. Dunkelheiten, die man in den Teilwerken nicht begriff: hier erhalten wir den Schlüssel zur Lösung. Selbst jene artistischen Überformen aus den »Neuen

Digitized by Google

Gedichten anderer Teil« erweisen sich jetzt als logisch geformte Zweckgebilde und machen dem steten Erregungszustand des Dichters im Gleichnisbau und der tonalen Spannung von Sprachbögen verständlich. Es ist ein billiges Begehren zu verlangen, daß jedes Kunstwerk als gerundete Einheit für sich zu stehen habe, keines Vorbereiters bedarf und einen Auslauf und seine Bestätigung in entfernterer Leistung nicht kennen soll. Von solcher Dogmatik müssen wir bei einem so selbständigen Kopf wie Rilke uns schon freimachen. Auf ihn passen die alten Gesetze der Ästhetik nicht mehr. Aus seinem Werk wachsen neue Maßstäbe, die uns Aufschluß geben, wohin wir zu werten haben, wollen wir nicht am Rand stehenbleiben. Auch in diesem Punkt bedeuten die »Aufzeichnungen« etwas Neues und in eine noch dunkle Zukunft weit Vorstoßendes. Wie sehr die alten Wertmesser an den Aufzeichnungen zerbrechen mußten, weil sie das Werk unter der Voraussetzung eines Romans betrachteten, erkennen wir in dem Augenblick, wenn wir die stofflichen Elemente der Dichtung, oder die sogenannte »Fabel« in den Vordergrund rücken. Von einer regelrechten Disposition der zeitlichen Geschehnisse im althergebrachten Sinn, von einer sich allmählich steigernden Verteilung der Stoffgefüge kann man überhaupt nicht sprechen. Würde man den Kern der Handlung aus dem Gewebe der Ganzheit herausschälen: dann bekäme man ein so dünnes Geschehnis, das kaum Gewicht für eine Ballade hätte, geschweige denn für ein atembeklemmendes episches Werk von fast vierhundert Seiten. Die Kunst Rilkes bestand ja schon immer darin, aus Unscheinbarem, weit ab vom lauten Weg des Lebens Liegendem ein profundes Weltbild zu verdichten. Hier, in seiner reifen dichterischen und künstlerischen Tat, vollziehen sich alle Geschehnisse besonders weitab von der Erscheinungsbahn des alltäglich Wahrnehmbaren. Er schildert auch nicht, sondern er bildet. Die Gebilde haben ihre eigene Form in Klang und Gebärde. Dennoch sind sie körperhaft und gehen mit der Dynamik eines gesprochenen Tonmediums in unseren Besitz über. Wir empfangen sie als einen Besitz, um den wir uns in unsagbarer Anschauung bemühten. Wir erfahren eine Welt, die wir in uns ahnten, aber nicht zum Bewußtsein formen konnten, wir werden mit den Erscheinungskreisen dieser Welt Rilkes wieder Kind und durchlaufen alle Stationen des seelischen Wachstums vom Welt-Kind zum Gottes-Kind. In diesem Aufwachsen, begrenzt von den Nachbarschaften der uns feindlichen Umwelt, vollzieht sich unsere Läuterung. Bald schmerzhaft, bald durchglüht von den seraphischen Tröstungen des Ewigen. Wo Symbole die Stelle körperlicher Aktivität vertreten, erscheinen sie in einer glutvoll durchströmten Form, daß die seelische Erregung vielleicht nur erweitert, nie aber durchbrochen wird. Jedes Symbol bei Rilke ist jetzt nicht Hilfs- oder Verstärkungsmittel mehr, sondern naturnotwendiges Glied im Kettenkreis der Geschehnisse von Pol zu Pol. Das Unsagbare ist aber nicht auch unwirklich. Es schlägt Wurzeln nach unten und trägt seine Krone oben. Es kommt von Gott und endet in Gott. Dieser Satz ist leitmotivisch auch der einfachste Schlüssel zu den »Aufzeichnungen«. Sie sind in ihrer äußeren Zuspitzung nichts weiter als das »Evangelium«

Digitized by Google

eines Menschen unserer Gegenwart. Sie haben den schweren slawischen Atem der Erscheinungen Dostojewskis, sind im Vielfachen ihrer Gestalten diesem großen Russen auch irgendwie blutverwandt. Die nordische Atmosphäre der wesentlichsten Symbole in ihren leidvollsten Geschehnissen formt noch am weitesten die Spannung des stofflichen Ablaufs. Aber weder Dostojewski, noch Tolstoi kommen zu solch einer heiteren Klarheit der Ich-Erkenntnis wie Rilke in diesem Buch. Es bedeutet in summa das wahrhaftigste Bekenntnis eines universellen Geistes. Es auferbaute einen Wendepunkt in der Geschichte einer dogmenlosen Gottbetrachtung und Gotterkenntnis durch das tiefe Medium eines am Erleiden gereiften Menschen.

VI

»Doch dieses war. Nun soll ein Neues sein,
von dem der Erdkreis ringender sich weitet.
Was ist ein Dörnicht uns: Gott fühlt sich ein
in einer Jungfrau Schooß. Ich bin der Schein
von ihrer Innigkeit, der Euch geleitet!«

Hätte Rilke nach solch einer ungewöhnlichen Leistung nicht geschwiegen, nicht jahrelang geschwiegen: vielleicht wären wir abgelenkt worden von seinem stärksten Werk. So aber schwieg er dreizehn Jahre und ließ uns Zeit, alle nachfühlenden Kräfte auf das Hauptstück seines Lebens zu konzentrieren, und zur Erkenntnis der Größe seiner »Aufzeichnungen« kommen. Denn was zwischen den »Aufzeichnungen« und den »Sonetten an Orpheus« ⟨1923⟩ liegt, sind Nachdichtungen fremder Gedichtwerke. Sind Spitzenleistungen an Einfühlungskunst und vor allem: haarscharfe Erkenntnis dessen, was an hohem Dichtwerk jenseits der deutschen Sprachgrenzen aufwuchs zu bedeutender schöpferischer Leistung. Hierher gehören »Die Liebe der Magdalene« ⟨1912⟩, »Die portugiesischen Briefe« ⟨1913⟩, »Die Rückkehr des verlorenen Sohnes« ⟨1914⟩ und »Die 24 Sonette der Louïze Labé« ⟨1918⟩.

In dieser Ruhepause also ist das ausgereift, was der Dichter selber einmal als die Aufgabe seines Lebens bezeichnete: »Verse sind nicht, wie die Leute meinen, Gefühle ⟨die hat man früh genug⟩ — es sind Erfahrungen. Um eines Verses willen muß man viele Städte sehen, Menschen und Dinge.«

Die »Sonette an Orpheus« sind in der Tat von einer beglückenden Fülle lyrischer Umspannung der Welt. Sie sind reif in der Geformtheit der Erlebnisse. Sie sind von durchsichtiger Klarheit in ihrer dichterischen Substanz. Es ist kein Symbol darin aufgezeichnet, das nicht schon eingegangen ist in das letzte Symbol des Seins: — in das Ich. Alle Bilder und Gleichnisse sind vom Blut ihres Schöpfers wesenhaft durchglüht. So wenig von Gott ist darin die Rede, so wenig von der tiefen Sehnsucht der Seele zu ihm, daß man ihn ausgeschaltet wähnen könnte aus des Menschen Gesicht und Gefühl. Aber der Mensch ist wesenlos in ihm aufgegangen. Er trägt

Digitized by Google

Gott im Blut und lebt von ihm und mit ihm. Alle Spannungen seines Gefühls sind auf Beruhigung gerichtet, auf das Erleben des vollkommen Schönen in paradiesischer Landschaft. Ein Griechentum der Seele ist in ihm angebrochen. Die Dinge säulen sich als weißer Tempel um seine von Heiterkeit des Herzens umstrahlte Stirn. In solcher Freiheit gerät dem Dichter die letzte Musikalität des Worts. Er hat die poetische Einfachheit gefunden. Er hat die Sprache zu einem kostbaren Wunder erhoben. Es ist kein spitzer Gipfel geworden, zu dem wir aufstaunen. Das hochgequaderte Gebirge hat die sanft geschweiften Hänge einer Bergwiese. Es faßt den Himmel in einer unendlichen Breite und hat die weißen Wolken reifer Sommer über sich. Es ist der Schlußstein in dem Bau, den nur ein Dichter mit reinen und redlichen Händen beenden kann, auf daß er bleibe in Ewigkeit.

Aber so als könnte man noch an das Wunder einer solchen Vollendung nicht glauben, eine Zufallskurve daraus machen, weil die Zeit in ihrer ganzen Erscheinung zur materiellen Höchstform strebt und gegen die Dichtung sein muß ‹weil sie von den Geschäften ablenkt und die isolierte Seele anruft› —: bestätigen die im gleichen Jahr erschienenen »Duineser Elegien« die Aufgipfelung des Dichters und erweitern unsere Erkenntnis von der immerwährenden Lebendigkeit seines Werkes. Vielleicht sind sie an Erfahrungen noch reicher als die Sonette. Es ist eine goldgehämmerte Selbstverständlichkeit in ihren Aussagen, die ohne den Umweg über das Gehirn tief in unser Gefühl einmündet. Auch hier ist das absolut abgerundete Erlebnis Rilkes zur seelischen Weite eines neuen Griechentums emporgeläutert vom Blut des gottgewordenen Ichs. Die Beseelung dieser Wandlung offenbart sich in allen zum Gedicht eingefangenen Geschehnissen. Das Sakrament der Liebe steht in ihrem Mittelpunkt. In ihren Ausstrahlungen auf alle Geschöpfe Gottes vollzieht sich die Geburt des neuen Adams. Der Mensch der Mitte. Der wesentliche Mensch. Der unvergängliche Mensch. Das Wesen als Erfüllung dessen, was ein jüngerer Landsmann Rilkes und ein, einer gleichen Vollendung zustrebender, Dichter zu dem Kreuzfahrerruf: »Wir sind« verdichtet hat. Rilke hat sich abermals einer neuen Dichtergeneration als weitüberlegener Geist bewiesen. Er kämpfte seinen Kampf außerhalb der Generationen und ist in dem kleinen Kreis der universalen Geister ein Stern erster Größe geworden. Es ist nach Rilkes eigenen Worten »der größte Schritt, der ihm bisher vergönnt gewesen ist«. Er ist wahrhaftig nicht an einem Tage geschehen. Wir haben die mühseligen Aufstiege hier kennen lernen dürfen und neigen uns in Bewunderung seines dem Werk ganz und gar einverleibten Menschentums: Ecce poeta!

* * *

Digitized by Google

JACOB HARINGER / ACHT LIEDER FÜR EINE TÄNZERIN

I

Oft bist Du so sterbensbang,
Blickst erschrocken auf —
Sucht Dich ein verlorner Klang,
Ein versunknes Haus?
Oder denkt ein Freund an Dich,
Will ein Lied zu Dir . . .
Wie ein dummer Knabe blickst
Du in dunkle Tür.
Mädchen winken in den Wald,
Büsche lohn Orplid.
Aber Du bist dorr und alt
Und der Blumen müd'.
Ach was brennt so grün in Dir
Und Du weißt nit was . . .
Will ein altes Wort zu mir,
Das ich längst vergaß.

Krug! aus dem uns Sommer rann —
Kinder gülden rot
Puppenspiel und Hochzeitstand,
Blauer Hündin Tod
Will ein weißes Kleid zu mir.
Das mir damals schien
Rosenmund und Herbstklavier,
Mond und Amselfrüh.
Ach, es wird das Grab wohl sein,
Das uns leise klopft.
In Dein Glas Vorfrühlingswein
Winterregen tropft.
Oder denkt noch Gott an Dich?
Will ein Lied zu Dir,
Wie ein dummer Knabe blickst
Du in dunkle Tür . . .

* * *

II

Ich schlaf bei fremder Sommerfrau
Und träum, Du wärst bei mir.
Ins Zimmer tropft Oktoberblau,
Ich schlaf bei linder Sommerfrau,
Hab Heimweh wild nach Dir.
Mein Herz brennt grün und kann nit schrein,
Zerrinnt in Bettlerei.
Erinnrung duftet Winterwein.
Mein Herz brennt rot und kann nit schrein,
Ein Falter lenzt VORBEI,
Wie Kinder süß im Osterkleid
Ein Zweig noch blüht im Glas —
Dein Kuß mir bang Charfreitag bleit

Wie Kinder süß im Totenkleid,
Wir sprachen DIES und DAS . . .
Ich schreib an fernen Wandersmann
Und denk, ich schrieb an Dich.
Die Musik weint noch Frühlingswahn,
Ich schreib an guten Schmerzensmann
Und träum, Du wärst am Tisch.
Am Bett wo keine Rosen mehr
Spinnt noch ein Lied von Dir,
Mein Fenster bitt Dich nimmer her,
Am Sarg wo keine Astern mehr
Kniest Du und träumst von mir . . .

* * *

Digitized by Google

III

Laß uns noch ein Stündlein glücklich sein,
Schau der Sommer sinkt wie Gras dahin.
Aus den Schänken lockt Burgunderwein
Und die Welt ist noch so süß und grün,
Sterne blüht Dein altes Mädchenkleid,
Frühlingswind schneit uns so julimüd —
O es war so schön oft — alle Leut
Sangen Deine kleinen Lieder mit.
Ach so bald bin wieder ich allein —
Schau, der Sommer sinkt wie Gras dahin,
Laß uns noch ein Stündlein glücklich sein,
Eh ich wieder arm und traurig bin . . .

* * *

IV

Wir sprachen, wie uns die Welt betrogen,
Wie sie uns elend und einsam gemacht.
Wir haben uns Beide was vorgelogen
Und uns besser und schlechter gedacht.
Daß wir selig ins Knie gesunken,
Ist natürlich, kleins Mädel, schau
Und daß wir nicht immer Wein getrunken,
Und der Himmel auch nit allweil blau,
Das haben ja alle Hände getragen.
Aber eh mein Herz drüber bricht,
Möcht ich Dir gern noch was Liebes sagen
Und ich pflück Dir die letzten Vergißmeinnicht.

* * *

V

Was sind mir die Blumen und Vöglein und Stern,
Die Winde mich traurig umwehn.
Ich bin mir so fremde und Allem so fern
Und die Welt wär so lieb und so schön.
Was hab ich getan? Warum bin ich nit blind?
Ach Gott, was verlangst Du von mir?
Ich bin ja ein Mensch bloß und spielendes Kind
Und möcht in den Himmel zu Dir.
Vielleicht blüht ein Blümlein auf meinem Grab,
Vielleicht singt ein Vöglein Ade,
Wenn ich Wurm keine Tränen und Seufzer mehr hab,
Nimmer müd vor den Sternen steh . . .

* * *

Digitized by Google

VI

Sommer durch die Lauben glüht,
Frühling zog vorbei —
Sing mir noch ein kleines Lied —
Kleines Lied vom Mai.
Wasser plätschern, trinken sacht
Meiner Armut Bild,
Einst ach hat die Frühlingsnacht
mich in Samt gehüllt.
Sommer durch die Lauben glüht,
Frühling zog vorbei . . .
Sing mir noch ein kleines Lied —
Kleines Lied vom Mai.

* * *

VII

Aus Liebe nur ward ich ein Narr,
Der Regen spielt im Dämmerlicht.
O armes Herze brich mir nicht.
Kam nicht viel Lust und Sonnenschein,
Warum mußt Du verschlossen sein?
Schon fällt das Laub — der Nebel singt,
Im Traum verweht mein Tag — verklingt —
Aus Liebe nur ward ich ein Narr.
Der Regen spielt. Wär mein Herz gesund,
Sternselig blüht die Trauerstund.
Bald rinnt der Sand zum letztenmal
Durch Rosenbusch und Mondenstrahl,
Ach müde Seele bist nicht bang.
Leis sing ich Dir den süßen Sang:
Aus Liebe nur wurd ich ein Narr,
All was ich suchte, was ich fand
Trug bittres Leid, schien gleißend Tand,
Der Regen spielt im Dämmerlicht,
Du armes Herze brich mir nicht.
Im Traum verweht mein Tag — verklingt —
Schon fällt das Laub — der Nebel singt
Aus Liebe nur —
aus Liebe nur —
ward ich ein Narr . . .

* * *

Digitized by Google

VIII

Was bist Du stolz von mir gegangen
Und läßt mich in der Nacht allein.
Du pflückst viel Unkraut aus den Wangen,
Mein schwarzes Fenster küßt der Wein.
Durch kühle Zimmer blüht der Sommer,
Dein Bild kost blauen Diwan tot.
Wie weißes Kätzlein spielt die Sonne,
Der Abend lacht mein Heimweh rot.
Du pflückst viel Astern aus den Wangen,
Die Menschen schreiten alle heim —
Was bist Du stolz von mir gegangen
Und läßt mich in der Nacht allein . . .

* * *

In ewiger Erinnerung an die tote
BELLA KLEIN

ALTER SPIELPLATZ

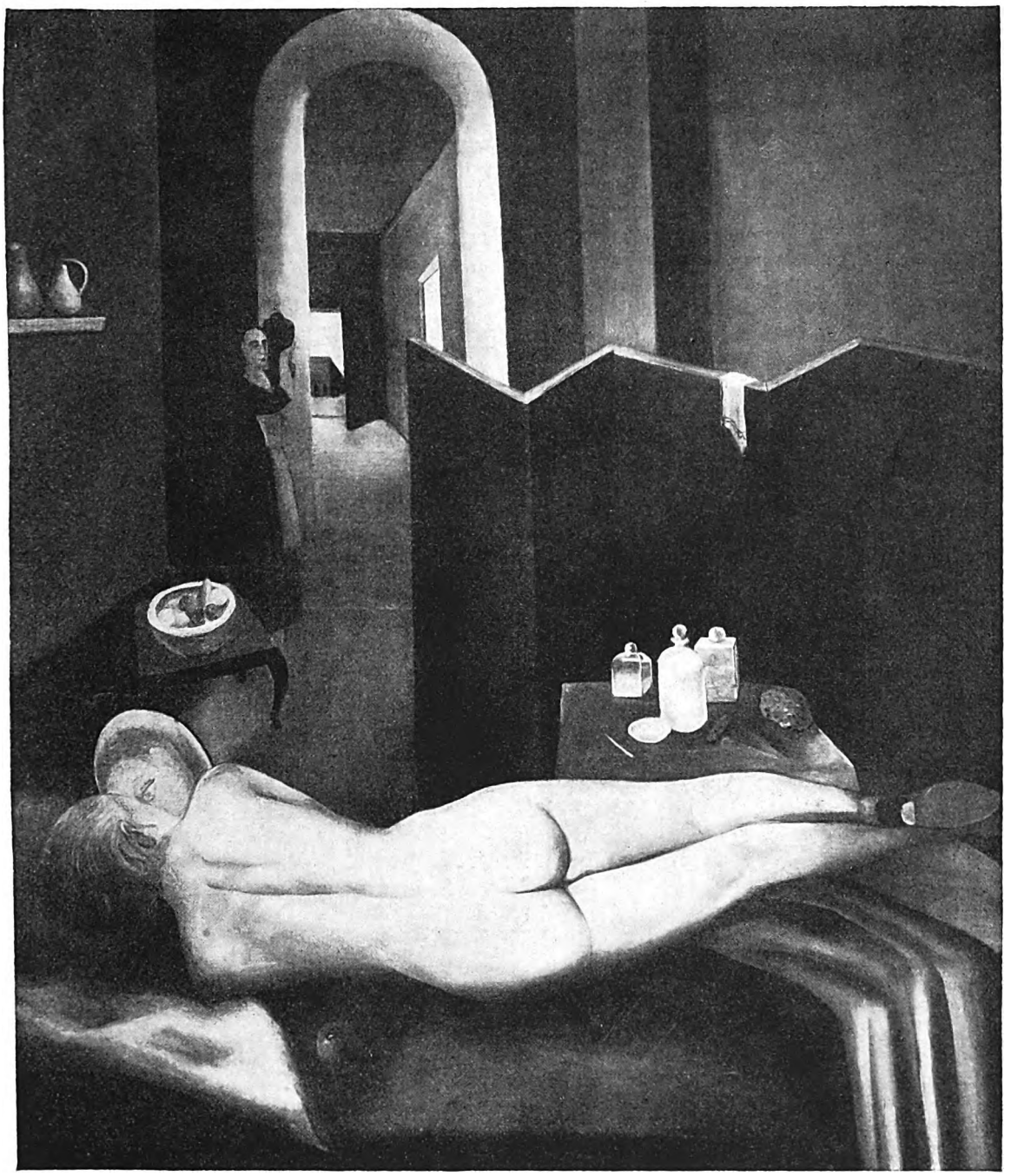
VON JACOB HARINGER

Kind, wir wollen uns wieder vertragen,
Es ist ja auch ohne uns genug Pech in der Welt —
Horch, wie süß unter den Linden die Amseln schlagen,
Und die Bürger sind alle mit Tratsch beschäftigt und Geld . . .
Der Abend sank, das Feuer brannte nieder — —
Des Sommers letzte Rose fiel aus deinem Haar,
Ach ja, das sind die letzten Lieder,
Dann stehn wir wieder müd und arm.
Und unser Wandeln endet einsam ach und winterkrank,
Die letzten Blumen küßt der erste Schnee . . .
Und wieder saß ich auf der kleinen Bank,
Wo du einst mein Abendbeten warst und goldnes Weh.
Nimm diese Schwere, Gott, von mir, schau drüben
Läßt eine Hochzeit du so schwärmerisch verrauschen —
Du Tor! willst dich ewig, ach in Bitternis und Wahnsinn üben
Und war doch Sommer einst mit Stern und Rosen, ach und letzter
Liebe Küssetauschen.

* * *

Digitized by Google

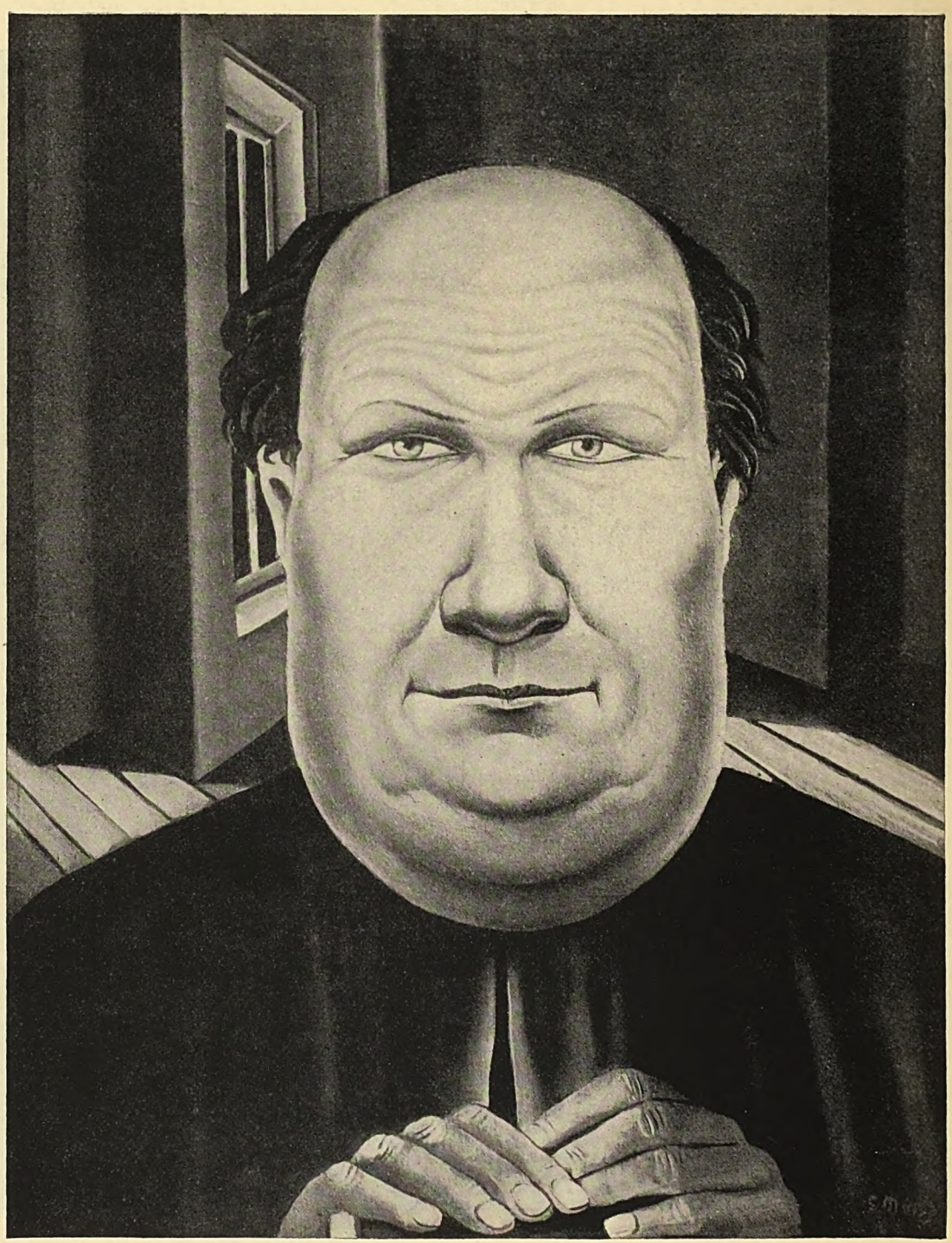
CARL MENSE



Weiß

Digitized by Google

CARL MENSE



Italienischer Kleriker

Digitized by Google

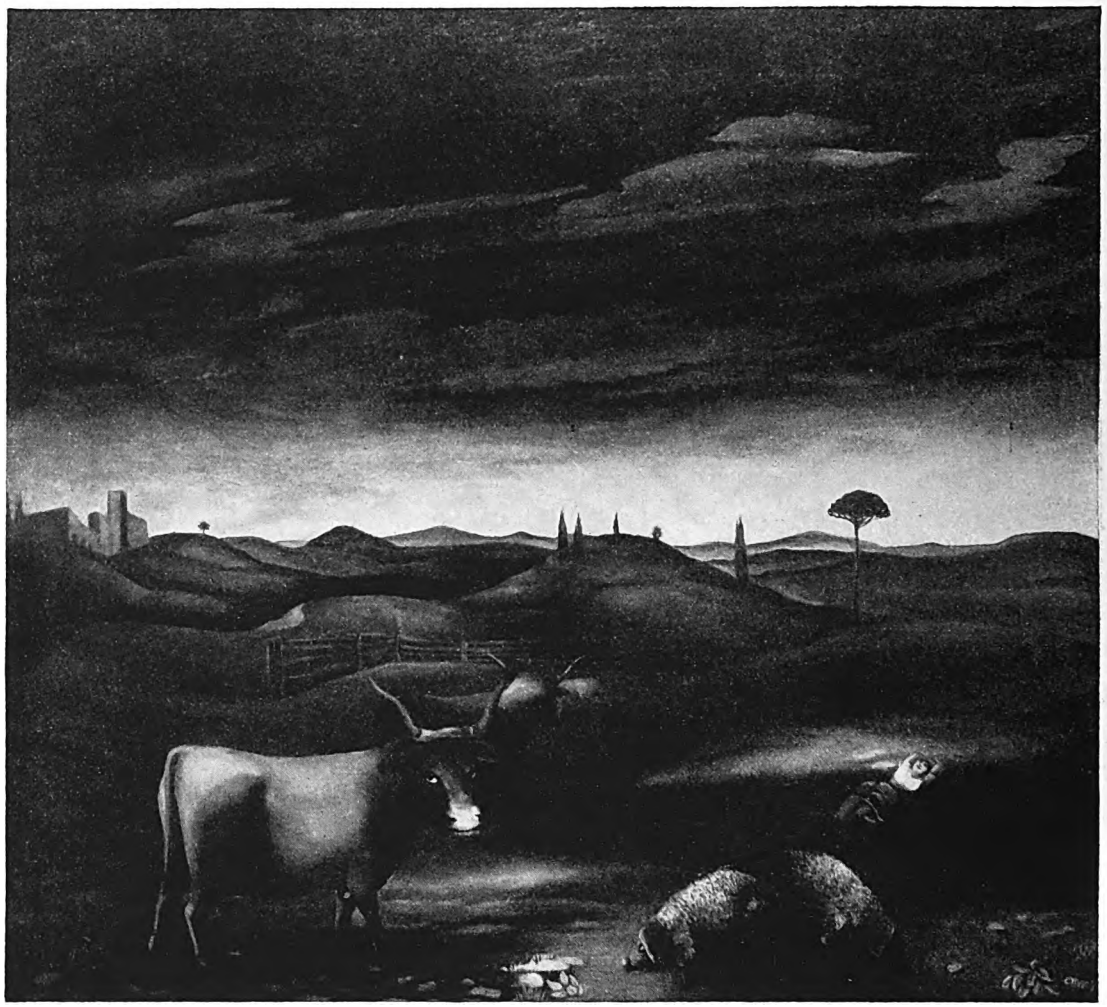
CARL MENSE: *Landschaft mit Hirtin (1922)*

CARL MENSE

VON FRANZ ROH

IN der Geschichte moderner deutscher Malerei hat Mense eine klar umrissene Stellung. Schon im Ausgange des 19. Jahrhunderts hatte eine Malerei mit Gegenstandsverminderung und starker Abstraktionskraft sich entwickelt. Zunächst auf französischem Boden, wo die späten Arbeiten Cézannes, van Goghs und Gauguins jene Atmosphäre schufen, aus der später, genährt von den germanischen Vorexpressionisten Hodler und Munch, der deutsche Expressionismus hervorgegangen war, wie er sich, um eine nord- und eine süddeutsche Gruppe zu nennen, in der 1902 gegründeten »Brücke« und der 1908 zusammengetretenen »Neuen Münchner Künstlervereinigung« zeigte. Gingen die französischen Ansätze aufs letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts zurück, so entfaltete sich der deutsche Frühexpressionismus im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts. Im zweiten Dezennium entwickelten sich dann, in radikaler Steigerung gegebener Grundsätze, einesteils Kubismus, aus dem Konstruktivismus hervorging, andrerseits Futurismus und Dadaismus. Allen war ein verwegenes Spiel mit der Gegenstandswelt gemein, die nur noch als Mittel zu verschiedensten Zwecken gebraucht wurde, womit nicht behauptet sein soll, daß jene Möglichkeiten ohne Ergebnisse geblieben wären.

Digitized by Google



CARL MENSE: *Süditalienische Landschaft (1924)*

Mit Beginn des dritten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts aber trat eine neue Gegenständlichkeit hervor, wieder getrennt in einen schärferen, norddeutschen Flügel ⟨Grosz, Dix⟩ und einen mit klassischerem Untertone, wie ihn die Münchner Gruppe zeigte. Vier Maler erbrachten in München um 1920 ein neues Bildsystem: Kanoldt, Mense, Schrimpf und Davringhausen. Zwischen Mense und Davringhausen bestand eine Zeitlang Wechselwirkung. Heute lebt nur Schrimpf noch in jener Stadt, die so viel Anreger ziehen ließ.

Mit den südlichen Genossen hat Mense unerbittliche Sachstrenge gemein, die hier die Selbstbestimmtheit aller Gegenstandswelt wieder in Erscheinung treten lassen will. Ferner die festigende Geometrie, die vom Expressionismus her wohltätig weiter lebt und wieder »wirkliche« Welt in ihr Gefüge aufnimmt. Vor allem aber eherne Gehaltenheit, mit der die Schönheit des Dynamischen, der die letzten Generationen so einseitig gefrönt hatten, durch überlegene Ausdruckskraft des Statischen ersetzt wird. Mit all dem war natürlich eine weltanschauliche Wendung gegeben.

Digitized by Google

CARL MENSE: *Albanergebirge (1924)*

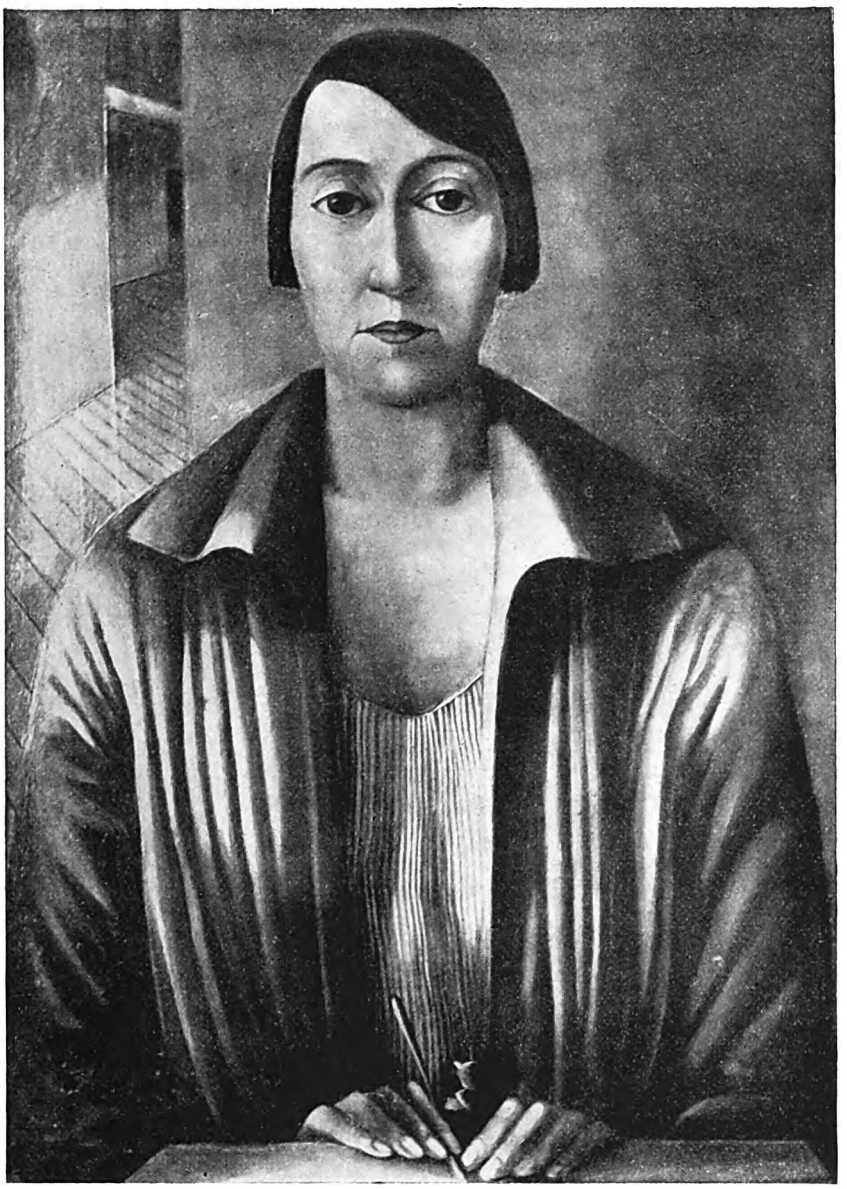
Aber Mense erstrebt einen Ausdruck, der sich auch deutlich von den Genossen abhebt. Er versucht, schärfste Durchzeichnung ‹in welcher Hinsicht man allgemein so lax geworden war› mit malerischer Sättigung, mit Tiefenglut, spezifischem Volltone der Ölfarbe zu verbinden, ähnlich wie Kanoldt dies erstrebt. Während dieser aber in bewußter Askese fast immer beim Stilleben und der menschenleeren Landschaft blieb, ‹der Mensch ist vorläufig aus seinem Schaffen wie verbannt›, fördert Mense bald reine Landschaftsmalerei, bald Stilleben, bald Bildnis, bald Aktdarstellung. Alles mit dunklem Feuer hinter scheinbarer Gelassenheit der Dinge. Mense ist wohl inhaltlich der erfinderischeste dieser Gruppe. Bald liegen die Objekte in unheimlicher Starre, bald regen sich vulkanische Leidenschaften. Bald leuchten Bilder in ungedämpfter Kraft ‹»Stilleben«, das in der Abbildung dumpfer als in Wirklichkeit klingt›, bald legt sich abendliches Dunkeln lastend ins Gelände, wo nur von der Ferne und vom Horizonte her Leuchtkraft hellen Himmels strahlt. Überhaupt ruht Menses beste Kraft in Dunkelglut der Abendschwere, in der bedeutendsten Stunde aller Tagesläufe: wo Tag und Nacht in stummem Ringen mit einander liegen. An diesem Problem müßte Mense unaufhaltsam schaffen. An jener Stunde ‹von der so wenig Maler ahnen›, wo die Winde sich legen, alles kristallisch wird, gläsern, durchsichtig, aber noch eben alle Eigenfarben der Objekte

Digitized by Google

CARL MENSE: *Stilleben*

ungebrochen dauern, wo die Ferne so scharf als die Nähe wird. Wo schon Dämmer aus vereinsamter Erde quillt, aber der Himmel noch reinstes Grünblau ausspannt, wenngleich schon durchstellt mit winzigen Sternen letzter Entfernung. Wenn nun noch der Mensch, platt hingestreckt am Nachtboden, daliegt, einsames Vieh in Blöcken, fragend in die Weite sieht, dann strömt etwas von dunkler Abendklage durch die Bilder, vom unentrinnbaren Beieinander des Lichtes und der Finsternis, des Todes und des Lebens (»Südital. Landschaft«). Nicht anders, wenn die Hirtin, wie unterm Mondlicht hin, an erstarrendem Geäst vorbei die Herde treibt, alles wie aus Eis im Lichte steht, die einsamen Geschöpfe in den unendlichen Wellenschlag des Landes zielen (»Albanergebirge«). Überhaupt

Digitized by Google



CARL MENSE: *Porträt (1925)*

entwickeln diese Landschaften ein starkes Gefühl der Erstreckung, der schweigenden Kraft der hingelagerten Tragfläche unserer Erde. Manchmal freilich bleiben sie im dekorativen Schema stecken.

Originalität liegt aber im oft abgebildeten »Doppelbildnis«, wo, in äußerster Deutlichkeit, die beiden Menschen am Bildrand vorne hingeschichtet sind, während hinter jedem streng für sich durchgeformten Individuum je ein isolierender Raumschacht bleibt, als seien sie aus zwei konvergierenden Geleisen ihres Lebens aneinander gekommen. ‹Vergl. die beiden Türen und die Bodenführung.› Auch der »Italienische Kleriker« ist von schneidender Klarheit der Bildidee: ein riesenkürbisartiger, fluß-

Digitized by Google

CARL MENSE: *Flußlandschaft, Lithographie*

pferdhafter Schädel, auf einfachen Körpersockel gestellt, streng frontal und äußerst nah ins Bild getürmt, knapp umfangen von kleinem Raum mit künstlichem Schimmer des Bodens, während im Fenster die Nachtflächen dunkeln. Das Bild in sehr geschlossenem Farbakkord, um stahlblaue, schwarze und andre nächtliche Töne gruppiert.

Schließlich das »Weib« im kellerkahlen Raume. Ein rechtes Gleichnis wieder jener dämonischen Lebensstimmung: Leuchtendes Fleisch, verführerisch uns nahgehalten, und doch überwölbt von unerbittlicher Kahlheit des Gemäuers. Ein Wandschirm von rechts sägenartig in den Hohlraum hineinschneidend. Nirgends Antwort jenem Leben: Das Spiegelbild erstarrt zur Maske, die Dienerin im Mittelgrunde ‹in jähem Verkürzungssprunge klein genommen› wie ein abgestelltes Gefäß. Der große Rückenakt vereinfacht modelliert, liegt gestreckt wie eine entpellte Banane, als hätte man von einer Riesenfrucht die Schale weggezogen. Hinter diesem groß gewölbten, langen schimmernden Fruchtkern, der äußerste Nähe setzt, treibt dann ein kahler Schacht in die Bildtiefe, wo es bis ins Freie des offenen Himmels geht. Trotz allem nichts auseinanderfallend, da der naturnahe Frauenleib durch Unterdrückung der Arme, Füße und anderer Kleinform keilartig dem geometrischen Bildsystem verhaftet bleibt. Unten rechts die Stoffmassen ehern, wie ein Röhrensystem. Dabei der einheitlich gedämpfte Raum mit kurzen Flächen klarer Farbigkeit durchsetzt: Leuchtkraft der wenigen Geräte und metallischer Schimmer des Aktes selber.

Carl Mense, 1889 in Rheine i. W. geboren, wuchs in Köln a. Rh. auf, besuchte einige Jahre die Düsseldorfer Akademie, lernte bei Lovis Corinth. Ein jahrelang. Aufenthalt in Italien schloß sich an. Rußland brachte ihm starke Kriegseindrücke. Die letzten Jahre lebte er in Rom und Süditalien. Im Herbst 1925 wurde er an die Breslauer Kunstakademie berufen.

Digitized by Google

EVA

EINE ERZÄHLUNG VON WILHELM MERIDIES

UNWEIT jenes Felsenblocks im Riesengebirge, den die Gebirgler seit Jahrhunderten nicht anders als die »Abendburg« nennen, sickert klares Wasser aus moosigem Gestein und bildet ein Rinnsal, das sich durch Geröll und Knieholz zunächst unscheinbar fortwindet.

Ginge ein Wanderer diesem beharrlich nach, so fände er sich, keine fünf Steinwurfweiten vom Ursprung des Wässerleins, unvermittelt an einer steilen Felswand, an der hinunter es sich als ein dünner Faden zu verlieren scheint, seines kaum begonnenen Lebenslaufes schon wieder überdrüssig.

Just an dieser Stelle war es, daß gegen Abend eines warmen Maitages d. J. 1636 ein verwahrloster, barhäuptiger, verzweifelt blickender Mann, unbestimmbaren Alters ob seinem unverschorenen Kopf- und Barthaar, armebreitend über das Gestein herabgetaumelt kam und als ein Lebensmüder oder zu Tode Gehetzter zum Sprung in die Tiefe vor sich ansetzte. Doch die Schicksalsmacht über ihm hatte sich eines Anderen besonnen und ließ ihn über dem Rinnsal zu seinen Füßen ausgleiten und zu Fall kommen, noch ehe er den Rand des Abgrunds hatte erreichen können.

Bäuchlings und ein wenig betäubt von dem Fall mochte der Mann eine Minute oder zwei so dagelegen haben, als ihm wohl zum Bewußtsein kam, wie hier der tragische Held urplötzlich zur lächerlichen, mindestens aber tragikomischen Figur sich gewandelt hatte und er laut über sein Mißgeschick zu lachen anhob. Ob dieses Lachen aus einem für Humor noch immer empfänglichen Herzen kam, oder aus blutiger Ironie sich gebar, ließ sich aus dem in zehnfacher Stärke widerhallenden Echo nicht heraushören. Der Mann indes, sichtlich erschrocken über die Wirkung seines Lachens, blickte verstört lange Zeit hinter sich und schien völlig vergessen zu haben, daß ihn ja eben noch der Sprung in den Abgrund Rettung vor seinen Verfolgern gedünkt hatte.

Da nach geraumer Zeit sich weiter nichts hören ließ, als das Zwiegespräch zweier Käuzlein in der Tiefe unter ihm, in die er, wie er da lag, grade noch eben hinabschauen konnte, wurde er ruhiger und, sich aufraffend, begann er, an dem Felsen nach einer Abstiegsmöglichkeit zu suchen.

Nicht lange und er kletterte gewandt, wie es nur ein Bergmensch an dieser Wand zuwege bringen konnte, jeden kleinsten Vorsprung nützend, hinab. Nahezu zwei Kirchturmhöhen mochte er so hinter sich gelassen haben, als er dicht unter sich die Spitze einer Tanne erblickte und wußte, daß sein Abstieg glücklich zu Ende ging.

Abspringend gewahrte er mit Erstaunen, daß er auf einer kreisförmigen, fast ebenen Felsenplattform gelandet war, die nur einen schmalen, kaum mannsbreiten Spalt als Ausgang zeigte und sonst rings von einer natürlichen Felsenmauer umgeben war.

Schon wollte der Flüchtling mit einer Gebärde der Befreiung sich nicht nur für eine Nacht hier

Digitized by Google

geborgen dünken, als sein Blick auf eine Art Holzkübel dicht an der Felswand fiel, aus dem durch eine hohle Rindenleitung, die den Kübel mit einem nahen Felsritz verband, Wasser lief. Es war offenbar, daß Menschenhand das die Felswand heruntersickernde Wässerlein so aufgefangen und von außen unauffällig durch das Gestein weitergeleitet haben mußte.

Hastig untersuchte der wieder scheu Gewordene seine eben gewonnene Zufluchtsstätte, als er aus einer Höhlung in der Felswand, an die er sich eben herangetastet hatte, eine Männerstimme rufen hörte: »Wer da auch sein mag, er soll mir willkommen sein!«

Mit einem: »Im Namen Gottes« wurde der Satz beschlossen und auch schon der gebückt aus seinem Schlupfwinkel hervortretende Sprecher sichtbar, ein schlanker, großer Jüngling von etwa zwanzig Jahren, nur mit einem kurzhosigen Beinkleid, Sandalen und einem grünen, langärmligen Wollhemd bekleidet und — wie schön! dachte der flüchtige Eindringling — mit einem bis zu den Schultern reichenden blonden Lockenschmuck. Es wäre nur natürlich gewesen, wenn der Jüngere sich über das verwilderte Äußere seines Gegenüber erschrocken hätte, aber die Zeitläufe waren nun einmal, solange er sich erinnern konnte, so außer Recht und Gesetz, so voller Mord und Totschlag, daß er sich sofort einem Leidgetroffenen nicht einem Leidbringer gegenüber wußte und also reichte er dem Eingedrungenen freundlich die Hand und sagte: »Noch einmal: Willkommen, wer Ihr auch seid! Seid Ihr flüchtig, biete ich Euch Zuflucht. Seid Ihr krank, will ich Euch pflegen. Wollt Ihr weiter, geleite ich Euch.«

So offen trat mit Wort und Blick des diesen Willkomm Entbietenden ein grader Charakter zutage, daß sich der absonderliche Höhlenbesucher ungewollt und doch wie Hilfe erflehend schon halb seiner Leidenseinsamkeit begab, als er seinen Handschlag in die seltsam kleine schmale Jünglingsrechte tat und dabei sagte: »Flüchtig bin ich vor den Menschen, flüchtig vor mir selbst und, — damit Ihr auch dieses wißt, Ihr junger Samariter, — auch flüchtig vor Jenem, dessen Namen Ihr mir zum Eingang entgegenrieft. Wollt Ihr mich darum nun nicht mehr bei Euch rasten heißen, junger Freund, so verschlägt es nichts. Ich bin das gewohnt. Verstattet mir nur einen Trunk aus diesem Wasserkübel dort, denn mein Weg war der einer Sauhatz, die vom Morgen bis zum Abend dauert. Nur war ich freilich nicht unter den Treibern.«

»Es ist besser, daß Ihr über Euch selber spottet, als über Gott. Ihr müßt bleiben. Es ist schon bald Nacht und in meinem Felsen ist Raum für zwei und mehr«.

Der blonde Hirtenjunge, der er, wenn auch ein wenig zu schmächtig für einen aus den Bergen gebürtigen, dem Älteren nun doch zu sein schien, bereitete, nachdem er diese spärlichen Worte zögernd und doch selbstbewußt hervorgebracht, ganz nach Hirtenart aus seinen Vorräten in der Felsenkammer ein einfaches Mahl auf dem Kübel, der durch einen Holzdeckel eine Tischplatte erhielt. Selbst eine roh aus Ästen gefügte Bank ward aus dem Felseninnern hervorgeholt. Wortlos wurde das Mahl verzehrt, wortlos verrichtete der Gastgeber zuvor und nachher ein kurzes

Digitized by Google

Gebet, jedoch, ohne das übliche Kreuz zu schlagen, mit lutherisch gefalteten Händen, wogegen sein Gast heißhungrig nichts dergleichen für nötig zu halten schien.

Nur als der Jüngere ihm bald nachher ein Lager aus Stroh und Moos neben dem seinen in der fast mannshohen und wohl bauernstubentiefen Höhle geschichtet hatte und jeder in Gedanken an den andern noch wach lag, warf der mit Gott zerfallene solche Satzbrocken hin, wie: »Kreuze stehen an Berggründen, und fallen doch immer wieder Fromme und Unfromme hinunter.« Oder: »Habe schon kreuzbrave Leute an einer Gräte ersticken sehen.« Und schließlich mußte der Blonde gar leise lachen, als er neben sich hörte: »Es sollen selbst Nachtwächter schon bei Tage gestorben sein.«

Aber daß Uneinigkeit mit Gott nicht weiter zum Spott erniedrigt würde, fiel er ein: »Freilich, freilich. Man kann aber auch das Gegenteil damit erhärten. Es ist schon mancher Gottlose wieder demütig worden. War mein Vater so einer. — Doch Ihr wißt das ja nicht.«

An diesem Abend blieb noch alles ungesagt.

Tagsüber dann verhielt der ermattete Aeltere sich auf seinem Lager, unterweilen der ihm Obdach geboten hatte im Freien streifte und in der Dämmerung mit Pilzen und gar einem Huhn, das sich von seinem Bauerngehöft zu weit entfernt hatte, zurückkam.

Das Gebet des Gastgebers beim Abendessen zeigte den beiden wieder die Verschiedenheit ihres Seins und damit wuchs ihnen natürlich der Wunsch auf, erfahren zu können, welche Lebenskräfte und Begebnisse jeden bis hierher und sie so zusammengeführt hatten.

Es ergab sich aus dem Gespräch, das diesmal nicht lange brauchte, um in Fluß zu kommen, die Bereitwilligkeit des Aelteren seine letzten Geschicke zu erzählen. Doch er sprach dann nicht so offen, wie es sich der andere erhofft hatte, nicht, daß er Unwahres herausgespürt hätte, aber der Erzähler verschwieg irgendein Geschehnis von Belang, das ihn in der Seele getroffen haben mußte, so daß die letzte Erklärung für die Gewissensunruhe des Sprechers ausblieb.

Die Erzählung des Mönchs

»Wir waren unsrer drei, die auf dem Markt unten in Hirschberg als »nichtsnutzige Bettelmönche« von einem Trupp Wallenstein'scher Reiter aufgegriffen wurden, als wir grade, um den halben Erlös unserer Tageseinnahme in einem Trunk gut anzulegen, auf den Stufen zu Mander's Schenke, — gegenüber dem hl. Nepomuk, wenn Ihr Euch in Hirschberg auskennt, — über der Münze zählten. Das sind jetzt wohl acht Tage. Es war kurz vor dem Dunkelwerden und wir sollten noch am selbigen Abend wieder ins Kloster hinauf.

Ich für meinen Teil, müßt Ihr wissen, lebte damals schon lange in dem Gedanken, dem Kuttenleben ein Ende zu machen. Schon lange, — ja. Ich hatte es einfach satt, dieses Leben aus Betteln und Beten. Und wenn ich nicht öfter als die andern Patres im Außendienst der Brüderschaft verwandt worden wäre, wohl weil ich als aus dem Hirschberger Tal gebürtiger Holzfällerssohn

Digitized by Google

die Gegend gut und die Menschen noch besser kannte, — ich hätte mein Vorhaben, dem Kloster-leben Valet zu sagen, schon früher ausgeführt. An jenem Tage hatte man mir zwei Laienbrüder mitgegeben, von denen der eine ein unangenehmer Frömmler war, dessen Fanatismus so weit ging, daß er, — ich muß Euch das im vorhinein bedeuten, weil es für die Folge dann und für mein Geschick wichtig wurde, — daß er nichts Nacktes, kein barfüßiges Mädel, kein ausgeschnit-tenes Mieder bei den Weibern sehen konnte, ohne in eine laute Zornrede zu verfallen und die Gescholtene gar, wenn sie nicht sofort dieser Unkeuschheit abhalf, zu züchtigen sich vermaß.

Die Wallensteiner also griffen uns drei damals vor der Schenke, noch gleichsam vom Sattel herunter, ehe wir uns flüchten konnten. Rohes Pack das, nichts als Schinderknechte. Ihr kennt sie ja wohl auch selbst oder vom Hörensagen.

Der schon reichlich nach Fusel duftende Führer des Beritts war mir, wie ich bald merkte, von früher her bekannt. Ein schlechter Geselle, auch aus meinem Dorf gebürtig. Einmal bin ich ihm dort, — es ist schon ein paar Jahre seitdem und ich war noch gar nicht unter der Kutte, — übel der Quere gekommen, als er einem hübschen, halbwüchsigen Mädel, einer Verwandten von mir, Gewalt antun wollte. Aber ich bin ihm mit dem Schürhaken dazwischen gefahren, daß ihm Hören und Sehen verging. Jetzt trägt der Wüstling ein handgroßes Mal davon im Gesicht, daß ihn sein Lebtag wurmen möchte und daran ich ihn gleich erkannte.

Zum Glück schien er mich unter der Kutte nicht wiederzuerkennen, sonst hätte er mich und die beiden Anderen noch weit ärger mit Püffen und Knüffen von seiner Bande traktieren lassen, als es uns so schon geschah. Wie zur Belustigung wurden wir mit in die Schenkstube herunter-geschleppt, wo sogleich ein wüstes Zechen und Gejohle seinen Anfang nahm, bei dem wir zum Gaudium der sieben Kerle anscheinend nur das Zusehen haben sollten.

Erst schlürfte die alte Mandern mühsam mit Geschirr und Getränk zwischen den Sieben ab und zu. Doch als sie dann auch uns Brüder bedenken wollte, verwehrten es ihr diese Kerls so angriffswütigen Benehmens, daß sie seufzend ihre Bemühungen um uns aufgab.

Seit die alte Mandern Witwe war und mit der Gicht in ihren Knochen von früh bis Abend herumschaffern mußte, hatte sie mir jedesmal leid getan, wenn ich in ihre heimelige Kellerschenke kam. Und so hatte ich ihr meine Verwandte aus der Heimat zur Magd aufgeredet. Kam aber halt mal wieder Kriegsvolk daher, und leider geschah das letzthin immer öfter, dann bediente sie es, so gut sie konnte allein, denn Eva, — das Mädel aus meinem Dorfe, — ließ sie dann nicht unter die Soldateska. Wie recht sie gehabt hatte! An diesem Abend wurde es aber doch zu-viel für die gute Alte, und als es nach einiger Zeit galt, neuen Stoff aus dem Keller heraufzuholen, rief sie in dem Flur heraußen laut nach dem Mädchen, daß sie abfüllen gehen solle.

»Ein Weib!« »Eine junge Dirn!,« »Eva heißt sie,« »her mit ihr!« ruft erst einer, bald der ganze Rohlingschor, und wie die Mandern dann, schon ängstlich geworden, vor der Tür Eva ihre

Digitized by Google

Last annehmen will, springt der Berittführer, dieser Lümmel mit dem Mal von mir, dazu, greift das arme zierliche Ding und wirft es, das sich nicht wehren kann, mit einem Schwung wie einen Ball mitten auf den großen Zechtisch, daß Krüge und Becher tanzen und einige zur Erde fallen.

Die alte Mandern hatte gerade noch, so schnell die Gicht sie laufen ließ, zur Eingangspforte der Schenke eilen und zwei-dreimal hinauskreischen können: »Er tut ihr was an!« »Leute, Leute, er tut Ihr was an!« als eines Wallensteiners Handgriff sie mundtot machte. Die Pforte wurde verriegelt, die Alte in den Weinkeller gesperrt. Ihre Schreie waren umsonst in die Nacht verhallt und verloren sich wohl schon auf den Kellerstufen, denn draußen blieb alles ruhig.

Uns drei Mönche hatte man bis jetzt auf unsrer Bank so ziemlich in Frieden gelassen und auch jetzt hätte man es wohl noch getan, wäre nicht dieser fanatische Bruder Bertolt dazugesprungen, — und ich muß sagen, daß ich zuerst darüber ganz froh war, weil mir für Eva schon gleich Unheil ahnte, — und hätte mit Geschrei sich Gehör für eine überstürzte Rede verschafft, aus der man freilich nicht entnehmen konnte, war sie gegen die Wallensteiner wegen ihrer Rohheit oder gegen das arme Mädel wegen seiner dürftigen Bekleidung gerichtet. Es mochte wohl schon für die Nacht gerichtet gewesen sein, als die Mandern es gerufen hatte.

Kaum hatte die umnebelte Bande ungefähr begriffen, was und weshalb Bruder Bertolt auf Eva einredete, die angstzitternd sich vom Tisch heruntermühte, als das schlimme Spiel begann, vor dem mir noch jetzt in der Erinnerung so graust, daß ich nicht weiß, ob ich es Euch werde erzählen können.

»Haha, sieh' einer den keuschen Joseph, den blöden Mucker! als ob er kein Mann wäre!« gröhlte der Anführer, »wir wollen doch mal sehen, ob ihn nicht doch der Hafer sticht, wenn er erst mehr zu sehen bekommt.« »Runter mit den Kleiderfetzen, du kleines, hübsches Dirnchen, aber schnell, daß den frommen Brüdern angst und bange wird,« brüllte der gemeine Mensch und ein Dutzend frecher Hände rissen Eva, die sich kaum versah' was ihr geschah und wie sie sich wehren sollte, die wenigen Kleider vom Leibe, so daß sie mit einem Male schamübergossen, völlig nackt zwischen der rohen Horde stand und bitterlich zu weinen anfing.

Mir kochte das Blut jetzt so in den Adern, daß ich wie von Sinnen schrie: »Denk an das Schüreisen, du Lump, du Hund dreckiger, und mach' ein Ende oder ich schlag dir noch ein zweites Mal in deine Fratze!« Verfärbt starrte mich der Gezeichnete erst für einen Augenblick verständnislos an, dann hatte er mich erkannt. Und derweil seine Gesellen, die Fleisch gerochen hatten, schon wieder Eva lüstern umdrängten und umtasteten, sah ich, wie seine Wut ihm irgendeine Gemeinheit eingab und sein Gesicht gedankenschnell überhuschte.

Den beiden Brüdern, die Miene machten, mich zu schützen, wurden die Hände gebunden und ihnen das Schauspiel mitanzusehen auferlegt, in dem mir die furchtbarste Rolle zufiel.

Ihr wißt ja nicht, junger Freund, könnt nicht wissen, was hier noch Schlimmeres vorging, als ich Euch jetzt zu sagen versuche. Gott muß auch Teufel sein, konnte er solches zulassen.

Digitized by Google

Kurz und gut, ich war in der Hand dieses Menschen. Eva wurde von der aufgegeilten Horde wie sie war auf seinen Befehl auf dem Erdboden ausgestreckt und festgehalten, und mir mit dürren, schweinischen Worten bedeutet, daß ich zu wählen habe zwischen Aufgehängtwerden und Leben um den Preis der Unschuld dieses Mädchens.

Und dieser Unmensch wußte genau, was er mir damit abforderte, wenn Ihr es auch nicht zu wissen imstande seid. Nicht das Verbrechen der Vergewaltigung allein wurde hier erzwungen, oh, viel mehr, Grauenvolleres noch . . .

Schäumend vor Erregung erklärte ich, daß ich mich nie zu dem, was man mir hier abfordere, hergeben würde. Ich wußte, daß ich mir damit das Todesurteil sprach. Aber damit hatte dieser Teufel in Menschgestalt wohl gerechnet und höhnisch auflachend warf er sich wie ein wildes Tier brünstig über Eva.

Sind solche Qualen überhaupt noch einmal auszudenken?

»Ich will es tun!« keuchte ich da verzweifelt und versuchte den Fusel- und Gierberauschten an dem Verbrechen zu hindern.

Den anderen Wallensteinern schien das Schauspiel, wenn es eine Mönchsrolle aufwiese, mehr zu versprechen und so zwangen sie den Wutschnaubenden, von seinem Opfer abzulassen.

Von mir nun laßt mich schweigen . . . Genug ich tat das Grausige. Ich schwör's Euch, nicht darum, daß ich leben bliebe, nicht um mich, — um Eva tat ich's, daß sie nicht doch noch von diesem Tier und den anderen Wüstlingen allen geschändet würde.

Wenn ich es tat, war's freilich auch ein Verbrechen, ein furchtbareres sogar noch, — glaubt nicht etwa, daß ich es darum furchtbarer empfinde, weil ich Priester war und mein Gelübde zerriß, — es ist etwas Anderes . . . Aber ich habe heiße Sinne und ich liebe Eva, seit ich sie in meiner Heimat wiederfand, nach Wanderjahren, herangewachsen und als das schönste junge Weib, das ich bis dahin kannte. Wie ich sie liebe! Und sie darf und kann es doch nicht wissen! Nun erst recht nicht! Sinne sind schlimmer als höllisch Gold, glaubt mir. Seit jener Nacht, da unten in der Schenke, bin ich ihnen, ich weiß es, rettungslos verfallen, wenn ich kein gewaltsam Ende mache.

Aber verzeiht, ich schweifte schon wieder ab, hört nicht darauf!

Das grause Spiel fand sein Ende und sogar bald, denn die Horde erlag, leider zu spät, dem Rausch und einem Schlafmittel, das ich, während des Tumults mit den beiden sich zur Wehr setzenden Brüdern, in den großen Krug schütten konnte, aus dem sie zuletzt, schon taumelnd vor Trunkenheit, nacheinander tranken.

So gelang es mir denn, die alte Mandern zu befreien und ihr Eva, die noch immer fassungslos wimmerte, zu übergeben. Ihre wortlose Hilfe half uns dann weiter, mir in dieser Gemsjägertracht.

Nach ein paar Stunden wollte sie dann auch die beiden Brüder freiknüpfen, damit sie uns nicht hinderlich würden, und ihnen wahrheitsgemäß berichten, daß ich aus Entsetzen über das Geschehen der Nacht mit Eva in die Wälder geflohen sei.

Digitized by Google

Wir gelangten auch ungefährdet bis in unser Heimatsdorf, wo sich Eva unter einer Ausrede bei Verwandten bergen konnte. Sie einigermaßen zu beruhigen gelang mir bald auf dem Weg, denn sie hat mich von Kind auf gern und möchte wohl auch mein Weib bleiben wollen, ja sie frohlockt, daß ich nun dem Klosterleben nicht nur ein Ende machen will, sondern muß.

Am liebsten wäre sie gleich mit mir ins Gebirge gewandert, ohne nach meinem Weg zu fragen. Ja, auch ihr Blut ist wohl jetzt erwacht und fordert. Nur daß es mich fordert, darf nicht sein. Ich weiß, daß ich Eva nicht zu mir holen, nicht an mich ketten darf, — und doch drängt mein Blut mich zu ihr seit jenem Geschehen so stark, daß ich mir keinen Rat mehr weiß. Ehe ich diese Felswand hier herunterkletterte und Euer Versteck ausfand, war ich schon entschlossen, mich in den Abgrund zu stürzen. Nur ein lächerlicher, guter oder böser Zufall hinderte mich daran. Nun soll es doch vielleicht ungeschehen bleiben. Ich will sehen, wer mein Leben, aller Menschen Leben, am Zügel hält, Gott oder sein Dämon! oder ob es nur Dämonen gibt. Dann will ich selber Dämon spielen!«

Schweigen lastete plötzlich zwischen den Männern. Dumpf fühlten sie beide etwas wie Schicksalshauch aus den letzten Sätzen aufsteigen, der sie irgendwo und irgendwann einmal gemeinsam anrühren würde. Und sie suchten still, mit ihrer eigenen Seele Zwiesprache haltend, ihr Lager auf, keiner fand noch ein Wort über diese Erzählung hinaus.

Der junge Beichtiger war bis zu tiefstem Mitleid erschüttert worden über die selbst für eine in allen Angeln bebende Zeit unerhörte Überstürzung der Ereignisse, die sich hier auftat. Denn er fühlte, daß hier einer um die Befreiung seiner Seele von umklammerndem Geschehen rang. Dann aber warf ihn dieses in sich selbst zerhetzte Bekenntnis des im Gewissen Belasteten in tagelanges, dunkel lastendes Grübeln, dem endlich der Entschluß entreifte, dem Mönch seine eigene Herkunft und sein Erleiden zu enthüllen, rückhaltlos, in der Hoffnung, so Gleiches nicht mit Gleichem vergeltend, das letzte Mißtrauen und Verschweigen des Anderen zu überwinden. Denn nur Mißtrauen konnte die Ursache des Verschweigens sein. Daß Reinheit Scham erzeugt, wo sonst gar Preisgabe des Körpers oder der Seele sich brüstet und hier das letzte Bekennen eines sich unrein Fühlenden hemmte, — dies wäre als Erklärung dem großen Kind, dem solches Geschehen enthüllt wurde, an jenem Tage noch nicht eingegangen. Wußte er doch deutlich nur, daß Eva über das Erlebnis der erzwungenen Entblößung ihres Körpers hinaus als Weib etwas geschehen sein mußte, wodurch die Schamlosigkeit und Roheit der Soldateska zum Verbrechen geworden war. Wenn er auch geneigt war anzunehmen, daß der Mönch dann zu tun gezwungen worden war, was er, Adolf, der noch kein Weib als Weib berührt hatte, als das Mysterium der Geschlechtervereinigung noch immer nur als Ahnen im Blut trug, so konnte er doch nicht glauben, daß der für ihn noch völlig vom Geheimnis der Liebe umwitterte Akt in diesem Fall nur deshalb zu einem verbrecherischen für den Mönch geworden war, weil Gewalt und Zwang der Umstände ihn herbeigeführt hatten. Zu welch' anderem Ende denn, hatte sich der Mönch dazu überwunden, als

Digitized by Google

zur Verhütung größeren Unheils für das Mädchen? Lange Jahre hatte es sich Adolf nicht einfallen lassen, den ihm von Kind auf soundsooft vor Augen gekommenen Begattungsakt zwischen Tier und Tier anders als eben etwas rein Tierisches hinzunehmen und zu werten. Denn er war eine jener seltenen, scheinbar glücklichen Naturen, die eher anfangen, über die Schöpfung der Welt, überhaupt aus dem Göttlichen, aus dem Geiste, also über das Außerweltliche zu grübeln, über Gott und Gläubigsein, als über das Irdische, an dem sie gleichsam vorbeileben, diese Naturen, bis eines Tags es sie plötzlich und elementar überwältigt, daß sie doch zunächst durchblutete Menschen sind, und daß alles andere, Überirdische, wenn überhaupt, so einem fernen, zweiten Leben nach dem Tode vorbehalten bleiben müsse. Aber selbst dann noch lebte in ihm, als er, von manchem aufgefangenen derben Spaß Erwachsener belehrt, ahnte, daß zwischen Mensch und Tier, in diesem Akt der Zeugung wie auch in dem des Gebärens kein Unterschied bestehe, nur ein gläubiges, naives Jungensgemüt, dem sich das Leben zunächst aus dem göttlichen Gesetz und den einfachsten damit gegebenen Gegensätzen wie Gut und Böse, Recht und Unrecht, Liebe und Haß, Freud und Leid mit Leben füllte. Doch schon war in ihm eine Sehnsucht nach Schönheit, eine Sehnsucht aber auch nach menschlicher Wärme, eine stetige Hingabe an alle Erscheinungsformen der Natur in ihrem Werden und Vergehen, daß aus solchem Fühlen sich einmal das Bewußtwerden und dann das Wissen und wissende Erleben der Menschwerdung gebären mußte, innerhalb der Bindungen seines Wesens, also aus dem seelischen Erlebnis seiner Männlichkeit, der Liebe zu einer Frau.

Bei seinem Nachsinnen in den nächsten Tagen über Inhalt und Sinn der Erzählung des Mönchs kam ihm in einem gewissen Augenblick zum Bewußtsein, daß ihm bei der Schilderung der schamlosen Szene mit Eva eine ihm selbst sonst unbekannte Art von Scham das Blut erregt hatte. Nicht das Rotwerden war es gewesen, das er bei einer Notlüge stets unterdrücken mußte, auch nicht die Schamröte des Zorns über eine Beleidigung oder körperliche Demütigung, — ein ganz sonderliches, ja ein immer noch nachwirkendes Schämen lag hier vor, denn — mit einem Erschauern fühlte er es jetzt, — und er sprang aus seiner Mittagsruhe zwischen Moos und Farngekräut, ihm zu entrinnen, — dieses Schämen erregte sein Geschlecht. Noch nie hatte er es so deutlich als vorhanden gespürt und das besonders Beunruhigende daran schien, daß sich Vorstellungen daran knüpften, die nicht mehr als nur sinnliche, unkeusche, seinen bisherigen Anschauungen nach, bezeichnet werden konnten. Denn immer wieder sah er im Geiste einen nackten Mädchenleib, sah des Mädchens angstvolle Augen, erkannte ihre Gesichtszüge und wußte mit einem Male, daß er diesen ungekannte Lüste in ihm erregenden Körper liebte. Ein einziges Mal in seinem Leben war Ähnliches in ihm vorgegangen, — wie sich sein Erinnern zurückweitete! —, als er, achtzehnjährig, bei Meister Carolus in Rom weilte, die Bildhauerei zu erlernen und dieser einmal ein Straßenmädel, eine kleine, vielleicht vierzehnjährige, frühreife Südländerin ihm als Modell für eine nackte Brunnen-

Digitized by Google

figur bestimmte. Damals zögerte dies Mädel, das wohl zum erstenmal solchen Dienst tun sollte, vor dem letzten Entkleiden angesichts des blonden Jünglings, und als dann Meister Carolus, so gutgelaunt und gütig er sonst stets war, dem ärmlichen Mädel das ausgemachte Entgeld vorzuenthalten drohte, weil es hier keine »alberne Ziererei« geben könne, wo es um die Kunst und Schönheit ginge, da kam eine Welle von Stolz und Wissen um seine junge Schönheit über das erst so schamhafte Modell. Und es ließ ein Augenleuchten zu dem jungen Adepten der Kunst herübersprühen, daß dessen Hände zitterten und außerstande waren, die weißen Formen nachzubilden, die sich ihm nun herausfordernd enthüllten und sieghaft entgegenboten.

Am Abend dieses Tages, da so die mittägliche Ruhe des jungen Einsiedlers gestört worden, bekam der Mönch, ohne den Jüngeren irgendwie besonders dazu aufzufordern, dessen Lebensgeschichte zu hören, die er zur Verwunderung des Mönchs so begann:

»Wenn es Euch recht ist, möchte auch ich Euch die traurige Geschichte meines Flüchtigseins erzählen. Doch bitte ich Euch zuvor, mir zu versprechen, daß Ihr nie und zu niemanden über mein Herkommen und meine Erlebnisse sprechen werdet. Denn wenn ich auch von Euch weiß, daß Euch die Kutte zu eng geworden und daß ich also frei über meinen evangelischen Glauben reden kann, so weiß ich doch nicht, wie Ihr, als mein Landsmann, zu den Dingen und Geschehnissen stehen mögt, die mich flüchtig werden ließen. Es könnte sein, daß Ihr einen Haß auf mich bekommt, wenn Ihr erst wißt, wer ich bin und was ich tat. Und haßt Ihr mich dann wirklich, so will ich es hinnehmen, wenn es nur in Euch beschlossen bleibt.«

»Es wird so schlimm nicht werden, glaube ich, mit meinem Haß,« war des Mönchs besinnliche Entgegnung. »Denn was solltet Ihr, junger Freund, Hassenswertes getan haben können? Eher, schätze ich, ist Euch übel mitgespielt worden, und dann wird uns beide die Gemeinsamkeit erlittenen Unrechts verbinden, selbst, wenn einer von uns Knecht und der Andere der Herr wäre. Ich gebe Euch meine Hand darauf, daß keine Menschenseele von mir Eure Geschichte erfährt.« »Dann ist es gut und so höret«:

Die Erzählung des Grafen Adolf.

»Einsiedler bin ich geworden, weil mich die Menschen dazu zwangen und keineswegs aus freiem Willen. Ihr seid eines Holzfällers Sohn aus dem Hirschberger Tal. Nur ein paar Meilen weiter, im Warmbrunner Grund ist meine Heimat. Ich bin des hingerichteten Hans Ulrich Schaffgotsch einziger Sohn und wurde nach dem Willen meiner zum lutherischen Glauben übergetretenen Mutter in diesem Glauben getauft und erzogen. Und wie eine sonderbare Fügung erschien es mir immer, daß ich den Namen Adolf trage, den wenige Jahre später der große Schwedenkönig zum Siege für seinen Glauben führen sollte. Ich bin stolz auf diesen Namen, wie auf den meines Geschlechts. Ihr werdet mich vielleicht nicht gleich verstehen, wenn ich Euch sage, daß ich nicht minder stolz auf Gustav Adolf sein wollte, wäre er etwa für den katholischen Glauben gefallen. Denn nicht

Digitized by Google

geht es mir bei meinem Stolz so sehr um das Bekenntnis gerade zum Protestantismus, sondern ich bewundere jedwedes Eintreten für irgendeinen Glauben oder eine Überzeugung mit dem Blut.

Um die menschliche, die seelische Größe geht es mir also, die sich in solchem Besiegeln offenbart. Und das traurige Schicksal meines Vaters, der ein Wüstling war, — ich werde Euch noch davon erzählen müssen, — wäre mir, seinem Sohne, ein weit furchtbareres Erbe als es mir hinterlassen ist, wenn er nicht zum guten Teile durch sein Festhalten an der Sache des Wallensteiners seinen Tod gefunden hätte. Was die Lehre Luthers angeht, so halte ich sie in Ehren, als den Glauben meiner Mutter und weil sie mir gerecht, gut und wahr in jeglicher Beziehung scheint. Aber ich bin frühzeitig in katholischer Luft, ja gar in päpstlicher aufgewachsen, weil mein Vater mich und meine Mutter, als der große Krieg eben bis in unsere Berge hier seine Horden und Schrecken zu spülen begann, — ich war kaum fünfjährig damals, — nach Italien bringen ließ, wo wir auf der alten römischen Besitzung unseres Geschlechts allen Fährnissen dieser Kriegsjahre enthoben sein sollten.

Früh auch war in mir ein Drang nach dem Anschaun schöner Dinge, Bilder und Menschen, Kirchen und Kapellen, ebenso stark fast wie meine geradezu sträfliche Lust, meine Zeit im Freien zu vertändeln, so daß ich wie ein rechter kleiner Italienerjunge, kaum, daß ich mich allein einigermaßen zurechtfinden konnte, von unserem Schlößchen in die nahe Campagna entlief, mich dort stundenlang herumzutreiben, ja ich entsinne mich einer ganzen, seltsamen, schönen Nacht da draußen.

So waren meine zweiten fünf Lebensjahre eigentlich nichts anderes als ein immerwährendes »dolce far niente.« Denn wir hatten nur ein ganz geringes Gesinde dort zur Verfügung. Mutter war dauernd kränklich und starb, als ich gerade acht Jahre war, am Fieber, das die heißen römischen Sommer alljährlich brüten. Man ließ mich einfach laufen, gerad, daß ich nicht zum Gassenjungen wurde, mühte man sich einigermaßen. Da die Post aus Schlesien Monate und Monate auszubleiben pflegte, bestellte der Verwalter unserer Besitzung nach dem Tode meiner Mutter einen Hauslehrer für mich, einen jungen Wittenberger Theologen, der so verständig war, einen Jungen zwischen zehn und sechzehn Jahren mit gelehrtem theologischen Kram zu verschonen. Dafür lernte ich bei ihm, — wenn auch lange genug nur verdrießlich, daß mein freies Leben von früher jetzt so beschnitten wurde, — alles, was wohl sonst an Schulkenntnissen ein Jesuitenzögling lernen konnte.

Statt ins Freie entlief ich jetzt öfter und öfter in die innere Stadt, lungerte in allen Gassen und mit gleichaltrigen Edelleuten herum, — Zucht und Sitte waren locker, — verschwieg meinen evangelischen Glauben, dieweil es alle Päpstliche waren, und bald hätte ich von lüsternen Schenken ein ebenso vollständiges Verzeichnis bei mir tragen können, wie meine losen Kameraden, — aber seltsamerweise zog es mich nie nach solchen Orten, und als ich ein einziges Mal mich hatte bereden lassen, meinen Fuß in eine übelduftende Trattoria zu setzen und dort gar betrunkene Weiber

Digitized by Google

zechend und gröhlend fand, floh ich in die nächstgelegene Kapelle, und wohltuend empfand ich das weihrauchdurchduftete Halbdunkel und den Frieden dieses Raums. Auf seinem Altar stand im rötlichen Schein der ewigen Lampe eine Madonna aus weißem Marmor, so unirdisch schön von Gestalt, daß ich ins Anschaun versunken blieb, bis sich die Kapelle mit Andächtigen zum Abendgebet zu füllen begann. Wieviele figuren- und gemäldeerfüllte Kreuzgänge und Kirchenschiffe ich auch in der Folgezeit mit einer Gründlichkeit und Ausdauer aufsuchte, die mich, wie ich später erfahren sollte, unter den römischen Malern und Bildhauern als einen absonderlichen, bislang noch keinem bekannten Jünger der kirchlichen Kunst auffallen ließ, — immer wieder zog es mich in jene kleine Marienkapelle mit der marmornen Altarstatue.

Dort war es auch, daß mich Meister Carolus an einem heißen Sommernachmittag, von dem man zwischen dem dicken Kapellengemäuer nur wenig verspürte, ansprach, mich nach meinem Stande, Tun und Treiben fragte und nach Verlauf kaum einer halben Stunde mit sich in sein Häuschen nahm. Bald zu Anfang unseres Gesprächs hatte sich herausgestellt, daß er der Schöpfer jener Marmormadonna war. Wiewohl Meister Carolus natürlich ein gläubiger Katholik war, nahm er mich, der ich meinen »Ketzerglauben« nicht verhehlte, noch am selben Tag als seinen Schüler an, nachdem ich ihm zu meiner eigenen Überraschung aus dem Gedächtnis seine Madonna auf der Stelle in Ton und anscheinend zu seiner Zufriedenheit nachgebildet hatte, — ich, der ich noch nie einen Spatel in der Hand gehabt. Aber es ist wohl so in der Welt, daß einem von einem Höheren die Gaben des Geistes wie des Körpers und der Seele zugemessen werden.«

»Ihr schüttelt mißbilligend den Kopf, — es ist doch so.«

»Ich fühle es so und was ich fühle, daran glaube ich.«

»So ging ich denn, der Einwendungen meines Magisters nicht achtend, Tag für Tag, die Bildhauerei zu erlernen, nach der Behausung des Meisters und fand dort bald unter seinen Schülern gute Freunde. Ja, in diesem Kreise war, trotzdem er doch lauter sonst als leichtlebig verschrieenes Künstlerblut barg, eine anmutige Heiterkeit zu Hause, tiefe Christengläubigkeit und Duldsamkeit mir Andersgläubigen gegenüber, aber auch eine freie, nie frivole Uebung weltlicher Kunst, die keineswegs an der Schönheit des Nackten und an lebendigen Modellen dazu vorüberging, so daß ich nach Jahresfrist im Begriffe war, mich von einem katholischen Priester in der Lehre dieses Glaubens unterweisen zu lassen. Da kamen die ersten schlimmen Nachrichten von Hause, daß man meinem Vater, der sich dem Wallensteiner angeschlossen hatte, den Prozeß machen wolle, ja, daß es ihm den Kopf kosten könne. Nun hielt mich nichts länger in Rom, das mir doch nie die Heimat ersetzen konnte, und begleitet von dem Magister gelang es mir glücklich, mich bis Regensburg durchzuschlagen, wo man meinen Vater im Gewahrsam hielt und wo ihm, kaum eine Woche nach meiner Ankunft, auch wirklich der Prozeß das Leben kostete.

Doch nun kommt das Erzählen schlimmer Dinge an die Reihe. Bisher hatte sich mein Leben

Digitized by Google

eigentlich von selbst gestaltet, ohne mein Zutun gleichsam. Jetzt kam der Augenblick, wo ich mich zum erstenmal vor der Notwendigkeit fand, handeln zu müssen, und zwar so gut für mich wie für meinen Vater.

Ich hatte meinen Vater kaum noch von Gestalt in Erinnerung, — da ich doch seit meinem fünften Lebensjahr von Hause fort war. Von seinem Wesen wußte ich nicht viel mehr, da ich von meiner Mutter, solange sie lebte, nie ein Wort, weder im Bösen noch im Guten von meinem Vater vernommen hatte. Und von meinem Lehrer und unserem römischen Verwalter hatte ich nichts weiter erfahren, als daß er ein sehr strenger Herr auf seinen Besitzungen sei. Also wußte ich eigentlich nur: daß er mein Vater sei. Aber dieses Wissen allein gebot schon, alles zu seiner Rettung zu versuchen.

Zwei Tage vor dem eigentlichen Prozeßtermin gelang es mir endlich, eine Audienz bei dem verhutzelten, nicht unfreundlichen Wiener Hofrat zu erhalten, der den Vorsitz und die Anklage zugleich in dem Prozeß führen sollte.

Es sei mein gutes Recht zwar und auch ein Unternehmen, das für meinen Charakter spräche — so empfing mich der Hofrat —, eine Bittschrift für den Vater an die kaiserliche Majestät einzureichen und er selbst, der Hofrat, wolle gern mir in allem behilflich sein, — aber, ja: ob ich denn wüßte, was mein Vater getan habe, wessen er alles schuldig gesprochen werden müsse?

Ich gab zur Antwort, daß er des Hochverrats bezichtigt sei, wüßte ich, aber nach meiner bescheidentlichen Meinung dürfte diese Anklage einem freien Reichsherrn gegenüber nicht eine, doch wohl beabsichtigte, Todesstrafe rechtfertigen, zumal weiterhin noch gar nicht erwiesen sei, ob mein Vater denn die schließliche Anerkennung der kaiserlichen Majestät weiter verweigere. Und wegen seiner treuen Gefolgschaft für den Wallensteiner könne er nie und nimmer dem Schaffott überliefert werden. Der Hofrat zeigte darauf ein Lächeln, das mir voller Mitleid schien, und gab mir die Anklageschrift zu lesen, unter der die Unterschrift meines Vaters bezeugte, daß er selbst sich alles dessen für schuldig erklärte, wessen er darin angeklagt war.

Die ersten, rein politischen und religiösen Anklagepunkte liessen mich kühl, weil ich wußte, daß sie keine Strafe an Leib und Leben bedingen konnten. Aber was dann kam, war grauenhaft.

Da stand, daß er, seinen adligen Stand schändend, jahrzehntelang auf seinen Gütern Mägde und Knechte nicht nur aufs schmählichste hatte mißhandeln lassen, drei Knechte, eine Magd und einen Verwalter im Laufe der Jahre gar selbst vom Leben zum Tode gebracht hatte, weil sie ihm nicht zu Willen gewesen waren, sondern daß er auch alljährlich einmal das Recht für sich in Anspruch genommen und ausgeübt habe, aus dem Frauvolk seiner Besitztümer eine, die er bestimmte, für eine Nacht zu sich ins Bett zu nehmen, und daß auf diese Weise bis jetzt bereits acht Kinder aus diesen Nächten erwachsen und lebendig seien.

Ich verstand kaum die Hälfte dessen, was ich da las — ich las nur das Eine heraus, daß mein

Digitized by Google

Vater gemordet, viermal gemordet hatte, daß ich acht Brüder und Schwestern haben sollte, die eine Schande unseres Namens bedeuteten, las dann noch gar dieses Vaters eigenhändige Bestätigung seiner Schandtaten, — und wurde wohl ohnmächtig, denn als ich wieder bei mir war, beugte sich der Magister über mein Lager und sagte, daß man ihn habe holen lassen und mich ihm wie in einem tiefen Schlaf übergeben habe.

Mich ekelte vor meinem Vater. Ich sah ein, daß ich ihn nicht würde seiner gerechten Strafe entziehen können, aber ich mußte ihn wenigstens einmal sprechen können, mich überzeugen, wie weit der Teufel sein Spiel gewonnen hatte. Man ließ mich zu ihm. Ich erlasse mir, all das qualvolle Geschehen jener Stunden und Tage zu schildern, wie es damals unendlich langsam sich vollendete. Genug: ich fand einen alten, gebrochenen Mann, der mein Vater sein sollte, sein Geist mochte sich verwirrt haben, denn er erkannte mich nicht, wußte überhaupt nichts von mir, flehte nur immer zu Gott, daß er alles, alles glaube, was geschrieben stehe, und daß Gott ihm verzeihen möge, — ich bin sicher, daß er alle seine Taten schon aus einem kranken Wahn getan haben mochte. Ich konnte es nicht über mich bringen, der Hinrichtung beizuwohnen und verließ am Tag zuvor Regensburg, den Magister dort zurücklassend, nachdem mir bei Gericht versichert worden war, daß man aus Rücksicht auf mich wie für den ganzen Adelsstand das Urteil in der Öffentlichkeit, wenn auch dann unverständlich grausam, nur wegen Hochverrats vollstrecken lassen würde, und daß über alles übrige der Mantel christlicher Liebe fallen solle. Die alte Anklageschrift überließ man mir auf meine Bitte als unseliges Angedenken — in ihr sind namentlich aufgeführt — auch alle die Bastarde meines Vaters und ich bewahre sie noch, wenn ich auch wohl nie mehr mit der Menschheit da draußen in Berührung kommen werde, denn ich bin entschlossen, die Welt ihren Lauf ohne mich nehmen zu lassen und mein Leben hier oben in dieser Einsiedelei zu vollenden. Der Haß aber, den mein Vater sich überall gesät hatte, begann sich nach meiner Rückkehr ins ausgestorbene väterliche Schloß sofort auf mich zu übertragen, und auf welche Besitzung in Schlesien oder Böhmen ich mich auch zurückzuziehen versuchte: ich spürte den Widerstand der Verwalter wie des Gesindes, und nachdem man in Böhmen gar, wie mich der Magister, der mich jetzt wieder begleitete, rechtzeitig wissen ließ, einen Anschlag gegen mein Leben plante, übergab ich in einer Anzeige an die Wiener Kammer die gesamten Güter der kaiserlichen Verwaltung, der sie, wäre ich nicht am Leben gewesen, sowieso auf Grund des Urteils anheimgefallen wären, und floh heimlich, auch den Magister nichts wissen lassend, mit einer Summe Geldes hier herauf ins Gebirge, wo ich nach tagelangem Streifen, durch Gottes Fügung sicher, diesen Schlupfwinkel fand. Nach durchdarbten Wochen wagte ich mich dann wieder hervor, brachte für mein Geld das nötigste an Handwerkzeug, Vorräten und die zwei Ziegen herauf, die Ihr draußen schon weiden gesehen habt, und da die Zeiten böse sind und sich, wie ich hörte, viele Bauern mit Weibern und Kindern zu Gruppen zusammengetan hier im Gebirge versteckt halten, fiel ich nirgendwo sonderlich auf. Nun wißt

Digitized by Google

ihr mein ganzes Leben. Böses habe ich zwar niemandem angetan, aber auch niemandem etwas Gutes. Und daß ich schließlich doch feige vor dem unglücklichen Schicksal meines Vaters geflohen bin, wo ich doch ihn vielleicht noch hätte retten können, weil er doch krank und schwachsinnig geworden war, — diese Feigheit brennt mich unaufhörlich und ich würde mich nicht wundern, wenn Ihr einer von denen seid, die meinen Vater haßten und nun auch mich hassen.«

Der Mönch war von Anbeginn, sowie sich der Jüngere als Sohn des Warmbrunner Grafen offenbarte, der Erzählung nur mit starkem Mißtrauen, ja, mit einem Gefühl von Feindseligkeit gefolgt, teils weil er, aus einem niedrigen Stand gebürtig, die zu jener Zeit nur zu gerechtfertigte Abneigung dieser Klassen gegen den Adel zu tief im Blute trug, um sie ganz verleugnen zu können, teils weil der alte Graf, der Vater dieses allerdings vom Anschaun schon liebenswerten Jünglings, durch seine Schandtaten gegen das unfreie Landvolk wirklich ein Andenken hinterlassen hatte, das nicht so bald vergessen werden konnte. Und daß dieser Schaffgotsch selbst seinen Glauben verleugnete und brutal gegen alles Katholische, Stifte und Klöster, die in seinem Machtbereich lagen, vorgegangen war, hätte ihm der abtrünnige Mönch noch am wenigsten angerechnet, wenn es nicht gerade ein Fähnlein von Schaffgotschem Sold geworbener Wallensteiner damals unten in Hirschberg gewesen wäre, das ihn zu ehrlosem Verbrechen gezwungen und für sein Leben unglücklich gemacht zu haben schien.

Aber so sehr sich sein Verstand wehrte, — sein Fühlen wurde mit jedem Satz des sein Schicksal enthüllenden Jünglings mehr und mehr gewonnen und schließlich so ganz in den Bann dieser kindlich-unschuldvollen, adligen Seele gezwungen, daß sich Adolf nach seinen letzten Worten zwei herzlich zugestreckten Händen gegenübersah und von dem Mönch die Versicherung empfing, wie er statt hassen, ihn Freund nennen müsse. Und er sprach weiter zu ihm von den Kräften, die seiner Ansicht nach Adolfs, sein eigenes, ja das Schicksal aller Menschen bestimmt hätten und stets bestimmen würden, nämlich dämonische Kräfte, die von einem Wesen ausstrahlen müßten, das Gott und Teufel zugleich sei, das einmal göttlich, dann wieder teuflisch ins Leben der Menschen greife, diese könnten sich selbst mühen, soviel sie wollten und müßten doch immer nur als blind gehorsame Werkzeuge den Willen jenes Wesens, des »Dämons der Welt« ausführen. An dieses Wesen glaube er, es sei ein einfacher, von Geboten uneingeengter Glaube, denn in diesem Glauben seien alle Gnadenmittel keinen Pfifferling wert

»Der Dämon herrscht, ob wir uns um ihn kümmern oder nicht, ihm trotzen, oder Gebete lallen, nach seinem Willen.«

»Und wenn ich jetzt unter diesem Aspekt das Schicksal Eures Vaters mir überdenke, so dünkt mich, war er eben nur ein Unglücklicher, das Opfer des spielerischen, heute edlen, morgen wollüstigen Dämons, der über den Menschen herrscht. Und darum kann ich weder ihn, noch sollte ich überhaupt einen Menschen hassen oder verurteilen. Nicht: »wir stehen alle in Gottes Hand«,

Digitized by Google

sondern »sind geschmiedet an die Kette des Dämons« müßte es heißen. Doch Ketten sind da, um zerrissen zu werden. Solange nur hat der Dämon Kraft über uns, solange wir uns als armselige Menschen fühlen. Gott will Götter, der Dämon Dämonen. Wir müssen abwerfen das Gewand der Armseligkeit, selber Dämon sein. Indem Ihr hierher in die Einsamkeit floht, habt ihr Euch, wenn auch unbewußt, schon der Macht des Dämons entzogen, wo nur ein Mensch ist, da ist weder Gut noch Böse. Auch ich habe mich wie Ihr von der Menschheit gelöst. Aber ich will mehr, als mich nur von ihr und ihrem Dämon lösen. Ich will mein eigener Dämon sein und so den andern überwinden, indem ich das Schicksal, das er mir zur Vernichtung zumaß, aufnehme, anerkenne, indem ich in Eintracht mit seinem unheiligen Wollen, das mich zum Schänder meiner Schwester machte, — ja, Eva ist meine Schwester und ich verschwieg es Euch so lange, — wohl aus Scham, — mir aus unserer Geschwisterehe als mein eigener Dämon ein neues, heiliges, unerhörtes Leben forme.«

»Ihr werdet lachen, junger Freund«, begann er von neuem, »aber in diesen Dingen bin ich abergläubisch, auch in bezug auf Geburtsnamen. Zwar bin ich nicht so gelehrt, um Euch die unbedingt richtige Erklärung meines oder Eures Namens geben zu können. Aber ich lege sie mir aus, und an die Auslegung glaube ich. Es scheint unzweifelhaft das bisherige Schicksal Eures Lebens zu bestätigen, was Euer Name mir zu besagen dünkt, daß ihr ein Schaff Gottes, daß Ihr ausersehen seid zum Gefäß göttlicher Güte und Reinheit, daß Ihr stets und in Allem kraft Eures Namens so handeln werdet, daß Euer Leben sich aus dem Guten, aus Mitleid, Güte und Liebe vollenden wird. Mir dagegen ist mit dem Namen meiner Ahnen kein solches Wirken zubestimmt. Ich heiße Gottschlich, soviel also wie Schleicher Gottes, Schleicher um Gott herum. Ja, es ist wahr, ich suche und suche Zeit meines Lebens Gott, die Wahrheit und das Gute, gelange jedoch nie bis zu ihm hin, nur bis zu seinen Türen gelange ich immer, höre auch immer was Gott spricht, weiß um das Gute und Gutsein in der Welt, — und tue doch selbst es nie. Ich bin wie ein schon im Leben zu teuflischer Höllenstrafe Verdammter, verdammt, der göttlichen Vollendung ewig zu lauschen und sie nie begreifen zu dürfen. In Euerm Geschlecht und Namen ist das göttliche Element das stärkere, Ihr saht es bei Euerm Vater, den der Dämon schon zu halten wähnte und wieder hergeben mußte. In dem meinen ist der Dämon immer der zuletzt Wirksame. Wir Menschen sind alle aus der Schöpfung heraus an die Schöpfung gebunden, keiner steht über der Kraft, die ihn zeugte und in die er wieder zurückkehrt im Tode. Und wenn ich jetzt also davon sprach, in Gemeinschaft mit Eva, meiner Schwester, ein geheiligtes Leben zu leben, so versuche ich eigentlich nur, mir eine Lebensform aus Gut und Böse zu schaffen, aus Blutschande und Ehe mir ein Schicksal zu schaffen, das den Dämon meiner Ahnen und meines Blutes überlistet.«

»Ihr seid ein merkwürdiger Heiliger«, entglitt es Adolf, »ich werde mich mit diesen Ansichten nie befreunden können. Denn dies scheint klar und ihr solltet Euch einmal die Mühe nehmen, es gut zu

Digitized by Google

überlegen: es kann nur Gott, das Gute, und den Teufel, das Schlechte, geben. Der Mensch kann zwar dem Schlechten, der Sünde, unterliegen, aber trotzdem ein guter Mensch im Kern sein. Der Kern ist dann nur verschüttet. Und wenn Ihr Eure Schwester zum Weibe wollt und nehmt, so ist das vielleicht eine große Sünde vor den Menschen, mir aber scheint, daß es vor Gott anders sein müsse, wenn es aus Liebe geschieht und nicht etwa bloß aus böser Lust. Wie sehr müßten die Menschen noch ihre Herzen weiten, um die unendliche Güte Gottes zu erreichen, die selbst die Ehebrecherin am Kreuz umfaßt.

Wenn Ihr aber Eva hier oben entbehren solltet, so gehet und holet sie herauf. Raum ist genug, und uns wird es weniger einsam sein.«

Gottschlich hatte schon selbst mit dem Gedanken gespielt, Eva in die Höhle heraufzuholen. Jeder Tag, den er ohne sie hier oben verlebte, nährte ihm den Gedanken neu, denn schier unerträglich war es, aus diesen sinnlichen, einsamen Traumnächten, die ihn, seit er Evas Leib umfangen, allnächtlich quälten, in jene frühlingshaft knospende Welt hinein zu erwachen, in der schon jegliches Gesträuch der Reife und alles Getier der Vereinigung zudrängte. Aber sein heimliches Wünschen ward noch immer gehemmt, wenn er Adolfs gedachte, wenn er sich der notwendigen Dreisamkeit entsann, in die Eva hineingestellt werden würde. Er dachte wohl aus Unkenntnis fraulicher Wesenheit und Scham kaum daran, daß Evas Sinnenliebe sich hier oben nie zu jenem Taumel entfalten könne, den er sich von ihrer Vereinigung erwartete, sondern ihm zeigten sich alle Nachteile eines solchen Nebeneinanderlebens aus dem Urtrieb des Mannes zum Weibe, der hier um so eher in Rechnung gesetzt werden mußte, als die besonderen Lebensumstände der Einsiedler ihn geradezu züchten würden.

Doch als ihn die Erzählung des Jüngeren sowohl, wie auch noch mannigfaltige Gespräche über Dinge der Welt und des Geistes zu dem beruhigenden Überzeugtsein kommen ließen, daß sein Gefährte in einer schier unglaublichen Kindlichkeit nnd Wissensträgheit in bezug auf alles Geschlechtliche noch immer lebe, nahm er eines Tags wie beiläufig Adolfs Vorschlag mit dem ausgesprochenen Bedenken wieder auf, daß Eva doch erfahren müsse, falls er sie wirklich holen wollte, daß noch ein Dritter hier oben mit ihnen hausen würde. Und daß Eva dann wohl kaum zu bewegen sein werde, heraufzuziehen, wenn er ihr, kraft seines Versprechens an Adolf, nichts über Stand und Herkunft des unbekannten Flüchtigen mitteilen könne, ja eigentlich überhaupt von seinem Vorhandensein kein Wort sprechen dürfe.

Wie der Mönch erhofft hatte, gab Adolf bereitwilligst die Lösung von dem Versprechen Eva gegenüber, die ihm, dem Mönch, doch Schwester und Weib zugleich und keine Fremde sei und also auch Adolf schon nicht mehr fremd sein könne. Ja, er bat ihn, Eva, wenn er sie wirklich einmal heraufholen sollte, die Geschichte seines Flüchtigseins zu erzählen, wie er ja auch durch Gottschlich schon ihr Schicksal erfahren habe.

Die beiden Weltflüchtigen lebten sich, so verschiedenen Wesens auch ihre Seelen offenkundig

Digitized by Google

schienen, von Tag zu Tag besser miteinander ein. Nicht, daß ein auch nur entfernt Freundschaft zu nennendes Vertrauen des Jüngeren zum Älteren oder umgekehrt sich entwickelte. Nur, daß sie gleich aufeinander angewiesenen Menschen sich mühten, eine Luftschicht zwischen sich zu schaffen, die als gegenseitige Bereitschaft Ihnen fühlbar wurde, dies Aufeinanderangewiesensein möglichst reibungslos zu erhalten.

Der Mönch, der sich naturgemäß stets bewußt blieb, daß ihm hier oben Gastfreundschaft gewährt werde, die zu Dank verpflichtet, übernahm stillschweigend aus freiem Antrieb bald die Versorgung der kleinen Lebenshaltnng. Und während Adolf sich mehr den häuslichen Obliegenheiten des Felsennestes widmete, trug der Mönch von dem Reichtum der sich in der Fülle ihres wilden Wachstums darbietenden Gebirgsnatur Tier- und Pflanzennahrung herzu.

Rätsel und Wunder

Es mochten einige Wochen, gleicherweise erfüllt von täglichen Nahrungssorgen und ihrer Befriedigung durch Jagd und Früchtesammeln wie von solchen zur lieben Gewohnheit gewordenen bedachtsamen Gesprächen den beiden zum Einsiedlerdasein Gezwungenen hingegangen sein, als der Mönch von einem vorgegebenen Pürschgang einmal so lange ausblieb, daß in Adolf am dritten Tagesneigen alle schon aufgestiegenen Befürchtungen über den Verbleib Gottschlichs plötzlich wieder wach wurden, wie er vor der Felsklause sich nähernde Stimmen vernahm.

Nach Tagen erst sollte in ihn das Wissen um die Bedeutung jener bangen Minutenspanne kommen, die ihn, bis ins Mark seines Seins, seiner Sinne, von einer Blutwelle überrauscht und in wortloser Erschütterung an die Felswand gelehnt, seine Finger krampfhaft am Gestein zerdehnen ließ, als dann die Stimmen verstummten und mit einem ein barfüßiges, gazellenschlankes Mädchen, etwa seines Alters, zwischen den Eingangsquadern stand, wie dem Abendrot draußen, das durch den Eingang sein Geleucht zu einem schmalen Teppich warf, entstiegen und, ansichtig seiner Gestalt, jene erst so rätselvollen Worte herübersprach:

»Man nannte mich Eva, Du weißt es. Willst Du noch immer, daß ich hier heraufkomme? Du wirst es nicht leicht haben. Es wird schlimm für uns werden. Sag also ein Wort, wenn ich wieder gehen darf, sag keins, wenn ich bleiben muß.«

Ewiges Mysterium der Worte, die Fleisch werden, wo Blut empfängnisbereit harrt.

Hier lösten Jünglingshände, stumm bekennend und Antwort gebend, sich vom Gestein hinüber.

»Eva« formten sie, inbrünstig schweigend, »Eva«, dies abgenützte und zugleich altvertraute Wort, nun unerhört mit einem Mal, unsagbar, nur noch als heiße Welle im Blut.

»Sagte es ihm schon oft. Hätte in eine Kutte schlüpfen sollen. Wie er da steht, erhobener Hände, verzückt, als hätte er zum erstenmal die Wandlung am Altare selbst vollziehen dürfen.«

Ein Frösteln, wohl Nachtnebel ankündigend, überlief Adolf und Etwas in ihm dachte: »Daß

Digitized by Google

man niemals klug werden kann aus diesem Seltsamen, Mönch und Mensch. Wie er jetzt lächelnd und doch verzerrten Angesichts über Evas Schulter blickt!«

Laut sagte er, den vollends Eintretenden entgegengehend, mit einem verquälten Lachen: »Ja, vielleicht lese ich noch einmal die Messe unten im Hospiz der braunen Kuttenbrüder, mit denen Ihr nichts mehr zu schaffen haben wollt. Aber es müßte dann schon die Jungfrau so leibhaftig dem Altar entsteigen, wie eben da Euer junges Weib.

Doch gut, daß Ihr wieder zurück seid. Es war mir schon ein wenig unheimlich geworden. Konnte mir nicht denken, daß Ihr meinen Vorschlag von neulich im Ernst so schnell wahrmachen würdet.«

Gottschlich hatte seine schwere Rückenlast abgeworfen und begann, unbekümmert um Eva und Adolf, das Mitgebrachte auszukramen und verärgert zu brummen: »Eigentlich wundert's mich selbst, daß ich nicht unverrichteter Sache zurückgekommen bin, denn es hat mich schwere Mühe und Überredungskunst gekostet, bis es mir gelang, Eva heraufzubringen, nachdem sie gehört hatte, daß Ihr hier oben haust. Ich mußte ihr versprechen, daß sie Euch, ehe sie wirklich mit in dieses Felsennest zöge, ohne mein Beisein sprechen müsse und daß Ihr, als der ursprüngliche Besitzer der Zufluchtsstätte entscheiden müßtet, ob sie bleiben oder gehen solle. Ich fand das überflüssig, da Ihr doch selbst mich auf diesen Gedanken gebracht hattet. Aber sie blieb auf ihrem Willen bestehen.«

»So laßt es doch gut sein, Mann Gottes, der ihr wart, da sie doch hierbleibt, wie Ihr seht,« unterbrach Adolf ungeduldig den unwirschen Redestrom Gottschlichs, als er in Eva, die blaß und müde am Wasserkübel lehnte, etwas wie Unwillen, — oder war es Schamröte? — hochsteigen sah. Doch der andere ließ sich so leicht nicht abbringen, von dem, was seine Galle bedrückte, und warf noch den halb abfällig, halb gutgemeint klingenden Satz hinterher: »Frauenzimmer sind halt eine besondere Sorte Menschenkinder, — und ich hab' sie zu lange nur von fern ansehen dürfen, um sie gleich zu begreifen.

Aber ich danke Euch auch, junger Freund, daß Ihr sie also doch zu meinen Gunsten umgestimmt habt.«

Diese Danksagung fühlte der Mönch sich wider Willen abgedrungen und Adolf war feinhörig genug, um jenes Befremden herauszuspüren, daß man der Vermittlung eines unbeteiligten Dritten entgegenbringt, wenn sie der andere Teil vorschlug.

Eva war, sobald sie den Eingang ins Felsinnere erspäht hatte, mit ihren Habseligkeiten dorthinein verschwunden, wohl um dem Gespräch über sich selbst zu entgehen.

Unterdes sah der Mönch mit verschränkten Armen, von seinem Bündel sich aufrichtend, Adolf zu, der still ans Melken der beiden Ziegen gegangen war. Dann nahm er seinen angesponnenen Faden wieder auf: »möchte gern wissen, was sie Euch gesagt haben mag, daß Ihr so seltsam

Digitized by Google

Euch gebärdetet, wie ich sah. Und selbst jetzt scheint's Euch noch immer gepackt zu haben, denn einmal schaut Ihr bleich wie die Felswand, dann wieder glüht Ihr wie das Abendrot eben.«

Da Adolf beharrlich schwieg und in seiner Arbeit fortfuhr, ging der Mönch zum Fragen über: »Was spracht Ihr vorhin doch von der Jungfrau und dem Altar? Seid Lutheraner und haltet, wie mich dünkt, doch etwas mehr von der Madonna, als Ihr neulich durchblicken ließet?«

»Je nun«, lachte Adolf da auf, erfreut über den scheinbaren Wechsel im Gesprächsstoff, »da habt Ihr mich ziemlich mißverstanden. Madonnen machen mich sonst immer lächeln, wenn ich sie in Kirchen oder sonstwo abgebildet sehe, weil sie hierzulande alle so einfältig-gutmütig blicken, wie Mütter, denen ihr Kind eben immer etwas Göttliches ist. Das ist es auch ganz gewiß. Aber wäre die Madonna, die wirkliche der katholischen Kirche, nur eine solche Menschenmutter gewesen, dann wäre sie nichts Anbetungswürdiges, nichts besonderes Heiliges, wäre sie nicht heiliger und göttlicher als jede andere Mutter. Ich bin zu jung, um mir klar sein zu können, ob sie wirklich die Mutter Jesu, also Mutter Gottes war, wie Eure Kirche lehrt. Mir wurde gesagt, daß das, was Ihr Jungfräulichkeit nennt, ein Ding der Unmöglichkeit sei, wenn sie ein Kind gebar. Was weiß ich von diesem Dingen? Vorläufig glaube ich das mir zunächst Einleuchtende, daß sie einfach eine Mutter, die Mutter Jesu war. Aber alles das hat ja gar nichts damit zu tun, was ich vorhin sagte. Es müssen die Italiener sich ihre Madonnenbilder aus einer andern Frömmigkeit meißeln und malen. Denn ich sah in Rom, wie man sie dort macht, als ich bei Meister Carolus in der Lehre war. Da wurden hübsche schwarze oder auch blonde Mädels von der Straße geholt und bekamen eine Wachspuppe in die Hand und mußten sie vor sich mit ausgestreckten Armen wie einen kleinen Buben zappeln lassen, — das gab dann eine »mit ihrem Kinde spielende Madonna«, oder sie mußten ihr Mieder öffnen und das Kind an ihre Brust legen, — das gab eine »stillende Madonna«, — ja einmal las Meister Carolus selber ein halberwachsenes spitzbübisch guckendes Dirnchen auf und nahm es als Modell für ein zierliches Mamorfigürchen »die vierzehnjährige Madonna«.

»Seht, das sind andre Madonnen, von Fleisch und Blut, nicht so erdachte, vergrämte, einfältige, wie in Euern Klöstern und Kapellen. Als ich von Meister Carolus wieder zurück nach Warmbrunn kam, brachte ich das Figürchen der »vierzehnjährigen Madonna«, das er mir geschenkt hatte, mit. Es stand dort bei uns, bis nach Vaters Tod ein Wiener Schwarzrock durchs Haus zu schnüffeln kam und es vom Gesims des Kamins fegte, daß es in tausend Stücke schlug. Dies Figürchen schien mir lebendig geworden, als ich so plötzlich Euer junges Weib erblickte, nur viel erwachsener, viel reifer, fast möchte ich sagen: viel mütterlicher, schien es mir geworden«. Adolf fühlte, daß er gleich noch mehr gesagt hätte, als gut gewesen wäre, nicht bewußt fühlte er das, sondern irgend etwas zwang ihn einfach innezuhalten und so schloß er, wie sich besinnend, ab: »Ich weiß nicht, ob es nicht noch etwas anderes war, was mich an mein zerschmettertes Figürchen erinnerte. Solch eine Madonna möchte ich einmal malen oder formen dürfen.«

Digitized by Google

Kopfschüttelnd hatte der Mönch Adolfs Worten zugehört, denn solche Madonnen kannte er freilich nicht. Und auf den letzten Wunsch Adolfs bemerkte er trocken: »Dazu werdet Ihr hier oben wohl keine Gelegenheit haben.«

Nach diesem Gespräch ließ Adolf wortlos von seiner Hirtenarbeit, verließ das Felsenrund und kam erst, als es schon ganz dunkel geworden, ebenso still zurück und suchte sein Lager auf, ohne einen Bissen zu sich genommen zu haben. Und da er sich müde gelaufen und müde gedacht, verfiel er unverweilt in den tiefen Schlaf gesunder Jugend, aus dem ihn dann aber um Mitternacht eine sonderbare Unruhe des Bluts erst halb und schließlich ganz erwachen ließ. Er besann sich, als er im dunkeln Raum und gar nicht weit von seinem Lager die erregte Stimme des Mönchs im Wortwechsel mit Eva hörte, in wilder Bilder- und Gedankenfolge, der Ankunft und Erscheinung Evas, ihrer sonderbaren Worte, — und wußte mit einem Male mit grauenhafter Deutlichkeit, daß dort, wenige Fußbreiten neben ihm, ein junges Weib, Eva, dieses zierliche, madonnenhafte und doch seltsame Süße verheißende Wesen, sich mit seinem Leibe hinbreiten würde, das Mysterium der Vereinigung von Mann und Weib in den Sinnen zu begehen.

Qualvoll gespannt, reglos, lauschte er mit allen Sinnen, stritten die Beiden? Jetzt hörte er seinen eigenen Namen aus Evas Munde. Er wagte nicht einmal mehr zu atmen, und in dieser Stunde erfuhr er in sich, während es ihn bis zu einem verhaltenen, trockenen Schluchzen erschütterte, das Wunder der Liebe, das sich urgewaltig entzündet und erfüllt in der Seele, die die Summe aller Sinne ist. Er hörte, wie Eva sich dem andrängenden Manne verweigerte, erst mit dem Begründen, daß sie krank sei, dann leiser, wohl damit er, Adolf, es nicht hören möchte, sagte sie, daß sie sich ihm nie, nicht ein einziges Mal mehr öffnen werde, denn seitdem sie in den Tagen der Flucht nach jener Nacht in der Schenke sich ihrer alten Muhme, der Mutter Gottschlichs, anvertraut habe, wüßte sie, daß dies ihre Mutter und er, der Mönch also, ihr Bruder sei. Sie habe ihn immer als Spielkameraden und auch sonst all die Jahre gern gemocht, sie habe zu ihm als wie zu einem Bruder aufgeschaut, sie, die doch nur als angenommenes Findelkind sich selber galt. Nie habe sie ihm die Errettung vor der Gier jenes Dorfscheusals vergessen, nie auch werde sie ihm vergessen, was er drunten in Hirschberg an ihr getan habe, um sie vor größerer Schande zu bewahren.

»Seit jener unseligen Nacht, die dennoch selig war, weil ich in ihr zum Weib erwachte, wollte ich dein Weib bleiben, denn mein Blut bebt, — daß ich es dir einfach gestehe, — seitdem nach der Wollust männlicher Umarmung, daß es wie Feuer in mir brennt und erlöst werden will, und weil es sich so gefügt, daß du mein Blut erwecktest, so solltest du mir stets und stets diese Erlösung schaffen. Aber da ich nun weiß, daß du mein Bruder bist, kannst und darfst du es nie mehr sein, dem ich mich verströme. Auch fühle ich, seit ich um unsere Blutsverwandtschaft weiß, daß mein Blut nicht mehr dem deinen zudrängt. Du bist mir fortan nicht mehr als mein Bruder, der mir mein Blut erregt. Und daß du auch dieses noch weißt: ich wollte auf der Stelle mich

Digitized by Google

deinem blonden Gefährten, der hier neben uns schläft, verschenken, denn seit ich ihn nur sah, will mein Blut zu ihm, — wenn er nicht auch mein Bruder wäre. Es ist kaum auszudenken, aber es ist so. Um uns drei hier waltet ein wohl unabwendbares Schicksal. Die Mutter erzählte mir alles, ehe du kamst mich hier herauf zu holen. Von ihr erfuhr ich nicht nur, daß du immer gewußt habest um unsere Geschwisterschaft, ich erfuhr auch, was du noch nie hörtest: wessen Kind ich bin. Ich bin die Frucht einer jener wüsten, erzwungenen Nächte des alten Warmbrunner Grafen, dem auch deine Mutter einmal zum Opfer fiel. Es ist ein Verhängnis. Wir können es nicht ändern und müssen es tragen. Und jeder von uns muß zusehen, wie er es trägt, oder damit fertig wird. Aber weil ich dies alles und von dir erfuhr, mit wem du hier hausest, wollte ich, daß der von uns Dreien, der noch völlig ahnungslos war, entscheiden sollte über unser Geschwisterschicksal. Und er hat entschieden, wie sein Blut ihn trieb, und so bin ich hier, bin zwischen euch, meine Brüder, gestellt als Schwester und als Weib. Ich fühle, daß Adolf gleich dir nur das Weib in mir sieht und keiner nur die Schwester. An mir ist es jetzt, das Zukünftige zu gestalten. Ich bin euer Schicksal!«

Immer eindringlicher, inbrünstiger hatte Eva sich in eine Ekstase gesprochen, daß sie kaum noch ihre Stimme um Adolfs willen zu dämpfen vermochte. Dieser wußte, jetzt als Eva geendet, die ganze, fast teuflisch zu nennende Verkettung dreier Leben, die hier im Spiele war, kaum zu fassen, und eigentlich fühlte er nichts anderes, als nur sein Blut hinströmen zu dem fraulichen neben ihm, das sich zu ihm bekannt hatte. Ja, diese doppelte Blutsbereitschaft aus dem Ungefähr, seine und Evas, sich einander zu verschenken, erfüllte sein Denken derart, daß er aufschrak, als er diese keuchend hervorgestoßenen Sätze des Mönchs vernahm:

»Unser Schicksal wolltest du sein? Es ist zum Lachen. Als ob ich nicht Manns genug wäre, mein Schicksal selber zu formen. Erst wehrte ich mich jahrelang gegen mein Blut, das mich zu dir, zur Schwester, sinnlich drängte. Der Geist sollte es ertöten und ich nahm die Kutte. Warf ich das Schüreisen gegen jenes Mannsbild nicht auch schon darum, weil ich selbst verbrecherisch gierte, dich zu besitzen? Und dann die Klosterjahre! Waren sie nicht eine ununterbrochene Wollust, dich geschont zu haben, dich Nacht für Nacht nur körperlich zu träumen? Und dann, als ich endlich entschlossen war, meine Sinne in irgendeinem Weibe zu kühlen, nur nicht in dir, entschlossen die Kutte verkappter, verdrängter Sinnlichkeit abzuwerfen, zwang mich da in Mander's Schenke unten nicht auch wieder mein Blut, das süchtige, dich zum zweitenmal zu retten, für mich? Ich habe dich dem Schicksal abgerungen. Ich war dein Schicksal. Und werde es weiter bleiben. Jener dort, das Grafensöhnchen, wird nie deinen Leib umfangen, das schwöre ich, bei meinem Dämon, oder ihr geht beide zugrunde! Haha, Narr ich, der ich glaubte, den Dämon der Welt in der Einsamkeit und in Eintracht mit ihm zu überlisten!

Und dennoch reiße ich mich jetzt los von ihm!

Digitized by Google

Weib, ich frage dich, gibst du dich mir oder nicht?«

»Nie«, entrang es sich Eva schneidend und schon unbekümmert um Adolfs Wachsein oder Schlafen.

»Dann verbrenne an deinen Sinnen! Ich, dein Bruder, werde dich nicht zu mir zwingen. Aber hüte dich, dem andern Brüderchen zu schenken, was du mir weigerst. Ich werde unser Schicksal bestimmen! Wir werden wie drei rechte Geschwister hier oben leben, taub unsern Sinnen, nicht achtend der Dämonen!«

Der Mönch schwieg. Weder er noch die Schwester dachten jetzt mehr, daß Adolf wach sein könnte. Evas Stimme jedoch klang wieder ruhiger, in dem Bewußtsein, daß der Bruder, den sie schon dunkel zu hassen begann, ihren Schoß sich nicht erzwingen werde, als sie sagte: »Dein Dämonenglaube ist ein Wahn. Es gibt nur Gott und den Teufel, nur Gut und Böse. Und ich will gut sein, wenn es auch schwer sein wird. Daß ich mich dem andern dort verschließen soll, wie du forderst, weil ich mich dir verweigere, werde ich nicht tun, weil du es forderst, sondern weil es eine Sünde wäre, sich mit Wissen dem Bruder hinzugeben. Ich hätte es dir freiwillig sagen wollen, schon vorhin, doch du ließest mich nicht dazu kommen. Und ich bleibe dabei, daß mein Leben euer Schicksal bestimmt. Werde ich mich selbst bezwingen können, meines Blutes Stimme abtöten können, dann wird alles gut. Und nun, Bruder, wollen wir versuchen, zu leben, wie du es ja schließlich auch selber willst: in Eintracht geschwisterlicher Liebe!«

Bei diesen Worten schluchzte Adolf, überwältigt von dem gütigen Bekennen Evas, in die Stille hinein: »So soll es sein!«, »So soll es sein!« Und offenbarte sich den beiden Geschwistern als unfreiwilliger Erlauscher ihrer Gespräche.

Noch lange wachten dann die drei Menschen, die noch wenige Wochen zuvor einander nicht einmal kannten und nun sich so über alles Begreifenkönnen im Blute und in den Sinnen verbunden sahen.

Am Morgen war es ihnen, als hätte die Welt ein gänzlich neues Gesicht. Waren sie doch selber in sich verwandelt.

Am leichtesten, jedoch mit einem stündlich wachsenden Unbehagen gegen Adolf, fand sich der Mönch in den seinen Wünschen geradezu hohnsprechenden Zustand des geschwisterlichen Zusammenlebens, weil er das Drängen seines eigenen Blutes nach Eva mit einem schadenfrohen inneren Höhnen betäubte, jedesmal wenn er die beiden in ihren saugenden Blicken, der stummen Sprache ihrer Sinne und dann in ihrem zerquälten Sichbezwingen beobachtete, das sie vor jeder körperlichen Berührung im alltäglichen Geschehen zurückbeben machte, war dieses hohngesättigte Zufriedenheitsgefühl in ihm, daß er als sein eigener, aber auch als der Dämon ihrer Sinne Lüste wie Leiden ihrer Leiber »gerecht« verteilt habe, daß er über das Gleichschwingen der Schicksalsschalen wache. Ja sogar bis zum Selbstlob seines Wollens verstieg er sich, denn war es nicht freiwillige Entsagung, die er übte, wo er doch nur die Kraft seines Dämons zu seinen Gunsten auszuspielen brauchte?

Digitized by Google

Adolf erlebte wie in blindseligem Träumen an sich jenes scheue Aufkeimen aller großen Liebe, wie sie aus erst ehrfürchtigem Bewundern der Gestalt zu liebkosendem Umfangen mit Wünschen wird, bis sie endlich in der Geliebten den Inbegriff aller Reine und Güte, das Gefäß der heiligsten Geheimnisse erblickt. Der Träger solcher Liebe ist dem körperlichen und seelischen Untergang verfallen, sofern es ihm nicht gelingt, die ganze Gnadenfülle auszukosten, von der er sein Schicksal zugleich ergriffen und abhängig sieht. Und darf er sich auch völlig bis in die geheimsten, süßesten Tiefen jenes Wesens versenken, — so ist er dennoch zwiefach verloren, wenn ein höheres Schicksal ihn nach diesem Erlebnis des Verströmens vom »Ich« ins »Du« gewaltsam in eine gnadenlose Wirklichkeit zurückreißt, die nur noch Hölle sein kann, weil die Geliebte aus ihr genommen ist. Und als fürchtete er solches Erleiden voraus, überkam ihn, sowie er in seltenen Stunden des Alleinseins mit Eva willens war, ihr seine Not zu offenbaren, stets eine wehe Traurigkeit, in Evas Schicksal einzugreifen und sie mit ihm zu irgendeinem fernen, ungekannten, nur dunkel gefürchteten qualvollen Erleben zu verquicken. Dies Gefühl behielt monatelang die Oberhand über allen Süchten seines Körpers, der ihn nun mit einemmal angesichts Evas Weiblichkeit und des Wissens um die geheimen Wunder der Zeugung, das ihm aus dem Munde des Mönchs geworden, in wollüstiger Unstetigkeit seines Geschlechtes mahnte. Wunderlichste Schöpfung, wahrlich, sann er unaufhörlich, in der aus eklen Zweckgebilden der Natur, ausdem widerlich Unreinen im Menschenleib zugleich das Denkmal größter Schöpfergüte und auch das Denkmal aller Liebesbünde sich zeugen muß.

So rein war dieser töricht Gute, daß er nicht eher diese rätselvollen Dinge einfach hinzunehmen fähig ward, als bis ihm über der demütigen Verehrung der Seele Evas, ihrer heiligmäßigen Güte, ihrem übermenschlichen Willen zur Sündenlosigkeit, das Bewußtsein seiner durchgrübelten Zwiespaltigkeit, seines Abscheus vor den körperlichen Notwendigkeiten beim Liebesakt gänzlich verloren ging und er statt dessen in Eva nur noch ein köstliches Gefäß, einen Wunderschrein sah, daraus sich unsägliche Gnadenströme entbluten müßten.

Evas Blut verfing sich, weit stärker als das der Männer, in dem schwülen Duft, den jeder dieser weichen aus jungfräulichem Blühen ins mütterliche Empfangen und Reifen wachsenden Tage atmete und in den Kleidern zu lagern schien, daß man sie hätte von sich werfen und seinen jungen Leib dem Schwellen der Natur preisgeben, sich ihm vermählen wollen. Und in einer Art von Selbstbetrug gab Eva sich diesem Einsgefühl mit der Natur mit ihren ganzen Sinnen hin, um ihr Blut von jenem blonden Gefährten und Bruder um so sicherer losreißen zu können.

Das weiße Paradies

Als die Höhlenbewohner eines Morgens, schon im November, fanden, daß die Berge und Tannen über Nacht zum erstenmal ihr Schneekleid angelegt hatten, rückte der Mönch aus Besorgnis für Evas Gesundheit, wie er sagte, mit dem Vorschlag heraus, daß man sehen müsse, für

Digitized by Google

Eva ein ungefährdetes Winterquartier zu besorgen, und bat den jungen Grafen, loszuwandern und drüben im Böhmischen ein Gehöft dafür ausfindig zu machen.

Adolf, der sich nun kaum noch wundern konnte, warum der Mönch diesen Vorschlag machte und gar nicht daran zu denken schien, selbst den Gang für Eva zu tun, wußte, worum es hier ging und bemerkte kühl ablehnend, daß er drüben im Böhmischen zu bekannt wäre und sich dabei nur einer neuen Verfolgung aussetzen würde und daß er also kurz gesagt diesen Gang übers Gebirge nicht tun könne.

Eva selbst verwarf des Bruders Vorschlag aufs Bestimmteste, da sie nichts von Menschen und Häusern mehr sehen und lieber hier oben erfrieren wolle. Doch davon könne ja keine Rede sein. Im übrigen sei sie keine schmächtige Stadtjungfer, die jedes Unwetter im Freien aufs Krankenlager würfe.

Dies alles sagte Eva, weil sie dabei wußte, daß Widerspruch den andern zumeist auf seinem Vorhaben bestehen läßt.

Es vergingen ein paar Tage, ohne daß mehr über die Angelegenheit geredet wurde und in denen jeder seiner Arbeit nachging. Dann aber, an einem richtigen Wintermorgen, an dem die Luft heller im Winde erklang und die Tannen wie Weihnachtsbäume mit glitzernden Zapfen und allerhand krausem Schmuck behangen in der Frühsonne standen, machte sich der Mönch unwillig und hastig ein Vorratsbündel für ein paar Tage zurecht, mit dem Bedeuten, daß er jetzt eben selbst ins Böhmische hinübersteigen und Eva bald nachholen kommen werde. Dann stampfte er in den Tag und in die weiße Landschaft hinaus.

Als Adolf, der dem Bruder im Felseingang geholfen hatte, seine breite Tragelast hindurchzubringen, sich dem inneren Rund wieder zuwandte, saß Eva auf dem Deckel des Wasserkübels an der Rückwand, gelösten Haars und im Begriff es zu flechten, wie jene Marmormadonna des Meisters Carolus die Reinheit kindlicher Züge und wissenden Weibtums zugleich im Antlitz tragend. Doch noch anderes mußte ihrer Gestalt eigen sein, was war es doch? mühte sich Adolf, in scheuer Betrachtung am Eingang stehenbleibend, zu ergründen. Warum pulste sein Blut mit einmal so seltsam drängend? Das war —, ja das war wie damals in Meister Carolus Werkstatt, als jenes Mädchen, das eben die Grenze von der Kindheit zum Weibe überschritten haben mußte, sich ihm trotzig enthüllte und seine Hände zittern machte, daß alles Modellieren Stückwerk blieb.

So waren diese italienischen Madonnen, die man damals in Rom schuf, unsägliche Süßigkeiten verheissende Frauengestalten, unter der Gewandung das seit Eva unverlorene Sich-Verschenken ihrer Schönheit ahnungslos erahnen lassend, Inkarnationen, mit einem Wort, von Sinnlichkeit und Mütterlichkeit.

»Oh, Madonna, Du!« formte es sich endlich von seinen Lippen, »Schwester du bist schöner als alle Madonnen, die ich in Rom sah, schöner sogar als mein zerscherbtes Figürchen, von dem ich dir erzählte. Ich möchte dich aus weißem Marmor meißeln, nicht so, wie du da sitzest, mit all

Digitized by Google

dem Kleidertand, Schwesterlein, du müßtest, wären wir in Rom, mir deine ganze alabasterweiße Schönheit gewähren und ich würde eine Plastik schaffen, »Urmutter Eva« sie heißend, mit der ich sicherlich der vatikanischen Sammlungen Tor mir öffnete.«

Evas Blut, nicht ihr Gehirn, nahm dies scheue Wünschen des Bruders in sich auf, wie eine Blüte in die der Wind die Befruchtung weht. Lässig ihre Füße auf und niederwippen lassend, lachte sie fröhlich zu Adolf hinüber: »Weil du mein Brüderchen bist, würde ich dir deine Bitte gewähren«. Im Auf- und Niederschweben ihrer Füße schien es Adolf, als lockten Evas Schenkel als wollüstige Bögen ihn heran, und willenlos hörte er sich sprechen: »Eva, du, was schiert uns Rom und sein Marmor? Hier ist weicher, weißer Marmor genug,« — und er raffte seine Hände voll Schnee, — »und läßt sich formen. Komm, wir wollen gleich ans Werk!«

Willenlosigkeit hatte auch Eva überkommen, und derweilen Adolf sich einen Schneeblock ballte, warf Eva in der Höhle und wie im Fieber ihre Gewandung von sich, und als der Bruder, erhitzt von seinem fertigen Block aufschauend, Eva mit den Augen suchte, stand sie schon vor ihm im Höhleneingang, die hocherhobenen Hände an die beiden Seitenwände gestützt, in ihrer hüllenlosen, knabenhaften Schönheit.

Wie in einem Traumzustand geschah alles in diesen Stunden den beiden jungen Menschen. Adolf hatte sein italienisches Handwerkzeug mit dem er sonst Ton geformt, wie ein Knabe, der sein Spielzeug nie aus den Händen läßt, auch in diese Bergeseinsamkeit hinaufgenommen und so gelang es ihm im Verlauf weniger Stunden, in wortloser Hingegebenheit an seine Arbeit das ungewohnte Kunstwerk, einen liegenden Akt mit Evas Zügen, »Ur-Eva im Paradies erwachend« so meisterlich zu vollenden, daß sein lebendiges Modell, welches ihm natürlich in der Kälte nur wenige Minuten gestanden und dann wieder in die Höhle zurückgetreten war, beim ersten Anblick das Gesicht schütternd in die Hände barg und dann flüsternd: »Bruder, bin ich wirklich so schön?« ihm zum erstenmal die Augen küßte.

Die Sonne hatte ihre winterliche Mittagshöhe noch nicht lange überschritten, als drinnen in der Felsenhöhle sich Bruder und Schwester in jenem wunderlichen Zustand zwischen Wachsein und Träumen, in dem sich ihnen ihr Schicksal überhaupt vollenden sollte, aber noch immer ankämpfend gegen die Stimmen ihres Bluts, auf ihrem Lager umschlungen hielten.

Wehrte sich in Eva, deren Leib sich unsäglich erschauernd dem scheuen Kosen und Küssen der das Wunder solcher Schöpfung umstreichelnden und umsaugenden Jünglingshände und Lippen hinbreitete, wehrte sich in ihr wirklich noch das Blut der Schwester gegen das brüderliche? Zu glutend waren diese letzten reifeschweren Herbstwochen gewesen, zu verwurzelt war jegliches Weib mit der mütterlichen Erde und ihrem ewigen Zeugen und Gebären, zu trunken war ihr Blut in all den Monaten des Zusammenlebens mit den Männern geworden von ihrem Geruch, ihren gemeinsamen Nächten, den durchwachten, in rasendmachender Blutseinsamkeit durchstöhnt,

Digitized by Google

zu lodernd, mit einem Wort, das Urelement ihres Seins: das Weib als Schoß allen Lebens, als daß auch nur ein Gedanke hemmend ihrer Blutsverwandtschaft mit Adolf galt. Was sie nur immer noch wie im Krampf der Wollust zögern ließ, ihre Schenkel dem knabenhaft behutsam, gleichsam vor seinem eigenem Mannestrieb schamerfüllten, herandrängenden Jungen zu öffnen, war ein letztes Vorkosten des schmerzhaft-süßen Gefühls, sich nach solcher schier unendlichen Enthaltsamkeit gleichsam wieder jungfräulich dem Manne hinzugeben, den ihr Blut schon, sinnlos machend, im Schoß ergossen fühlte. In der Überfülle ihres gestauten Bluts kam ihr nicht einmal von selber der eine Rechtfertigung vor dem Abwesenden, gleichsam betrogenen Dritten versuchende Gedanke, dem erst Adolf Worte verlieh, ihren letzten Widerstand endlich zu brechen, als er bettelte: »Eva! Warum zerquälst du dich und mich? Im Blute verbunden seit uns der gleiche Vater ins Leben rief, dich und mich und jenen Abtrünnigen von Gott, haben wir aus eben diesem Blut heraus zu gleichen Teilen Anspruch an Leib und Seele jedes einzelnen von uns. Und da du von einem höheren Willen, der dich vor größerer Schmach bewahren wollte, dazu ausersehen wurdest, dein Blut dem brüderlichen hinzugeben, einmal aus Not und Zwang, solltest du es nicht ein zweites Mal tun dürfen aus Willen und Liebe? Oh du, Eva, seit wir uns zum erstenmal hier oben schauten, gehören wir einander in Gedanken, und sollte dieses Zugehören vor Gott je uns zur Verdammnis führen, so sind wir schon verdammt um unseres Wünschens willen und die Tat selbst stürzte uns nicht tiefer.«

Rechtfertigung für Eva wie für sich suchte dieser Jüngling selbst noch in der rauscherfülltesten Spanne Lebens, die ihm vergönnt sein sollte, und dachte keinen Augenblick, daß Eva aus ihrem Weibsein, weil sie liebte, der Stunde und dem Blute so anheim gegeben sein mußte, daß nur eine Wollust sie vor der letzten Hingabe zögern ließ, die einmalige Köstlichkeit solchen Verschenkens zutiefst auszusinnen, sie nicht beginnen zu lassen, um das Ende nicht schon sehen zu müssen. Ganz als ob sie alle die anklagenden Stimmen schon vorausahnte, die der Traumwirklichkeit der kommenden Stunden folgen, sie verfolgen würden, bis sie selbst sich davor Rettung erzwang. Ja, sie ahnte diese Stimmen nicht nur, sie wußte schon längst um sie, wußte, daß ein vorgezeichnetes Schicksal wartete, wenn sie sich dem Bruder gab. Aber sie wollte sie nicht hören, diese Stimmen, erstickte sie, seit der Bruder durch sein scheues Bekennen und durch sein Werk in ihr die Schwester zum Weib, das Zufällige zur Unabänderlichkeit, zum Ewigen erhoben hatte, seit also sie, — wenn auch dies nur triebmäßig verstehend, — gleichsam vor der Aufgabe stand, die Ewigkeit und Göttlichkeit des Weibtums zu bezeugen, die Gnadenfülle auszustreuen, die Macht und Göttlichkeit doch immer erst verbürgt, und wenn sie selbst darüber zugrunde gehen sollte.

So vertrauten hier zwei Menschen gemeinsam, Nachtwandlern gleich, sich dem schmalen Grat, der aus der Irdischkeit über wunderschwüle Gründe, in schaurige Abgründe und schließlich in die leidentrückte Ewigkeit führt.

Digitized by Google

Als Adolf spät, im Blut noch den süßen Rausch der Nacht, schon gegen Mittag erwachte und scheu nach der Schwester neben sich tastete, fand er das Lager leer. Vor der Höhle lag Frühschnee, aber es mußte über Nacht schon stark gefroren haben, denn von Evas Schneefigur draußen konnte er den weichen, neuen Schnee leicht wegstäuben und wie blendend-weißer Marmor glänzten ihm die weichen, nun so vertrauten Formen entgegen.

Die Zeit verging ihm unheimlich langsam in untätigem Warten. Eine Benommenheit war über ihn gekommen, die keinem Nachdenken Raum geben wollte. Es wurde schon dämmrig und Eva blieb verschwunden. Es wurde Nacht und, — er blieb allein. Es wäre zwecklos gewesen, nach ihr im Freien zu suchen. Warum überhaupt war sie fort? Eine Angst begann ihn zu quälen, durchraste sein Hirn, daß sie, seine Schwester, sein Weib, die verhängnisvolle Verkettung ihres Weibseins mit dem Blut der Brüder zu sprengen, sich ein Leid angetan haben könne. Er begann zu fiebern, Frostschauer jagten Hitzwellen, seine Sinne verwirrten sich und als die zweite Nacht anbrach und Eva verschwunden blieb, kniete im Mondschein ein irrer Jüngling vor der von seiner Hand geformten Statue aus Schnee und lallte Gebete zur Madonna in einem Atemzug mit geflüsterten Liebesworten, bis über ihn eine Erschöpfung, eine Erschlaffung der Glieder kam und er neben seinem Werk in einen Schlaf verfiel, der ihn erstarren und in die Ewigkeit hinüber schlummern ließ.

Als nach zwei oder drei Tagen Gottschlich, der Mönch, von seinem Gang aus dem Böhmischen zurückkehrte, fand er noch Evas Schneefigur und neben ihr unter einer Schneedecke den Leichnam des Bruders und niemand war da, ihm den Rest der Tragödie zu enthüllen. Wie von Furien gepeitscht, floh er aus dem Felsenrund. Nun war er wirklich und fühlte es so: sein eigener Dämon. Wer denn hatte dies Ende heraufbeschworen? Gott? Der Teufel? er selbst? — Auch er sann Evas Verschwundensein nicht erst aus. Sah nur noch, daß kein Mensch das Gleichschwingen der Schicksalswagen erzwingen könne, daß hier sein Erzwingenwollen solcher Gleichheit die Schalen hatte grausam tief ausschlagen lassen, nach grausamer Erhöhung. Er hatte mit Schicksalen gespielt und verspielt. Und mit sich hatte er die gerissen, die er doppelt hätte behüten sollen.

So brannte sich in ihn, während er zum zweiten Male flüchtig und diesmal nur noch flüchtig vor sich selbst durch die winterlichen Wälder auf schneeverwehten Wegen erst den Damm entlang und dann triebhaft sich ins heimatliche Tal hinunterirrte, die Erkenntnis, daß ihm ein Höherer die Fäden gehalten, die er selbst verspinnen wollte. Die Erkenntnis ferner, daß den Menschen unmöglich sei, den Willen dieses Höheren auszusinnen. Und nicht Ergebung in diesen Willen, sondern unendliche Leere der Seele war es, die ihn am gleichen Abend merkwürdig nahe dem Kloster der Hirschberger Mönche und zum zweiten Male den Abgrund erblickend den Hirschfänger gegen sich ziehen ließ. — Nach der Schneeschmelze im Frühjahr fand man die Leiche eines unbekleideten Weibes unweit der Abendburg mit zerschmetterten Gliedern in einer der tiefen, selbst im Sommer fast immer vereisten Felsspalten.

* * *

Digitized by Google

MÄRZGESÄNGE

VON CARL ZUCKMAYER

I

Windruten wehn: die Weiden.
Herr schenk uns beiden
ein Herz voll Mut und Fröhlichkeit,
da wir jetzt scheiden.
Windruten wehn: die Weiden.
Es knospet stumm die weite Zeit.

Charwolken ziehn: die Leiden.
Christen und Heiden
erschien der Stern zu großer Freud
und bittrem Scheiden.
Charwolken ziehn: die Leiden.
Es braust der Wind voll Trostgeläut.

* * *

II

Die Wälder noch kahl.
Die Pfade so schmal
vom Regen zerfressen:
Herr schenk uns Vergessen.

Altlaub unterm Schuh.
Bald blühen die Moose.
Herr schenk uns die Ruh
im Erdenschoße.

Die Wiese ersäuft.
Die Nachtfeuchte träuft.
Licht kräuselt die Lachen.
Herr schenk uns Erwachen.

* * *

III

Wenn der Wind im Frühling bläst vom West,
feiern wir bald das Palmsonntagsfest,
und es regnet kräftig auf die junge Saat:
Frühgemüs und zarten Feldsalat.

Wenn der Wind im Frühling bläst vom Nord,
heißt er Knospentod und Blütenmord.
Von den Dächern schrein die Katzen weh,
wie der Herr im Garten von Gethsemane.

Digitized by Google

Wenn der Wind im Frühling bläst vom Süd,
wird der Bauer rasch des Pflügens müd.
Föhnwind schlägt aufs Hirn bei Alt und Jung.
Von den Feldern stinkt der frische Dung.

Wenn der Wind im Frühling bläst vom Ost,
bringt er Sonne, Kraut und kräftige Kost.
Hühner legen, Hahnen schwillt der Kamm,
und wir schlachten froh das Osterlamm.

* * *

IV

Wildwässer von den Bergen fliehn.
Wir wandern, wir ziehn.
Striemt unsre Stirn der Regen,
fällt uns der Nebel schwarz ins Genick:
der Erde Segen
auf allen Wegen
sei unser Geschick.

Die Hügel der Heimat schwanken heran,
der Abend begießt sie mit rötlichem Wein.
Hast du dein Herz in jeden Wind vertan,
stets wird es neu geboren sein.

Die Kiefern am Bergrand wie Büßer gebückt,
das Tal in die Brandung der Kirschblüt verzückt,
hell jubelt ein Vogel im Holz —
und der Strom ins Geleuchte der Fernen entrückt,
jeder Grashalm mit Feuchte und Sternen beglückt,
und die Augen mit himmlischem Stolz.

Tag über Tag, Stund über Stund,
wölbt sich die Erde ins ewige Rund.
Schweift unsre Liebe verirrt,
bleibt doch der Glaube, kampfmächtig gestrafft,
und der Hoffnung sturmsingende Wanderkraft,
vor die Pflüge des Frühlings geschirrt.

* * *

Digitized by Google

DER BÜFFELMORD

VON CARL ZUCKMAYER

GENERAL CUSTER, KOMMANDEUR DER GRENZTRUPPEN GEGEN DIE INDIANER, LÄSST VON SEINEN SOLDATEN DIE SÜDWÄRTS ZIEHENDEN BÜFFELHERDEN VERNICHTEN UM DEN ROTHÄUTEN DIE WINTERNAHRUNG ZU NEHMEN

ÜBER die Engpässe des Nordfast- und Buffalocreek kamen die ersten Vortrupps der Büffelherden: lang schon wehte jener seltsame, süßlichherbe Geruch über die Steppen, der dem Indianer das Herannahen der Herden anzeigt. Ein Gemisch von Rindermist, Heu, saurer Milch, Tierschweiß. Zuerst erschien ein einzelner, riesiger Leitbulle auf dem gelblichen Höhenkamm, stand wie ein schwarzbewachsener Berg, äugte mit tiefem Kopf und gesenkten Hörnern südwärts, schnob lange prüfend die Luft ein, dann hob er das Haupt mit der breiten Stirn und den klaren, topasbraunen Augen, preßte den Schädel rückwärts gegen den Ansatz des mächtigen Höckers, schlug den kurzen, gedrungenen Unterleib mit dem breiten Schweif und stieß ein knappes, dröhnendes Brüllen aus, während ein leichter Hauch in der schon kühleren Frühluft vor seinem Maule stand. Dann machte er kehrt und stampfte langsam in die Prärie zurück, hinter deren Buschinseln er verschwand. Dann kam ein Trupp von etwa zehn alten Tieren, die nochmals prüfend und mißtrauisch die Steppe durchspähten. Langsam schritten sie vorwärts, dann und wann senkten sie die Häupter und rupften wie kostend einige Büschel Gras. Bald hinter ihnen kamen größere Trupps, bei denen schon Kühe mit jungen Tieren waren, und endlich die Herde: wie sie in endloser Kette, Kopf hinter Kruppe, über die Engpässe schritten, so bildeten sie jetzt in der freien Prärie eine regellos bewegte Masse von berghaften, schwankenden Körpern, schwärzlichen Hügeln, tiefdunkelbraunwolligen Leibern, felsspitzenhaftem Gehörn. Schnaubende Bullen, Kühe, deren Mäuler ruhig käuten, halbjährige Kälber, die noch spielten, sprangen, stolperten, uralte Tiere, die schon abseits gingen, um bald ihre Wege vom großen Herdenweg zu trennen. Plötzlich setzte sich die ganze Herde, von irgendeiner geheimen Aufregung ergriffen, in kurzen, schaukelnden Trapp, Erdwolken und Landfetzen hinter sich hochschleudernd. Dann blieben die vordersten stehen, und bald stand die riesige Masse, mit vorgestemmten Beinen, bereit, in wildem Kehrt die Leiber herumzuschleudern und in donnerndem Galopp auf der Fährte zurückzubrausen. Aber der Alarm schien blind. Die Erregung legte sich und bald verteilte sich die Herde grasend und langsam wandernd über die weite Prärie, eine heilige Schar ruhig schreitenden wachsamen Lebens. — Als die ersten Vorläufer den Nordfast erreicht und die letzten den Buffalopaß überschritten hatten, begannen aus den Buschniederungen am Fluß, aus den Steilhängen oberhalb des Passes, hinter den östlichen Wellentälern hervor kleine scharfe Blitze aufzuzucken und Rauchwölkchen zu flattern. Die ersten Knalle gingen fast unter in dem Geräusch der Hufe und Mäuler. Dann griff eine

Digitized by Google

wilde Verwirrung um sich: die Leittiere machten kehrt, wurden von Schüssen verfolgt, aber die rückwärtigen Teile der Herde drängten nach vorne, weil hinter ihnen und an ihren Seiten Massen berittener Männer auftauchten, die mit wüstem Gejohl ihre Karabiner abschossen. Nach verschiedenen Richtungen brachen die massigen Tiere aus, drängten durcheinander, überstürzten sich, verlegten sich selbst die Wege, gerieten in sinnlose Kreisflucht, überrannten schwächere Tiere, trampelten sie nieder. Wildes verängstigtes Gebrüll. Stiere rollende Augen, hilfloses Entsetzen, vom Rand des Horse-cannon herab ratterte ein Maschinengewehr. Reihen anstürmender Büffel brachen in die Kniee, gemäht wie Soldaten beim Sturm, andere tosten über die Leichen, bäumten sich auf, überschlugen sich, wälzten sich, sprudelten dunkles Blut, brüllten stöhnend, verreckten. Verzweifelte Ausbrüche trieben kleinere Trupps bis in die Stellung des tückischen Feindes. Ein Unteroffizier der rückwärtig treibenden Schwadron wurde plötzlich von einem Bullen verfolgt, trotz rasenden Galopps erreicht, vom Pferd geschleudert, das mit zerrissener Flanke lag, in die Luft gewirbelt, mit Hörnern gepflügt, zu Brei zerstampft. Sechs Kavalleristen, die abgesessen waren und unter niedrigem Gebüsch und Bäumen einen Anstand bezogen hatten, den sie für sicher hielten, wurden samt Bäumen und Buschwerk von einem seitlich ausbrechenden, vor Angst und Verzweiflung halb wahnsinnigen Trupp zusammengestampft, in eine unbestimmbare Masse von Blut, Lehm, Holz, Pflanzen und Leiberresten verwandelt. Aber die große Masse der Büffel erlag dem mörderischen Feuer, ehe sie imstande war, aus der Arena ihres Todeskampfes zu entfliehen. Bis zum Abend war der bedeutendste Teil dieser Herde vernichtet. Dasselbe geschah fast gleichzeitig zwischen Horse-creek und Windriver, zwischen dem Schlangenfluß und den Gebirgsausläufern. Dort zündeten die Soldaten, um den Herden die Rückzugsmöglichkeit zu nehmen, die Prärie an und entfachten einen Sturmbrand, der viele Tage lang wütete und unendliche Grasstrecken mit all ihrem Leben verkohlte. Die Leichenfelder boten ein grausiges Bild. Steif in den Himmel gereckte Beine, im Tod gequollene Bäuche, übereinander getürmte berghafte Höcker, in Staub verwühlte Häupter mit blutigem Schaum vorm Maul, überall Blut, schwarzes geronnenes Blut, schwarzrote Pfützen, rieselnde Blutbäche, Sümpfe von Blut, Geifer und Urin. Der Abend rauchte schweflig über der Schädelstätte, unzählige Geiermassen kreisten in kreischenden oder lautlos lauernden Paaren im Himmel, ringsumher klang mit einbrechender Dämmerung das gierige Belfern und Knurren der Wolfsrudel. Dazwischen tönte noch das Brüllen und Stöhnen vereinzelter, sterbender Tiere. Ein schwärzlicher Mond stand in diesen Nächten zwischen starrem Gewölk. Der Verwesungshauch war viele Meilen weit zu spüren.

• • •

Digitized by Google

TOD UND EWIGKEIT

VON FRED A. ANGERMAYER

O Weitenrausch! . . . O Traum von Raum und Glanz!
Was soll mich schrecken, der ich atmend sterbe?
Längst sank ich Wanderer, mit müdem Erbe,
zurück in meiner Ahnen Totentanz.

Ob auch das Drohen unsichtbarer Hände
mein Helles jäh in Tod und Dunkel riß,
ein Licht blüht auf aus dieser Finsternis
und wirft in ihre Schatten neue Brände.

Aufrauscht Erkenntnis: was ich tat im Leben,
war nur ein Flehen, nur ein Traumsymbol,
und nun, wo sich die letzten Schleier heben,
wird es erst still in mir und abendwohl.

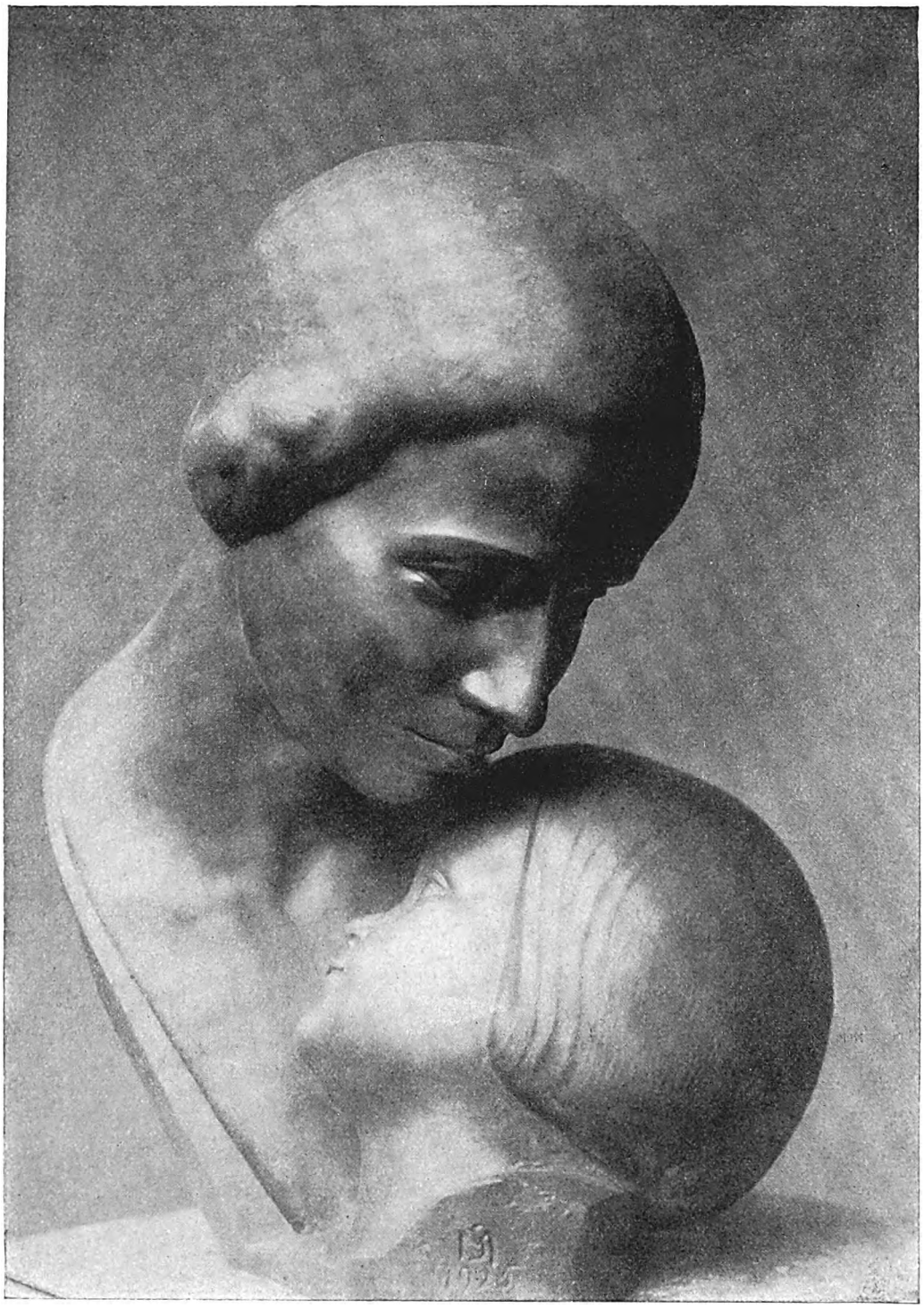
Bei jedem Schritt, den ich durch Dunkel gehe,
kann meine Türe plötzlich offen sein,
und dann ist's leicht, dann tritt der Feind herein
und setzt sich kalt und drohend in die Nähe.

Und wartet ob mein Wille etwa klage,
ob Bettelhand sich zitternd zu ihm reckt,
doch immer leerer wird die Schattenwage,
die meines Feindes Ohnmacht überdeckt.

Bis endlich lächelt allerletzte Stunde
und Ungekanntes meinen Flug begrenzt,
und bis mein Mund, wie eine weiße Wunde,
mein längstverwehtes Antlitz überglänzt.

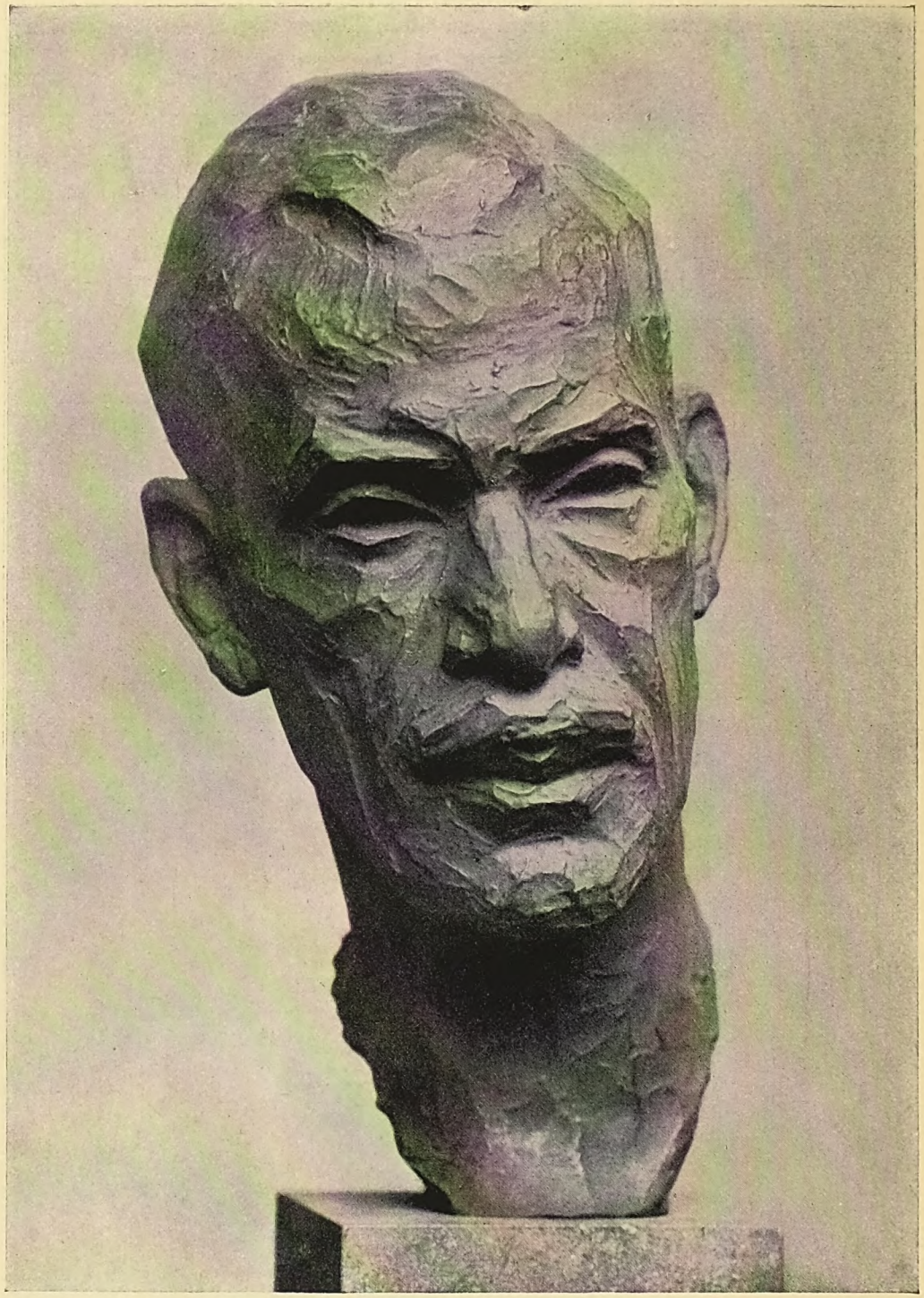
* * *

Digitized by Google



Mutter und Kind (1925)

Digitized by Google



Porträt (1925)

Digitized by Google

MAX SCHUMACHER: *Geschwisterporträt (1925)*

MAX SCHUMACHER

VON HANNS MARTIN ELSTER

BEOBACHTER der Vorgänge an Kunstschulen und Kunstakademien während der letzten zehn bis fünfzehn Jahre konnten feststellen, daß die junge Kunst merkwürdig rasch die offen werdenden Lehrstellen besetzte. Fast überall vollzog sich die Erneuerung der Lehrkörper vom Impressionismus zum Expressionismus mit einer Schnelligkeit, wie kaum im übrigen deutschen Leben. Seinen Grund hat dieser Wandel in der tatsächlichen Überalterung der aus dem Impressionismus stammenden Lehrkörper, die nun, müde der revolutionären Vorgänge, schnell abbauten. Die Folge dieses Geschehens ist, daß wir heute die namhaftesten Künstler junger und jüngster Richtung — also aus dem Expressionismus und dem Nachexpressionismus — in Lehrämtern sehen, was gewiß nur erfreulich für Gegenwarts- und Zukunftsentwicklung ist. Diese

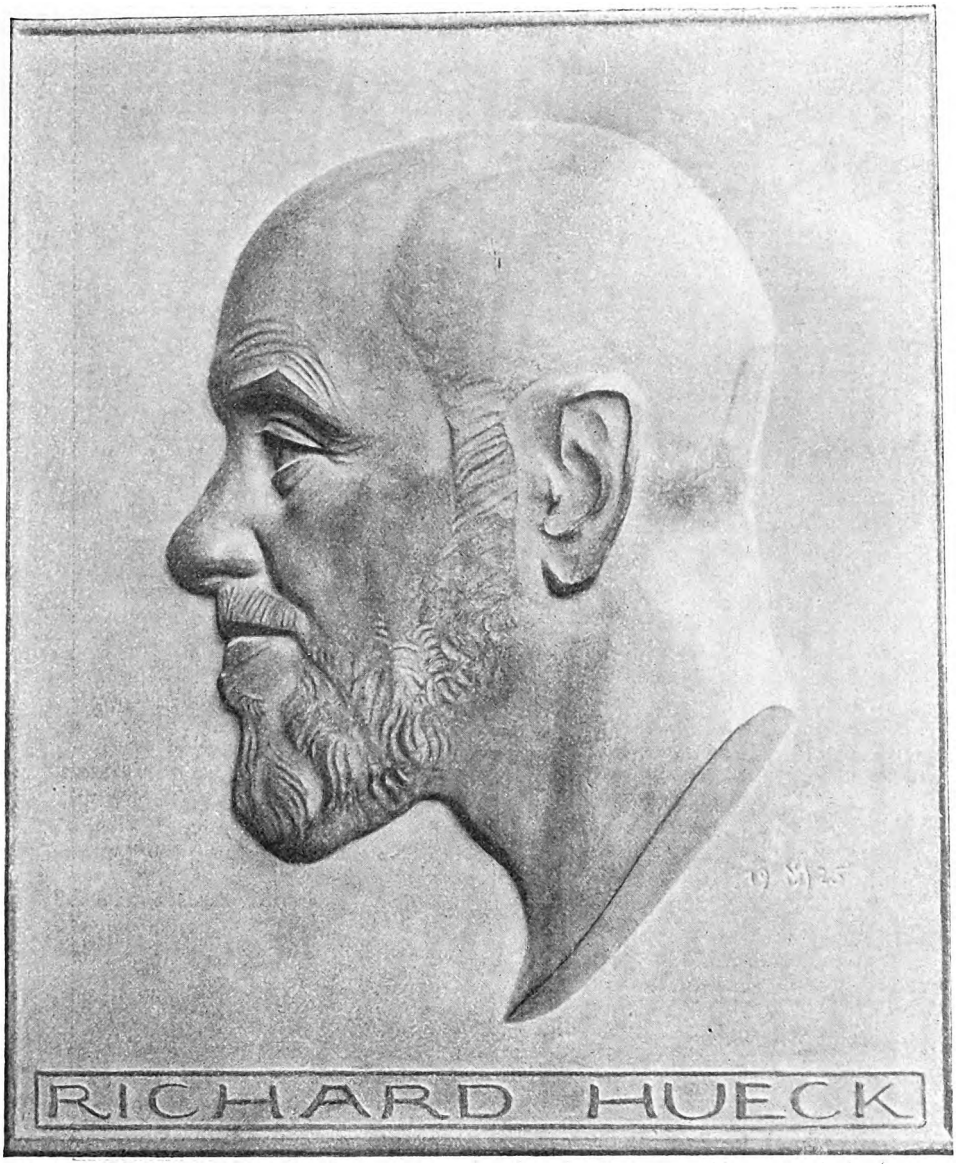
Digitized by Google

Neubesetzung der Professuren mit Fünfunddreißig- bis Fünfzigjährigen, die zum Teil lange auf ihre offizielle Anerkennung haben warten müssen, hat aber auch eine Gefahr, vor allem für die Publikumskreise, daß nämlich die Anschauung aufkomme, nur all diese Professoren, diese an Kunstschulen und Kunstakademien Tätigen seien die anerkannten oder kommenden Meister und all der still für sich, der abseits Schaffenden brauche man kaum zu gedenken. Es droht wieder die Gefahr einer »offiziellen Kunst«, und zwar aus Überschätzung der Akademieprofessuren, des Ämterwesens. Die Dichtung kennt dies Ämterwesen glücklicherweise nicht, in den bildenden Künsten scheint es nun seit der Revolution so überhand zu nehmen, daß Warnung nottut. Kunst hat nichts mit einem Lehramt an einer Akademie zu schaffen. Bei der Beurteilung eines Kunstschaffens hat die Frage, ob der Künstler an einer Akademie tätig ist oder nicht, als sekundär beantwortet zu werden. Außerhalb der Ämter und Schulen leben noch viele schöpferisch starken Künstler, deren Werk gleiche oder auch weitere Beachtung als das vieler Ämterinhaber verdient.

Diese Bemerkung muß gerade bei einer Betrachtung des heute vierzigjährigen, 1885 zu Lota in Chile als Sohn eines dort als Landwirt und Kaufmann tätigen Deutschen und einer französisch-schweizerischen Mutter geborenen Bildhauers Max Schumacher, der seit mehr als fünfzehn Jahren in Berlin abseits vom großen Kunst- und Akademiebetriebe lebt, vorausgeschickt werden, weil dieser Künstler einmal nach schweren, durch die Sprachunkenntnis des in der Kindheit nur an das Spanische Gewöhnten, gehemmten Schuljahren in Cassel und Arolsen an der Casseler Kunstgewerbeschule ‹bei Professor Heer, der über Gipsornamente nie hinauskam› und an der Casseler Kunstakademie ‹bei dem Begasschüler Prof. Bernewitz, der sich in rein technischen Fragen und Versuchen verlor› die ganze Irreführung seiner Lehr- und Entwicklungsjahre durch die falsche Autorität unpraktischer und unkünstlerischer Professoren erfuhr, und weil er zweitens heute noch, obwohl er inzwischen nach schweren Kämpfen und Opfern zu seinem eigenen Stil hindurchzudringen beginnt, von den »offiziellen« Berliner Kunstkreisen anscheinend wegen seines Mangels an einem Amte nicht anerkannt wird. Max Schumachers Wesen ist es aber, eigenbrödlerisch, abseits vom großen Strome, vom Kollektivismus mancher Kunstkreise nur dem inneren Gebot zu gehorchen, auch wenn er es sich und seinem Werke dadurch schwer macht.

Dieser Künstler gehört zu den Naturen, die in naiver Gläubigkeit zuerst dem Ideal klassischer Formvollendung und -glätte sich anschlossen, weil alle Welt, Akademie und Mäzene, diesen Stil für den vollendeten hielt. Erst durch eigenes Unbefriedigtsein, durch inneres Erkennen der leeren Hüllentechnik überwand er, zugleich dauernd mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten als früh Verheirateter ringend, jene falschen, seinem Wesen nicht entsprechenden Vorbilder in zähem Kampfe. Wer frühe Arbeiten Schumachers, etwa jenes Grabdenkmal „Schreitende Frau" oder die Denkmalsbüste des Geheimrats Dr. Mannels kennt, erschrickt fast vor dem klassi-

Digitized by Google



MAX SCHUMACHER: *Porträtrelief (1925)*

zistischen Stil dieser Werke und fürchtet für die Weiterentwicklung des Künstlers. Aber Schumacher fand nach den schlechten Lehrmeistern seiner quälenden Casseler Jahre zu seinem Glück einen Führer in die wirkliche Kunst: er kam nach einem seelischen Zusammenbruch am Schluß seiner Lehrzeit in Cassel nach Hamburg und trat Lichtwark nahe, von dem er auf vielen Wanderungen in der Heide Befreiung von überaltertem Epigonentum erfuhr. Lichtwark förderte ihn nicht etwa durch Ankauf früher Arbeiten, sondern weckte gerade dadurch, daß er seine Leistungen noch nicht ins Museum übernahm, die ewige Unruhe und das nie nachlassende

Digitized by Google

MAX SCHUMACHER: *Porträt in Sandstein (1913)*

Streben nach innerer Reife und fester Gewalt über die Formen. Lichtwark war es, der Schumachers besonderes Talent: das Porträt erkannte. Und Lichtwarks Rat, jede Arbeit nach dem Abschluß, wenn sie nicht voll befriedige, zu vernichten, trieb den Künstler unaufhörlich weiter. Schumacher wurde durch diese Unerbittlichkeit Lichtwarks und seiner selbst zum scharf denkenden Künstler, der sich über jeden Schritt, auch wenn die Zeitverhältnisse ihn zwangen, im Kunstgewerbe tätig zu sein, schärfste Rechenschaft mit höchsten Maßstäben abgab. So kam es, daß er das klassizistische Erbe von innen heraus überwand und sich zu einem stilisierten, harmo-

Digitized by Google

nischen Realismus durchrang. Diese erste erstiegene Höhe zeigte im Jahre 1913 auf der großen Berliner Kunstausstellung die Halbfigur eines jungen Mannes in leicht geädertem, feinfarbigen Marmor: „einfach" und „stark" ist die Porträtcharakteristik, die plastische Form „streng" und klar, besonders die Bewältigung der modernen Kleidung beachtenswert; Fritz Stahl hatte recht, auf dies Werk und diesen Künstler aufmerksam zu machen.

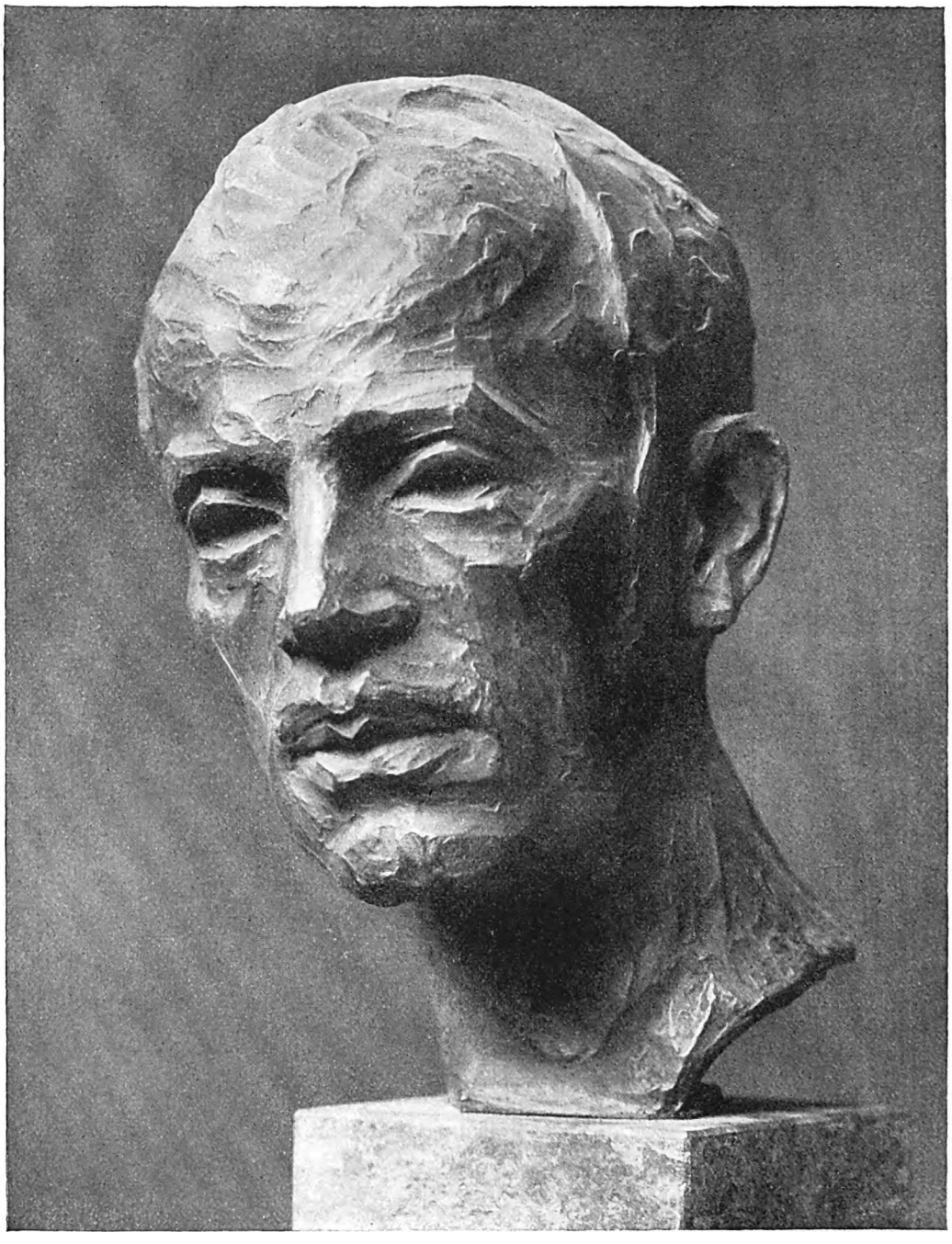
Und doch konnte der Achtundzwanzigjährige noch nicht behaupten, er habe seinen Wesensausdruck gefunden. Bei aller Feinheit des Stiles, bei aller Belebung des Klassizismus, bei aller realen Echtheit des Porträts blieb etwas Konventionelles. Dieser Künstler, den auch eine frühe Ehe allzusehr ins Unsinnliche, Blutleere führte, lief Gefahr, sich im Ästhetischen des Herkommens zu verlieren, wenn ein großes Erleben ihn nicht noch einmal aufriß und innerlich wie äußerlich befreite. Der Krieg tat es. Ihm ward der Krieg zum Segen, weil er ihn, jahrelang an der Front, unmittelbar im Kampfe festhielt. Der Neunundzwanzig- bis Dreiunddreißigjährige löste sich vom Herkommen im Stil seiner Kunst wie von der Bindung in der seine Persönlichkeit hemmenden Ehe los, ward frei und Mann zugleich; er erreichte damit einmal die urtümliche Beseelung, Durchblutung seiner früher allzu kalten Werke und zweitens die Überwindung des klassizistischen Formenstils. Schon in einer Holzarbeit — dem Porträt eines gefangenen Russen in Pelzmütze — ward die Belebung ebenso sichtbar wie der Wille zur Bewegtheit der Fläche, zur Ausdrucksnutzung der Form.

Auf diesem Wege ist Schumacher, der an seinem Triebe zum Porträt festhielt, seit dem Kriege langsam, aber stetig vorangekommen, gehemmt von den wirtschaftlichen Verhältnissen, gefördert von einer neuen Ehe und einer kleinen Freundesgruppe. Der Wille zum Stil, zum reinen plastischen Stil, ringt heute mit dem Willen zum Ausdruck der Innenwelt des Porträtierten. Wir begegnen hier Arbeiten von eigenem Reiz: »Mutter und Kind« mit der wundervollen Neigung der Köpfe zueinander als vollendet reine Liebeseinheit und selten glückliche plastische Geschlossenheit oder das Reliefporträt Richard Huecks stilklar und doch lebensvoll. Seit Jahresfrist überrennt der Ausdruckswille stärker alle Stilbindungen: eine neue Entwicklung setzt mit der Überwindung der glatten Fläche ein und diese Entwicklung schreitet, wie die wenigen Werke dieser letzten Frist zeigen, rasch fort. Sie scheint Schumachers seltene Sensibilität, Einfühlsamkeit, Menschenkenntnis und Gedankenschärfe zu seinem Eigensten hinzuführen.

Max Schumacher gehört nicht zu den üppig Produktiven. Wenige Werke nur entstehen in seinem Atelier. Jedem gehört seine ganze Persönlichkeit. Darum sind sämtliche Arbeiten echt. Darum stellt man ein nie ruhendes Fortwachsen und Aufsteigen fest. Noch ist dieser Künstler nicht auf seiner Höhe angelangt, aber schon in der reifenden Stunde seiner Entwicklung. Er ist im Werden bereits ein Seiender, einer, der sich behauptet und der sich durchsetzen wird durch die Echtheit und verantwortungsbewußte Reinheit seines Schaffens.

* * *

Digitized by Google



MAX SCHUMACHER: *Porträt (1925)*

Digitized by Google

DIE KETTE

TRAGÖDIE IN EINEM AKT VON WALTER HUECK

Personen: Rudolf — Louetta — Fred — Der Arzt

Atelier. Ein großer, kahler, ärmlicher Bodenraum. Im Hintergrund ein mächtiges Fenster mit trüben Scheiben und schwarzen Vorhängen. Darunter ein breiter altmodischer Divan. Rechts ein eiserner Ofen. Zu beiden Seiten eine Tür. Spätnachmittag. Rudolf sitzt auf einem Schemel, Pinsel und Palette in der Hand, und starrt unbeweglich auf die vor ihm stehende Staffelei. Fred tritt in Hut und Mantel von links her ein. Rudolf fährt zusammen und bedeckt das Bild schnell mit einem Tuch.

Fred: Guten Abend.

Rudolf (wendet langsam den Kopf und sieht ihn an, ohne ihn zu sehen.)

Fred: Guten Abend Rudolf — erkennst du mich nicht?

Rudolf: Was willst du hier?

Fred: Frage nicht so. — Ist sie zurückgekehrt?

Rudolf: Nein.

Fred: Mein Gott — ist sie noch nicht zurückgekehrt?!

Rudolf: Nein.

Fred: Es ist kalt in deinem Zimmer. Ich friere. Rudolf — warum zündest du den Ofen nicht an?

Rudolf: Versuch es nur. Er brennt nicht mehr!

Fred: Er muß brennen! Fühlst du nicht, wie kalt es hier ist? Hier muß um jeden Preis ein Feuer angezündet werden. (Er macht sich am Ofen zu schaffen.)

Es ist eine entsetzliche Moderluft in deinem Atelier. Wie in einem Grabe. (Er hat Feuer angezündet, das Zimmer füllt sich mit Rauch.)

Rudolf?!

Rudolf: Ja?

Fred: Das Rohr muß verstopft sein. Der Rauch will nicht aufsteigen — er schlägt ins Zimmer zurück.

Rudolf: Das Rohr ist nicht verstopft. Ich habe es oft versucht. In diesem Zimmer brennt kein Feuer mehr. Seit 14 Tagen!

Fred: Seit 14 Tagen! Seitdem — — ?

Rudolf: Ja.

Fred: Ich begreife nicht, wie du es hier aushältst. Es ist grauenhaft in deinem Atelier. Komm mit hinaus an die Luft.

Rudolf: Ich habe mein Atelier seitdem nicht mehr verlassen.

Digitized by Google

Fred: Rudolf — das geht nicht so weiter. Du bist ganz grau und zusammengefallen. Du hockst auf deinem Schemel wie ein Gespenst. Du mußt etwas unternehmen. Du mußt einen Spaziergang mit mir machen.

Rudolf: Draußen ist es noch kälter als hier.

Fred: Draußen? Draußen ist Frühling!

Rudolf: Ich glaube nicht mehr an den Frühling.

Fred: Die Sonne scheint! Die Kastanien blühen!

Rudolf: Du lügst! Hör — wie es hagelt!

Fred (lauscht:) Wirklich — es hagelt! Wie seltsam. Als ich das Haus betrat, war noch der Himmel hell.

Rudolf: Zuweilen schlägt das Wetter um zwischen Tür und Angel.

Fred: Rudolf — kann ich irgend etwas für dich tun?

Rudolf: Nein!

Fred: Wir sind Freunde — wir waren doch Freunde — Rudolf, kann ich dir nicht helfen?

Rudolf: Nein. — — du kannst mich nur allein lassen!

Fred: Ich kann dich nicht allein lassen! Ich habe Angst — vor irgend etwas! Es steht nicht gut um dich! Rudolf — was wird geschehen?

Rudolf: Ich weiß es nicht. Ich weiß es jetzt noch nicht.

Fred: Aber es bereitet sich etwas vor. Es liegt etwas in der Luft — Rudolf — etwas Entsetzliches!

Rudolf: Ja — vielleicht liegt etwas in der Luft.

Fred: Rudolf — kannst du nicht von ihr los?

Rudolf: — — ich bin mit ihr zusammengewachsen — — Glied um Glied.

Fred: Weißt du, mit wem sie fort ist?

Rudolf: Ich weiß nie, mit wem sie fort geht.

Fred: Weißt du, wo sie ist?

Rudolf: Ich weiß es nicht; ich weiß nie, wo sie ist. Einmal — als sie zum ersten Male fort war, habe ich sie gesucht. Die ganze Nacht hindurch. Ich hätte hundert Nächte nach ihr gesucht. Schließlich — gegen Morgen — entdeckte ich sie in einer Hafenkneipe. Sie tanzte wie eine Dirne und ließ sich von den Matrosen küssen. Es war wie ein Keulenschlag. Erst auf der Polizeiwache kam ich wieder zu mir. Seitdem suche ich sie nicht mehr.

Fred: Und als sie zurückkam?

Rudolf: Als sie zurückkam, war sie rein wie ein Kind, das aus der Kirche kommt.

Fred: Hast du sie zur Rede gestellt?

Rudolf: Ich wagte es nicht. Ich redete mir ein, es sei ein Traum gewesen. Es gibt ja solche Träume. Aber es wiederholte sich wieder und wieder.

Digitized by Google

Fred: Begreifst Du das?

Rudolf: Nein, nein, ich begreife es nicht. Es will nicht in meinen Kopf hinein — und mein Herz geht daran zugrunde. Ich liebe sie — aber ich weiß nichts von ihr. Ich kann nicht in ihre Seele schauen, — ich bleibe ihr fremd wie am ersten Tage. Ich habe mich oft einsam gefühlt — im Straßengewühl der Stadt oder im Geröll des Hochgebirges — aber nie fühle ich mich so schauerlich allein, wie wenn ich mit ihr zusammen bin.

Fred: Liebt sie dich?

Rudolf: Ja — sie liebt mich. Sonst hätten wir nie zusammengelebt. Sie liebt mich heißer, zärtlicher, hingebungsvoller als je eine Frau einen Mann geliebt hat.

Fred: Und doch — — — ?

Rudolf: Und doch!

Fred: Kannst du es dir erklären?

Rudolf: Nein, ich kann es mir nicht erklären. Sie ist nicht wie andre Menschen. Sie ist ein geheimnisvolles Wesen. Zuweilen ist sie wie ein Kind. Zuweilen zweifele ich, ob sie eine Seele hat. Sie kommt mir vor wie ein Komet.

Fred: Ein Komet?

Rudolf: Sie wird von einer unbekannten Macht in meine Sphäre hineingetrieben, versetzt meine ganze Welt in Entzündung und rasenden Aufruhr — dann wird sie von derselben rätselhaften Macht aus meinen Armen fortgerissen — viel weiter fort, als zwei Menschen auf dieser Erde auseinandergeraten können. Sie kommt aus dem Dunkel und geht ins Dunkel — ich weiß nicht wie und wann, ich weiß nicht woher und wohin. Ich habe kein Organ, sie festzuhalten. Aber es ist mehr, als ein Mensch zu ertragen vermag.

Fred: Vielleicht ist sie krank, ich meine — verzeih — nicht ganz normal.

Rudolf: Ich weiß es nicht. Vielleicht liebe ich eine Wahnsinnige. Wahnsinn ist eine ansteckende Krankheit. Ich glaube, daß ich selber nahe daran bin, wahnsinnig zu werden.

Fred: Rudolf — wahrhaftig, du bist krank! Du redest wie im Fieber. Du solltest zum Arzt gehen.

Rudolf: ⟨zeigt auf die Erde⟩ Weißt du, was das ist?

Fred: — — — eine Kette?!

Rudolf: Eine schwere eiserne Kette. Es war grauenhaft. Als ich abends nach Hause kam, trat sie mir entgegen. Sie war fast ganz entkleidet und zitterte am ganzen Leibe. Sie sagte kein Wort. — Es war als wäre sie plötzlich stumm geworden — aber in ihren Augen flackerte die Angst, die namenlose Angst vor dem Unbekannten. Ich wußte gleich, was es zu bedeuten hatte. Sie sprach kein Wort, sie sah mich nur an mit ihren großen Augen — sie reichte mir die Kette und ein schweres Schloß. Ohne ein Wort zu sagen — ach, wenn sie doch nur ein einziges Wort gesagt hätte.

Digitized by Google

Fred: Und Du?

Rudolf: Ich warf die Kette zu Boden — auch ich konnte kein Wort über die Lippen bringen. — Da stöhnte sie, wie ein Tier in der Nacht — mein ganzes Leben wird mir dies Stöhnen in den Ohren klingen — sie griff die Kette auf und schloß sich fest an der Wand — das Schloß schnappte ein.

Fred: Und du — Rudolf, was tatest du?

Rudolf: Ich wagte nicht, mit ihr zusammen zu bleiben. Ich bin nicht furchtsam, aber ich vermochte es nicht. Das Unbekannte stand zwischen uns. Ich verriegelte die Tür — und ging in die Kammer. Ich habe kein Auge geschlossen. Die ganze Nacht habe ich gehorcht, — ich habe mir die Seele aus dem Leibe gehorcht, aber ich hörte nur mein Herz gegen die Rippen hämmern. Kein Geräusch — nichts, nichts.

Fred: Und dann?

Rudolf: Als der Morgen dämmerte, ertrug ich es nicht länger — ich war wie gerädert — ich ging hinein.

Fred: Und — und —

Rudolf: Sie war fort.

Fred: Sie hatte —?

Rudolf: Die schwere Eisenkette war zerbrochen.

Fred: Die Riegel —?

Rudolf: — — — zurückgeschoben. Die Tür stand weit offen. Ein Wind wehte aus dem dunklen Treppenhaus herauf — kalt, kalt — die Fenster klapperten im Rahmen.

Fred: Und seitdem hast du nichts mehr von ihr gehört?

Rudolf: Seitdem habe ich nichts mehr von ihr gehört. Ich habe das Zimmer nicht mehr verlassen. Ich habe auf diesem Schemel gesessen und gewartet — zwölf Tage lang.

Fred: Zwölf — ?

Rudolf: Ja — zwölf Tage. Vorgestern hielt ich es nicht mehr aus. Ich begann — — — zu malen.

Fred: — — sie?!

Rudolf: Ja! Ich begann sie zu malen!

Fred: Aber du hast ihr doch versprochen — —

Rudolf: Ich habe ihr geschworen, sie nie zu malen. Niemals ein Bildnis von ihr zu machen — so sagte sie — genau wie es im Alten Testament heißt.

Fred: Wie seltsam! Warum wollte sie es nicht?

Rudolf: Ich weiß es nicht. Sie konnte es auch nicht erklären. Aber sie flehte mich an, als wenn ihr Leben davon abhinge. Schon wenn man nur von ihr sprach, stand die Angst in ihren Augen. Da habe ich es ihr geschworen, — obwohl ich es nicht verstand. Aber ich glaube, jetzt verstehe

Digitized by Google

ich sie! — — — Ich hätte es ja damals gar nicht gekonnt. Bisher habe ich Menschen gemalt, Menschen, Landschaften, Stilleben, wie es gerade kam, — aber mein Gott, niemals hätte ich mit meinen Händen sie malen können! Niemals!

Fred: Und jetzt — ?

Rudolf: Jetzt — ? Jetzt habe ich meinen Eid gebrochen. Ich konnte nicht länger. Zwölf Tage habe ich auf meinem Schemel gesessen und gewartet — glaube mir — — es gibt keine grauenhaftere Folterbank auf der Welt als diesen Schemel! Kein Hauch regte sich — aber aus der verschlossenen Tür wehte ein kalter Wind. Es war totenstill im Zimmer, aber die Kette klirrte — ich fühlte, wie der Wahnsinn aus allen Ecken an mich herankroch — ich wagte nicht, mich umzudrehen, — stundenlang saß ich unbeweglich — da plötzlich stand die Staffelei vor meinem Schemel! Ich weiß nicht, wie sie dahin gekommen ist! Die Leinwand war von unsichtbaren Händen aufgespannt. Der Pinselkorb stand neben mir — wie ein Köcher mit vergifteten Pfeilen. Ich zitterte wie im Schüttelfrost — aber als ich die Farben auf die Palette mischte, war meine Hand fest und sicher wie die Faust eines Mörders. Sie stand vor mir — dort auf dem Podium — sie war nicht im Zimmer — wie hätte ich sonst malen können — und dennoch stand sie mir Modell.

Fred: Es war eine Halluzination.

Rudolf: Ja — vielleicht war es nur eine Halluzination.

Fred: Darf ich — das Bild — sehen?

Rudolf: ⟨sieht ihn lange an⟩ Ja!

⟨Beide stehen sich bleich und schweigend gegenüber⟩

Rudolf: Du sollst das Bild sehen! Alle, alle sollen das Bild sehen!

Fred: Aber dein Versprechen!

Rudolf: Ich habe meinen Schwur gebrochen! Da — !

⟨Er reißt mit einem Ruck das Tuch von dem Bild und tritt einen Schritt zurück.⟩

Fred: ⟨fährt gleichfalls zurück und starrt schweigend auf das Bild.⟩

Fred: ⟨leise⟩ Das ist ein entsetzliches Bild! Ich habe nie ein so entsetzliches Bild gesehen!

Rudolf: Begreifst du nun — wie ich sie — hasse!

Fred: Ich hätte es nie für möglich gehalten.

Rudolf: Ich hätte es auch nie für möglich gehalten. Ich habe sie grenzenlos geliebt. Aber als ich sie zu malen begann, da fühlte ich, wie der Haß aus allen Abgründen meiner Seele brach!

Fred: Nun weiß ich, warum es so kalt ist in Deinem Zimmer.

Rudolf: Ich habe sie nicht wie einen Menschen geliebt — ich hasse sie auch nicht, wie man einen Menschen haßt. Ich hasse sie wie ein Tier, wie einen Dämon, wie ein Krebsgeschwür, das an meiner Seele frißt — — obwohl sie mir zuweilen wie ein Kind erschien.

Digitized by Google

Fred: Mit was für Farben hast Du dieses Bild gemalt? Wo hast Du diese grauenhaften Farben hergenommen?

Rudolf: Ich habe sie mit vergifteten Farben gemalt. Ich habe gemalt und gemalt ohne aufzuhören, Tag und Nacht. Wenn die Sonne sank und das Zimmer mit rotem Rauch erfüllte, dann malte ich sie mit allen Farben der Wollust und der Sünde — nackt und geil und schamlos ohne Grenzen. Aber im fahlen Grün der Morgendämmerung mischte ich die Farben der Verwesung! Seh her — wie die Fäulnis emporkriecht an diesem blühenden Leib — nein, wende Dich nicht ab — sieh nur, wie ihr Körper sich mit brandigen Geschwüren überzieht. Geht nicht ein aashafter Gestank von diesem Bilde aus?

Fred: Jetzt weiß ich, warum es hier wie in einem Grabe riecht.

Rudolf: Ich habe mich an diesem Weibe gerächt. Ich habe sie vergiftet. Ich habe ihre Seele mit schmutzigen Fäusten angetastet, — ich habe ihren Leib besudelt, vergewaltigt und an den Pranger gestellt — — —

Fred: Du hast mit diesem Bild ein Verbrechen begangen, für das es noch keinen Namen gibt.

Rudolf: Solange sie bei mir war, habe ich sie niemals halten können. Aber jetzt, wo sie mich verlassen hat, jetzt habe ich sie gepackt und halte sie fest — und wenn ich sie erwürgen müßte.

Fred: Rudolf, — Du hast Dich fürchterlich an ihr versündigt. Du hast sie ermordet — und hast Dich noch an ihrer Leiche vergangen.

Rudolf: Begreifst Du nun, warum kein Feuer mehr brennt in diesem Zimmer? Warum der Rauch aus meinem Ofen nicht mehr zum Himmel steigt?

Fred: Rudolf — was sie Dir auch getan hat, wieviel Du auch um sie gelitten hast, — bei Gott, Du hättest dieses Bild nicht malen dürfen!

Rudolf: Still — horch! Hat nicht die Kette geklirrt?

Fred: Ich habe nichts gehört — aber ein kalter Wind weht durch die Tür!

Rudolf: Mir ist, als hätte ich ein Stöhnen gehört.

Fred: Die Fenster beginnen in ihren Rahmen zu klirren. — Rudolf — ich kann nicht mehr atmen! Du bist krank — Du siehst aus wie ein Wahnsinniger! Warte — warte auf mich — Rudolf — ich hole einen Arzt! ‹Stürzt hinaus›

‹Fahle Dämmerung. Rudolf ist auf den Schemel gesunken, den Kopf in den Händen vergraben. Die Tür ist nur angelehnt — sie öffnet sich wieder — langsam und lautlos. Die schwarzen Fenstervorhänge bewegen sich›

Louetta: ‹steht plötzlich im Türrahmen, ohne daß man ihre Schritte gehört hätte. Sie hebt sich als schmaler weißer Schemen vom Dunkel des Flures ab.›

Louetta: ‹läßt ein leises, banges Stöhnen hören.›

Digitized by Google

Rudolf: ‹fährt empor, erblickt sie, taumelt in lautlosem Entsetzen zur entgegengesetzten Wand zurück und bleibt dort halb ohnmächtig stehen.›

Louetta: ‹tritt langsam ein — sie geht wie ein sterbensmattes Kind, sie erblickt das Bild, nähert sich ihm, betrachtet es mit einem langen Blick, greift sich ans Herz und sinkt mit einem leisen, qualvollen Schrei zu Boden.›

Rudolf: ‹steht einen Moment wie festgebannt, dann stürzt er vor, hebt Louetta auf und trägt sie auf den Divan.

Louetta: ‹nach einer Pause — sie spricht immer mit leiser, verklingender Stimme.› Rudolf — ich fühlte es, ich wußte es vorher — warum hast Du mir das getan?

Rudolf: ‹Steht in stummer Qual neben ihr und wagt nicht, sie zu berühren.›

Louetta: Rudolf — es war so schön — ich konnte doch nicht anders — Du hättest mir auch diesmal verzeihen sollen.

Rudolf: ‹stürzt verzweifelt vor ihr auf die Knie.›

Louetta: Ich habe getanzt — in einem großen Garten — alles war Frühling und Märchen und Musik — es war sehr schön — zwölf Tage lang — aber dann fühlte ich, wie es zu Ende ging, daß ich sterben mußte. O Rudolf — warum hast Du mir das getan?

Rudolf: ‹qualvoll› Louetta!

Louetta: ‹ganz leise› Ich habe Dich sehr lieb gehabt, Rudolf — sehr lieb — aber warum hast Du mich getötet?

Rudolf: ‹springt auf wie ein Rasender, reißt das Bild von der Staffelei und zerfetzt es. Dann steht er mit geballten Fäusten da und schaut zum Divan. Louetta hat sich mühsam etwas aufgerichtet und blickt mit schmerzlichem Lächeln auf ihn. Dann fällt sie zurück, stöhnt leise, — ein Zucken läuft durch ihren Körper. Rudolf steht wie gelähmt.›

‹Fred und der Arzt treten ein.›

Der Arzt: ‹überschaut mit einem Blick die Situation, beugt sich über Louetta, untersucht das Herz und richtet sich auf.›

Fred: (angstvoll) Ohnmächtig?

Der Arzt: Tot! — — — ‹Pause›

Rudolf: Um Gottes Barmherzigkeit willen — woran ist sie gestorben?

Der Arzt: Ich — weiß — es — nicht.

Rudolf: ‹wirft sich mit einem verzweifelten Aufschrei über die Leiche.›

‹Fred und der Arzt treten zurück.›

‹Vorhang›

* * *

Digitized by Google

ZWEI GEDICHTE

VON OTTO HEUSCHELE

SELIGE STUNDEN DES ABENDS . . . .

Selige Stunden des Abends,
Wenn die alleserhaltende Sonne
Ihren Lauf nimmt zu fremder Länder Menschen,
Ihnen vom quellenden Überfluß zu spenden,
Wenn der Friede des Landes
Seine Flügel beschattend neigt über die Fluren
Und Städte der Völker . . . .
Es atmen Wald und Au dann reicher die Kraft
Des quellenden Lebens, lauter rauscht die Welle
Im umflochtenen Felsengewölbe,
Redend vom Weltengeheimnis,
Spendende Kraft tragend aus der Erde verschlossener Brust.

Stunden der Einkehr, jene Stunden
Des sterbenden Abends sind sie dem Menschen.
Wenn er um die Lampe sitzend
In die Tiefen seiner Seele steigt,
Den Gott zu schauen, den er gerufen.
Strahlend verklärt ihm der Glanz des Lichtes
Sein leuchtendes Auge, das die Stufen sieht,
Die zum Tempel führen, in den sein Gebet
Seine Seele trägt . . . . stummer lauscht er
Dem Atem seiner Seele, dem fliehenden Lauf
Seines Blutes durch die Gewölbe seiner Adern . . . .
Es lebt in seinem Körper die Seele, das All, der Gott
Er hat ihnen einen Dom gebaut, aus dem die Hymnen
Der Freiheit zu den Brüdern rufen,
In dem Gott-Geist sich das Leben gespendet . . . .

Digitized by Google

So gleichen die Stunden des Abends
Den Stunden der reifen Völkerzeit,
Da vom Steine zum Himmel die Opfer gestiegen,
Da Götter gingen, gewaltet in seliger Kraft;
Da sich Freunde geschart
Ein Gastmahl zu suchen, bereitet von edlen Frauen.
Es ward in den Ländern ein Tag der Feste,
Festmäntel gefaltet in reicher Pracht
Verhüllten des Werktags Gewand.
Seele fand sich in Seele
Und reicher spendet der Himmel den Segen,
Wie nun in den Stunden des Abends,
Da leiser rauscht das Leben
Und lauter redet die Stimme des Gottes.

* * *

BAUMSCHATTEN

Dunkle Rast in brauner Kühle,
Grünes Dach, das in den Wolken schwimmt,
Erde braune, zwischen Gräsern,
In die der müde Leib sich dehnt.
Ich höre die Pulse der Erde,
Hart drück' ich mein Ohr auf braune Kühle . . . .

Ist dies die einz'ge Rast, die sich
Vor unsrem Leben wie ein Tal entdehnt?
Wie die Verzauberung mich angreift!
Aus kühlem Duft von Gras und Erde,
Aus meinem grünen Dache niedertropfend,
Von blinden Vögeln hingesummt ein Lied,
Und dann des eignen Blutes Strom,
Und meines müden Leibes Duft,
Deiner blonden Haare naher Glanz,
Dein Geheimnis wie dunkel-kühler Brunnen,
Ohne Rand und ohne Grund ertast ich nie;
Und wag es doch in Dich niedersteigend
Ohne Grund und Ende in Dir zu sein.

Digitized by Google

DIE GESCHICHTE VOM GOLDSCHMIED UND DEM TISCHLER

NACH DEM TÜRKISCHEN

VON WILHELM SCHMIDTBONN

IM Lande Azerbeidjan lebten ein Goldschmied und ein Tischler, die ihre Läden nebeneinander hatten, ihre Wohnung aber in einem Hause. Sie aßen an einem Tisch, streckten sich nebeneinander zum Schlafe aus und waren einander so sehr genug, zwölf Jahre hindurch, daß sie gar nicht daran dachten, zu heiraten. Als eine Zeit der völligen Geschäftsstille und damit große Not und Armut kam, beschlossen sie, auszuwandern, und kamen in das Land Bum. Als sie auch dieses durchschritten hatten, gelangten sie eines Tags an einen sehr großen Tempel. Hier machten sie Halt, denn sie sahen hier ein ungeheures goldenes Götzenbild, das von unablässigen Scharen Andächtiger, die von weither kamen, in demütigster Verehrung angebetet wurde. Sofort kam ihnen der Gedanke, kleine hölzerne Figuren nach der Gestalt dieses Bildes zu schnitzen und sie mit einem Goldüberzug zu versehen, diese Figuren aber den Wallfahrern als Andenken zu verkaufen. Sie machten sich gleich an die Arbeit, jeder an die seine, und bald blühte ihr Geschäft so, daß sie fast reich wurden. Um aber den Verkauf noch günstiger zu gestalten, legten sie die Tracht der Mönche an, beteten und fasteten mit den Mönchen und hatten bald den Geruch großer Heiligkeit um sich, so daß sie weit im Lande geehrt waren und jeder ein Figürchen besitzen mußte, das der Tischler geschnitzt und der Goldschmied geziert hatte.

Eines Tages veranstaltete der Kaiser jenes Landes ein Fest, zu dem er das ganze Volk und alle Priester einlud. Auch die beiden Reisenden erhielten eine besondere Einladung. Sie lehnten aber ab, denn sie durften, wie sie sagten, ihr Gelübde der Enthaltsamkeit auch nicht für einen Tag unterbrechen, zum wenigsten aber zu einem solch irdisch glanzvollen Fest. Die andern Mönche des Tempels zeigten, da die Einladung vom Kaiser kam, der selber göttlicher Abstammung war, kein Bedenken, schon in aller Frühe zur Hauptstadt hinzuwandern, in glänzenden Gewändern und die Bäuche gut geleert, damit sie das festliche Übermaß all der Speisen, die zu erwarten waren, aufnehmen könnten. So kam es, daß, nachdem die Mönche sich verabschiedet hatten und hinter den Grashügeln verschwunden waren, die beiden sich allein im Tempel befanden. Nach einer Weile machten sie sich daran, das berühmte Götzenbild einmal von nahem anzusehen und von allen Seiten, es zu befühlen und zu beklopfen. Da ergab sich, daß es in Wahrheit von lauterem Golde war. Sie hoben es von seinem Postament herunter, sobald es Nacht geworden, gruben an einer abgelegenen Stelle ein Loch und legten das Bild hinein.

Digitized by Google

Nach drei Tagen kehrten die Mönche vom Fest zurück. Wie groß war die Bestürzung, als das Götterbild nicht mehr an seinem Platze stand! Überall wurde gesucht, aber es war, als ob der Wind es fortgeweht hätte. Es blieb nichts übrig, als einen Diebstahl anzunehmen. Jeder der Mönche hatte den andern im Verdacht. Nur auf den Goldschmied und den Tischler geriet niemand, diese frommen Leute waren auch vor dem Schatten eines Argwohns geschützt. Nur kam man zu ihnen, um ihnen das Unglück zu erzählen und laut zu klagen. Aber was waren diese Klagen gegen die Schmerzäußerungen dieser beiden! Nie hat man Menschen so verzweifelt gesehen. Wären ihnen die eigenen Söhne gestorben, hätten sie sich nicht wilder gebärden können. Sie rissen sich Bart und Haare aus und weinten so heftig, daß den andern Mönchen über diesen Schmerz fast noch mehr das Herz brach als über den Verlust des Bildes. »Weh!« schrien die beiden, »seit wir hier sind, haben wir das vorausgesehen, daß der Gott euch eines Tages verlassen werde. Nie habt ihr ihn genug geehrt. Bei Tag und Nacht seid ihr fort und habt ihn allein gelassen. Und nun müßt ihr auch noch auf dieses Fest, um zu prassen und vergnügt zu sein. Nun ist er in den Himmel gestiegen, nun könnt ihr das Schlimmste von seinem Zorn erwarten. Euer Tempel und das ganze Land werden seine Strafe spüren. Hier wird es kein Glück mehr geben. Kein Gebet wird mehr erhört werden. Aber wir, das sagen wir euch, bleiben keinen Tag mehr hier. Wir sind von fern gekommen, wir werden in die Ferne gehn.«

Die Priester wurden nun erst recht von Schreck und Furcht erfaßt. »Erbarmt euch unser!« flehten sie und knieten vor den beiden wie vor Heiligen, »bleibt ihr wenigstens hier. Um euretwillen vielleicht verzeiht der Gott oder kehrt gar zurück. Wenn aber auch ihr geht, dann ist alles verloren.« Aber der Goldschmied und der Tischler wehrten sie mit harter Hand von sich. Einige Tage darauf sagten sie den Mönchen Lebewohl und gingen. Kaum war die Nacht da, so kehrten sie zurück, gruben das Götterbild aus der Erde und nahmen es mit sich aus dem Lande heraus, durch das Land Bum, bis sie wohlbehalten und reich in ihrer Heimat wieder anlangten.

Der Goldschmied nahm das Gold in Verwahrung, und von Zeit zu Zeit holte sich der Tischler seinen Anteil. »Führe immer gut Rechnung, Bruder«, sagte er, »damit keiner von uns zu kurz »kommt.« Anfangs ging die Verteilung auch immer in voller Gerechtigkeit vor sich. Nach ein paar Jahren aber dachte der Goldschmied: »Ich Esel! Von dem Gold weiß keiner als wir beide. Der Tischler hat längst genug. Ich gebe ihm nichts mehr.« Als der Tischler kam, um sich wieder sein Teil zu holen, tat der Goldschmied verwundert. »Wie? Was für Gold willst du? Es ist alles ausgeteilt, ich habe nichts mehr.« Der Tischler, ein kluger Mann, gab bald seine Widerrede auf, tat, als ob er dem Freunde glaube und schied wie immer mit voller Freundlichkeit. Gut«, sagte er, »zum Ausgeben war das Gold da. Nun hat es seine Bestimmung erfüllt. Deshalb werden wir uns keine grauen Haare wachsen lassen.«

Digitized by Google

Aber auf dem Heimwege sprach er zu sich selbst: »Der sich meinen Freund nennt, ist ein Betrüger. Mit Gewalt richte ich nichts aus. Ich muß trachten, mit List zu dem meinen zu kommen.« Wenn er den Goldschmied traf, sprach er in alter Weise mit ihm vom Wetter, von den Geschäften, von den Erinnerungen der Reise, drückte ihm die Hand, nannte ihn Bruder. Der Goldschmied freute sich und dachte: »Der dumme Kerl war leicht hinters Licht zu führen.« Insgeheim aber schnitzte der Tischler eine hölzerne Figur, die bis in die letzte Kleinigkeit den Goldschmied darstellte. Er bekleidete sie auch mit einem Gewand, das genau dem des Goldschmieds in Farbe und Schnitt gleich war. Diese Figur stellte er in dem hintersten Gemach seines Hauses auf. Dann kaufte er zwei junge Bären, die er mit der Figur zusammen in das Gemach sperrte. Täglich, wenn die Essenszeit der Tiere gekommen war, legte er auf jede Schulter der Figur ein Stück Fleisch, löste die Tiere von der Kette und ließ sie sich das Fleisch selber herunternehmen. An diese Art der Fütterung gewöhnten sich die Tiere so, daß sie auch außer der Zeit vor der Figur drollige und schmeichelnde Bewegungen ausführten.

Eines Tages lud dann der Tischler den Freund nach altem Brauch zu Tisch. Der Goldschmied pflegte, da zwischen ihnen beiden keine Förmlichkeiten bestanden, seine zwei Söhne mitzubringen. So auch diesmal. Man saß, tafelte und sprach. Beim Abschied sagte der Goldschmied wie immer: »Bruder, ich muß in meinen Laden. Schick die Knaben später nach.« Kaum war er gegangen, führte der Tischler die Knaben in ein anderes abgelegenes Zimmer, hieß sie unter Drohungen sich still zu verhalten und schloß die Tür hinter ihnen ab. Den Bären aber gab er an diesem Tage nichts zu fressen.

Abends kam der Goldschmied in einiger Angst: »Bruder, wo sind meine Knaben?« Der Tischler sagte: »Bruder, ich weiß es nicht. Sie sind hier längst fortgegangen.« Der Goldschmied ging nach Haus, dachte, daß die Knaben inzwischen sich dort eingefunden hätten. Aber vergebens. Nun wurde ihm die Welt zu enge. Die ganze Nacht schloß er die Augen nicht. Vor Tagesanbruch lief er schon durch alle Gassen, in alle Himmelsrichtungen vor die Stadt, rief, rief wie ein Irrsinniger. Er ließ den Vorfall durch Ausrufer auf allen Plätzen der Stadt bekannt machen. Alles umsonst.

Er ging wieder zum Freund. »Ich fordere von dir meine Söhne. Denn bei dir habe ich sie gelassen, als ich ging.« Ein wilder Streit erhob sich im Augenblick, aus Freundschaft war Haß geworden. Der Goldschmied rannte zum Richter. Der Tischler wurde geholt und gefragt. »Ja«, sagte er, »der Mann hat Recht. Seine Söhne sind bei mir geblieben. Aber kaum war er fort, haben sie sich in Bären verwandelt. Ich habe sie zu Hause angebunden.« »Was ist das für ein Unsinn!« sagte der Richter. »Erklären kann ich es auch nicht«, sagte der Tischler, »vielleicht hat dieser Mann eine geheime Schlechtigkeit begangen und Allah straft ihn! Kommt doch und seht!«

Digitized by Google

Der Richter ging mit ihm, viele schlossen sich an, endlich lief die halbe Stadt hinterher. Der Tischler führte den Richter, die Beisitzer und den Goldschmied in das Gemach, aus dem er die Holzfigur vorher entfernt hatte. Kaum sahen die hungrigen Bären den Goldschmied, so stürzten sie auf ihn los, richteten sich auf mit allen Zeichen der Freude, vollführten, um ihr Fleisch zu bekommen, die lächerlichsten Drehungen und Tänze vor ihm. Als der Tischler sie losband, stiegen sie sofort an dem Goldschmied in die Höhe, suchten mit den Schnauzen seine Schultern ab, leckten ihm Hals und Ohren. »Ein Wunder!« riefen der Richter und alle, »hier ist kein Zweifel mehr. Diese jungen Bären sind wirklich deine Söhne. Wie sollen wir über Gottes Geheimnisse richten!« Sie gingen, während die tausend Leute auf der Straße noch standen und harrten. Der Tischler gab dem Goldschmied die Kette der Bären in die Hand und sagte: »Hier, Bruder, nimm deine Söhne.« Der Goldschmied erkannte jetzt den Sinn der Geschichte. Er sah an dem Tischler vorbei, horchte auf das Geschrei der Menschen draußen und sagte leise: »Bruder, dein Anteil am Gold liegt bei mir bereit. Nimm dir noch dazu, so viel du willst.« »Bruder«, sagte der Tischler, »deine Kinder sind ebenfalls bei mir bereit. Hol' das Gold und nimm sie.« So wurde die Sache zum guten Ende gebracht. Aber Fremdheit blieb, wo Freundschaft gewesen war.

* * *

HEILIGE STUNDEN

VON OTTO HEUSCHELE

Manchmal umrauschen dich heilge Stunden,
Welten verstummen, es stillen die blutenden Wunden,
Es springen Quellen des Herzens auf,
Wie des Bergbachs tanzender Lauf
Sprengen sie deine umfangene Brust,
Führen deine Wege zu reiner Himmelslust . . .
Du stehst . . . du schaust . . . und ahnest nur,
Daß Gott um dich und seiner Wunder Spur . . .
Ein Rausch umpfängt dich in stummer Glut,
Du fühlst, dich trüg dein eigen Blut
In deiner Träume Land,
Dich umwinde einer Liebe Rosenband . . .
Und weichen diese Stunden
Einer schalen Welt mit ihren Wunden,
Weißt Du, daß Deine Seele Gott geschaut,
Daß niemals dir vor Welt und Menschen graut.

* * *

Digitized by Google

HERBERT EULENBERGS DICHTUNG ZUM ZELT

VON MAX KLINGER

DIE Rollen vertauschen sich hier. Ein Dichter illustriert einen Maler: Wortbild sekundiert Formbild. Daß dem Formbild die illustrative, d. h. beleuchtende Kraft eigen ist, kennen wir aus der großen Geschichte der Graphik, der Buchillustration. Ungewohnt ist uns zuerst die gleiche Rolle des Wortes. Allein, nähern sich die abstrakten Mittel der Linie und des Schwarz-Weiß, welche die Graphik zur veranschaulichenden Wirkung benutzt, nicht dem abstrakten Mittel der Dichtung, dem Wort? Beide teilen die suggestive Art der Wirkung, welche die wahrhaft künstlerische Illustration fordert. Näher als dem Maler mit seinen konkreteren Mitteln steht der Graphiker dem Dichter. Der Dichter Eulenberg fand so den »Griffelkünstler« Klinger, welcher diese Spezies in seiner Schrift »Malerei und Zeichnung« aufgestellt hatte und der er das Recht der dichtenden, gedanklich verbindenden Phantasie zugewiesen hat gegenüber dem rein in der Anschauung verharrenden Maler.

Nicht neben das Wort, sondern an die Stelle des Wortes sein Formbild zu setzen, ist Wesen und Größe des Bildillustrators. Nicht anders kann es für den Wortillustrator sein. Die Verse, die Eulenberg zu Klingers »Zelt«, einer Folge von 46 Radierungen, als eine epische Märchendichtung mit Vorspiel und zwei Teilen dichtet (Amsler & Ruthardt, Berlin), legen sich nicht erklärend neben das Bild, sondern treten an Stelle des Bildes. Aus der reinen Anschauung des Bildes erhebt sich die Phantasie des Dichters zu ihrem Aufstieg, rankt sich um den Kern des Bildes, befreit ihn von seiner Einheit in der Zeit und macht so durch das illustrierende Wort, das vorgreift und wieder zurückkehrt, die Bilderfolge als innere Notwendigkeit klar. Der Mittelpunkt dieses Zauberzeltes, das Schicksal des Weibes, das ihm Schönheit und Liebe bereitet, wird durch die illustrierende Kraft des dichterischen Wortes auch hinter den Bildern gewahr, die für den bildenden Künstler wohl künstlerische Einheiten in sich, für die Bildfolge aber ohne innere Notwendigkeit erschienen. Die krause Phantastik und die dunklen Andeutungen Klingers lösen sich in der dichterischen Freiheit des Wortes, das illustriert d. h. beleuchtet, wo die Mittel des bildenden Künstlers versagen. Die Wortillustration Eulenbergs berührt nirgends die billige Erklärung des gedanklichen Inhalts, um künstliche Spannungen zwischen den einzelnen Bildern zu erzeugen. Seine Wortrhythmen lassen sich mit ihrer Fabulierlust von jedem Bilde tragen, spannungslos illustrieren sie das Wesen der Erscheinung. Durch diese poetische Schilderung gewinnt das Märchenepos eine Verinnerlichung. Eulenberg wird hier zum Meister der kleinen Takte. Seine Wortchromatik, die, frei nach den einzelnen Stimmungen, bald Terzinen, Stanzen und Ottaverime inszeniert, ist reicher und farbiger als die Linienkunst dieses Spätwerkes von Klinger. Die heimlichen Liebesstunden des schwarzen Schwanes im Schoße des liebessehnsüchtigen Weibes Bhima sind von weichen Mollrhythmen umfächelt. während die brutalen, vampyrhaft beklemmenden Liebesstunden der Frauen untereinander sich zu einer Schwüle verdichten, in der die Triebe des Hasses grell aufblitzen. Die anfangs erlösenden Stunden der Mannesliebe enden mit der tragischen Erkenntnis der männlichen Selbstsucht, wie schrille Dissonnanzen zerreißen. Leidenschaft und Hoheit, Sehnsucht und Wissen, alle tieferen Gründe, alle höheren Atmosphären finden im Dichter Eulenberg einen feineren Psychologen, als der Bildkünstler es sein wollte, der nach seinem eigenen Wort hier lieben und lieben lassen sah: »und dabei gar nicht vegetarisch, sondern Fleisch, viel Fleisch«. Die funkelnde, geschliffene Wortkunst, die feine psychologische Nuancierung des Dichters hat um dieses Fleisch einen Zauber von Farbe, Oberfläche und Duft ausgebreitet, der dennoch das heiße Blut dieser Erotik wie eine Glut unter der Asche glimmen läßt. Der Verlag Amsler & Ruthardt (Berlin) hat alles getan, um den 46 Originalradierungen Klingers und dem Versepos Eulenbergs ein vornehmes Gewand zu geben. Ein Handband in blauem Saffian auf van Geldern-Bütten umschließt diese kostbare Publikation von 110 numerierten Exemplaren. *Willy Kurth*

• • •

Digitized by Google

HANNS MARTIN ELSTER / BÜCHERSCHAU

JAHRBÜCHER

SEITDEM H. Chr. Boie und Fr. Wilh. Gotter im Jahre 1769 mit ihrem ersten Musenalmanach die Sitte der Jahrbücher in Deutschland einführten, ist diese Publikationsform in unserem geistigen Leben erhalten geblieben. Sie hat zeitweise fast modischen Umfang angenommen. Wie auch gegenwärtig wieder im Zusammenhang mit der geistigen Erneuerung, die den Trieb gestärkt hat, durch jedes Mittel die neue Kunst und Weltauffassung zu verbreiten. Hinter manchen Jahrbüchern, wie etwa »*dem eisernen Steg*« (in der Frankfurter Societätsdruckerei, Frankfurt a. M.) stehen oft auch Repräsentationswünsche, die man aber nicht ablehnen kann, wenn sie zu so gediegenen Arbeiten, wie im Jahrgang 1925 und 1926 mit politischen, kulturhistorischen, literarischen, geistigen, volkswirtschaftlichen und technischen Beiträgen namhafter Autoren, führen. »Der eiserne Steg« repräsentiert den Geist der »Frankfurter Zeitung« und ihren Arbeitskreis in vornehmster Form, ein bestimmter politischer Wille ist hier also vorherrschend. Das ist auch der Fall bei dem »internationalen Jahrbuch der Kultur«: »*Das geistige Europa*«, von *Friedrich Muckermann* und *H. van de Mark* (Ferd. Schöningh, Paderborn): hier schafft die internationale katholische Weltauffassung mit dem Ziele des Zusammenschlusses und der Solidarität aller Völker Europas, ja sogar der Welt Übersichten über alle geistigen Arbeitsgebiete in Deutschland, Frankreich, England, Rußland Italien, Spanien, Skandinavien und den sonstigen Europastaaten, trotz der gebotenen Raumknappheit und Bindung an das katholische Bekenntnis durchaus instruktiv und objektiv, in ihrer Gesamtheit ein unvergleichliches Bild vom geistigen Gegenwartsleben Europas, wie kein zweites Buch es uns zur Zeit gibt. Man fragt angesichts dieser bedeutsamen und praktisch wertvollen Leistung, die sicher noch ausgebaut werden wird, wo der Protestantismus mit einer gleichen Tat zu sehen ist? Die junge und jüngste Generation, die sich an keine Konfession bindet, berichtet nicht mehr über europäische Geistesarbeit, sondern lebt bereits geistiges Europa, wie ihr im Verlage, Gustav Kiepenheuer zu Potsdam erschienener »*Europa-Almanach*« von *Carl Einstein* und *Paul Westheim* mit der Vereinigung von 150 Arbeiten führender junger Autoren und Künstler aller europäischen Nationen in Bühne, Literatur, Musik, bildenden Künsten, Film, Mode beweist. Hier lebt der Expressionismus und der Nachexpressionismus von Sternheim bis Fernand Leger, von Georg Kaiser bis Mombert, von Kokoschka bis Matisse, von Lehmbruck bis Utrillo sich bekenntnisstark aus. Aufsätze, Vers- und Prosadichtungen, Bilder, Zeichnungen, Aphorismen: in jeder Weise offenbart sich die Weite und Enge, die Freiheit und Unfreiheit dieses intellektuellen, radikal denkenden und handelnden Europas, das sich mit diesem unvergleichlich lebendigen Jahrbuch einzigartig dokumentierte und das man ernst nehmen soll, muß und wird, auch wenn oft die Sturm- und Drang-Form den Ausdruck beherrscht. Das Wesen dieses Jungeuropas ist reinstes Menschenerlebnis und schöpferisch echt, wie die Entwicklung Europas beweist, wenn auch erst wenige Geister dies einsehen. Wer die energische Bekenntnisweise des Europa-Almanachs, die natürlich aggressiv ist, ablehnt, kann den Wandel und das Werden Europas in der Gegenwart in dem von *Walther Strich* herausgegebenen Jahrbuch für Geisteswissenschaften »*Die Dioskuren*« (München, bei Meyer & Jessen) durch die beruhigte Form gediegener Wissenschaftlichkeit aufnehmen. Nachdem die ersten beiden Bände den vorhandenen Raum noch hauptsächlich rein geistesgeschichtlichen Themen wie »Goethe und Tolstoi« von Thomas Mann, »Romanisch und Gotisch«, »Das Ding an sich in der Musik«, »Marx' und Nietzsches Bedeutung für die deutsche Philosophie der Gegenwart«, »Goethe und der Osten«, »das Problem der Form«, »Soeren Kierkegaard«, »Geisteswissenschaften und Psychoanalyse«, »Moderne religionswissenschaftliche Literatur« u. a. m. zugeteilt hatten, gehört der letzte, dritte Band mit Arbeiten von Kurt Riezler, Benedetto Croce, Gustav Radbruch, Hans Kohn, D. R. Rohden, J. Britan, L. Herz, B. Braubach, E. Herriot, L. Oppenheimer — also Gelehrten und Politikern aus Deutschland, England, Frankreich, Rußland — ausschließlich der Politik. Wer die geistigen Grundlagen der neuen Europapolitik zum Dienst für das praktische Leben in ihrer ganzen Bedeutsamkeit kennen lernen will, wird Walther Strich für diese Herausarbeitung der den verschiedenen Richtungen und Formen des sozialen Lebens zugrundeliegenden Ideen nur dankbar sein. Hier findet für die Politik und Wirt-

Digitized by Google

schaft der Satz: Es ist der Geist, der sich den Körper baut, wirksamste Anwendung.

Neben diese allgemein geistigen und politischen Jahrbücher treten nun die speziellen Sammelwerke. Für die historische bildende Kunst bleibt immer führend das jetzt von *W. von Bode, O. v. Falke, M. J. Friedländer und A. Goldschmidt* herausgegebene *»Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen«* (G. Grote, Berlin) das meist in vier Heften jährlich erscheint und in seinen bisher 26 Bänden der neuen Folge ein unverlöschliches Material wertvollster Kunsthistorikerarbeit birgt. Es hat jetzt auch wieder die schöne Sitte der Beihefte aufgenommen: *Friedrich Stock* veröffentlicht in dem neuesten *»Rumohrs Briefe über Erwerbungen für das Berliner Museum«*, köstliche Dokumente klügsten Bildereinkaufs in Italien während 1828 und 1829, eine Lektüre voll besonderen Genusses für jeden Sammler und Kunstfreund, zumal da fast alle erwähnten und erworbenen Werke abgebildet werden.

Süddeutschland schenkt uns regelmäßig das von *R. Berliner* und *Gg. Lill* geleitete *»Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst«* (bei Georg D. W. Callwey, München) aus den bayrischen Sammlungen, auch in vier Heften erscheinend. Hier führt ebenfalls die strenge Kunstgeschichtswissenschaft das Wort: die römische Kleinbronze, die süddeutsche romanische Plastik, Zeichnungen von Tizian, französische Muschelschnitte, niederländische Wirkteppiche, die oberrheinische Malerei, Dürerstiche, bayerische Kunst- und Kunstgewerbegeschichte, niederländisch-venezianische Landschaftsmalerei, Fayencearbeiten, der Regensburger Domschatz u. a. m. werden, von zahlreichen Abbildungen begleitet, behandelt. Hier wie auch im preußischen Jahrbuch findet man eine Erweiterung seines kunsthistorischen Wissens wie fast an keiner anderen Stelle.

Während das preußische und das Münchener Jahrbuch sich strenger Wissenschaftlichkeit im Sinne völliger Objektivität befleißigen, will das von *Julius Meier-Graefe* herausgegebene und von *Wilhelm Hausenstein* geleitete Jahrbuch für die Kunst *»Ganymed«* (R. Piper & Co., München) die reichste und durch Originalgraphik im Bande wie in einer besonderen Mappe und Lichtdrucke herrlich unübertreffliche Publikation seiner Art die Deutung alter und neuer Kunst aus unserm Erlebnisgefühl, also unmittelbar subjektiv vermitteln. Während dort vor allem Material, Wissen, Kenntnis, neue Forschung gegeben wird, erhalten wir hier die neue Durchgeistigung vergangenen und heutigen Schaffens. W. H. Dammann behandelt »Altägyptisches Raumgefühl und wir«, H. Esswein »Physiognomisches zur Kunst des Hieron. Bosch«, W. Hausenstein »Baldung in seiner Zeit«, H. Willich Palladio und W. H. Dammann die Palladianer, B. Reifenberg Vermeer van Delft, Meier-Graefe Lovis Corinth und Bonnard, A. Einstein Heinrich Schütz, Emil Praetorius das Problem des Bühnenbildes in großen Aufsätzen, während kleinere Arbeiten von denselben und anderen Verfassern über Hölderlin, das illustrierte Buch, Eugen von Kahler, Reisen in Aegypten, Indien, Latium, über Adolf Oberländer, Peter Halm, Hildebrand, Frankfurt, Beckmann, Marées u. a. sprechen. Außer den prächtig reproduzierten Werken der alten Künstler finden wir im Bande selbst Lithographien, farbige Holzschnitte, Radierungen, Metallschnitte, auch farbig wiedergegeben, von H. Troendle, E. Heckel, Hans Gött, Adolf Schinnerer, R. Großmann, O. Nückel und in der Mappe zur Vorzugsausgabe Arbeiten von Lovis Corinth, K. Caspar, Fr. Hecht, Kandinsky, Mesek, Beckmann, Renoir und Picasso. Man kann sich für die erlebte alte und neue Malerei und Plastik kein reichhaltigeres, kostbarer ausgestattetes und bleibend wertvolleres Jahrbuch als den nun schon auf fünf Bände angewachsenen »Ganymed« denken, der jedes Jahr die verwöhntesten geistigen und ästhetischen Ansprüche befriedigt.

Dies Lob will heute schon etwas Besonderes bedeuten, weil jedes Sondergebiet bedeutendste Leistungen in Jahrbuchform vorzuweisen hat. Für die Philosophie schuf der Verlag Otto Reichl in Darmstadt, der Verlag des Keyserling- und Ziegler-Kreises, der Schule der Weisheit, in *»Reichls philosophischem Almanach«* ein von *Paul Feldkeller* vorbildlich herausgegebenes Organ. Der Jahrgang 1924 war z. B. Kant gewidmet: er brachte neben neuen Kantbiographischem und Kantforschungen vor allem die Stellung unserer Zeit zu Kant, die ja zur Kantüberwindung führt. Ferner enthält der Almanach stets alles Wichtige über die Vorgänge in der philosophischen Wissenschaft, Literatur, Kongresse, Zeitschriftenarbeit u. a. m. Einen ähnlich zusammenfassenden führenden Almanach haben wir weder für die Dichtung noch die bildende Kunst, weil Reichl-Feldkeller auch die praktischen, bibliographischen Bedürfnisse berücksichtigen. Daneben bearbeitet das von *Friedrich Würzbach* geleitete Jahrbuch der Nietzsche-Gesellschaft *»Ariadne«* (im

Digitized by Google

Verlag der Nietzsche-Gesellschaft, München) den Kreis, den der Name dieses Buches und der Gesellschaft bezeichnet. Ernst Bertram schildert Nietzsche die Briefe Stifters lesend, H. v. Hofmannsthal spricht über Stifters Nachsommer, L. Schestow über Pascals Philosophie, André Gide gibt ein Bekenntnis zu Nietzsche, Thomas Mann seine Rede zu Nietzsches 80. Geburtstag, Richard Oehler vergleicht Nietzsches Zarathustra und Spittelers Prometheus, Paul Thun-Hohenstein bringt eine neue Übertragung von Rimbauds trunkenem Schiff und Fr. Würzbach berichtet über die Vertretung der Nietzsche-Gesellschaft auf dem Neapeler Kongreß. Das sorgsam gedruckte Buch spiegelt die Kraft, mit der Nietzsches Geist Früchte zeugt, eindrucksam wieder.

Wie es für Kleist das »*Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft*«, das *Georg Minde-Pouet und Julius Petersen* in der Weidmannschen Buchhandlung, Berlin herausgeben, tut. Der mir vorliegende Band 1922 zeigt, daß trotz der großen Kleistbiographien, die fast Jahr um Jahr aufeinander folgen, noch viel Arbeit für das Leben und Erkennen dieses vielleicht unglücklichsten deutschen Dichters zu tun ist. Kühnemann untersucht Kleists Verhältnis zu Kant, H. Rogge Kleists letzte Leiden, Fr. Michael vergleicht Goethes Amtmann und Kleists Dorfrichter, E. Berend bringt Urteile über Kleist von Jean Paul und Charlotte v. Kalb, und W. Waetzoldt vermittelt uns die neue Kleistmaske, von der leider keine Abbildung beigegeben wird. Den übrigen Teil des vorerst noch schmalen Jahrbuches bestreitet die ausgezeichnete Kleistbibliographie von 1914 bis 1922 und der Geschäftsbericht der Kleistgesellschaft.

Während Jahrbücher um Leben und Werke eines Dichters häufiger sind, werden sie merkwürdigerweise von literarischen Gesellschaften, obwohl diese Arbeit doch in ihrem und im kulturellen Interesse läge, nur sehr selten veröffentlicht. Mir liegt heute nur ein »*Jahrbuch der literarischen Vereinigung Winterthur*« (A. Vogel, Winterthur), von *Rudolf Hunziker* trefflich geleitet, vor, Studien zu C. F. Meyer, Adolf Frey, J. Bosshart, A. Schnitzler machen den kleinen Band literarhistorisch wertvoll, neue Poesie aus dem Winterthurer Poetenkreise, kunstgeschichtliche Erinnerungen, Abbildungen J. R. Schellenbergs u. a. m. zeigen das Leben in dieser literarischen Vereinigung. Dies Schweizer Beispiel sollte Nachahmung in andern literarischen Gesellschaften finden, zumal wenn sie sich ebenso wie die Winterthurer von Dilettantismus fernhalten.

Für die Sudetendeutschen hat Otto Kletzl im Auftrage der Adalbert-Stifter-Gesellschaft und der Hauptstelle für deutsche Schutzarbeit im Verlage Johs. Stauda in Augsburg mit dem »*Sudetendeutschen Jahrbuch*« ein Sammelwerk geschaffen, das wegen seines reichen Inhaltes zur Geschichte, Landschaft, Volkstum, Politik, Wirtschaft, Literatur, Musik, bildenden Kunst der Sudetendeutschen in Vergangenheit und Gegenwart auch in ganz Deutschland ernste Beachtung verdient. An namhaften Mitarbeitern fallen auf: J. Hegenbarth, Jos. Nadler, R. v. Schaukal, J. Leisching, A. Sauer, E. G. Kolbenheyer, und wichtiges Material wird uns zu Adalbert Stifter, zum Teplitzer Theater sowie zur Arbeit für das Deutschtum im Sudetenlande vermittelt.

Praktischen Zwecken dienen schließlich Prof. Dr. *Albert Schramms* »*Taschenbuch für Bücherfreunde*« (Verlag der Münchener Drucke, München) und das bekannte von *Julius Rodenberg* bearbeitete »*Jahrbuch der Bücherpreise*«, das die Ergebnisse der Versteigerungen in Deutschland, Österreich, Holland, Skandinavien und der Schweiz für 1922 und 1923 enthält, und zwar glücklicherweise für die Währung mit einem Umrechnungsschlüssel. Das wieder bei Otto Harrassowitz in Leipzig erschienene Buch ist ja jedem Sammler bekannt und unentbehrlich. Professor Schramm schafft aber ein neues Hilfsbuch für den Anfänger wie den Erfahrenen als Orientierungsmittel und Auskunftsstelle über hervorragende Bücherfreunde, wie Fedor v. Zobeltitz und Georg Witkowski, Anton Kippenberg und die Familie Apel, über die Buchkünstler Gruner, Slevogt, Steiner-Prag, über die Buchgewerbler Brandstätter, Poeschel & Trepte. Klingspor, Stempel, Dr. Jolles, R. Becker, über die Buchbinder Adam, Krausse-Bund, Kersten, über Verleger wie Diederichs, Kirstein, Insel, über Antiquare, Museen, Vereine und über die Handbibliothek des Bücherfreundes sowie Neuerscheinungen. Regelmäßig fortgesetzt, kann dies Schrammsche »Taschenbuch« in der Tat ein wertvolles Hilfsmittel des Bücherfreundes werden, hoffen wir, daß der Absatzerfolg Fortsetzung und Ausbau ermögliche.

• • •

Digitized by Google

DIE BILDENDE KUNST DER GEGENWART

DURCH die rasche Stilentwicklung in den Künsten ist in den letzten Jahren die bedenkliche Wirkung eingetreten, daß nicht nur ein großer Teil ehrlicher Kunstfreunde weit in heute historisch gewordener Kunst zurückgeblieben ist, sondern daß sogar viele Kunstschriftsteller und Kunstkritiker es für ihre Aufgabe halten, nicht nur ihre eigenen Augen, sondern auch die ihrer Leser ständig rückwärts zu wenden. Der Weg vom Impressionismus zum Expressionismus, der in Wahrheit fast zwei Jahrzehnte umspannt, erscheint dem Publikum auf die Kriegs- und Nachkriegssphäre zusammengedrängt und politisch so belastet, daß Objektivität nicht aufkommt. Nun ist der Expressionismus aber schon in neue Entwicklungen eingetreten, in jenes Streben nach Verismus, magischem Realismus, Totalität und noch haben sich nur wenige Fachleute in die Bewegung gefunden. Zweitellos ist an diesem Nachhinken der öffentlichen Kenntnisse die ganze Art der Kunstschriftstellerei schuldig, die viel zu viel Kraft auf die rein historischen Werke aus den vergangenen Jahrhunderten immer neu verwendet, während die Gegenwartsschöpfungen nur im Vorbeigehen einmal behandelt werden. Die Folge dieser Einstellung ist, daß in einer Zeit, da die besten lebenden deutschen Künstler durch eine noch nie gleich große Absatzkrise für ihre Werke in Hungersgefahr und damit in Schaffensunmöglichkeit geraten, eine Million Mark für eine archäologische Statue, für die nur Fachleute rechtes Verständnis aufbringen können, ausgegeben werden, während für die Gegenwartskunst kaum Geld von staatlicher noch privater Seite aufgebracht wird. Dieser Irrweg muß endlich bekämpft werden: denn nur dort hat die Kunst — von altersher bis heute — Sinn und Bedeutung für den Einzelnen wie die Menschheit, wo sie auch unmittelbar *gelebt* wird. Zuerst müssen wir fähig sein, die Gegenwartskunst zu erleben und zu erhalten, ehe wir das Vergangene, das der Materialismus des 19. Jahrhunderts aus materialistischen Eigentumsgründen in eine Überschätzung trieb, unsere Hilfe erhält. Das Vergangene besteht aus sich selbst, das Gegenwärtige wird aber ständig neu geboren, jede Neugeburt erfordert aber neue Kräfte.

Dabei braucht die Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart keineswegs ängstlich gezogen zu werden. Wir müssen durchaus noch den Impressionismus miteinbeziehen, ja sogar Hans v. Marées' Schaffen, da es ja noch immer nicht lebendes Bewußtsein geworden und doch Grundlage alles Gegenwartsschaffens ist. Der Impressionismus hat ja das seltene Glück gehabt, einen führende Kunstkritiker und Gelehrten zu finden: in Julius Meier-Graefe. Seine nun seit 1924 mit dem dritten Bande abgeschlossene, von 1903 an entstandene und zur vierten, immer wieder verbesserten, mit 643 glänzend ausgewählten Abbildungen versehene »*Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst*« (R. Piper & Co., München), ein Lebenswerk, das zugleich der Ausdruck des Kunsterlebens einer Generation ist, erwuchs aus dem Bekenntnis zum Auge als Aus- und Eingang der Kunst und zur Kunst selbst als ultima ratio des Seins überhaupt. Psychologische Entwicklung zu zeigen ist das fabelhaft gelungene Bestreben: Entwicklung zum Impressionismus, für Meier-Graefe, der Gipfel der Kunst. Wenn auch der erst spät nachgelieferte dritte Band mit Liebe und Verstehen noch auf den werdenden Expressionismus von Van Gogh, Matisse und Picasso bis Lehmbruck, Marc, Kokoschka, Hofer, Beckmann, Klee eingeht, so gehört das Hauptgebäude der großen Architektnr dieses Werkes doch in schnellem Klären des Blickes durch die Jahrhunderte hindurch dem Schaffen, das mit der Schule von Barbizon beginnt und bis zu Renoir und Cézanne läuft, wobei deutsche und französische Kunst gleich ausführlich behandelt werden. Der Reichtum der Meier-Graefeschen Entwicklungsgeschichte im Positiven wie im seltener erscheinenden Negativen läßt sich natürlich nicht in einer Besprechung aufzeigen, Tatsache ist, daß hier ein in Kunst Lebender (aber nicht nach akademischer Zunft Gelehrter) das Standardwerk der Kunstschau zwischen 1850 und 1920 schuf. Das will aber besagen, daß niemand, der die Gegenwartskunst zu kennen den Anspruch erhebt, daran vorübergehen kann. Zumal da Meier-Graefe seine natürlicherweise bei dem Umfang des Stoffes oft gedrängten Ausführungen in Sonderpublikationen über einzelne Meister noch erweitert und vertieft hat. Zuerst das Buch über »*Courbet*«, (ders. Verlag), noch nicht die endgültige Biographie und doch schon endgültig in der Erkenntnis der Wesensart dieses aus dem Proletariat Hervorbrechenden, der den Schleier der Tradition zerreißt, um sein brutales Bauerntum in Bilder und Politik umzusetzen, als ein ungeistiger Kraftmensch die chaotische Kraftwelt gestaltet. Meier-Graefe sieht in Courbet mit sicherem Blick den Beginn der modernen

Digitized by Google

Malerei (und nicht nur des Realismus). Es gibt kein zweites Werk über »Courbet«, das diesem Meister und seinem Werke in gleicher Freiheit und Tiefe gerecht würde und den ganzen Zusammenhang für seine schöpferische Tat wahrt. Dann das große Cézanne-Werk von 1910, heute ersetzt durch ein kleines Büchlein »*Paul Cézanne*« (10. Tausend ebda.), hier wird Cézannes in unser Heute hinüberführende Bedeutung ganz aus seinem Urfranzosentum und dem Dualismus Gotik und Antike her erklärt: der Geist beherrscht diese Malerei. Und immer wieder »*Vincent van Gogh*« — neben Dostojewski wohl Meier-Graefes Zentralerlebnis — zuerst 1910, in einem knappen Hinweis (5. verbess. Auflage. ebda.), sicher skizziert, und dann in einem großen zweibändigen Werk mit reichstem Bildmaterial abschließend behandelt, aus diesem Werke wird nun der Text ohne die Bilder, einfach »*Vincent*« (ebda.) geboten, um ganz den Kern der Größe dieses Menschen und Künstlers ohne jeden kunstgeschichtlichen Apparat zu erfahren. Maßlosigkeit des Herzens war sein Signum und Schicksal. Meier-Graefe gestaltet es, aus vollem Nacherleben, mit fast dichterischen Kräften, so daß sich seine Biographie wie ein visionärer Roman voll zwingender Wirklichkeit liest, hier kommt man ganz an den Holländer heran und lebt in ihm. Und schließlich ebenso stark immer wieder *Hans von Marées*, von dem wir jetzt in einem mit vier Lichtdrucken nach Zeichnungen versehenen Band die »*Briefe*« aus dem vergriffenen dreibändigen Meier-Graefe-Werk über Marées erhalten (ebda.). Die Briefauswahl enthüllt uns die Größe des Künstlers an sich, Marées Heroentum im besonderen. Das Geheimnis der Wirkung Meier-Graefes durch seine Bücher liegt in ihrer Subjektivität: dieser Kunstschriftsteller wurde der große Anwalt all der Maler, die seine Individualität zu erleben vermochte. Dies Erleben wurde dann wahrhaftig und rücksichtslos gegeben: darin liegt der Wert und die Grenze Meier-Graefes. Denn niemals kam dadurch Schiefheit, Heuchelei oder Oberflächlichkeit in seine Arbeit. Dagegen aber auch unleugbar Einseitigkeit. Der spezifisch deutschen Kunst — etwa Karl Haiders oder Hans Thomas — ist er bisher nicht gerecht geworden. Wenn man das aber weiß, wird man seine Lebensarbeit als ein Dokument der Kunst zwischen 1850 und 1920 bewundern, zumal da dieselbe Zeit kaum eine so einheitliche Persönlichkeit unter den Kunstschriftstellern besessen hat.

Deren Mehrzahl glitt in diesem Zeitraum ohne weiteres in das kunsthistorische Forschertum über. Man lese einmal *Karl Woermanns* sehr reizvoll geschriebene, stoff- und gedankenreiche »*Lebenserinnerungen eines Achtzigjährigen*« (zwei Bände mit vielen Bildern im Bibliographischen Institut, Leipzig). Woermann, der von 1882 bis 1910 die Dresdener Gemäldegalerie und zeitweise auch das Dresdener Kupferstichkabinett geleitet hat, hat ja durch seine Galeriearbeit und mit seiner »Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker« mit Recht einen der ersten Plätze unter den deutschen Kunsthistorikern erreicht und wird ihn auch behalten. Woermann kam aus der altgriechischen Sprache, Sitte und Kunst und arbeitete sich von hier aus zur neuen Kunst und Weltanschauung durch, dieser Weg verleiht seinen von Hamburg ausgehenden, über England, Amerika, Heidelberg und Düsseldorf nach Dresden führenden Erinnerungen jene wundervolle Stimmung der großen, humanistischen Bildung, die heute so rasch verschwindet. Daß ein an erster Stelle und in führender Tätigkeit verbrachtes Leben für die Personen- und Kulturgeschichte der Zeit von 1844 bis 1924 unendlich viel bedeutet, versteht sich von selbst. Kein Hamburger — denn der Gelehrte stammt aus der Reederfamilie — kein Dresdener wird an diesem schönen Buche, bei dem man ein Register sehr vermißt, vorübergehen: trotzdem uns Woermanns Leben und Persönlichkeit überall erwärmt, wird man eines leisen Bedauerns nicht ledig, daß dieser feine universelle Geist sich nicht stärker der Gegenwartskunst gewidmet hat, gerade weil er ihr, auch in den jüngsten Entwicklungen, immer gerecht wurde. Auch Woermanns Kollege und Nachfolger in der Leitung des Dresdener Kupferstichkabinetts, heute auch bereits siebzigjährig, *Max Lehrs* verlor sich ganz in die strenge Wissenschaft über die alte Kunst. Sein Lebenstrieb war allerdings stets so stark, daß er in vielen Feuilletons Verbindung mit der Gegenwart hielt, die jetzt unter dem Titel »*Gesammeltes*« (Urban-Verlag, Freiburg i. Br.) ihre leicht ironische Geistigkeit ausströmen. Man lernt hier einen Berliner kennen, der der viel verrufenen Stadt und der Kultur im Kaiserreich bleibende Ehre zuführt. Auch Lehrs hätte der Gegenwartskunst unvergleichliche Dienste leisten können. Aber der gute Ton jener Jahre stellte nun einmal das Gelehrtentum über das Schriftstellertum. Nur einer, *Alfred Lichtwark*, ragte, Selfmademan der er war, aus der Zunft heraus. Seine von Gustav Paul zweibändig herausgegebenen »*Reisebriefe*« (Georg Westermann, Braunschweig) sind köstlichster Beweis für die Selbständigkeit und Entfaltung dieser Persönlichkeit,

Digitized by Google

die das Amt der Museumsleitung als Basis für ihr Wirken in der lebenden Kunst ansah. »Hüte sich jeder, Fachmann zu werden«, war sein Marschbefehl, und »Behandle die Leute wie Herren und sie werden es sein« war das Gesetz seiner Führernatur. Er war der Lebens- und Kunstkämpfer, der in der Dummheit seinen größten Feind sah. So ward er zum Kunsterzieher, dessen Taten und Lehren noch im heutigen Deutschland viel zu bedeuten haben, er hatte den Mut, die rein fachliche Kunsthistorie alter Art als überlebt zu erkennen und zu benennen, er vergriff sich allerdings gleichzeitig auch in seiner Überschätzung des Dilettantismus. Kein Wunder, daß die »Reisebriefe« einer solchen Persönlichkeit von einer unerschöpflichen Fruchtbarkeit sind, und zwar nicht nur über Kunstpflege und alle Kunstfragen, sondern weltmännisch gütig über alle Erscheinungen des Lebens, denen er nahetrat. Aus den Reihen der Wissenschaftler, die vom Universitätsauditorium aus wirkten, war allein *Richard Muther* die geniehaft angelegte Persönlichkeit, die mit seiner »Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts« und seiner letzten dreibändigen »Geschichte der Malerei« nicht nur der ganzen Kunstgeschichtsschreibung neue Wege wies, sondern auch, wie seine jetzt von *Hans Rosenhagen* wieder neu edierten »*Studien*« (Erich Reiss Verlag, Berlin) über Cranach bis Uhde, Rembrandt bis Segantini sowie über allgemeine Kunstfragen und Reisen mit werbender Kraft beweisen, die Fähigkeit hatte, die Einheit der Kunst in den Werken der Vergangenheit und Gegenwart zu erkennen und temperamentvoll zu vertreten. Wir haben unter den Universitätslehrern noch keinen Kunsthistoriker wieder erhalten, der fähig wäre, so fesselnd in halb essayistischer, halb erzählender Angeregtheit eindringlich und weitsichtig in das Wesen einzelner Künstler und Epochen, Werke und Strömungen, einzuführen.

Mit vielleicht einer Ausnahme: *Richard Hamann*, der an seine in »Aus Natur und Geisteswelt« erschienene »Geschichte der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts« jetzt eine umfangreiche mit 372 Bildern versehene Geschichte »*der deutschen Malerei von Rokoko bis zum Expressionismus*« in Großquartformat (B. G. Teubner, Leipzig) anknüpft. Hier ist der längst ersehnte Ausgleich gegen Meier-Graefes, die französische Malerei zu stark in den Vordergrund drängende Darstellung gegeben, in dem endlich einmal ein geschlossenes Bild der deutschen Produktion in den Abschnitten des Rokokoausganges des Klassizismus und der Romantik mit Ph. O. Runge und C. D. Friedrich als Gipfelpunkten, der Biedermeier- und Gründerzeit von 1830 bis 1880, mit den Porträtleistungen, mit Böcklin, Feuerbach, Marées, Thoma, Leibl, Menzel und mit dem Im- und Expressionismus entsteht. Hamann nimmt die Geschichte der deutschen Malerei »als eine geistige Bewegung, in der sich der sehende Mensch mit der ihn umgebenden Umwelt auseinandersetzt« und nach der Bedeutung der sichtbaren Welt für den ganzen Menschen. Er baut die Entwicklung vom Naturgefühl als Grundlage auf und hat dadurch eine klare Linie, die es ermöglicht, einmal die Selbständigkeit der deutschen Malerei zu beweisen, zweitens die Entwicklung des Gesamtstrebens über die Gestaltung des jeweiligen Persönlichkeitswerkes zu stellen und drittens eine Einheit der Anschauung und des Standpunktes zu wahren. Hamanns Buch, das durch viele bisher unveröffentlichte und neu aufgenommene Bilder noch besonders bereichert wird, ist zweifellos zu einer ungewöhnlichen Leistung emporgewachsen, es darf zu den Werken zählen, die jedem, der die deutsche Malerei seit 1800 studiert, unentbehrlich sind. Hoffentlich wird Hamann durch Neuauflagen seines Werkes immer neue Gelegenheit geboten, einzelne Partien, wie z. B. die über den Expressionismus, dem er nicht wesenhaft gerecht wird, noch zu erweitern und zu vertiefen, wie es die Anlage und die Darstellung der Kunst vor 1900 verdient. Dann werden wir hier ein Stand-Werk erhalten haben. Wer übrigens nach besonderem Bildmaterial aus »*der Malerei des 19. Jahrhunderts*« sucht, dem sei *Carl Beckers* »leichtfaßliche Anleitung« zu Bildern des Kölner Wallraf-Richartz-Museum (I. P. Bachem, Köln), zugleich ein treffliches Beispiel für eine gute Anordnung der Gemälde eines Museums nach dem Prinzip der Stilentwicklung und für eine Vertiefung der im Museum empfangenen Eindrücke, empfohlen, weil sich hier manches Bild und mancher Meister findet, den man sonst vergeblich sucht.

Die unmittelbare Gegenwart, zu der ich nur die lebende Generation rechne, also nicht mehr *Ludwig Manzel*, dessen Plastik *Hans Rosenhagen* unter dem Titel des Hauptwerkes »*Kommet her zu mir*« (Adolf Häger, Berlin) eine kleine Broschüre widmet, auch nicht *Hans Thoma*, dessen Leben und Kunst ein warmherziges Büchlein von *Heinrich Höhn* (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) mit Betonung des Thomaschen Volksgefühls widmet, ferner nicht *Wilhelm Steinhausen*, den religiösen Maler, dem *Wilh. Reiner* ein etwas überschwengliches, reich bebildertes Buch (Quell-Verlag, Stuttgart) widmet und

Digitized by Google

der in *Rudolf Schaefer* einen Nachfolger von frommer Eigenart und Farbenfreude (wie die von *Konrad Mack* in G. Schloeßmanns Hamburger Verlagsbuchhandlung (G. Fick) herausgegebenen »*farbigen Kustblätter*« in guter Reproduktion beweisen) fand, — die unmittelbare Gegenwart also fand noch nicht ihren schriftstellerischen Meister. Es liegt jetzt ein groß unternommener Versuch: »*Der unsterbliche Minos*« von *Rom Landau* (Harder Verlag, (Hamburg) vor, aber er befriedigt eigentlich nur durch die Fülle des überreichen, vielfach auch farbig gebotenen Bildmaterials als Orientierungsmöglichkeit. Denn der Text läßt leider viel zu wünschen übrig. Rom Landau will »das Gefüge der lebenden Kunst unbestechlich und kritisch betrachten«, er will keine Kunstgeschichte, kein Lexikon, kein Nachschlagewerk, keine lückenlose Monographie noch ein System geben. Er holt aus dem »Topf« »jene Körner heraus, die ihm »wichtig und reizvoll« sind, und zwar »jene Gestalten der europäischen Kunst, die im letzten Jahrzehnt das stärkste künstlerische Erlebnis für uns zu werden vermochten, und diejenigen, die am interessantesten erschienen«. Prinzipienlos, sagt der Verfasser selbst. Also streng genommen: rein subjektiv und zufällig. Solche Behandlung darf aber m. E. nur die starke geistige Persönlichkeit und ein bedeutendes, selbständiges Schriftstellertum sich erlauben. Rom Landau ist aber vorerst nur kritischer Feuilletonist. So wechselt Anregung mit Oberflächlichem, Echt-Gesehenes mit Nur-Hingeschriebenem, Intuition mit Nachsprechen. Es tut uns leid, daß ein so umfangreiches Werk, in dem mehr als fünfzig Künstler Einzelporträts erhalten, die Zeitkunst kritisiert, der Typus des jetzigen Künstlers, Kritikers, Kunsthändlers und der Presse für Mitteleuropa herausgearbeitet werden soll und opferwillige Verleger an eine reiche Ausstattung soviel Kapital gewandt haben, so journalistisch geraten ist. Diese in Tageszeitungen durchaus mögliche Kunstschriftstellerei sollte in einem Buche, das seiner Verantwortung gegen die lebende Generation bewußt ist, unmöglich sein.

Denn es läßt sich auch über heutige Schaffer mit letztem Verantwortungsgefühl schreiben. Hier möchte ich *Alfred Kuhns* große *Lovis Corinth*-Biographie an erster Stelle nennen (Propyläen-Verlag, Berlin). Corinth selbst hat dieser Arbeit noch seine volle Teilnahme zuwenden können, freilich auch in Vorahnung seines plötzlichen Endes an ihre Vollendung nicht recht mehr geglaubt, nun fiel ihr Abschluß mit seinem Tode zusammen, so daß sie noch den vollen Atemzug des Lebenden und doch schon die Rundung, die der Tod einem Lebenswerk gibt, besitzt. Kuhn verfolgt Corinths Weg aus Tapiau, ostpreußischer Landkindheit über die Königsberger Akademie, den ersten Münchener Aufenthalt, Antwerpen und Paris bis zu den zehn Münchener Jahren von 1890 bis 1900 mit genauer Kenntnis des biographischen Stoffes und Selbstbekennens und teilt die letzten 25 Jahre in die Berliner Zeit von 1911 und den letzten Abschnitt seit der Wandlung von 1911 bis zur Auflösung. Er schildert dann geschlossen den Graphiker, den Historienbildner und den Maler. Es ist ein Riesenweg nämlich: nicht nur der des Individuums, sondern der Kunstentwicklung in fünf Jahrzehnten überhaupt: aus altmeisterlicher Manier und dem grauen Problem durch die Pariser Schule zur ersten, realistischen Malerbesessenheit, deren Leidenschaft bestimmend für das in die Breite wachsende Werk wird, der tolle Corinth steht auf, mit der saftigen Freude an der Sinnlichkeit des Lebens, aber auch schon mit dem immer lebendigen Wissen um den Tod. Um 1900 hat der Vierziger die Meisterreife erstiegen und nun schließt sich ein bleibendes Werk an das andere, und alle atmen den vollen Lebenssieg des vor Kraft überschäumenden Mannes. Bis ihn 1911 die Krankheit fällt und ihm jene letzte Vergeistigung bringt, die über das Meisterliche hinaus zur Größe führt. Kuhn sieht in Corinth den das Irdische leidenschaftlich Liebenden und den durch diese Liebe im Irdischen das Überirdische Schauenden, den nordischen Menschen, der in der brünstigen Umarmung des Lebens den Wesensausdruck des Lebens suchte, der nicht zur allseitigen, klassischen Ausbildung seines Menschentums strebte, sondern »einzig auf die Sichtbarmachung des inneren Bildes gerichtet« war, dessen Alterswerk Krönung des Lebenswerkes ist. Ich glaube, man wird Corinth fortan so sehen, wie Kuhn ihn gezeichnet hat, das macht die Bedeutung seiner Biographie aus. Wer das Ostpreußische in Corinth besonders sucht, dem sei das kleine von *Paula Steiner* (bei Graefe u. Unger in Königsberg Pr.) mit eigenen Jugenderinnerungen des Malers, mit Aufsätzen von *Berthold Haendke* über »Corinths Künstlertum«, von *Arthur Degner* über »Corinths Persönlichkeit« und von *Ludwig Goldstein* über »Corinth und seine Heimat« sowie mit den vor allem gut reproduzierten farbigen Abbildungen (während die Schwarzweißdrucke schwach sind) wertvolle Büchlein »*Lovis Corinth, dem Ostpreußen*« empfohlen. Ferner wird man bei der Versenkung in Corinths Schaffen und

Digitized by Google

Persönlichkeit immer sein eigenes Buch »*Das Erlernen der Malerei*« (das nun in 3. Auflage mit einer Originallithographie bei Paul Cassirer, Berlin erschien) zur Hand zu nehmen haben, um ganz erkennen zu können, wie sehr dieser Maler die Welt durch die Augen trank, wie alles Leben und Arbeiten ihm nur für die eine große Leidenschaft, das Malen, vorhanden war.

Lovis Corinth gehörte durchaus als Persönlichkeit und Künstler zu jener Generation, die sich auf dem Kunstmarkt als »die« Gegenwart zu behaupten pflegt, wir aber in der großen Entwicklung doch die alte, nämlich vergehende nennen müssen. Wenn der Verlag Neue Kunsthandlung in Berlin uns eine Reihe kleiner Bücher »Graphiker der Gegenwart« mit *Max Liebermann* von *Julius Elias*, *Anders Zorn* von *Paul Friedrich*, *Max Slevogt* von *Julius Elias* und *Heinrich Zille* von *Adolf Behne* präsentiert, so haben wir, bei aller Dankbarkeit für die Textskizzen und die zusammengetragenen Bilder, doch den klaren Eindruck, es hier mit Graphikern der Vergangenheit zu tun zu haben, denn sind all diese genannten Meister nicht ausschließlich Impressionisten, bereits im Lebensalter hinter den Sechzig, wenn sie wie Zorn nicht schon gestorben sind? Von Zille macht man jetzt gerne ein größeres Aufheben, aber dies hat keine künstlerischen Gründe, sondern hängt mit modischem Sozialismus zusammen, mit der Not des Volkes, also stofflichen Momenten, wodurch auch das schon einmal schwächer gewordene Interesse für *Käthe Kollwitz* wieder angefacht worden ist. Ihrem Werk widmet *Arthur Bonus* ein mit 153 Bildtafeln versehenes Buch (Carl Reißner, Dresden), das sein Verdienst darin hat, einmal den religiösen Kern der Kunst dieser grossen Frau aufzuzeigen, der schließlich über das oft scharf Tendenziöse ihrer Stoffwahl hinwegführt. Es ist freilich keine geistige und keine deutsche, keine allseitige noch befreiende Religiosität, sondern allein die des Leidens, ein slawisches Gottringen aus Not, Dumpfheit, Dunkel, Qual, Tiefe und Unterdrückung heraus, eine durchaus einseitige ja sogar politisierte Religiosität, die nicht die Freiheit durch die Vereinigung mit Gott findet. Darum wird das Werk von Käthe Kollwitz auch stets nur in einer Richtung wirken, niemals allseitig. Die Beobachtung dieser Einseitigkeit machen wir ja heute bei Künstlern häufiger: *Heinrich Vogeler-Worpswede* zeigt, wie zum Beispiel in seiner »*Reise durch Rußland*« (Carl Reißner, Dresden), die er »die Geburt des neuen Menschen« nennt, in Wort und Bild ebenso stark, wie er früher ein Genießer und Anbeter stilisierter, rein formaler Schönheit war. Sein Buch soll zwar kein politisches Buch, nach dem Vorwort, sein, sondern die Kristallisation der neuen Welt, der gestaltenden Kräfte zeigen. Aber seine Worte widersprechen diesem Programm: denn Vogeler ist begeisterter Bolschewist und schilt auf die bürgerliche, westlerische Welt, wo er nur kann. Er ist also einseitig: Kristalle wollen aber allseitig gesehen werden, wenn man sie gerecht sehen, wenn man ihre gestaltete, gestaltende Kraft erleben will. Vogeler gibt nur ein subjektives Bekenntnis, das uns wegen seiner Halbbildung und Gehirnenge eher abstößt und die beigegebenen Bilder in ihrer auffallenden Schwäche beweisen ja auch, dass die schöpferischen Kräfte in diesem Künstler von der Politisierung erschlagen wurden. Wie etwa auch bei *George Grosz*, dessen sechzig Berliner Bilder „*Der Spießerspiegel*“ (ebenda) bedauern lassen, daß ein so eminentes zeichnerisches Talent sich ausschließlich in den Dienst der kommunistischen Phraseologie gestellt hat. Ich kann mir wohl eine scharfe Satire des Bourgeois in seiner materialistischen Ungeistigkeit denken, aber muß darum alles gemein sein, was bürgerliche Kultur schuf, und muß alles, was die Masse angeht, gut sein? George Grosz berührt heute auch bereits die Vergangenheit: seine Stimmung vor der Revolution, die Inflation und seine Kunst ist Negation in jedem Sinne. Wo bleibt da das schöpferisch Positive, das gerade ein Hauptcharakteristikum der *Gegenwarts*kunst im wahren Sinne des Wortes darstellt? Wie z. B. bei den Weimarer Bauhausleuten, die jetzt in einer Reihe bei Albert Langen in München erschienenen Bänden von *Paul Klee*, *Moholy-Napp*, *Doesburg*, *Gropius*, *Mondrian* u. a. Rechenschaft ablegen, worüber später gesondert und ausführlich gesprochen werden soll. Wie ferner bei dem nur wenige Jahre als Grosz älteren *Oskar Kokoschka* (geb. 1886), dem *Paul Westheim* eine umfangreiche nun schon zum zweitenmal aufgelegte Monographie mit 135 Abbildungen (Paul Cassirer, Berlin) geschrieben hat. Westheim schreibt, vorbildlich für die kunst*historisch* meist irregeführten Kunstschriftsteller, als *Helfer* des Schaffenden, um seinem Werke Verständnis in seiner Zeit zu erringen. Der erste, 1918 geschaffene Teil blieb fast unverändert, das seitherige Werk wurde in einem Anhang neu behandelt, ein Kapitel über den Zeichner kam hinzu, und das Bildermaterial wurde bedeutend vermehrt. Westheim deckt nur Kokoschka als den Maler des seeli-

Digitized by Google

schen Erlebens der Wirklichkeit auf. Wenn auch Kokoschka zu keiner Gruppe noch Clique gehört, weder Ex- noch Impressionist ist, so führt doch gerade die Selbständigkeit seiner Erscheinung mitten in das Ringen um sinnvolle Malerei.

Das ist ja der Kern- und Keimpunkt heutiger Kunst überhaupt, daß sie nicht mehr Diener der objektiven Wirklichkeit ist, also Mittel zur Abschilderung der Welt, sondern Diener der subjektiven Wirklichkeit, Mittel zur Sinndeutung der Welt, Mittel zum Streben nach Totalität. Gerade die letzten Jahre beweisen dies mit ihrem viel verkannten Hinauswachsen über den Expressionismus, der ebensosehr eine Einseitigkeit war wie der Impressionismus. Jetzt aber meldet sich nicht etwa, wie oft behauptet wird, eine Rückkehr zum Realismus, zum Naturalismus, sondern das Bemühen, aus Realismus und Expressionismus die Einheit der vergeistigten Wirklichkeit oder der wirklichkeitsgestalteten Vergeistigung erwachsen zu lassen. Man hat diesem Streben den Namen »magischer Realismus«, dann auch »Verismus« oder »Neuklassizismus« gegeben, ohne damit ganz das Wesen der neuen Entwicklung zu treffen. Deshalb hatte *Franz Roh* recht, sein Buch über die »Probleme der neuesten europäischen Malerei« (bei Klinkhardt & Biermann, Leipzig, mit guter Bildauswahl) »*Nach-Expressionismus*« zu nennen. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß Rohs außerordentlich gut gearbeitetes Buch eine der bedeutsamsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunstliteratur seit fünfzehn Jahren ist und ebenso erfolgreich wie seinerzeit Worringers »Abstraktion und Einfühlung« werden sollte. Denn Roh gibt nicht nur eine überaus ergebnisreiche Abgrenzung zwischen Expressionismus und Nachexpressionismus, sondern offenbart die bewegenden seelischen Kräfte des heutigen Schaffens mit einer Klarheit und Einsicht, mit einer Übersicht und Tiefe, wie es in moderner Kunstschriftstellerei nur ganz selten ist. Hier finden wir Wesen und Umfang der Kunst der neuen Sachlichkeit (letzthin in Mannheim so wirksam ausgestellt) fast aller europäischen Länder beschrieben und selbst sowie mit den anschließenden Grundfragen erörtert und gedeutet. Nach meinem eigenen Empfinden sieht Roh richtig, daß wir am Beginn einer neuen, das Diesseitsbewußtsein und die Jenseitssehnsucht zur Einheit zusammengestaltenden Epoche stehen. »Die Horen« arbeiten ja seit anderthalb Jahren in der gleichen Richtung und begrüßen deshalb Rohs klärendes und führendes Kunstbuch auf das wärmste. Denn hier zeigt sich das unmittelbare Leben und Streben der im Heute und für morgen schaffenden Geister und Bildner in positiver Weise.

• • •

DICHTERBIOGRAPHIEN

ES hat einen tiefen Sinn, wenn wir seit einigen Jahren eine Biographienmode, und zwar nicht nur auf literarischem Gebiet, sondern für die gesamte Lebens- und Geistesforschung haben. Zwei Strömungen: die des Sozialismus, der den Entwicklungs- und Massengedanken zur Macht einer Weltanschauung ausbildete, und die des Nietzscheschen Übermenschentums, das heute im Gedanken des Führertums praktische Tageswirkung hat, liefen mehr als ein Menschenalter nebeneinander her, wirkten in ihrer parallelen Wirkung mit an der Zwiespältigkeit des Geschehens in Wirklichkeit und Geist. Jetzt sind sie reif zum Zusammenschluß. Die innere Sehnsucht des geistigen und das ist des führenden Menschen begnügt sich nicht mehr mit der Parallele, das Erleben des letzten Jahrzehnts brachte die Synthese, die uns jetzt *Kurt Breysig* aus lebenslanger Forscher- und Historikerarbeit in einem überaus bedeutsamen Werke »*Vom geschichtlichen Werden*« mit dessen ersten Band »*Persönlichkeit und Entwicklung*« (J. G. Cotta, Stuttgart) so klar und überzeugt bringt, daß starke geistige Folgen von diesem Buche ausgehen werden. Breysig legt uns, auf Vico, Hegel, Scherer und Dilthey, vor allem aber auf jahrzehntelanger eigener Forschung fussend, eine dem Leben wie der Wissenschaft gleich notwendige und dienende Lehre vor, die den Entwicklungsgedanken verpersönlicht. Alle Entwicklung geschieht durch die großen Menschen; eine Schilderung vom Wesen und Schaffen der Persönlichkeit erweist dies; Träger und Festiger der Entwicklung ist die Gemeinschaft, die als solche den kollektivistischen Evolutionismus veranschaulicht und als Geschichte Erscheinung werden läßt. Breysigs glänzend geschriebenes Buch ist berufen, Epoche zu machen, nicht nur in der politischen Geschichtsschreibung, sondern auch der geistigen. Hier ist die ersehnte Synthese (und damit die wesensnotwendige Überwindung alles einseitigen Individualismus sowie Sozialismus) geschaffen. Alle historische Arbeit, einschließlich der biographischen, wird sich

Digitized by Google

jetzt und künftig auf dieser Basis, die Breysig in einem zweiten Bande noch verbreitern und vertiefen wird, aufbauen. Wenn Breysig die wissenschaftliche Theorie dieser neuen synthetischen Geschichtswissenschaft gibt, so war das nur möglich, weil sie praktisch schon gehandhabt wurde, ohne freilich zur Klarheit einer Lehre dem Praktiker angewachsen zu sein. Gerade auf dem Gebiete der Biographie erhalten wir seit einiger Zeit immer wieder Werke, die die Persönlichkeit als die Kraft der Entwicklung sehen, und die sie umgebende, ihr nachfolgende Gemeinschaft als Träger und Verarbeiter. Aus dieser Konstellation erklärt sich die heutige Vorliebe für Biographien bei Schreibern wie Lesern, erweist die Mode sich als sachlich berechtigt und innerlich wertvoll, sind auch mehrere Biographien nebeneinander, wie jeder größere Gedenktag sie uns schenkt, nicht nur ertragbar, sondern verständlich und fruchtbar.

So bei *Conrad Ferd. Meyer.* Da ist zuerst *Adolf Freys* nun in vierter Auflage wieder erschienenes grundlegendes Werk (J. G. Cotta, Stuttgart), das 1899 erstmalig herauskam und von Auflage zu Auflage verbessert wurde. Frey ist der von Meyer selbst erwählte Biograph. Er gibt die *Darstellung,* das Tatsächliche, das Besondere von Meyers Art und Schicksal. Die »reale Welt«, die »sicheren Vorgänge« sind sein Ziel. Urteil und Betrachtungen über des Dichters Bücher treten zurück und nur für die Werdezeit werden die private und öffentliche Kritik herangeholt. Frey bietet das solide Grundwerk über Meyer, ohne das niemand, der über Meyers reales Sein und reale Welt zuverlässig unterrichtet sein will, auszukommen vermag. Freys Buch hat ja bereits mit Recht seinen anerkannten Platz in der C. F. Meyer-Literatur. Ihn wird sich auch *Harry Mayncs,* des zu Bern lehrenden Berliners, neue umfangreiche Arbeit »*C. F. Meyer und sein Werk*« (Huber & Co., Frauenfeld) erobern. Maync geht einen Schritt weiter als Frey: er widmet Meyers realem Lebensgang nur sechzig Seiten, deutet dies Leben dann nach dem Verhältnis von Erlebnis und Dichtung und geht dann auf eine tiefschürfende, ausgedehnte Durchleuchtung des Epikers und des Lyrikers ein. Maync vereint die philologisch-historische und psychologisch-philosophische Methode der Literaturwissenschaft mit glücklichem Können. Infolgedessen vermag er sowohl der Persönlichkeit Meyers wie seinem Werke voll gerecht zu werden. Er geht hier über *Walther Lindens* 1922 erschienenes, geistvolles Buch (bei C. H. Beck, München), das Meyers Innerlichkeit nach den Grundgedanken Entwicklung und Gestalt symbolisch deutet und ebenfalls unentbehrlich für jeden Tieferdringenden ist, noch hinaus, indem er sowohl die ältere Analyse wie die modernere Synthese, die sich vielfach auf die Intuition stützt, anwendet: er läßt der Wissenschaft wie der Kunst ihre Rechte. Außerdem bietet Maync uns die längst erwünschte Einordnung des Meyerschen Werkes in die historische Gesamtentwicklung der Literatur mit vorbildlicher Anschaulichkeit. Ein anderer Schweizer Literaturhistoriker, *Robert Faesi,* wird in seiner konzentrierten und wundervoll gefeilten kleinen Biographie (bei H. Haessel, Leipzig) vor allem dem Geistesmenschen und Künstler in Meyer gerecht: Faesis auch für weitere Kreise berechnetes Büchlein ist eine Höchstleistung synthetischer biographischer Durchdringung; es ist ein geistiger Genuß besonderer Art, sie zu lesen. Das läßt sich mit gutem Recht auch von *Eduard Korrodis,* des feinen Züricher Kritikers, groß angelegter und tief schürfender »*Züricher Rede auf C. F. Meyer zum 100. Geburtstag*« (Orell Füßli, Zürich) sagen; sie gibt uns, indem sie zugleich die Urform des berühmten »Römischen Brunnens« erstmals mitteilt, das C. F. Meyer-Erlebnis unserer Zeit. *Erich Everths* Buch über »*C. F. Meyer, Dichtung und Persönlichkeit*« (Sibyllenverlag, Dresden) geht schließlich über alles Biographische hinaus: hier hat sich, man möchte fast sagen, geniale Intuition an Meyers Werk und geistiges Menschentum begeben, um beide in ihrer ganzen Tiefe Schönheit und Weite zu erfassen. Everth ist Kunstphilosoph: er stellt das Problem der Form in die hellste Beleuchtung und läßt von hier aus die Symbolik der Sprache, die Bildkraft, die Menschenschilderung des Dichters offenbar werden; er dringt also vom Formalen zum Persönlichen vor, zu Meyers epischem Naturell, zu seinem Verhältnis zur Geschichte, zu seiner seelischen Haltung und Geistesart. Ich habe lange kein Werk über einen Dichter gelesen, das einen in eine so bewegte und fruchtbare Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit und ihren Schöpfungen brachte wie Everths Buch, das einer der hervorragendsten Beiträge zu Klärung von Meyers Problematik und zum Einbau seines Schaffens in den Geist unserer Zeit ist.

Wir begegnen bei *Jean Paul,* bei dessen Tode *Ludwig Börne* eine jetzt vom Verlag Karl Rauch in Dessau hübsch neugedruckte »*Denkrede*« hielt, ähnlichem Nebeneinander in der biographischen Behandlung. Einer der ältesten Jean Paul-Forscher ist *Josef Müller.* Er

Digitized by Google

hat uns in Felix Meiners Philosophischer Bibliothek eine ausgezeichnete Ausgabe von *Jean Pauls »Vorschule der Ästhetik«* mit einigen Vorlesungen »über die Parteien der Zeit« gegeben, treffliche Anmerkungen und Volkelts meisterhafte Einführung in »Jean Pauls Gedankenwelt« erheben diese Ausgabe zu den besten dieser Art. Seine umfangreichen Studien sammelten sich in dem 1894 zum ersten Male, nun völlig umgearbeitet zum zweiten Male bei Felix Meiner in Leipzig erschienenen Buche *»Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart«*, das »ein systematisch geordnetes Bild des großen Wunsiedler Denkers und Dichters« »zum Verständnis seiner Werk und zur Erhaltung seines Wertes« zu gestalten wünscht Jean Pauls Lebensweg wird nur in einer kurzen biographischen Skizze erzählt. Die Hauptkraft Müllers gilt der breiten psychologischen, philosophischen, theologischen kulturellen und ästhetischen Durchdringung des Menschen, Philosophen Jean Paul, der Religion, Pädagogik, Kunstphilosophie, Dichtung, Sprache und Politik dieses vielleicht genialsten Deutschen unter den Zeitgenossen Goethes. Man stellt fest, daß Müller eine Lebensarbeit in dies konzentriert geschriebene und schier unerschöpfliche Buch gesteckt hat, eine Lebensarbeit, die jeder, der Jean Paul wahrhaft kennen und verstehen will, aufnehmen muß. Nur einen geistigen Arbeitskreis Jean Pauls, seine Erziehungslehre, wie er sie in *»Levana«* offenbart hat, behandelt *Wilhelm Münch* in einer sich zu größerer Umsicht rundenden Schrift über *»Jean Paul, den Verfasser der Levana«* (Reuther & Reichard, Berlin), das Buch verdient auch über die pädagogischen Fachkreise hinaus Beachtung, zumal da heute das Experimentieren in der Pädagogik drauf und dran ist, die Basis jeder Bildungstiefe zu zerstören. Müllers und Münchs Bücher kann man beide nicht als geschlossene Biographien ansprechen: seit Nerrlichs Versuch im Jahre 1889 wagte sich kein Literarhistoriker an die Bewältigung der immer noch ungelösten Aufgabe. Es kam höchstens einmal zur Erneuerung einzelner Werke oder Gedankengruppen Jean Pauls, wie den köstlichen *»Grotesken und Satiren«* (Urban Verlag, Freiburg i. Br.): das Glück, auf dem linken Ohre taub zu sein, Dr. Fenks Leichenrede auf den höchstseeligen Magen des Fürsten von Scherau, mein Aufenthalt in der Nepomukskirche während der Belagerung der Reichsfestung Zielingen, die Doppelheerschau in Großlausau und in Kauzen samt Feldzügen. Für das biographische Wagnis mußte aber erst die geistige Wandlung des letzten Jahrzehnts uns Jean Paul wieder lebendig machen, damit uns sofort eine Sammlung der »Kindheiterinnerungen und Selbstbekenntnisse« *Jean Pauls* selbst, von *Hugo Bieber* im Dresdner Sibyllenverlag sorgsam herausgegeben, und eine von *Oskar Loerke* trefflich eingeleitete und kennerisch gewählte Zusammenstellung seiner schönsten Erzählungen (Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin) zur Wiederbelebung Jean Pauls in weitesten Kreisen erscheinen konnte. Zwei geschlossene Biographien kommen nun in einem Jahr: zuerst *Friedrich Burschells* ins lebendige, anschauliche Erzählung gegebene »Entwicklung eines Dichters« *»Jean Paul«* (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), ausgezeichnet durch innere Einheit der Gestaltung aus dem ergriffenen Nacherleben des Menschen Jean Paul und zu echter Poesie gesteigert durch hohe Sprachkunst und letzte seelische Vertrautheit mit dem Stoffe, herrlich zu lesen, wie eine urschöpferische Dichtung. Sodann *Johannes Alts* und *Walter Harichs* große wissenschaftliche, literarhistorische Biographien. Alts, bei C. H. Beck in München erschienenes Werk sieht in Jean Paul den ewigen Deutschen, der das Magische wie das Heroische unseres Wesens mit Absolutheit erstrebt, ihren dadurch geborenen Widertreit erfährt und durch ihn zur Resignation der Güter und des Humors, zur deutschen Weisheit aus tumber Torheit emporwächst. Er schildert diesen Weg, indem er mit glücklichem Gelingen das irdische Menschenschicksal mit seinem Geistwerden und seiner Wesensvollendung in den einzelnen Werken und Werkgruppen historisch und psychologisch-deutend verbindet. Ein klares, rundes, wissenschaftlich ernstes, durch Zeittafel, Anmerkungen, Register bereichertes Buch von bleibendem Wert und sympathischer Zuverlässigkeit ist so entstanden, eine Zierde der Beckschen Biographienreihe. Breiter ist *Walther Harichs*, des bekannten E. T. A. Hoffmann-Biographen, Jean-Paul-Werk, vom Verlage H. Haessel in Leipzig hübsch in der alten Jean-Paul-Schrift gedruckt, angelegt. Harich, nicht nur Literarhistoriker, sondern auch lebensvoller Schriftsteller, sieht das Zeitgeschichtlich-Bedeutsame in Jean Pauls Persönlichkeit und Werk: sieht das Werden und Sein Jean Pauls aus der Tiefe unseres wesenhaften Volkstums heraus, quer durch die antik-romanische Bildungskultur hindurch, zum Eigentlichsten und Tiefsten unserer Natur. Jean Paul ist ihm der Repräsentant der urtümlichen Deutschheit. Mit dieser Idee seiner Biographie trifft Harich in der Tat den Nerv des Anlasses, aus

Digitized by Google

dem wir Jean Paul neu erleben müssen. Sein Buch gewinnt dadurch nicht nur an Aktualität, sondern vor allem an zeugender Kraft, und man kann nur wünschen, daß recht viele Geister unter Harichs Führung den Weg zu Jean Pauls Welt finden. Zumal da Harich ein nicht nur flüssiger, sondern dichterisch bewegter Erzähler des überreichen Stoffes ist und als Stilist auch die schwierigsten Gedankenpartien des Jean Paulschen Werkes zu genußreicher Lektüre zu wandeln vermag. Sein Buch liest sich drum auch fast wie ein Roman: die Anschauung bring uns hier zu, was bei Alt etwa die begriffliche Wissenschaftsgestaltung in einer kühleren Atmosphäre erhält. Beide Biographien ergänzen sich auf diese Weise ausgezeichnet und tragen dazu bei, daß man mit besonderer Freude sich immer wieder in die herrliche Auswahl der »*Blumen-, Frucht- und Dornenstücke aus Jean Pauls Werk*« versenkt, die *Richard Benz* mit feiner Kunst gesammelt und R. Piper & Co. in München reizend in der Jean-Paul-Fraktur gedruckt haben. Diese Lektüre läßt sich auf das Fruchtbarste durch ein geistvolles Buch *Walther Meiers* »*Jean Paul, das Werden seiner geistigen Gestalt*« (Orell Füssli, Zürich) vertiefen. Meier gibt wie Linden und Everth bei C. F. Meyer einen höchst interessanten Versuch »den Auseinanderfall des Jean Paulschen Weltbildes in ein ungebundenes, satirisches, humoristisches und in ein visionäres, aetherisches« zu deuten. Indem er, nach einem Worte Schopenhauers, Jean Paul als den reinen Gegensatz zu Goethe auffaßt und mit Simmel das Romantische als Ausfluß des Goetheschen Gegendämons sieht, führt er vom Ursprung der Jean Paulschen Unendlichkeitskurve zum Umriß seines Werdens, zum freien Ausblick auf den Gesamtverlauf bis zur Vollendung der »Unsichtbaren Loge«. Jean Pauls geistige Kerngestalt wird hier zwingend offenbar. Meiers Buch gewinnt um so farbigere Anschauung, wenn man darüber »*Jean Pauls*« »Lebensroman« nicht vergißt, den *Ernst Hartung* in den bekannten Büchern der Rose des Verlages Wilhelm Langewiesche-Brandt in Ebenhausen bei München mit der ihm eigenen Gewandtheit aus den Büchern des Dichters und seiner Freunde zusammenstellt. Es ist ein Buch der deutschen Seele geworden! Diese Buchausgabe sollte immer neben des Dichters Werken und Biographie stehen. *Jean Pauls politisches Bekenntnis* wird von einem unbekannten Herausgeber als »*ein Taschenbuch für Deutsche*« (Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M.) aus all seinen Schriften in lebendiger Folge zusammengestellt, in der Tat, wir heutigen Deutschen haben noch viel von diesem weiten und freien Geist zu lernen. Wir sind oft zu leicht versucht, in Jean Paul einen sich einspinnenden Idylliker, der er nur zum kleinen Teil war, zu sehen, darum müssen wir den Politiker ernst berücksichtigen. Schließlich sei noch ein empfehlendes Wort für *Ludwig Bätes* hübsche Entdeckung »*Kranz um Jean Paul*« (J. Hörnig, Heidelberg) angefügt: hier werden ungedruckte Briefe von Heinrich Voss aus den Jahren 1817—1820 veröffentlicht, sie schildern Jean Pauls Besuche in den Sommern 1817, 1818 und deren Nachwirkungen in der lebhaftesten Unmittelbarkeit und Begeisterung, die Briefe sind reizvolle Zeitdokumente.

• • •

ESSAYSAMMLUNGEN — STUDIEN — BEKENNTNISSE

MAN hat schon wiederholt die Form des in Frankreich geborenen und vollendeten Essays und des deutschen, auf Studien und Bekenntnisse aufgebauten Aufsatzes miteinander konfrontiert. Man hat zweifellos Wesenhaftes damit festgestellt: der französische Geist strebt danach, die Welt intellektuell zu erfassen, zu kristallisieren, zu formen, Seelisches findet erst dann Anerkennung, wenn es Kenntnis und Erkenntnis, Besitz des schärfsten Verstandes, des klarsten Geistes in geschliffener Sprache geworden ist der deutsche Geist dagegen sucht das Schwebende, Magische, Un- und Unterbewußte, das Nur-Seelische, intuitiv Erfaßbare zu halten, zu bekennen, ohne immer zum intellektuell sicheren Ergebnis vordringen zu wollen: Bekennen ist ihm genug. *Montaigne* ist das große und bleibende Beispiel genialer französischer Essayistik, aufgebaut auf der Skepsis des »Que sais-je?« und auf dem absoluten Individualismus, auf der Blutbindung an das Jüdische (seine Mutter war eine spanische Jüdin) und auf der Genußkultur Frankreichs in jedem Sinne. Wer *Dr. Owlglass'* gute Auswahl in Albert Langens (München) »Büchern der Bildung«, »*Von der Kinderzucht bis zum Sterbenlernen*«, die auch die berühmten Abhandlungen über die Erfahrung und über die Eitelkeit in Bodes guter Übersetzung neben anderen wichtigen Essays, wenn auch gekürzt bringt, ge-

Digitized by Google

lesen hat, wird Frankreichs Wesensart erlebt haben: der Essay ist die natürliche und reine Kristallisation des Geistes dieser Nation mit dem Grundsatz: »Fais ce que voudras«. Die literarische Arbeit jedes Jahrhunderts lieferte hierfür immer neue Beweise: so im neunzehnten Jahrhundert durch *Taine*, dessen »*schönste Essays*« *Josef Hofmiller* in der gleichen Sammlung ausgewählt hat, um zugleich eine Vorstellung von Taines Philosophie zu geben. Diese Philosophie, die sich hier in Auszügen aus dem »grossen Jahrhundert«, in den Arbeiten über »den Stoiker auf dem Thron der Caesaren«, »Goethes Iphigenie« und Balzac dokumentiert, aber kein System im Sinne der deutschen Philosophie, sondern einfach »die weise Kultur der Intelligenz« nach Taines Mahnung: »Unsern Ehrgeiz verschließen, den äußeren Erfolg als etwas Zufälliges betrachten, die Weite des Blicks und den Kreis des Denkens ausdehnen, jeden Tag mit ganzer Kraft vorwärtsdringen, sich bis ans Ende die große Wißbegier bewahren, damit zufrieden sein, daß man die Welt hat betrachten und erkennen dürfen, und überzeugt sein, daß sich das der Mühe des Lebens lohnt«. Nimmt man noch *Rousseau*, von dem die gleiche Sammlung eine Auswahl »*Das Schönste von Rousseau*« von *Tony Kellen* mit einem allerdings unzulänglichen Nachwort bringt, hinzu, so erkennt man, daß die französische Geistigkeit auch dort, wo sie vom Gefühl berauscht wird, nur durch die Idee, den Gedanken Erscheinung, Form und Wirkung wird. Deswegen hat ja der französische Essay dauernde unmittelbare Verbindung mit der Welt des Aphorismus.

Wenn man neben die großen französischen Essayisten, die dies im prägnanten Sinne des Wortes sind, und über die genannte Dreizahl bekanntlich weit hinausgehen, gleichbezeichnende deutsche Essayisten stellen will, das heißt Schriftsteller, die ihren nationalen und subjektiven Wesensausdruck im Essay, im »Aufsatz«, wie wir unsere deutschen Essays wegen ihrer anderen Art und Form zutreffender nennen, in der Studie offenbarten, gerät man für die Vergangenheit in Verlegenheit. Weder das sechzehnte noch siebzehnte Jahrhundert kann mit einer Essaykultur aufwarten, noch das achtzehnte trotz Herders, Goethes Anfängen. Das hängt mit der Entwicklung des Schriftstellertums an sich bei uns zusammen: Lessing hätte uns vielleicht *den* deutschen Essay geschenkt, wenn er als »Schriftsteller« hätte arbeiten und leben können und nicht zum Gelehrten, Antiquar und Bibliothekar werden müssen. Was Lessing nicht schuf, brachte dann ein Menschenalter später, nun aber sofort vollendet, *Schiller*. Langens Sammlung faßt durch *Tim Klein* als Herausgeber Charakterbilder aus den großen Geschichtswerken, die Erzählungen »Der Verbrecher aus verlorner Ehre« und »Spiel des Schicksals«, sowie Auszüge aus den großen Essays, Theaterarbeiten u.a.m. in aphoristischer Form unter dem Titel »*Gestalt und Gedanke*« zusammen. So verdienstlich dieser Band mit seinem Aufzeigen des ganzen und unbekannteren Historikers, Philosophen und Theatermenschen Schiller ist, so sehr bedauert man doch, daß Tim Klein (oder der Verlag?) nicht den Mut hatte, einmal den Schöpfer des großen deutschen Essays ganz in den Vordergrund zu stellen, jenes Essays, der im Gegensatz zu den Franzosen ganz auf *Totalität* aus ist: bildhaft die Welt umfangend, ideell sie erobernd und seelisch sie besitzend, den Dualismus des Seins überwindend in der Einheit des Geistes, Gottes. Wer Schillers schöpferische Tat jetzt sieht, wie Leopold Ziegler sie erstmals klargestellt hat, begreift, daß wir allen Anlaß haben, Schillers große Essayistik ganz in das geistige Leben unserer Zeit einströmen zu lassen. Dabei kommt es dann auf den Historiker und den Erzähler Schiller weniger an.

Schillers Tat und Beispiel hatte ja leider keineswegs die Nachfolge, die wir schwer zum Geistigen zu bewegenden Deutschen so notwendig brauchen. Vielmehr drängte sich wieder ganz die mehr forschende, aber auf Beschaffung und Verarbeitung des Wissensstoffes eingestellte Gelehrsamkeit in den Vordergrund. Wir müssen es schon als Glück betrachten, wenn wenigstens die Persönlichkeit der Gelehrten von so starkem Eigenwuchs war, daß sie dem von ihnen geformten Material die eigene Farbe gaben. Dadurch entstand wenigstens der kulturvolle Aufsatz, der uns wissenschaftlich bildete, wenn auch geistig nur wenig vorwärts brachte. Einen schöpferischen Essayisten brachte die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts trotz Nietzsche nicht mehr hervor, sondern bestenfalls nur schöpferische Gelehrte, die die Aufsatzform benutzten. Man nehme einmal die anderen, immer gehaltvollen Aufsatzsammlungen der Langenschen »Bücher der Bildung« zur Hand und man wird wissen, was ich meine: *Rudolf von Iherings* Lebenswerk erscheint unter dem Titel: »*Recht und Sitte*«, *Ignaz von Döllingers* unter »*Geschichte und Kirche*«, *Herrmann von Helmholtz'* unter »*Natur und Naturwissenschaft*«, *Wilhelm Scherers* unter »*Von Wolfram bis Goethe*« — es werden also stets die zur »Bildung« im Humboldtschen Sinne beitragenden Arbeiten aus den be-

Digitized by Google

ruflichen Spezialfächern bedeutender Gelehrter geboten. Solche Arbeiten sind aber nicht »Essays« im großen Sinne dieses Wortes, denn der Essay ist — wie bei Schiller — die aus universaler Geistigkeit um der Totalität willen geschaffene Verarbeitung eines Gedanken- und Stoffkomplexes zur Weiterführung des Menschentums und der Menschheit. Auch unter den Gelehrten haben wir Persönlichkeiten, deren Aufsätze sich diesem Typus bisweilen nähern: so bei dem Germanisten *Rudolf Hildebrand*, dessen Auswahl aus seinen sprachlichen, literarhistorischen, philosophischen und autobiographischen Schriften Hellmuth Wocke unter dem Titel »*Volk und Menschheit*« zusammenfaßt, oder des in Frankreich und Florenz tätig gewesenen deutschen Romanisten *Karl Hillebrand*, der den deutschen Essay unter dem Gesichtspunkte der «*Abendländischen Bildung*« für die Zeit um 1870 fast meisterlich und europäisch fortentwickelt; auch *Richard Wagners* »*Schönste Prosaschriften*« gehören in diesen Zusammenhang.

Der heutige deutsche Essay begann seine Entwicklung etwa in den neunziger Jahren. Er verläßt die Art der Wissenschaftsstrenge und Spezialistik, er kehrt zu jenem zuerst in Frankreich entwickelten, dann von Goethe und Schiller bei uns vollendeten Ideal der Themen- und Behandlungswahl auf Grund universaler Geistigkeit und kultureller Totalität zurück und verbindet es mit Diltheys Erlebniskraft und dem Vordringen des Gegenwartsbewußtseins, der Modernität. Wenn man jetzt *Alfred Lichtwarks* aus den Jahren 1895 bis 1912 stammende »*Hamburgische Aufsätze*« (Georg Westermann, Braunschweig) durchsieht, so erkennt man, daß seine ganze Arbeit in der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde die besonderen hamburgischen und niedersächsischen Gelegenheiten nutzte zur Heraufführung einer weitgespannten deutschen Geistesblüte: hier ist ein formal gewiß nicht vollendeter, im Gehalt aber bleibend wertvoller Essayist wieder Führer der Kultur, wie wenig früher *Jacob Burckhardt*, dessen »*Ethos*« *Paul Eppler* in einer bedeutsamen Studie (Verlag Orell Füssli, Zürich) einmal dankenswerterweise so herausstellt, daß man Burckhardts ganze Tiefe und Menschlichkeit erkennt. Zu gleicher Zeit mit Lichtwark wirkt auch schon *Stefan George*, dessen Aufzeichnungen und Skizzen »*Tage und Taten*« nach 1903 soeben in zweiter erweiterter Ausgabe (bei Georg Bondi, Berlin) erscheinen und alle Prosaarbeiten des Dichters, mit Ausnahme aller Vorworte, Einleitungen und Merksprüche bieten. Wir brauchen hier keine Worte mehr über diese »Sonntage auf meinem Land«, den »Kindlichen Kalender«, die »Tage und Taten«, »Träume«, die Briefe des Kaisers Alexis, die altertümlichen Gerichte, die Bilder, Lobreden, Vorrede zu Maximin und Betrachtungen — meist in knappster Form — zu verlieren: diese Bekenntnisse eines wesenhaften Menschen werden immer mehr Eigentum aller gleichstrebenden Deutschen.

Wie weit der Beginn der Wandlung vom Materialismus und Rationalismus zum Wesenhaften, zur Totalität zurückreicht, zeigen gerade die älteren Essays auch bei einfacheren Geistern wie *Kurt Walter Goldschmidt*, dessen Lyrik und dichterische Prosa zwar ganz im Banne einer Produktion scharfen Rationalismus' sind und heute für uns nur noch historischen Wert haben, dessen Essays aber in dem Lyrik, Epik, Aphorismen und literar- sowie geistkritische Arbeiten sammelnden Bande »*Quintessenz*« (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin) gerade auch für einen Ibsenanhänger die Wirkung Nietzsches zur Klugheit im wesentlichen zeigen. Tiefer, reicher und weiter grub und gräbt *Julius Meier-Graefe*, dessen Sammlung »*Die doppelte Kurve*« (Paul Zsolnay, Berlin) Vorträge über Kultur von 1912, über Kunst von 1913 und Aufsätze über die Politik des Künstlers von 1918 und über die doppelte Kurve, den Beitrag Deutschlands zur Kunst Europas, die Kurve Dostojewskis und die Abtrennung des Rheinlandes aus der Nachkriegszeit vereint. Meier-Graefe glaubte einst fest an die kulturellen Ideale der Reichtumsepoche — er hatte aber noch die Lebenskraft in sich, die Wandlung zum Geistigen besonders durch Dostojewski zu erleben und zu sein, sodaß gerade seine Essays allen, die noch nicht klar über die Entwickelung sind, Führung, Beispiel und Anschauung in bester Sprache geben können. Den Weg, den wir gegangen sind, zeichnen in Endgültigkeit *Hermann Kessers* von 1915 bis 1925 entstandenen Essays mit dem bezeichnenden Titel »*Vom Chaos zur Gestaltung*« (Frankfurt a. M., Frankfurter Societäts-Druckerei). Hier ist, aus voraus- und mitfühlendem Kriegs- und Nachkriegserleben, jener Aufbruch zum absoluten Menschentum, zur reinen Geistigkeit, die jene Geist- und Gottverlassenheit der Kriegsorganisiertheit, jenes Funktionieren des politischen, aber seelenlosen »Betriebs«-Menschentums nicht nur ablehnt, sondern als in sich lebensunfähig richtet, und dagegen die neue Konzentration im Gemeinschaftsgedanken bekennend aufbaut. Kesser ist, erlebend, ein Geistzeugender, der in essay-

Digitized by Google

istischer Form bekennt, daß das klare Denken Selbsterhaltungstrieb ist, daß Pazifismus nur dann sinn- und wirkungsvoll ist, wenn er die Kraft und Energie zur Aufrichtung einer geisterfüllten Gesellschaftsordnung, einer beseelten, gottbestimmten Gemeinschaft beweist. Kesser klärt das Werden und Wollen in einer Rede »Revolution der Erlösung«, in Auseinandersetzungen über die Aufgabe des großen Journalisten, in der Aufrichtung des nächsten Gipfels, der Zeitaufgaben des Dichters, im Erlebnis des deutschen Schicksals, in dem Beispiel »Strindberg« und in dem Heldentum »Beethoven«. Er ist führender Diener der geistigen Kräfte. Gleichgerichtet arbeitet mit ihm *Alfons Paquet* in seinen Reden und Aufsätzen »*Die neuen Ringe*« (derselbe Verlag), die er »den Jungen vom Hohen Meißner« widmet, und »*Rom oder Moskau*« (Drei-Masken-Verlag, München). Paquet widmet sich dem großen Problem der Wehrlosigkeit und weist uns die Zukunftsentwicklung aus den geistigen Kräften des Gewissens und der Verantwortung gegen Volk, Politik, Technik, Kultur, Gott heraus. Er ist gegenüber Kesser der größere Realist, der auch die geopolitischen Notwendigkeiten, die historischen Bedingtheiten, wie in seinem glänzenden Aufsatz »Rhein und Donau«, voll einbezieht in die Idee und Gestaltung des »neuen Reichs« der Deutschen. Aber wie Kesser greift er auch in die metaphysische Tiefe, ohne sich in das Modische dieser Wendung zu verlieren.

Wer dann das neue Menschentum, frei von aller Politik, rein in seiner Beseeltheit erleben will, dem rate ich zu den wundervollen »*Briefen aus Einsamkeiten*« von *Otto Heuschele* (Axel Juncker Verlag, Berlin). Dies stille, dem Dichter Stefan Zweig gewidmete Buch, das Goethe, Hölderlin und Nietzsche seine Erwecker nennt, handelt in drei Kreisen von »Gestalten und Schicksalen«: Diotima, Hölderlin, »Parzival — Simplizissimus — Faust — Zarathustra« (mit dem hellseherisch unvergeßlichen Satz: »Kein Volk, ausgenommen das hellenische, hat eine ähnliche Reihe zu nennen, nur die deutsche Seele konnte diese Gestaltungen in den Augenblicken ihres Lebens hervorbringen«), Johann Christof, Dämonische Zeit, der Maler Feuerbach, Ein Denkmal für Norbert v. Hellingrath, und weiter: »Von den Kündern einer neuen Kunst und Kultur«: nämlich der Tanzkunst und den Tanzenden, Grete Wiesenthal und Edith von Schrenck, und schließlich: »Von Landschaft und Seele«: von der Seele der Landschaft, von Gärten und Parken, vom Sinn der Blumen und vom Schweigen. Aus all diesem Erleben ergibt sich das Bild des wahren Dichters und seiner Sendung. Heuschele lebt abseits dem großen Strome, in einer kleinen süddeutschen Stadt, inmitten der schönen deutschen Landschaft, in Einsamkeit, Stille und Schweigen, nur hingegeben dem Reinen deutscher Dichtung. Seine Innerlichkeit blüht nun auf aus dieser einsamen Versenkung in Land und Geist und schenkt uns in edelster Sprache, scheuester Zartheit und klarster Schau das Bild der Besinnung, deren Wesen und Kraft. Sein kleines, unglaublich reiches und weites Buch trägt in sich die große Harmonie, jene fruchtbare Seligkeit des durch die deutsche Landschaft und Dichtung zur Gotteinheit Durchgedrungenen und strahlt ein Glück aus, das nur die Menschenseele in ihrer grenzenlosen Hingabefähigkeit und in sich versammelten Ruhe zu schenken vermag.

Heuschele holt seine Weisheit aus der Welt des Gefühls, des Gemüts. Gleiche Weisheit hat sich in den Einfällen, Erlebnissen, Erkenntnissen von *Wilhelm v. Scholz*, die alle auf »*Lebensdeutung*« (Walter Haedecke, Stuttgart) hinauslaufen, zu festester Gehirnklarheit entwickelt. Scholz hat dem Aphorismus aus deutscher Wesenheit die Form und den Gehalt der neuen Geistigkeit gegeben, immer wach im Dienste des Ewigen und der Seele, immer charakterscharf gegenüber Wirklichkeit und Menschsein. Wer je Scholz, dem Dichter, nahetrat, wird diese der Erfahrung und der Besinnung entsprossene Sammlung zu den bedeutsamsten Büchern unserer Zeit zählen, weil sie den wesentlichen Menschen kristallscharf offenbart.

Wie es aus tiefer Versenkung in Goethe und Bekenntnis zu ihm auch die Essaysammlungen von *Albert Steffens* tun, der weder Laotses willenloses Versinken noch Tolstois Weltflucht anerkennt, sondern allein Goethes die Natur mitschauendes Schaffen, mitschaffendes Schauen. »*Die Krisis im Leben des Künstlers*« (Grethlein & Co., Leipzig) behandelt die ewige Frage des schöpferischen Menschen im irdischen Chaos: »Was soll ich tun, damit ich Gott in mir erfülle?« am Beispiel Christi, Dantes, Goethes, Jeremias Gotthelfs, G. Kellers, C. F. Meyers, Spittelers, Dostojewskis, Tagores, des Expressionismus und des Kunstwerks überhaupt so ursprünglich echt und weitblickend, daß wir Steffens' Persönlichkeit und Werk in »Den Horen« später besondere Aufmerksamkeit widmen müssen. Das verlangt auch seine zweite Essaysammlung »*Der Künstler zwischen Westen und Osten*« (ebenda), darin in der Erörterung von Themen, wie »Auf der Suche

Digitized by Google

nach der Entelechie des Menschen«, »Apollinische und dionysische Weltanschauung«, »Schillers Europäertum«, »Hölderlins geistige Heimat«, »Das Maskenproblem«, »Der Weg des Dichters« u. a. m., Klarheit geschaffen wird für die aus der Selbstdisziplin des Geistes ermöglichte Freiheit der sich selbst bestimmenden Persönlichkeit und deren Verantwortung für alle. Steffens baut schöpferisch mit am Werke der Synthese von Ost und West, des Reiches der Mitte, des heiligen Reiches der Deutschen.

Es ist wohl das schönste Erlebnis auch bei der Beobachtung der Essayistik in unserer Zeit, zu sehen, wie der deutsche Essay immer weiter fortdrängt von jener vollendeten literarisch-intellektuellen Studie, die, wie etwa in *Felix Saltens* ausgezeichneten, Peter Altenberg, Enver Pascha, Max Klinger, Gustav Mahler, Eleonore Duse, Frank Wedekind, Nikisch, Wilhelm Busch, Johann Orth, Heymel, Kainz, Keyserling u. a. porträtierenden Erlebnissen »*Geister der Zeit*« (Paul Zsolnay, Wien), wertvoll durch die tiefgrabende Analyse ist, aber nicht zur Synthese kommt. Vielmehr steht der aus der inneren Erneuerung hervorgegangene Essay, selbst wenn er, wie in *Kurt Sternbergs* freilich anregendem Versuch »*die Geburt der Kultur aus dem Geiste der Religion*« (Berlin-Grunewald, Dr. Walther Rothschild), sich an ein für das Thema unzulängliches Objekt, nämlich Gerhart Hauptmanns »Insel der großen Mutter«, bindet und zu intellektualistisch vorgeht, ganz unter dem Gebot den Weg der »Vollendung«, wie der Darmstädter Weisheitslehrer Graf Keyserling sagt, oder den Weg zur Totalität, zur Einheit, zur Harmonie, wie man früher oder mit Leopold Ziegler im gleichen Sinne sagen muß, abzuschreiten. Der deutsche Essay der Gegenwart ist wieder getragen von innerer Notwendigkeit, vom Dämon des Geistes, vom göttlichen Trieb im Menschen und damit wieder sinnvoll und fruchtbar geworden. Darum darf er sich auch, ohne in den Ruf reiner Schönrednerei zu kommen, wieder an die großen Lebensfragen selbst heranwagen, wie in dem vom Grafen *Hermann Keyserling* angeregten und herausgegebenen »*Ehe-Buch*« (Niels Kampmann, Celle), das, wenn er auch zu stark Wert auf »berühmte« Namen als Mitarbeiter legte, doch in Autoren, wie A. W. Nieuwenhuis, Leo Frobenius, R. Wilhelm, Paul Ernst, Ricarda Huch, Wassermann, Thomas Mann, Hans von Hattingberg, Joseph Bernhart doch Persönlichkeiten gewonnen hat, die aus Wissen und Erfahren, Weltblick und Seelentiefe Entscheidendes über die Ehe in Indien oder im Proletariat, in der Romantik oder im Bürgertum, in der Übergangszeit oder in der Zeitlosigkeit zu sagen haben. Ich teile mit Graf Keyserling die Anschauung, daß glückliche Ehen zum großen Teil nur zwischen Menschen entstehen, die innerlich und geistig über Wesen, Formen, Möglichkeiten, Sinn der Ehe völlig klar und wahr sind. Deshalb glaube ich auch, daß Keyserlings umfangreiches Buch allen Ehen zwischen geistigen Menschen Hilfe leisten kann, daß hier, auch wenn man nicht überall mitgeht, doch ein Hilfsbuch für das Leben, ein Lebensbuch von bleibender Wirkung geschaffen worden ist. Die Ehe ist ein Problem — zweifellos —, aber nur wenn der Mensch die ihm geteilten Probleme zu lösen unablässig bemüht ist, schreitet er auf dem Wege zur Vollendung und das heißt zu Gott voran. Darum ist Keyserlings »Ehe-Buch« trotz und grade wegen aller Einwendungen, die man dagegen erheben kann, eine fruchtbare Tat mutiger deutscher Essayistik.

Thomas Mann ist ebenfalls einer der Mitarbeiter des Ehe-Buches. Er war ja von jeher als Essayist bemüht, dem Ziele der reinen Humanität in edelster Weise, aus glühender, leidenschaftlicher Sachlichkeit zu dienen. Dafür ist seine neue Folge der gesammelten Abhandlungen und kleinen Aufsätze »*Bemühungen*« (S. Fischer, Berlin) mehr als Beweis, geradezu Erlebnis. Dieser Dichter und vornehme Geist ist bemüht um immer weitere Ausdehnung und Vertiefung seiner Bildung im Sinne Goethes aus der Natur zur Kultur, aber auch im Sinne Tolstois: aus dem Unterbewußten, dem Religiösen die klare Erkenntnis ins Strahlenlicht der Klugheit zu bringen. Hier «bemüht« sich ein unbedingt wahrhaftiger und mutiger Schriftsteller von Genie bei Tagesanlässen, wie Spenglers Lehre, Ricarda Huchs Geburtstag, oder bei Gelegenheit neuer Bücher oder in großer Sucherarbeit, wie in dem Essay »Goethe und Tolstoi«, »Okkulte Erlebnisse« für uns alle: ringend um Klarheit im Chaos, um Gestaltung im Gewoge des Lebens. Volle Gegenwärtigkeit strebt hier rückhaltlos zur Ewigkeit, im Rahmen der Persönlichkeit Manns. Darin ist Thomas Mann Meister und Vorbild für den deutschen Essay überhaupt im Gegensatz zum alten französischen, der an das Irdische gebunden bleibt.

• • •

Digitized by Google

Das Deutsche Drama

In Verbindung mit Julius Bab, Albert Ludwig, Friedrich Michael, Max J. Wolff u. Rudolf Wolkan

Herausgegeben von Robert F. Arnold

X, 853 Seiten Lex. 8° · Preis geheftet M. 20,– in Ganzleinen M. 24,–, in Halbfranz. M. 30,–

Wir haben in der Tat das erhalten, was fehlte: eine zuverlässige Darstellung der Gesamtentwicklung des deutschen Dramas. Eine Lücke ist geschlossen.
Hanns Martin Elster i. d. Täglichen Rundschau.

Wer zu fragen gewillt ist, dem wird das Buch bis in die unmittelbarste Gegenwart kaum eine Antwort schuldig bleiben.
Westfälische Zeitung.

Für den Fachmann wird das „Deutsche Drama" mit seinen genau gearbeiteten Literaturangaben und Registern von nun an unentbehrlich sein.
Deutsche Tageszeitung.

Was glücklicheren Zeiten versagt geblieben ist, hat die unsere erreicht und mit dieser Arbeit von sechs mutigen Männern einen starken, bleibenden Pfeiler in dem Gebäude der Literaturwissenschaft aufgebaut.
Wiener Zeitung.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München

NEUE SCHWEIZER RUNDSCHAU

NOUVELLE REVUE SUISSE
(XIV. Jahrgang von Wissen und Leben)

Herausgeber:
Dr. Max Rychner

Aus dem Inhalt von Heft 1:

PAUL VALÉRY
DIE KRISIS DER INTELLIGENZ
Beiträge von A. J. Kuprin / Walter Muschg: Über die Stadt Zürich / Max Rychner: Zur Schweizer Literatur. / Bilder von Niklaus Stöcklin u. a.

Einzelheft RM. 1.60

ORELL FÜSSLI VERLAG
ZÜRICH · LEIPZIG · BERLIN

Ich bin Der Kleine Herder

Ich beantworte in einem Bande alle Fragen von A bis Z

NEU!

50000 Artikel / 4000 Bilder

In lichtechtem Leinen 30 Mark
In elegant. Halbfranz 40 Mark

Niemand kaufe unbesehen!

Hier abtrennen, einsenden

Der neben Unterzeichnete bestellt den „Kleinen Herder" – in Leinen zu 30 M. – in Halbfranz zu 40 M. – (Nichtgewünschtes durchstreichen) **unverbindlich auf acht Tage zur Ansicht.** Nach dieser Zeit gilt das Buch als fest bestellt und wird in sechs gleichen Monatsraten, beginnend zum nächsten Monatsanfang, beglichen. Erfüllungsort ist Frankfurt a. M., bei Eigentumsvorbehalt der Lieferfirma b. z. Zahlung.

An die Niederlage des Herderschen Verlages, Buchhandlung Heinr. Neuberger, Abteilung ..... Frankfurt a. M. 1, Kronprinzenstr. Nummer 21

genaue Adresse

Digitized by Google

UNSERE LETZTJÄHRIGEN **ROMANE UND ERZÄHLUNGEN** ZUM TEIL IN NEUEN AUFLAGEN

LUDWIG MATHAR
Fünf Junggesellen und ein Kind
Eine traurig-lustige Geschichte. 7. bis 11. Tausend . . . . . Gebunden M. 3.40

HERTHA POHL
Tina Stawiks Ernte
Roman einer Magd. 5. bis 9. Taus. Geb. M. 3.50

LEO WEISMANTEL
Der närrische Freier
Roman . . . . . Gebunden 2.40

MARIA PETRAS
Herzschläge einer kleinen Stadt
Roman aus der Franzosenzeit. . . . . Geb. M. 4.50

FRANZ MICHEL WILLAM
Knechte der Klugheit
Roman . . . . . Gebunden M. 4.20

ANTON SCHOTT
Der Hacker vom Freiwald
Roman . . . . . Gebunden M 4.60

AUGUST GANTHER
Der Vetter aus Siebenbürgen
Erzählungen . . . . . Gebunden M. 3.50

HERMANN HERZ
Der Herr Professor
Eine kleinstädtische Geschichte. 3. und 4. Tausend . . . . . Gebunden M. 1.50

A. BERNHARD
Am Landestor
Roman. 5. bis 9. Tausend . . . . Gebunden M. 4.20

JOSEPH ALBERT
Der Gottversucher
Roman . . . . . Gebunden M. 3.50

HERMANN SKOLASTER
Im Banne der Agil
Roman aus Kamerun. 3. u. 4. Tausend Geb. M. 4.40

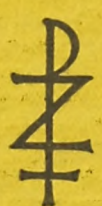
KATHARINA HOFMANN
Der reichste Fürst
Roman. 3. und 4. Tausend. Gebunden M. 5.80

ANTON SCHOTT
Das Glücksglas
Erzählung. 3. bis 5. Tausend. Gebunden M. 4.50

ALFONS SCHREIECK
Das Land unter dem Regenbogen
Roman. 5. bis 9. Tausend. Gebunden M 4.80

VERLAG HERDER · FREIBURG IM BREISGAU

ZERKALL-BÜTTEN
PAPIERE FÜR GRAPHIK UND PAPIER-AUSSTATTUNG



PAPIERFABRIK ZERKALL BEI DÜREN · RENKER & SÖHNE

SEIT KIPLING
hat die angelsächsische Literatur kein so wertvolles Novellenbuch hervorgebracht

JOHN RUSSELL

KLIPPEN IM KORALLENMEER

Übersetzt von Lisa H. Löns
Ganzleinen M. 6.—

Mit diesem Buche tritt der bedeutendste Novellist Amerikas zum ersten Male vor das deutsche Publikum, das in ihm eine Persönlichkeit von dem Range eines E. A. Poe und Stevenson kennen lernen wird.

Die „Vossische Zeitung" sagt von ihm: „Ein neuer Ton ist in diesen Geschichten von Wilden, Missionaren und Abenteurern. Sie sind ungewöhnlich gut erzählt und erreichen sogar stellenweise die Höhe der Dichtung.

Dieser neue Mann ist in mehr als einer Beziehung bemerkenswert!"

Die erste englische Ausgabe war wenige Stunden nach dem Erscheinen verkauft!

ADOLF SPONHOLTZ VERLAG G. m. b. H.
HANNOVER

Digitized by Google

DIE HOREN

VIERTELJAHRSHEFTE DES KVENSTLERDANKS

HERAVSGEBER
HANNS MARTIN ELSTER

1925/26 II. JAHRG. · HEFT III

HOREN VERLAG BERLIN

GM

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Joseph Drabrel

Schiller (wahrscheinlich 1782)

Digitized by Google

BUDDHISMUS ALS PARADOXIE

VON LEOPOLD ZIEGLER

WOFERN die immer noch unausgemünzte Theorie des Mythographen Bachofen von einem chthonischen und einem uranischen Zeitalter der Menschheit ungefähr der Wahrheit entsprechen sollte, wäre für ein besseres Verständnis auch des Buddhismus mancherlei gewonnen. Denn was ist am Ende der Leitgedanke dieser unzugänglichsten aller religiösen Schöpfungen der Vergangenheit? Ich denke: in einem Erlebnisraum Fuß zu fassen, der außerhalb oder vielleicht auch überhalb des ewigen Verrungenseins von Entstehen und Vergehen gelegen ist —, wobei wir nach Bachofens bahnweisender Forschung jenes Verrungensein und das Bewußtsein davon eminent als Merkmal der chthonischen oder »mutterzeitlichen« Phase aufzufassen hätten. Damals also war der menschliche Erlebnisraum bis in den hintersten Winkel erfüllt durch den strengrhythmischen, streng periodischen Erscheinungswechsel Geburt und Tod, Tod und Geburt, und selbst was der Einzelne von Sakrament und Mysterium zu hoffen hatte, bezog sich wesentlich auf eine religiös verinnigte Teilhabe an dem pausenlosen Zweitakt des Weltenschritts. Mythographisch betrachtet, bezeichnet der Auftritt Buddhos folglich genau den Augenblick, wo diese Erlebnisweise endgültig erschüttert, veraltet, abgetan erscheint und darum einer radikalen Umwertung anheim fällt. Gewiß kann auch der von Buddho vollbrachte Standpunktwechsel nicht umhin, die unabweisliche Wechselverkettung von Geburt und Tod schlicht als irdische Gegebenheit anzuerkennen. Nur daß sich diese seine Anerkennung eines vorgefundenen Sachverhalts auf das schärfste von der neu entdeckten, ja neu »geschöpften« Gewißheit abhebt, wonach jenes chthonische Bereich anfangs- und endlosen Erscheinungswandels grundsätzlich der Ergänzung, ja Überwindung und Aufhebung fähig sei. Als sogenannter Samsâro rückt der Erlebensraum des chthonischen Weltalters gleichsam von der ersten an die zweite Stelle, nunmehr geheimnisvoll überwölbt und überwuchtet von dem Erlebensraum des sogenannten Nibbânam, der treuen Vollendern der Lehre als Ertrag ihrer unermüdlich geübten Asketenpraxis vom Meister verheißen wird.

Wir aber beginnen allmählich zu verstehen. Was der Angehörige der chthonischen Weltzeit vormals »Leben« zu nennen pflegte, gibt sich dem Buddhisten als der zermalmend gleichförmige Ablauf und Gegenlauf ein und derselben Bewegung von Geburt hin zum Tod und von dem Tode hin zu abermaliger Geburt zu erkennen. Als eine Bewegung, füge ich hinzu, deren Eigentümlichkeit offenbar darin besteht, in reinen Gegensätzen zu verlaufen, die sich zuletzt wie Ja und Nein zu einander verhalten. »Alles ist, das ist das eine Ende. Alles nicht ist, das ist das andere Ende,« — so schildert der Buddho selbst den mißlichen Befund, der bis auf ihn A und O aller Welterfahrenheit war. Leben im Sinne des Samsâro ist und bleibt für immer dem Widersatz verfallen, indes sich

Digitized by Google

Leben im Sinne des Nibbânam darin vollendet, den Widersatz als solchen zu überstufen und hinter sich zurück zu lassen. ‹Wer tiefer und gründlicher in die heiligen Texte eingedrungen ist, weiß, daß dasselbe wie vom »Leben« auch vom »Bewußtsein« gilt als dem eigentlichen Quellpunkt, in welchem Samsâro zuletzt beursprungt ist. . .› Oder dasselbe in anderer Wendung ausgesprochen: für den Buddhisten kommt alles darauf an, von der Sphäre der Gegensätzlichkeit her in die Sphäre der Übergegensätzlichkeit ‹oder des Los- und Ledigseins überhaupt› allmählich einzudringen. Ein deutscher Buddhist hat unlängst auf die Tatsache abgehoben, daß im Pâli eine verbale Form der Begriffe Samsâro und Nibbânam gebräuchlich sei, nämlich samsarati, in der Bedeutung, »er samsarat« und nibbâyati, in der Bedeutung »er nibbanat«. Dürfen wir diesen gleichen Sprachgebrauch hier auf den Angehörigen des chthonischen Weltalters anwenden, dann stellt er sich dem Urteil des Buddhisten zweifellos als einen solchen dar, der zeitlebens »samsarat« und ohne jede Aussicht auf wirkliche Erlösung schlecht und recht dem Weltpuls des Werdens und Vergehens verhaftet bleibt. Der Buddhist jedoch »nibbanat«, will meinen, er verwirklicht durch planmäßige Emporläuterung vom Samsâro ins Nibbânam sein höchstes und ewigstes Heil. Durch und durch gegensatzumsponnen, bejaht der Erstere seinen Zustand als seinsollend, verneint der Zweite ihn als nichtseinsollend. Und das weltgeschichtliche Spiel hebt an zwischen dem chthonischen und dem uranischen Typus, welches von sämtlichen Spielen der Menschheit bei weitem das interessanteste, jedenfalls das im Einsatz imponierendste sein dürfte. . .

Inzwischen nehmen wir einmal an, die gotamidische Aufstufung vom Samsâro ins Nibbânam sei nicht etwa nur vollziehbar, sondern in der Tat vollzogen. Und nehmen wir ferner an, wir fänden uns durch Gunst des Zufalls einem Asketen beigesellt im Rang des Buddho selbst, — was würde uns am seltsamsten berühren in der Haltung eines solchergestalt »Vollendeten« dem Leben gegenüber, wie wir selber es erleben, wir selber dauernd gegensatzverhaftet, gegensatzverfallen, gegensatzumsponnen? Doch wohl dieses: daß der Vollendete, Nibbânams mächtig, dennoch alle Gestalten und Erscheinungen des Samsâro mit gleichmäßiger Milde und Güte umfängt und mit einer uns völlig unerreichbaren Stärke des Mitfühlens und Mitlebens heilig spricht! Eben dieser buddhoide Typus des Vollendeten, der als reifste Frucht unerhörter Entsagung und Selbstüberwindung die Erkenntnis erntet, daß Leben auf der Stufe des Samsâro besser nicht wäre und darum planmäßig rückgängig zu machen sei, eben er durchglüht den Samsâro mit dem unbeschreiblich sanften Feuer einer triebgelösten Weltinnigkeit und Weltliebe! Während wir, dem Leben als solchem süchtig hingegeben, seinen zahllosen Geschaffenheiten nicht die leiseste Achtung oder Neigung zollen, es viel eher in sämtlichen Erscheinungsformen mit Wort und Werk millionenfach beleidigen, verstümmeln, ausbeuten, schänden, begeifern und zertreten, — ward ihm das oberste Gebot des »Nichts-Lebendiges-Tötens« längst zur zweiten und edleren Natur! Aus dem Samsâro endgültig abgewandert und im Nibbânam gleichsam heimatlich behaust, überhäuft

Digitized by Google

er — und nur er! — jedes einzelne Geschöpf mit einem Schatz von Wohlwollen, Erbarmen, Ehrfurcht, der im Samsâro selber nicht vergraben gewesen sein konnte. So mögen wir Theragâthâ und Therigâthâ, die Lieder der Mönche und Nonnen aufschlagen, wo wir wollen, aus jeder Seite weht uns ein wahrhaft paradiesisches Glück holder Weltunschuld entgegen, welches den allen »Namen und Formen« Abgestorbenen im heiligen Zusammen-Wesen mit der Kreatur erfüllt. Wie ist dies erklärlich? Ich weiß es nicht, oder weiß es wenigstens heute noch nicht, — kenne aber bis dato auch kein Paradoxon auf Erden, welches unsere eingebildete Europäer- und Christenherrlichkeit grausamer Lügen strafte. Wer da nibbanat, entdeckt plötzlich die große Heiligkeit alles dessen, was samsarat! Wer aber samsarat, wütet sonder Maß und Schranke dauernd wider alles, was samsarat, eingerechnet seine eigene überwertete und darum in der Wurzel elende Person. Über den Philosophen Eduard von Hartmann soll einmal ein Besucher geäußert haben, man müsse zu den Pessimisten gehen, um sich zuweilen an einem fröhlichen Gesichte zu erfrischen. Das war vermutlich nur im Scherz gesprochen. Uns aber stellt sich hier die Frage mit tiefem Ernst: ob wir Verschworenen des Samsâro nicht im Nibbânam leben ⟨und noch mehr als nur leben⟩ lernen müssen, bevor es uns gelingt, unser Samsâro menschenwürdiger zu gestalten? . . .

• • •

DREI SONETTE

VON HANS FRANCK

WEGWEISER

Wie Viele haben wohl vor Dir gestanden
Und glaubten ein Wohin? und ein Woher?
Ein Da! und Dort! ein Kreuzundquer,
Und sahen nicht: daß alle Wege landen
Im ewig Einigen, von dessen Branden
Aus jedem Ziel nicht mehr uns widerhallt
Als aus der Muschel, die das Meerlied lallt,
Und daß mit keinem Suchen je wir fanden —

Und dennoch: nicht ein Wahn der Vielen Glaube!
So wie der ganze Weinstock in der Traube
— Sein Grünen, Blühen, seines Lebens Saft,
Sein Weinen, seine Träume, seine Kraft —
Ist im »Daheim« die ganze Erde. Gnad
Uns Gott und weise Du uns unsern Pfad.

• • •

Digitized by Google

FISCHER

So wie Du sind im gehöhlten Baum,
Als sie noch nicht wußten, daß sie waren,
Deine Väter auf dem See gefahren.
Zeit — Dir ward sie nicht zu einem Raum,
Der ein Hüben trennt von einem Drüben.
Einstmals, heut — Dir blieben sie verbunden
Durch Dein täglich Tun. Und jene Wunden,
Deren uns — auch wenn wir uns vergrüben

In das Ehedem — sich keine schließt,
Nie noch hat ihr Brennen dich versengt.
Völker kommen, blühen, welken, gehen:
Man steht da, so wie die Väter stehen
In dem klobigen Kahn, man fährt, man fängt,
Was silberschuppig durch die Fluten schießt.

* * *

FLUG

Wer faßt, was eure Erdenschwere flügelt?
Trägt Himmelheimweh treuer euch empor?
Entschwert euch, daß sich ganz aus euch verlor,
Was unserer Sehnsucht Schwingen immer zügelt:

Daß Erde ihre Macht an uns erweist,
Uns nichts sodann verbleibt, als fallen, fallen
Und sterbend fest wie nie zuvor verkrallen
In jenen Schoß, der jahrlang uns gespeist.

Wo ist in euch das Mehr? Und wo das Minder?
Was, Vögel, macht aus euch da Überwinder,
Wo Kämpfer wir mit jedem Atemzug?
Wie heut hab ich um Antwort nie gerungen,
Da wieder mir zum erstenmal der Flug
Der Bekassine als Gesang erklungen.

* * *

Digitized by Google

CU-LAO-RONG

NOVELLE VON ROBERT BRENDEL

DIE anamitischen Kulis, die Rudolf Steinbachs kleine Dschonke durch das gefährliche Delta des Mekong an der vielfach zerrissenen und steinigen Ostküste von Cu=Lao=Rong, der Drachen=insel, ruderten, stießen plötzlich kleine, scharfe Angstschreie aus. Und zugleich erschütterte ein mächtiger Stoß das leichte Fahrzeug. Es mußte an eine der zahlreichen, heimtückisch verborgenen Uferklippen durch die reißende Strömung wuchtig angetrieben sein. Rudolf Steinbach, der im Vorderteil des Bootes saß, lotend die Tiefe gemessen und sich Aufzeichnungen darüber ge=macht hatte, sah einen runden, vollen Quell trüber Flut unterhalb der Wasserlinie in das Innere des Kahnes eindringen. Hart peitschte er die entsetzten, regungslos dasitzenden Anamiten auf, deren schräge Augen in dem breiten, schmutzig weißen Gesicht unter der niedrigen Stirn sich angstvoll geschlossen hatten. Und gelenkig turnte einer nach dem anderen von seinem Sitze an die gefährdete Stelle, stopfte Säcke, die Matten der Segel und die vom Kopf gerissenen blauen und schwarzen Turbane in das gähnende Loch. Dann rief sie Rudolf Steinbach wieder an die Ruder und wies ihnen das nahe Ufer von Cu=Lao=Rong als einzige Rettung. Erstarrt aber blieben die vier Ruderstangen über der gleitenden Wasserfläche stehen, und die vier schwarzhaarigen Anamitenköpfe bogen sich in flehender Abwehr zu ihm zurück, sich aus schreckhaft aufgerissenen Augen in seine Blicke einkrallend, zuweilen nur in scheuem Entsetzen nach Cu=Lao=Rong hin ab=gleitend. Das widerstandslos gewordene Boot trieb immer schneller den Fluß hinunter. Krampf=haft hielt Rudolf Steinbach das Steuer und suchte mit herrischem Schreien, mit bittenden War=nungen die Kulis aus ihrer Versteinerung aufzureißen. Sie schienen den sicheren Tod im Strome einer rettenden Landung auf Cu=Lao=Rong vorzuziehen. Unbeweglich, nur manchmal leise aufstöhnend saßen sie da, und auch die durch den feucht gewordenen Tücherpflock immer stärker eindringenden Wassermassen konnten sie nicht aus ihrer Erstarrung aufschrecken.

Rudolf Steinbach sah schon das nahe Südende der Insel, die Gewalt der sich vereinenden Delta=arme und fühlte sich mit der lecken Dschonke schon hinausgeschleudert ins offene Meer. Er band das Steuer fest, riß die mitgenommenen Rettungsgürtel los, band sich selbst einen um die Brust und warf die übrigen den Anamiten zu. Schreiend aber ließen diese sie in den Boden des Kahnes fallen, und die Fäuste von den Rudern lösend krampften sie sich aneinander und riefen ihre wilde Angst vor Cu=Lao=Rong gurgelnd zu Rudolf Steinbach empor. Wie ein grauenhaftes Gespenst schien ihnen die Dracheninsel trotz ihrer wehenden Kokospalmenwipfel und der tropischen Üppig=keit ihrer Ufer zu drohen. Immer wieder antworteten sie auf Rudolf Steinbachs Beschwörungen mit schauernder Abwehr oder entfesseltem Schrei. Rudolf Steinbach starrte nach Cu=Lao=Rong hin=

Digitized by Google

über. Das Grauen der Anamiten vor diesem Eiland, das so über allen Lebenswillen triumphierend hinstieg, griff eiskalt nach ihm. Ein bitteres Lächeln verzerrte seinen Mund: dieses von den Lebendigen verfehmte Gestade sollte ihm rettendes Ziel sein? Er war aus den mühsam erworbenen Ehren Europas geflohen. Er hatte sich die in Eisenkonstruktionen, Großstadthöllen und entseelten Feiern arm gewordene alte Welt aus dem Herzen gerissen und war, ein müder und hoffnungsloser Enkel, in die Einsamkeiten unerforschter Erde gewankt. Mit Wilden, Pflanzen und Tieren hatte er in der Südsee und den öden chinesischen Gebirgen des Kuen-lun gelebt. In der Narkose, die fremde und ungebrochene Lebenskraft in ihn schüttete, hatten seine Tage künstlich dahingeblüht. Und nun stand er da und band sich den Gürtel der Rettung dennoch um. Das furchtbare Ufer von Cu-Lao-Rong war ihm lockender als der so oft ersehnte Tod. Das Boot füllte sich immer mehr mit Wasser und sank immer tiefer. Die Anamiten hatten die Beine auf die schmalen Bänke hochgezogen und murmelten unablässig mit gesenkten Stirnen die immer gleichen christlichen Gebete, die französische Missionare ihnen mit unermüdlicher Geduld eingeprägt. Rudolf Steinbach hörte abgerissene Worte des Vaterunsers. Sie verklangen vor seinen Ohren fremd wie Konfutses Weisheiten oder Buddhas Seligpreisungen. Er maß wägend die Entfernung vom Boot zur Insel. Und als eine Landzunge vor ihnen sich in den Strom erstreckte, berechnete er in unbegreiflich weiter schwingender Lebensbereitschaft die rettende Diagonale aus treibender Strömung und der Kraft seines Schwimmens, in der er sicher ans Land getrieben werden mußte. Dann warf er sich mit einem plötzlich aus ihm brechenden, sich selbst verhöhnenden Lachen in die Flut. Er mußte mit äußerster Kraft schwimmen, um nicht von der starken Strömung einfach fortgeschwemmt zu werden und um in der Höhe der sich nahenden Landzunge zu bleiben. Mit verzweifeltem Willen kämpfte er gegen die Wellen. Und je müder er wurde, um so mehr spannte sich in ihm eine wilde Sehnsucht, sein zerbrochenes Leben zu retten, ein fanatischer Trotz, gerade an dieser verruchten Insel noch einmal dem letzten Erlöschen zu entrinnen. Das Grauenhafte, das Cu-Lao-Rong in seiner üppigen Fülle barg, wuchs in seinem Ringen mit der reißenden Flut ungeheuer empor und lockte mit dem Geheimnis brüderlichen Schicksals. Er sah das Ufer der Landung immer näher rücken. Er fühlte seine Kräfte immer mehr schwinden. Er stieß immer bewußtloser die tragenden und vorwärtsschnellenden Bewegungen durch die Strömung und spürte, wie er immer rascher und ohnmächtiger flußabwärts trieb. Vor seinen Augen flogen immer häufiger dunkle Schatten auf, die ihm die Richtung seines Schwimmens verhängten. Kaum sah er noch ab und zu einen Palmenwipfel über den Wogen sich wiegen. Aber er gab nicht nach. Dumpf dröhnte in ihm der dreitaktige Rhythmus seiner schwimmenden Gebärden und zwang seine erlahmenden Glieder zu immer neuem Vorstoß. Ewigkeiten schienen über ihn hinzuziehen, und seine blinden Augen sahen kein Ende mehr. Als seine Bewegungen schließlich dunkel erschöpft unregelmäßiges und sinnloses Greifen in die haltlosen Wassermassen wurden, sank er unter. Noch

Digitized by Google

einmal flammte in ihm aus letzter Angst das Licht seines Bewußtseins auf. Er fühlte den weichen Grund des angeschwemmten Ufers, saugte mit verzweifelter Anstrengung seine Fußsohlen in ihn und fuhr plötzlich mit Kopf und Oberkörper wieder in Luft und Licht. Wankend stand er in der Brandung. Palmen, Sandelbäume, Zuckerrohr tanzten durcheinander vor seinen Augen, dazwischen grüne und blaue Flecken in phantastischer Unbestimmbarkeit. Er hörte Schreie in seltsam gurgelnden Lauten und schritt mit schwachen und schwankenden Knien durch das Wasser ans Land. Hier sah er noch, wie Gestalten ihm entgegenkamen, die mit hellen einförmigen Kitteln bekleidet waren und aus furchtbar entstellten Gesichtern kaum Menschen noch ähnlich schienen. Dann sank er zusammen, berührt noch von dem aus rauhen, zerstörten Kehlen brechenden, dennoch merkwürdig gläubig schwingenden Schrei: »Schwester Adeline, Schwester Adeline!«

Rudolf Steinbach erwachte unter dem Reiz eines scharfen, kampferähnlichen Geruchs. Seine Augen lösten sich langsam aus den Verstrickungen einer dunklen Müdigkeit und glitten zögernd sich öffnend in das Licht zweier dunkelblauer Augen in einem schönen, jungen Frauengesicht.

»Schwester Adeline?« fragte er flüsternd. Und er hörte aus einem erstaunten Lächeln eine volle Altstimme sprechen:

»Woher kennen Sie mich denn?«

Er wußte es nicht. In sein bewußtloses Zusammensinken war jener linde und starke Name eingedrungen und tauchte nun wie ein Wunder selbstverständlich und ohne Herkunft auf aus dem Leuchten des lebensstarken Gesichts über ihm.

»Wie kommen Sie nach Cu-Lao-Rong?« stieß er aus einem jähen Entsetzen, das ihn aus wiedergewonnener Klarheit überfiel, hervor.

Die Augen vor ihm wurden dunkler und leuchtender.

»Ich pflege hier« antwortete Schwester Adeline und richtete sich auf. Und dieses Aufrichten, das die weiße Haube auf ihrem blonden Haar ganz in die Sonne hob, war so voll Kraft und ihre Antwort so aus notwendigster Einfachheit, daß Rudolf Steinbach verwirrt und erschüttert die Augen schloß.

Aus den Schritten der sich entfernenden Schwester, aus dem Klirren porzellanen Geschirrs und dem Gefühl weicher Kissen um sich, das ihm allmählich bewußt wurde, merkte er, daß er nicht mehr draußen am Ufer lag, sondern in einem Zimmer sich befinden mußte. Er hob den Kopf und sah in einen europäisch eingerichteten Raum mit den einfachen weißen Möbeln eines Kranken-hauses. Aber Bilder an den Wänden, ein gefüllter Bücherschrank, eine Geige, Decken und Kissen zeigten, daß es nicht der unpersönliche Durchgangsaufenthalt eines Kranken war, sondern die Wohnung eines Menschen, der dauernd hier lebte. Er suchte Schwester Adeline. Sie saß auf einem Korbsessel und lächelte ihm zu.

»Sie müssen sich ausruhen.«

Digitized by Google

Und ohne die Frage, die ihm auf den Lippen schwebte, abzuwarten, trat sie an sein Bett und drückte ihn in die Kissen zurück. Ihre Sicherheit zwang ihm sanft die Augen zu, daß er bald einschlief. Als er nach Stunden erwachte, war Nacht um ihm. Er sah nichts und hörte nur das Rauschen der vom Nordwestwind bewegten Palmen. Und doch war ihm, in seinem atemlosen Horchen, als klänge von fern eine dumpfe, warnende Klapper, als schrien entsetzte Menschen und flögen fliehende Füße vor irgend etwas Grauenvollem davon. Rudolf Steinbach wußte, daß diese Geräusche nur Halluzinationen seines erregten, um Cu-Lao-Rongs furchtbare Bestimmung wissenden Geistes waren, daß er trotzig selbst sein Leben hierher gerettet hatte, aber dennoch schüttelte ihn eine eisige Angst und preßte ihm die Brust zusammen. Gegenstandslos erschien sie seiner ruhigen Überlegung, denn er lag hier behütet, gepflegt und isoliert von allen Gefahren. Und beschämend zugleich empfand er sie, hatte er sich doch noch gestern verbrüdert gefühlt mit Cu-Lao-Rong im selben hoffnungslosen Schicksal. Aber durch alle Anstrengungen seines Stolzes hockte sie schwer und unbeweglich auf seiner Brust und riß mit scharfen Fingern alle verborgene Lebensleidenschaft aus seinem Herzen ans Licht. Stöhnend wälzte er sich unter der leichten Decke und horchte immer wieder auf die Arme gestützt ins Dunkel. Die rasselnde Klapper wurde seinem erhitzten Hirn immer drohender, der Schrei der Fliehenden immer gellender, und schließlich löste sich seinem Munde aus unerträglichstem Alpdruck mit geheimnisvoll nachtwandlerischer Notwendigkeit der in Angst irrsinnige Ruf:

»Schwester Adeline, Schwester Adeline!«

Die Tür wurde geöffnet. Ein gelbliches Licht schwankte herein. Schwerschlurfende Schritte näherten sich ihm. Rudolf Steinbach starrte der Kommenden entgegen. Es war nicht Schwester Adeline, sondern eine kleine, alte, verrunzelte Frau mit toten, trüben Augen. Er fuhr zurück und schrie noch einmal den Namen der Schwester. Die Alte hob beruhigend die freie Hand. Eine dünne klanglose Stimme flüsterte:

»Schwester Adeline hat Dienst im Frauensaal. Was wollen sie von ihr?«

»Dienst — unter den Kranken?« stöhnte Rudolf Steinbach in die Kissen zurücksinkend. Aber er richtete sich wieder auf und wies der Wärterin befehlend einen Stuhl:

»Setzen Sie sich zu mir! So — Sagen Sie, warum sind Sie hier?«

Die Alte zuckte die Achseln und schwieg. Dann aber sah sie Rudolf Steinbach an und antwortete, als habe er nicht nach ihren Gründen gefragt.

»Ja. Das ist uns auch ein Rätsel. Sechs Jahre ist Schwester Adeline schon hier und kam hierher nicht wie wir alle kamen.«

»Und wie kamen Sie hierher?«

Die Frau schloß die Augen, und ein schmerzliches Zittern glitt über die stumpfen, faltigen Züge.

»Das sind traurige Dinge, Herr. Man rührt nicht gern daran. Jedenfalls suchten wir einen

Digitized by Google

Ort, der uns den Tod, zu dem wir den Mut nicht hatten, ersetzen sollte, der uns Elendere, als wir selbst es waren, tröstend zeigen sollte.«

Rudolf Steinbach erzitterte unter diesen schmerzlichen, so vertrauten Lauten.

»Und Schwester Adeline?,« fragte er leise.

»Ja, die kam in der Vollkraft ihrer Jugend aus einem reichen Hause in der Normandie, in dem ihr nichts fehlte an Schmuck, Verehrern, Tanz und Theater.«

Rudolf Steinbach mußte lächeln, in diese vier Dinge alle Erfüllung des Lebens gefaßt zu sehen.

»Sie machte aber vielleicht Schweres durch, eine Enttäuschung, eine unglückliche Liebe . . . ,« wandte er ein.

Heftig aber schüttelte die Alte den Kopf.

»Keine Enttäuschung. Sie kam mit einem Lachen, in dem noch alle Hoffnungen der Jugend wie flügge Vögel sprangen.«

»Und so ist sie noch,« flüsterte er zurück und schloß die Augen. In die Kissen gelehnt fühlte er eine seltsame Befreiung. Er hörte durch eine unendlich sanft sich breitende Ruhe die Palmen rauschen. Seine Glieder streckten sich in wieder empfundener Kraft und lösten sich weich in einen tief durch ihn ziehenden Schlummer.

Als Rudolf Steinbach am nächsten Morgen gekräftigt sich erhoben und das von derselben Alten gereichte Frühstück eingenommen hatte, trat er aus der Tür seines Zimmers in die breite Kokospalmenallee eines tropischen Gartens. Durch die Wipfel strahlte der wolkenlose, tiefblaue Himmel des hinterindischen Winters, und die Sonne hatte die Wärme europäischer Sommer. Zwischen den hohen Stämmen der Kokospalmen leuchteten hellfarbige kleine Häuser, überschattet von den fächerartigen Wedeln der Borassuspalme. Alles hatte ein freudiges, fast festliches Aussehen. Und den Tod, den Rudolf Steinbach nicht nur als gelegentlichen Gast, sondern als ständigen Mitbewohner auf Cu-Lao-Rong erwartet hatte, spürte er in dieser farbenbeschwingten und duftgesättigten Luft nicht. Die Verwirrung, die in Rudolf Steinbach aus Schwester Adelines froher Stärke gestürzt war, wurde immer größer. Er ging zögernd die Allee hinunter und sah plötzlich auf einem freien Platz dieselben hellen Gewänder, die bei seiner Landung undeutlich vor ihm aufgeleuchtet waren. In einer schreckhaften Erwartung blieb er am Rande des Platzes stehen. Einem ungeheuer grausamen Schicksal mußte er nun in das zerfetzte Antlitz schauen. Aus der Gruppe vor ihm lösten sich drei Gestalten, die andern zogen sich in einem Halbkreis auseinander. Ein grotesk bemalter Drachenkopf bedeckte das Haupt des einen, der vorgetreten war, die beiden andern hatten feuerrote Tücher um den Leib geschlungen und trugen giftgrüne in den Händen, kanariengelbe Turbane auf den Köpfen. Und nun begann ein Tanz zwischen ihnen, der so aus ausgelassenster Lebensgewißheit und triumphierendem Humor dahinschwang, daß der zuschauende Kreis in die siegreichen Sprünge um den gefährlichen Drachendämon hineingerissen wurde und

Digitized by Google

aus gelöstester Befreiung lachte, als schließlich das Ungeheuer überwunden zu den Füßen der Tanzenden stürzte. Und in demselben Augenblick bemerkten sie den zuschauenden Rudolf Steinbach. Sie winkten, lachten und kamen auf ihn zu, die Tänzer des sieghaften Lebensreigens: ein furchtbarer Zug verwesender Gestalten, die Gesichter wie Kohlköpfe aufgetrieben, vertrocknete, verkrüppelte Hände, von denen sich die Finger lösten, von Schwären aufgerissene Arme, blaurote Füße, die Haut mit häßlich trockenen Schuppen bedeckt. Doch aus den Nahenden, die wie eine einzige brandige Wunde leuchteten, flogen fröhlich anamitische, chinesische und französische Laute ins weiße Licht. Rudolf Steinbach wich schauernd zurück. Die selbstverständliche Freude dieser Todesgezeichneten warf ihn in den abgründigen Schacht einer verständnislosen Erschütterung. Er wäre am liebsten geflohen, aber der mit dem Drachenkopf behelmte Leprose sprang übermütig auf ihn zu und warf ihm aus einer feierlichen Verbeugung einen lachenden Gruß zu. Die andern Kranken verneigten sich ebenso in einem schiebenden, neckenden Durcheinander. Stammelnd antwortete Rudolf Steinbach. Und neugierig drängten alle um ihn. Er konnte sich kaum aufrechterhalten. Eine würgende Übelkeit vor diesen zerrissenen Gesichtern mit den lidlosen Augen, den offenen Wangen und den zerfressenen Lippen, den mißförmigen Knoten auf der Stirn und den rotbraunen Flecken auf der Haut befiel ihn, daß ihm die Kniee wankten. Mühsam stand er ihnen Rede über Woher und Wohin. Feige und ängstlich zuckte er zurück, wenn eine dieser furchtbaren Hände sich ihm entgegenstreckte. Aber je länger er mit ihnen sprach, um so unwiderstehlicher schlug auch in ihm die aus diesen zerfetzten Fleischklumpen springende Lebensinbrunst Wurzel. Er wurde freier und fragte nun selbst, bald anamitisch den einen, bald chinesisch den andern, bis plötzlich ein jubelnder Schrei des Maskentänzers die ganze Schar nach der Nordseite der Allee, wo die Verwaltungsgebäude lagen, herum warf.

»Schwester Adeline,« riefen sie aus. Und ein großer Glanz stand über den armen Gesichtern.

»Habt ihr getanzt,« fragte Adeline, indem sie Rudolf Steinbach die Hand reichte.

»Ja,« schrien sie stolz und glücklich durcheinander. »Wir tanzten Deinen Drachentanz.«

»Und ohne meine Geige?«

»Es geht jetzt so. Wir können es allein.«

»Laßt sehn!«

Und Schwester Adeline stellte sich neben Rudolf Steinbach an den Rand des Platzes. Die Leprosen aber warfen sich in die grotesken Sprünge des Tanzes aus einer durch Adelines Gegenwart noch höher befeuerten Inbrunst. Rudolf Steinbach mußte fortschauen. Er meinte die grauenhafte Klapper des Todes über diese Leben vortäuschenden Rhythmen zu hören. Und Schwester Adeline stiftete solchen Betrug.

»Wie können Sie mit solchem Unfug diese elenden Todgeweihten täuschen?« fragte er sie hart.

Schwester Adeline preßte die Ellbogen in die Seiten und mit zusammengepreßten Fäusten, die sie seitwärts in die Luft streckte, sprach sie in tiefer Erregung:

Digitized by Google

»Das ist keine Täuschung. Auch in den armseligen Fragmenten und zerstörten Trümmern dieser armen Kreaturen glimmt noch das Lebendige als fruchtbare Kraft.«

»Wozu noch fruchtbar?«

»O, zu vielem: zur Freude und zur Überwindung der Grausamkeit eines sinnlosen Schicksals.«

Rudolf Steinbach zuckte die Schultern.

»Ich nenne das Betäubung.«

»Nein,« fuhr Schwester Adeline auf. »Sie haben die Kranken gesprochen. Waren das Berauschte oder Umnebelte? Es sind Freie, die zuviel vom Tode wissen, als daß sie ihn noch fürchteten. Sie sind aus diesem Wissen dem Ursprung des Lebens wieder nahe gekommen. Darf man es ihnen durch Klagen und Trübsal verschütten?«

Rudolf Steinbach schwieg. Alle Einwendungen verstummten vor der Kraft und dem Glauben dieser Frau. Er konnte nicht entscheiden, wieviel in jenem schauerlich geheimnisvollen Tanze aus der eigenen Glut der Tänzer sprang, wieviel nur aus dem Atem Schwester Adelines lebte. Er wußte in diesem Augenblick, da Gräbernahe unter Palmen in der Sonne reigten, nur das eine, daß ein Unbekanntes in ihm wurde: warm und groß, lebendig und ursprünglich, das er nicht benennen konnte. Eine wogende Ruhe strömte aus Schwester Adelines Stimme durch ihn, wie in der letzten Nacht, als die Alte ihm von ihr erzählt hatte.

Schwester Adeline sah seinem Verstummen mißtrauisch zu. Eine dunkle Glut brannte in ihren Augen. Mit leidenschaftlich bebender Stimme rief sie französisch über den Platz zu den Tanzenden hin:

»Bravo! — Emil komm her!«

Der Tänzer mit dem Maskenkopf, der zu den Füßen der begeistert Hinspringenden gesunken war, erhob sich und kam, indem er den pappenen Drachenkopf abnahm.

»Das ist ein junger Franzose,« erklärte Schwester Adeline. »Er ist schon zehn Jahre hier. Er hat die leichtere Form der Lepra. Als Zwölfjährigen haben ihn seine Eltern, als sie nach Europa zurückkehrten, in Saigon zurückgelassen, da er mit der schrecklichen Krankheit behaftet war. Er hat besten Falls noch acht bis neun Jahre zu leben.«

Emil grüßte mit einer offenen Heiterkeit, die erschütternd aus dem mit rotbraunen Flecken bedeckten Gesicht hervorleuchtete. Häßliche Verdickungen verunstalteten ihm die Glieder überall dort, wo die peripheren Nervenstränge endigten, und die Hand, die den grotesken Drachenkopf hielt, lag brandig abgestorben wie ein Opfer zwischen den aufgerissenen Zähnen des Ungeheuers.

»Haben wir es nicht schön gemacht, Schwester Adeline?« strahlte er sie an.

»Wundervoll. Bald werde ich euch ganz überflüssig sein.«

»O,« schüttelte er den Kopf. »Ohne ihre Geige geht es zuerst doch nicht.«

»Sehen Sie,« wandte sich Schwester Adeline an Rudolf Steinbach. »Ich, die nach ihrer Meinung

Digitized by Google

allein hier wahrhaft Lebendige bin diesen Sterbenden nichts als ein Mittel zur Formung der in ihnen ursprünglich und stark drängenden Kraft und Freude.«

Ein triumphierendes Lächeln sprang zu ihm hinüber und übermütig rief sie Emil zu:

»Jetzt will ich dem Herrn die Station zeigen. Wir gehen auch auf die andere Seite des Kanals, soll ich Antoinette grüßen?«

Emils gefleckes Gesicht wurde purpurrot. Aber lachend erwiderte er:

»Danke, Schwester Adeline. Ich werde es ihr selbst sagen.«

Rudolf Steinbach folgte Schwester Adeline. Und nun begann eine von Entsetzen zu Entsetzen führende Wanderung durch die hellen Häuser der Männerstation und dann über eine Brücke, die sich über einen Kanal schwang, durch die Baracken der Frauenabteilung. Da lagen die Kranken, die die letzten Stadien ihres Leidenswegs zu überwinden hatten : stöhnende Wunden, die kaum noch Menschen waren auf Strohmatten sich wälzende Überbleibsel aus zerfressenem Fleisch und Eiter. Schreie sprangen aus diesen Fetzen auf wie aus den tiefsten Schächten des Inferno. Und jeder Klumpen war so in seine Qual verwühlt, daß das Wimmern des Bruders oder der Schwester ungehört für ihn verhallte und er gleichgültig nicht einmal mehr hinsah, woher ein plötzliches Aufgellen neue Not kündete.

Schwester Adeline schritt durch diese Räume des Grauens mit einem dunklen Ernst. Manchmal trat sie an ein Lager und lächelte zu den schwärenden Gesichtern hinab, oder sie winkte einer Wärterin und befahl eine Morphiumeinspritzung. Immer aber wurden die Schreie still, wo ihre Haube auftauchte, und manchmal sah Rudolf Steinbach, wie die offenen Wunden erschütternd licht sich bewegten, ein kümmerliches Lächeln aus letzter Lebenstiefe das verwüstete Antlitz zu überscheinen suchte. Dann quoll jedesmal eine heiße Inbrunst in ihm auf, und als sie wieder in den Garten der Frauenabteilung traten, küßte er schluchzend Schwester Adelines Hand. Verwirrt sah sie auf ihn herab und strich ihm leise und zaghaft über das Haar. Einen Augenblick übermannt von der Wärme seiner Lippen, zitterte sie auf, und ihr Kopf bog sich zurück irgend einem Fernen zu. Dann senkte sie ihn langsam, zog ihre Hand fort und sagte leise:

»Wir wollen zu Antoinette gehen.«

Sie fanden die Leprosenfrauen und -mädchen, deren Krankheit noch nicht so weit fortgeschritten war, unter dem Fächerschatten einiger Borassuspalmen. Sie saßen am Boden und spielten unter lebhaftem Schreien mit bunten Marmeln, die sie in eine runde Vertiefung im gelben Sand zu rollen versuchten.

»Antoinette!« rief Schwester Adeline. Und eine kleine schlanke Französin, die trotz ihrer Entstellungen noch einen Rest von Anmut und Schönheit erkennen ließ, sprang geschmeidig auf.

»Wir haben Dir etwas Wunderschönes zu bestellen. Rate einmal.«

Antoinette sah fragend zu Schwester Adeline auf. Lachend schüttelte sie den Kopf.

Digitized by Google

»Das kann ich nicht «

»Und wenn es etwas Verbotenes wäre?« neckte Adeline.

»O!« stammelte Antoinette, und ein flammendes Rot überzog ihr Gesicht, wobei sie ein wenig kokett zu Rudolf Steinbach hinüberschielte.

»Also du weißt es, du Heuchlerin?« lachte Schwester Adeline.

»Heute Abend will er es dir selber sagen.«

Antoinette klatschte in die Hände, warf der Schwester eine Kußhand zu und lief zu den Gefährtinnen zurück, mit denen sie kichernd die Köpfe zusammensteckte. Schwester Adeline sah aus überschatteten Augen auf die Gruppe. Einzelne der Mädchen hatten sich umgedreht und schauten mit leichtgeneigtem Kopfe nach Rudolf Steinbach. Etwas Durstendes und unwillkürlich Lockendes war in ihren Blicken. Schwester Adeline fühlte es, und eine warme Welle schoß aus ihrem Herzen und drängte in ihre Brust. Und als sie über Rudolf Steinbachs Lippen einen leichten Ekel vor den entbundenen Augen der Leprosen huschen sah, verstärkte sich der ziehende Strom in ihr, und unvermittelt wandte sie sich um, winkte flüchtig zurück und ging von Rudolf Steinbach gefolgt durch den Garten an die Brücke und ins Verwaltungsgebäude, wo die Schwestern, der Direktor und der Arzt der Anstalt zusammen aßen.

Den Nachmittag verbrachte Rudolf Steinbach auf der schattigen Veranda des Verwaltungsgebäudes mit dem Arzt, einem Südfranzosen, der vor fünfzehn Jahren aus einem idealistischen Impuls heraus hierhergekommen war und unter der Gewalt der hoffnungslosen Eindrücke allmählich im Alkohol Trost gefunden hatte. Nun war er ein stumpfes Gewohnheitstier und körperlich eine Ruine. Aus seinem öde und resigniert hinschleichenden Gespräch, das nur gelegentlich von einem bitteren Zynismus aufgepeischt wurde, drohte wieder die alte Müdigkeit europäischer Gefilde Rudolf Steinbach zu überfallen. Aber wenn der Name Schwester Adelines aufklang und die schlaffen Wangen des Arztes sich in ihrem Lobe strafften und seine Lippen in bewundernder Beredsamkeit ihrer unverwüstlichen Kraft sich jugendlich entzündeten oder sie selbst für Augenblicke zu ihnen trat und in die matt gewordenen Augen Rudolf Steinbachs schaute, dann durchströmte ihn von neuem stark und warm sein Blut und er gab sich willig der ihn hebenden Welle hin, besonders als er einmal bemerkte, wie Schwester Adelines Blicke seltsam freudig sich verdunkelten bei dieser Wandlung.

Am Abend, nachdem dämmerungslos unvermittelt die tropische Nacht über Cu-Lao-Rong gesunken war, ging der Arzt mit Rudolf Steinbach durch den Garten am Kanal entlang. In der Nähe eines primitiven, im dichten Buschwerk versteckt liegenden Holzstegs, den Rudolf Steinbach am Morgen nicht gesehen hatte, bemerkten sie den jungen französischen Aussätzigen Emil, der bei ihrem Anblick erschrocken hinter dichtes Laubwerk sich verbarg. Der Arzt lachte:

»Unsere Leprosen schleichen auf Liebespfaden.«

Digitized by Google

Und indem er Rudolf Steinbach tiefer in den dichter bewachsenen Uferteil des Gartens zog, sagte er hinter einer Palme stehen bleibend:

»Hören Sie!«

Aus den laubenartigen Büschen zu beiden Seiten des schmalen Weges drangen Flüstern, Gelächter, kleine helle Schreie der Wollust und sich verströmendes Stöhnen.

Rudolf Steinbach fühlte, wie ihm in einem großen Entsetzen das Herz still stand. Er taumelte an den Stamm der Palme und preßte sich beide Ohren zu, die Liebkosungen nicht zu hören, in denen sich Verwesung mit Verwesung zu der Brunst blühendsten Lebens paarte. In ekelnder Empörung stieß er dem Arzt seine ganze Aufgewühltheit ins Gesicht.

»Wie können Sie, Gewissenloser, solches dulden?«

Der Arzt lächelte aus einem wollüstig hingegebenen Horchen aufgeschreckt.

»Bitte, Schwester Adeline hat es gewollt. Und wir, der Direktor und ich, wir müssen nur beide Augen zudrücken.«

Rudolf Steinbach erinnerte sich plötzlich an Schwester Adelines Scherzen mit Antoinette und Emil. Er hatte ein harmloses Spiel vermutet, und sie war bewußt und lachend die Vermittlerin zur Empfängnis neuen Grauens gewesen. Unheimlich verdüsterte sich ihm das Bild Adelines. Wie ein Dämon erschien sie ihm, besessen von der Raserei des Lebens, skrupellos wie die geile Naturkraft selbst. Alle Stärke, die aus ihr in ihn gedrungen war, prasselte zusammen, daß sein Herz wie ein Scheiterhaufen schwelte. Ein ungeheurer Schmerz brannte darauf, und aus ihm wußte er, daß Schwester Adeline ihm mehr gewesen war als Trost und Aufrichtung. Er raffte sich zusammen und ging schnell an dem verdutzten Doktor vorbei, um in sein Zimmer zu gehen. Morgen wollte er abfahren. Er verzichtete darauf, auch ihr Opfer zu werden.

Schwester Adeline war den beiden langsam gefolgt. Die Unruhe, die aus Rudolf Steinbachs Küssen durch ihre Hände in sie geflutet war, wühlte dumpf in ihrem Blut. Beglückt hatte sie am Nachmittag empfunden, wie seine erstorbene Seele im Kreis ihrer Kraft sich aufrichtete und lebendiger pulste. Immer leidenschaftlicher drängte sie zu ihm hin in dem Duft dieser Nacht. Nie hatten Männer noch in der Einsamkeit von Cu-Lao-Rong in ihrem Leben eine Rolle gespielt. Der stumpfe Doktor war ihr ein notwendiger und gern gelittener Kamerad gewesen, aber körperlich fast widerwärtig bis zum Ekel. Der Direktor, ein alter und gütiger Mensch, trug die Enttäuschungen eines schweren Schicksals allzu herb, als daß er aus sich heraustretend noch der Wärme und Anziehung eines fremden Lebens fähig gewesen wäre. So hatte sie die Tiefe ihrer weiblichen Kraft, die Sehnsüchte ihrer Sinnlichkeit unbewußt und selbstverständlich verschwendet an die, die ihrer so unendlich bedurften. Nie hatte sie ihr junger Körper beunruhigt. Oft war sie diesen Weg gegangen, den die anamitischen Leprosen den »Kirschenpfad der Liebe« nannten. Aber alle Seufzer aus den Lauben und alles Liebesglück dieser armen Menschen hatte sie persönlich unberührt hin-

Digitized by Google

genommen als einen blühenden Dank, den das Leben ihr zurückgab, da sie es verwesend schon diesen Ärmsten in seinen unmittelbarsten Entzückungen noch offenbarte. Diese Nacht aber schlug schwer von Duft und heimlicher Süßigkeit in sie ein. Langsam nur schritten ihre Füße, und ihre Kehle war in einer sich dehnenden Überfülle zugepreßt. Und als das altgewohnte Geraun der Büsche kosend an ihr Ohr strich, blieb sie stehen. Eine dunkle Scham wallte in ihr auf, als stehe sie an verborgener Pforte und lausche heiligem Geheimnis. Scheu wollte sie umkehren. Aber erschrocken sah sie, wie eine schlanke Mädchengestalt sich durch die Büsche auf den Weg zu ihr hin zwängte.

Die kleine Antoinette war es.

»Schwester Adeline!« flüsterte sie, und im Sternenschein leuchtete aus ihrem schmalen Gesicht ein glückliches Lächeln.

Schwester Adeline mußte sich wie aus einem andern Raum des Seins nach Cu-Lao-Rong hinreißen, um zu wissen, wer da vor ihr so beseligt schaue.

»Du, Antoinette, und ohne ihn?«

»Emil ist dort« lächelte Antoinette verlegen und zeigte in eine der nahen Lauben.

»Und du läßt ihn allein?«

»Ach, Schwester Adeline!« stotterte die kleine Französin. »Ich muß dir etwas erzählen.«

Und scheu erregt beugte sie sich vor und flüsterte Schwester Adeline ins Ohr:

»Ich glaube, Schwester Adeline, liebe Schwester Adeline, ich bin Mutter!«

Wie ein großer Jubelruf klang die leise Stimme durch die Nacht, und Tränen eines ungeheuren Gesegnetseins stürzten aus den Augen der kleinen Französin über die fleckigen Wangen. Schwester Adeline wurde in diesem Ruf über die Not der eigenen Sehnsucht gehoben. Sie spürte den Flügel des Lebens, dem sie die Kraft zum Fluge freigab, über Cu-Lao-Rong, der Insel des Todes rauschen.

»Schwester Adeline!« stammelte Antoinette. »Freuen Sie sich denn nicht?«

»Ja, Kind!« jauchzte Adeline. »Ganz Cu-Lao-Rong wird wieder sein großes Fest des Lebens feiern, wenn du dein Kind zum ersten Mal an die Brust legst.«

»Und ich will es hüten,« bebte Antoinette inbrünstig, »daß es nicht krank wird.«

»Dafür wollen wir schon sorgen, Kind!« beruhigte sie Schwester Adeline.

»Und ich will es gern hergeben, wenn es entwöhnt ist.«

»Und es soll als ein kräftiger Junge in Saigon aufwachsen.«

»Und ein Seemann werden,« fiel Antionette ein »und einmal auch nach Frankreich fahren.«

Glücklich lachten sie auf.

Rudolf Steinbach, der den schmalen Weg aus der Tiefe des Gartens zurückkam, hörte das Lachen, den dunklen Alt Schwester Adelines und den hellen, etwas rauhen Sopran Antoinettes. Er wollte umkehren, aber die Stimme Schwester Adelines schwang aus so starker und reiner Beglückung in ihn, daß er gegen seinen Willen weiterging und plötzlich vor den beiden Frauen stand. Ver-

Digitized by Google

legen und zugleich ärgerlich über sich selbst fragte er in der übertriebenen Rhetorik eines verletzenden Spottes:

»Girren auf Cu-Lao-Rong die Tauben schon im Winter so lenzlich?«

Schwester Adeline erblaßte. Aus halbgeschlossenen Augen sah sie ihn an. Eine scharfe Antwort zuckte auf ihren Lippen. Aber Rudolf Steinbachs Gesicht war in einer schmerzlichen Enttäuschung so verzerrt, daß ihre Worte weich und stockend wurden.

»Auf Cu-Lao-Rong ist der Tod zu Hause. Soll da nicht Jubel herrschen, wenn die Geburt eines Lebens ihn überwindet?«

Verständnislos sah er sie an. Als aber Antoinette in tödlicher Verlegenheit das Gesicht in beide Hände barg, begriff er. Und überwältigt flüsterte er Schwester Adeline aus heißem Vorwurf zu:

»Verwesendes aber kann doch nur wieder Verwesung zeugen. Fühlen Sie nicht das Verbrechen?«

Schwester Adeline schüttelte den Kopf und ihre Stimme füllte sich mit schwerer Inbrunst.

»Die Krankheit ist nicht erblich. Und haben Sie einmal unsere seltenen Mütter gesehen, wenn sie ihr Kind in runder, frischer Lebendigkeit an die Brust hoben? Haben Sie einmal gespürt, wie die Zeit in Cu-Lao-Rong still stand in solchen Augenblicken, schwer von der ganzen Fülle des Daseins, beladen mit einer Last von Licht, genug für den weiterrollenden Ablauf taumelnden Sterbens? Standen Sie einmal, selbst ein Verwesender, mitten in dem Glanz unserer Feste, die solches Geschehen feiern, zurückgekehrt für einen ewigen Augenblick an das schlagende Herz des Lebens und Vergessen saugend an den strotzenden Eutern seines Glücks?«

Rudolf Steinbach senkte in ihre Ekstase gerissen den Kopf und konnte nichts anderes tun als ihre Hände küssen. Antoinette aber, die sich überflüssig fühlte, lächelte spitzbübisch und schlich davon.

Schwester Adeline zitterte von schwerem Glück überrauscht. Und als Rudolf Steinbach den Kopf hob, taumelten sie in langem Kusse zusammen.

Ein ungeheurer Schrei der Erfüllung und Wiedergeburt flog in dieser Nacht durch Schwester Adelines Zimmer aus den Umarmungen einer unerschöpflichen Liebe. Herz an Herz lagen sie und lauschten den groß entzündeten Rhythmen ihrer Gemeinsamkeit, sie im Gefühl einer endgültigen Krönung, er in umweglosem Durchbruch durch die verdorrte Kruste eines sinnlosen Daseins zurückgetaucht in die Quelle des unmittelbar Lebendigen. Und als sie in den Morgen schritten, standen sie fremd vor Cu-Lao-Rong hingegeben den Lockungen eines immer wachsenden Glücks.

Rudolf Steinbach fuhr am Mittag mit dem Motorboot der Station, das zweimal in der Woche das Festland aufsuchte, nach My-tho und mit der Eisenbahn weiter nach Saigon, um dort von seiner Bank Geld abzuheben und sich für einen Aufenthalt auf Cu-Lao-Rong auszurüsten, für den er sich beim Direktor die Erlaubnis unter dem Vorwand wissenschaftlicher Studien erwirkt hatte. Wie ein schwingendes Feuer flogen die Stunden dieses Morgens dahin. Und als Rudolf

Digitized by Google

Steinbach abgefahren war, ging Schwester Adeline durch die Kokospalmenallee über die Brücke in den Garten der Frauenabteilung wie in einer quälenden Einsamkeit und Fremde. Ganz in den plötzlich aufgebrochenen Kreis eines persönlichen Schicksals getreten, schienen alle sonst nahen Dinge und Verrichtungen für sie ihren Sinn verloren zu haben. Nur die Flamme, die in ihr steilte, war gefüllt mit drängender Wachstumssehnsucht, und sie mußte sich aus unendlich ferner Höhe herabrufen, als sie zu den Leprosen trat. Diese standen müßig in Gruppen vor den Häusern. Kein Spiel tanzte unter den Palmen, keine Arbeit wurde in geschäftigen Händen, kein Lachen klang zu federndem Sprunge. Nur hier und da stach aus zusammengesteckten Köpfen ein seltsames Kichern. Schwester Adeline trat zu einer Gruppe, die dichter als die anderen sich drängte, und deren Mittelpunkt Antoinette war. Harmlos lächelnd grüßte sie und fragte scherzend:

»Na, Antoinette, schon das Geheimnis verraten?«

Antoinette zuckte schnippisch mit den Schultern und sah Schwester Adeline mit einer lüsternen Neugier an, die aus den stundenlangen Gesprächen mit den übrigen Frauen fremd in sie getreten war. Dann antwortete sie langsam mit schief gestelltem Kopfe:

»Geheimnis? Wenn es so auf offener Straße geschieht, Schwester Adeline?«

Und wie erschreckt über die eigene Kühnheit, drängte sie in den Haufen der Frauen zurück. Diese schoben sich schützend vor sie. Und alle Augen waren in nichtachtender Gier auf Schwester Adelines zuerst verständnisloses, dann flammendrot werdendes Gesicht gerichtet.

Eingefangen in den mächtig und durch solche Begeiferung noch entbundener kreisenden Ring ihrer Liebe, verlor sie alle Überlegenheit und jedes Verständnis für diese Enttäuschten, die sie immer irgendwie gläubig neben die Mutter Maria zu setzen gewillt gewesen waren. Hart fuhr sie auf:

»Was kümmert euch das, was geschehen. Geht an die Arbeit oder spielt!«

Langsam gingen die Frauen auseinander. Sie holten sich ihre Bastarbeiten, den Weberahmen, hockten sich in den Sand nieder und ließen die Marmeln rollen, oder sie warfen sich fangend Reifen zu. Alles aber geschah mit einer müden Unlust, stumm, ohne lebendigen Antrieb.

Schwester Adeline sah eine Weile zu. Dann wurde sie von diesem trostlosen Abhaspeln unheimlich ergriffen. Die ganze Wärme ihres starken Herzens flutete in ihr auf. Sie ging zu Antoinette, die am Boden saß, strich ihr übers Haar und flüsterte ihr zu:

»Kind, ist das bei mir Verbrechen und Sünde, was du gestern noch mir als deine höchste Seligkeit gebeichtet?«

Antoinette ließ den Kopf auf die Brust sinken. Und plötzlich stieß ein ungehemmtes Schluchzen durch sie. In fanatischer Wildheit schrie sie auf:

»Sie aber dürfen es nicht, Schwester Adeline!«

Wie aufgepeitscht fuhren die übrigen Frauen hoch, brachen in lautes Weinen aus und streckten die Hände gegen Schwester Adeline hin.

Digitized by Google

»Sie gehören doch uns!«

Eine alte Frau aber warf sich vor sie auf die Kniee, riß ihren Kittel auf und zeigte die zerfetzte Brust.

»Was wird aus uns, Schwester Adeline, ohne Sie?«

Ein verzweifeltes Schluchzen antwortete ihr ringsum.

Schwester Adeline fühlte, wie sie von dem Gipfel ihres nächtlichen Glücks, den sie in trunkener Selbstvergessenheit ganz ungefährdet geglaubt, hinabstürzte in den Abgrund eines furchtbaren Zwiespalts. Mühsam beherrscht zwang sie ihre Stimme zu Wärme und Trost.

»Aber, Kinder, ich bin ja bei euch!«

Und leiser setzte sie mit äußerster Kraft hinzu:

»Wie könnt ich euch verlassen!«

Dann sprang sie auf den Platz, ergriff einen Reifen und rief in verkrampfter Lustigkeit:

»Komm, Antoinette, fange!«

Ein befreites Lachen flog um sie auf, springende Gestalten reckten sich den fliegenden Reifen in die Luft entgegen und wieder gelöste Finger rollten jubelnd die bunten Marmeln durch den Sand. Unbemerkt wand sich schließlich Schwester Adeline aus der Schar. Sie ging schnell in ihr Zimmer, saß eine Stunde lang starr am Fenster, nahm dann ihre Geige und schritt hinaus nach der Männerstation. Eine harte, schmerzliche Entschlossenheit lag auf ihrem Gesicht. Als erster begegnete ihr Emil. Etwas Scheues fragte in seinen Augen, und manchmal trübten sie sich in widerlicher Zudringlichkeit. Auch die Blicke der andern Männer waren unfrei, bedrückt, und in unbeachteten Augenblicken von enthüllender Zweideutigkeit. Schwester Adeline sah ruhig und frei über sie hin. Sie stellte sich an eine den Spielplatz umsäumende Palme, packte ihre Geige aus und winkte Emil, den Drachentanz zu beginnen. Mit einer widerstrebenden Langsamkeit holte der junge Franzose die Maske. Schwester Adeline aber begann unbekümmert zu spielen Sie spielte leidenschaftlich und wild die grotesken Rhythmen des Dämons, in einem schmerzlich blutenden Jubel zog sie aus den Saiten die Cantilene des über den Drachen triumphierenden Lebens. Aber sie entzündete heute keinen Rausch sieghaften Daseins. Ein lahmes, schauerliches Springen Halbverwester mühte sich unter ihren Tönen. Schrill riß sie den Bogen herunter und trat entschlossen zu den Tanzenden. Mit klingender Stimme rief sie ihnen zu:

»So geht das nicht. Wollt Ihr nicht tanzen, weil mich ein Mann küßte?«

Erschrocken senkten die Männer die Köpfe. Aber Schwester Adeline trat zu Emil, nahm ihm die Maske ab und forderte ihn auf:

»Rede du, Emil!«

Emil griff in flammender Verlegenheit nach dem Drachenkopf, drehte ihn in den Händen und stotterte:

Digitized by Google

»Ja, sehen Sie, Schwester. Wenn Frauen Ihres Standes — wenn die — küssen. Dann sind sie — dann, verzeihen Sie, Schwester Adeline, dann sind sie entweder — nun ja — Dirnen oder — nicht wahr, Schwester Adeline, oder — sie heiraten.«

Schwester Adeline lächelte.

»Nun und Ihr wißt, daß ich keine Dirne bin, nicht wahr?«

Die Männer nickten energisch, als wollte jeder jeglichen Verdacht, den ein unbedachter Blick von vorhin gerechtfertigt hätte, von sich abschütteln. Aber in diesem Nicken lag zugleich so unermeßliche Hoffnungslosigkeit, daß Schwester Adeline unter mühsam zurückgedrängten Tränen hervorstieß:

»Was also wollt Ihr? Ich werde auch nicht heiraten.«

Ungläubig schauten sie die Männer an.

»Ich werde bei euch bleiben.«

Ein heftiges Zittern ging durch ihren Körper. Dann sprang sie zu ihrer Geige zurück und rief, indem sie den Bogen schwang:

»Nun wollen wir tanzen. Sieg den Lebendigen!«

Noch nie hatten die jungen Leprosen solchen Schwung durch ihre Glieder gejagt, noch nie hatte Emil so phantastische Einbildungskraft gezeigt, noch nie war der Triumph der siegenden Geister des Lebens so ekstatisch über den Platz getaumelt. Und als Schwester Adeline den Bogen absetzte, ihre Geige nahm und fortging, raste der Wirbel der Tänzer weiter dahin.

Aus Schwester Adelines Einsamkeit bis zur Rückkehr Rudolf Steinbachs aus Saigon stieg immer klarer und unabweisbarer die für sie grauenhafte Gewißheit, daß nur das Feuer ihrer Seele die dürftigen Funken des Lebens auf Cu-Lao-Rong zu Glanz und Freude entfachte, daß ohne sie der verwesende Hauch der Fäulnis, alles ertötend, sich ausbreiten mußte. Wie eine Kirche über Betenden standen diese Tage über Cu-Lao-Rong: Schwester Adeline hing darin, der gemarterte Erlöser, und die Leprosen knieten vor ihr in der inbrünstigen Selbstsucht armer Sterbender. Als Rudolf Steinbach zurückkehrte, erschrak er über das wilde Leuchten in Adelines Augen. Und in ihrem Zimmer fragte er sie angstvoll:

»Ist etwas geschehen, Adeline?«

Aber sie warf sich mit fessellosem Ungestüm an seine Brust, suchte lechzend seine Lippen und stöhnte immer wieder:

»Ich liebe dich, ich liebe dich!«

Und Rudolf Steinbach verlor im glühenden Gefühl ihrer Gegenwart alle Angst.

So brannten Schwester Adelines Tage und Nächte dahin in wechselnder Hingabe an den Geliebten und an die Leprosen. Ihre Nächte füllte sie mit einer grenzenlosen Beglückung voll Jubel und Not, denn jeder Kuß aus ihr schlug jauchzend und zugleich in Qual immer gewußter un-

Digitized by Google

abänderlicher Trennung. Und ihre Tage rauschten durch die Leprosen hin wie ein Sturm, der Brände trägt, denn durch ihre Spiele und Tänze, ihre Arbeit und lindernde Liebe flammten geopfert die Nächte ihres Glücks.

Rudolf Steinbach arbeitete im Verwaltungsgebäude. Er ließ sich auf Adelines Bitten nicht mehr bei den Leprosen sehen, um das Mißtrauen der Kranken nicht zu erregen. Pflanzen, Käfer und Schmetterlinge für seine Studien wurden ihm durch Wärter auf sein Zimmer gebracht. Trotz dieses Abseitsstehens von Adelines Arbeit fühlte er immer stärker die durch sie schlagende, ihrem Wesen fremde, sie selbst verzehrende zwiespältige Leidenschaft. In ihrem weichen, oftmals so hilflosen. immer wie aus einem allerletzten Urgrund sich hingebenden Hinsinken in die Kraft seiner Umarmungen, in ihrem heißen Vorsichhinstarren durch manche Stunde erstanden ihm selbst immer lebendiger die eigenen Kräfte. Dieses Gebenmüssen aus den tiefsten Schächten seines Wesens zu Ausgleich und liebender Hilfe entzündete alle verschütteten Feuer seines Inneren. Die Arbeit auf Cu-Lao-Rong füllte ihn nicht mehr aus, dieses Geduld heischende Dasitzen über Mikroskopen, dieses peinliche Ordnen und Bestimmen. Er nahm seine Manuskripte vor aus den Tagen seiner unsteten Wanderschaft unter Wilden und unbekannten Völkern. Er fühlte wieder den Wind der Steppen, sah die Phantastik exotischer Tänze und hörte die unergründliche Schwermut, den ungewollten Tiefsinn primitiver Lieder. Und aus der neuen Ahnung einer über Tod und Verwesung triumphierenden Lebenskraft, die ihm Cu-Lao-Rong und Schwester Adeline geschenkt hatten, formten sich ihm diese Erinnerungen zu immer leuchtenderen Anschauungen des in allem Dasein wirkenden Schöpferischen. Eine immer drängendere Sehnsucht rief ihn zurück in den Tanz der Erde, den er, ein Müder, Kraftloser, geflohen hatte, nun aber immer tiefer in seiner göttlichen Selbstverständlichkeit begriff. Und Schwester Adelines, der Geliebten, flackernde Not schürte diese Sehnsucht noch höher.

Er suchte eine Entscheidung zu erzwingen. Aber sie wich aus, verstört und wie in großer Furcht. Einmal hielt er sie fest:

»Wie lange sollen wir noch auf Cu-Lao-Rong bleiben?« Und als sie wieder mit Streicheln und angstvollen Küssen zu entschlüpfen suchte, faßte er inbrünstig ihre Hand.

»Du zerstörst dich selbst — und mich, Adeline.« Sie sah ihn mit großen entsetzten Blicken an, preßte verzweifelt die Hände an die Schläfen und flüsterte:

»Gott, auch dich?« Dann brach ein Strahl alter Kraft durch ihre Augen, sie stand entschlossen auf, nahm ihn bei der Hand und zog ihn schnell durch den Garten in die Männerstation zu den Leprosen.

Als die Kranken unvermittelt Rudolf Steinbach neben Schwester Adeline wiedersahen, verdunkelten sich ihre Blicke in den zerfetzten Gesichtern. Und Rudolf Steinbach fühlte eisig einen wilden Haß gegen sich aus ihnen hervorbrechen. Minutenlang standen sie sich stumm gegenüber.

Digitized by Google

Dann trat Emil von den andern gestossen vor Schwester Adeline und murmelte mit einem bösen Seitenblick auf Rudolf Steinbach: »Was will der hier noch?«

Schwester Adeline schwieg. Ihr Blick brannte in Rudolf Steinbachs Augen. Erschüttert sah er in den ganzen Abgrund ihres doppelgesichtigen Schicksals, und daß sie ihm die Entscheidung in die Hände gäbe.

Er schaute zu den Leprosen hinüber. Zusammengeballt standen sie da, ein von Geschwüren bedecktes Ungeheuer, das ihn aus unzähligen, halb schon verwesten Augen niederzwingen wollte, tückisch geduckt wie in der Bereitschaft eines in wahnsinniger Eifersucht gespannten Sprunges. Die ganze lebendige Kraft seiner Liebe, sehnsüchtig, durch alle Schönheiten der Erde mit der Geliebten zu wandeln, schrie in ihm auf, diesen grausam selbstsüchtigen Gefangenen des Todes jubelnd und sieghaft sein durch Blut und Gesundheit geheiligtes Recht an Schwester Adeline ins Antlitz zu schleudern. Und die blühende Gestalt der Geliebten, die in glühenden Nächten unter ihm gebebt hatte in der rasenden Sehnsucht zeugenden Lebens, schien sich mit ihm aufzubäumen gegen den gierigen Griff dieser Halberstorbenen. Mit dunkler Wildheit krallte sich sein Blick in Schwester Adelines Auge. Dieses aber hielt stand und gab nichts zurück. Nur eine scheue Angst bebte in seiner Tiefe. Sie hatte sich ganz aus sich gelöst und stand demütig unter seinem Schwerte. Da wuchs sie vor ihm auf, wie er ihr zuerst begegnet: ungebrochene Kraft, Atem der Insel, Fanal der Freude, Gefährtin und zugleich Besiegerin des Todes. Er hörte ihren ekstatischen Hymnus auf das große Fest der Mütter und unter sich in der Tiefe Cu-Lao-Rongs ihre schöpferischen Wurzeln rauschen. Und als er wieder den dunklen Knäuel der Leprosen sah, da fühlte er nicht mehr den Haß, sondern den großen urgründigen Durst aller Kreatur nach lebendigem Lichte und wußte, daß hier die ihr vom Schicksal gereichte Schale stände, die unerschöpflichen Ströme ihrer Kraft in sie zu ergießen, sollte sie nicht selbst eine Durstende werden.

Rudolf Steinbach legte die Hand auf Emils Schulter. Mit gesenktem Haupte und einer aus großem Schmerz aufsteigenden Stimme sagte er:

»Ich wollte Euch Eure große Mutter wiederbringen.«

Die Leprosen schwiegen. Dann aber kam einer nach dem andern und kniete dankend vor Rudolf Steinbach nieder.

Schwester Adeline und er gingen stumm zurück. In ihrem Zimmer brach Schwester Adeline schluchzend zusammen:

»Ich danke dir,« sagte sie. »Du hast mich größer gesehen, als ich bin. Meine Zukunft wird ihr Licht nur aus unseren Nächten nehmen.«

»Und meine Wanderschaft,« setzte Rudolf Steinbach hinzu, »wird aus Deinem Glanze leuchten.«

• • •

Digitized by Google

GEDICHTE

VON ARNO NADEL

DIE KETTE AUS ALTEM GOLD

Die Kette aus altem Gold, Geliebte,
Deinen verschleierten Blick
Im Winde der Liebe,
Die zarten Adern deiner schlanken Beine,
Deinen Rausch, deine Weisheit,
Mir nur offenbart,
Mir gegönnt und hingegeben, —

Was soll ich besingen,
Worüber selige Lieder dichten,
Was dem verlangenden Herzen erzählen,
Das im Worte dich genießen möchte?

Draußen rauscht die Welt so stürmisch dahin,
Hier aber an deiner geröteten Brust
Verschläft die Leidenschaft die Zeit
Und übertönt den Wassertropfen,
Der irgendwo die Augenblicke zählt.

Tropf... tropf...
Das ist die Liebe,
Die alle Menschen träumen,
Tropf... tropf...
Das ist die Liebe,
An der sie fröhlichen Herzens vergehen.

Brüder, Frauen, Jugend,
Lebt die Liebe, die treue!
Doch das ist eine Kunst,
So herrlich und so schwer, wie irgendeine.

Digitized by Google

Dein Kragen, Geliebte,
Umfängt mit zarter Krause
Deinen weißen Hals,
Den ich vor Glut mit feinem Blutstrich ritze, —
Du aber lallst: jetzt will ich ruhn,
Und drückst dich fest an meine Brust
Und sprichst wie Luft:
Nun haben wir wohl beide
Ein einziges Herz, —
Und ziehst die großen Ringe aus den Ohren,
Vor deiner Glut sie zu beschützen.

Die Kette aus altem Gold, Geliebte,
Deinen verschleierten Blick
Im Winde großer Liebe,
Die zarten Adern deiner schlanken Beine,
Deinen Rausch, deine Weisheit,
Mir nur offenbart,
Mir nur gegönnt und hingegeben, —

Was soll ich besingen,
Worüber selige Lieder dichten,
Was dem verlangenden Herzen erzählen,
Das dich im Wort genießen möchte.

* * *

VOR SCHMERZ UND SEHNSUCHT SINGT DER JUNGE VOGEL

Vor Schmerz und Sehnsucht singt der junge Vogel,
Ich, was soll ich singen,
In all der Erfüllung meiner Tage,
Was seufzen und lallen?

Digitized by Google

Immer, Glückslied meines Mundes,
Singst du die Geliebte.
Wie sie als Chinesin
Durch himmelblaue Farben wandelt,
Wie sie von Tanagra herkommt,
Rot und rosig,
Wie sie als Weib der trunkenen Liebe,
Groß und fromm,
Durch indische Gluten schreitet.

Schaut, ihr Sterne, ohne Augen
Auf mein ruheloses Bangen herab,
Mein Herz ist wonnevoll, ist allerorten.

So sprecht, ihr Seelen aller Gesänge,
Was soll ich singen und seufzen? —

Vor Schmerz und Sehnsucht singt der junge Vogel,
Ich, in all der Erfüllung meiner Erdentage,
Was soll ich singen, was erfinden?

• • •

WIE EIN GOLDENER GOTT STRECKT ICH MEINEN LEIB

Wie ein goldener Gott streckt ich meinen Leib
Nach allen Enden,
In den Fingerspitzen die Süßigkeit der Lust,
In den erstarrten Füßen
Das Heil der Welt verbergend.

Du aber, himmlisches Tier,
Trunk der Freude, Leben nach dem Tode,
Du schautest stumm nach meinen Augen
Und fandst die ganze Wahrheit drinnen.

Digitized by Google

Liebe! Liebe! Liebe!
Was wissen die Menschen von Liebe?
Du allein, Geliebte, bist die Liebe!
Du verzehrst, du leerst mich kühn,
In Tränengewalt,
Und ich sterbe den seligsten Tod zehntausendmal,
Fühlend, daß Gott die Schöpfung ist,
Das Weib der Geburten.

Redet von Alleinsein, kluge Gelehrte,
Mit erhabenem Gesicht
Eure Seele verkündend,

Ich rede von Glück,
Von Treue und von Liebe,
Von dir, lebendige Weltensonne,
Lebendiger Mond,
Von dir, du keuscheste Geliebte! —

Wie ein goldener Gott streckt ich meinen Leib
Nach allen Enden,
In den Fingerspitzen die Süßigkeit der Lust,
In den erstarrten Füßen
Das Heil der Welt verbergend.

Du aber, himmlisches Tier,
Trunk der Freude, Leben nach dem Tode,
Du schautest stumm nach meinen wilden Augen
Und fandst die ganze Wahrheit drinnen.

• • •

Digitized by Google

SCHAUTEN DIE WOLKEN DURCH DIE BÄUME HINDURCH?

Schauten die Wolken durch die Bäume hindurch?
Schauten die Himmel durch die Wolken hindurch?
Klopfte das Herz, hielt still der Atem
Genossener Seligkeit?
Süßes Mädchen, wirst weise wie ein Prophetenweib,
Und dennoch verlierst du deine Schönheit nicht,
Verlierst die Anmut nicht.
Immer wird dein Gang unsichtbarer,
Immer deine Augen beredter,
Was wollen sie verkünden?

Von anderen Welten reden sie,
Senden sie himmlische Wollust her.
Wolke und Himmel sind hoch und verschwiegen, —
Gehst du nun fort von mir?
Bis wann, bis morgen?

Ach, unsere Sehnsucht
Landet wohl nirgendwo,
Sie kommt vom Boden drunten, wo Götter leben,
Zieht das Herz und die Seele
Der Fragen und Wünsche entlang,
Und will zum Himmel empor,
Zum Wahnsinn allerenden.

Doch muß sie wieder zu uns herniedersteigen,
Liebe, breit und sinnlos, zu uns.
Weil wir für alle Ewigkeit sie zeugen müssen.

Ach, unsere Sehnsucht landet wohl nirgendwo.
Sie kommt vom Boden drunten, wo Götter leben,
Zieht das Herz und die Seele
Der Fragen und Wünsche entlang,
Und will zum Himmel empor,
Zum Wahnsinn allerenden.

Digitized by Google

Die ganze Last des Glückes muß ich tragen,
»O, wie stark dein Herz schlägt«.
Das ist die Lust des Leibes, alle Lust, —
Und keine Freuden gibt es,
Die meinen gleichen,
Um dich, um dich nur!

* * *

Einmal, einmal geschiehts,
Süß, ohne Schmerzen,
Da hast du ausgelebt den hellen Tag.
Tag: lieb und ungewöhnlich,
Und Jugend war, —
Und Frauen waren — Frauen.
Es drängt so süß, so voll das Herz
Und weiß nichts,
Es war und wird nun nicht mehr sein,
Es war — erhebe dich zum Danke
Und küsse lebend deinen Wundergott.

* * *

In dunkler Nacht.
Niemand denkt deiner, großer Schöpfer,
Ich aber denke dein in Dank und Demut.
Ach, was geschieht nicht überall,
Und wenn ich hier gering und eilig schaue,
So weiß ich doch von deiner Welt,
Vorüber aller Größe,
Von dir im andern Raum,
Mir eng und eng im Herzen eingeboren.

* * *

Digitized by Google

Fluß, wie Vergessen,
Was strömst du hin so fröhlich!
Du hüllst uns ein in Liebe, die zuvor war,
Als wir noch weilten,
Als wir noch wußten.
Fluß, wie Vergessen, Liebe, wie Vergessen,
Was strömst du hin so fröhlich.

* * *

IM DUNKEL

Sink ich in dich, Geliebte,
Tränk ich dich, Tochter, mit Liebe,
Find ich mich neu zu dir, o Mutter,
Und liege in dir begraben!

Süß Grab und Schlaf,
Süß Müdigkeit und Ruh,
Traumlos den Herzschlag eratmend,
Das Ach der Seligkeit.
Und um uns, Rhea, Geliebte,
Die Berge der Gluten!

Das, Mutter, nenne ich Wonne,
Das Wärme der Götter.
O, wie du küssest, Geliebte!

* * *

Digitized by Google

UMRISS EINER RELATIVITÄTSTHEORIE DER KULTUR

VON RUDOLF MENSE

EINST war ein Traum: Mit der wachsenden Aufklärung der Menschen, mit dem Durchbruch der absoluten Vernunft würden die Verschiedenheiten, Gegensätze und Kämpfe der Weltanschauungen mehr und mehr verschwinden. »Rasse, Nation, Stand, Weltanschauung, Religion, das sind Masken, sich angrinsend urfremd und urfeindlich, hinter diesen Fratzen aber blüht das eine, reine und klare Gesicht der Menschheit.«

Noch heute gibt es Träumer solchen Traumes. Und das ist das Seltsame, fast Tragikomische. Diese nur europäische, ja, nur westeuropäische Gestalt des Rationalisten widerlegt schon durch ihr Sein ihren Sinn. Denn die Relativität ihres soziologisch und historisch erklärbaren Standpunktes widerstreitet der Absolutheit ihrer theoretischen Behauptung. Die menschheitumspannende Weite ihrer Haltung ist nachweisbar die Schöpfung eines in seiner kategorialen Struktur aus ganz bestimmten, einmaligen, einseitigen Bedingungen geschichtlich gewordenen Geistes. Die Pole dieses denkbar weitgespannten Gegensatzes zwischen dem Gehalt einer Theorie und dem apriorischen Gefüge des Geistes des Theoretikers, welcher doch dieses Gebilde als ein Geschöpf seiner Prägung aus seinem Gehirne entlassen hat, sind im Typus des rationalistischen Systematikers aneinander gebunden, dieses grotesken Traumtänzers, der die Menschheit aus dem Schlummer der Vorbewußtheit zu der Einheit und Gleichheit ihrer bewußten Vernunft aufwecken will, ohne zu ahnen, daß seine Idee einer allgemeingültigen ratio das Gemächte arationaler, unbewußter Kräfte der Rasse, des Standes und des Glaubens ist.

Unverrückbar ist die Einsicht: jede historische Kulturgestalt ist die Schöpfung eines einmaligen, unersetzbaren und unvertretbaren, nach einmaligem individuellem Gesetz waltenden Geistes. Niemals und nirgend ward in einer Nation, einem Kulturkreise, einem Kulturzeitalter der absolute, allgemeingültige Geist gezeugt. Kulturwelten keimen auf, wachsen, blühen und welken. Weltkultur ist ein leerer Begriff.

Die Tatsächlichkeit selbst ist ihrem Wesen nach relativ. Faktizität konstituiert sich in und durch Relationen. Eine absolute Realität ist ein Widerspruch in sich selbst. Die Relativität der Kulturen ist ein apriorischer Satz.

Die Bedeutung dieser Erkenntnis ist weittragend. Steigen wir in ihre letzten Tiefen hinab und werten ihre Ergebnisse aus mit der Inbrunst unseres Gemütes, so kann sie uns durch die Wirrnis der Zeit zu lichteren Ufern tragen.

Wie jedes Erkennen und jedes Verkennen Wurzel und Gipfel einer schöpferischen oder unschöpferischen Haltung des Gemütes sind, wird hier deutlich. Der Gedanke eines in allen Menschen gleichen Geistes, stammend aus Angst, Neid und Verneinung, führt zur Verneinung. Durch Wegnahme der Besonderung, durch Zurückwandlung der Vielfalt in die Einfalt, durch Ausmerzung des Charakteristischen, soll der allgemeine Mensch, das in allen gemeinsame ver-

Digitized by Google

nünftige Grundwesen geschaffen werden. Ja, wenn Rasse, Stand, Umwelt, Weltanschauung, Nation, Haut und Schale wären, die den Fruchtkern verhüllen! Aber das Blutgeistgebilde Mensch stammt in seinem Kerne aus diesen lebenbildenden Kräften. Selbst das kantische Kategoriensystem und die kantische Ethik, scheinbar dem reinen Äther des zeitlosen Gedankens entsprossen, tragen die Züge ihres Schöpfers an sich, des europäischen im preußischen Deutschland verwurzelten Menschen der Zeit. Umso lebendiger die Gestalteinheit Mensch ist, umso weniger allgemeingültig ist ihr Menschentum, umso unverwechselbarer als Glied dieses Volkes, dieser Nation, dieses Kulturkreises, umso unvergleichlicher der Mensch als er selbst, als Sein von seinem Sein.

Doch dieses ist nun die erschütternde Paradoxie: Anstatt aus dem Gefühl dieser Urtatsache der Vielgestalt alles Lebendigen heraus, jede Eingestalt und Andersgestalt in Ehrfurcht und Liebe zu bejahen, mit einzustimmen in die Polyphonie der Blutgeistnatur, hält jedes Volk, jede Nation, Konfession und Religion von jeher das individuelle Gesetz ihres Seins für das allgemeingiltige Gesetz alles Seins, den eigenen Kontrapunkt für den absoluten. Der Rationalismus gibt die lebendige Kulturwelt preis für eine leere und scheinhafte Weltkultur. Der Individualismus bewahrt sein eigenes gestalthaftes Sein, faßt aber sein individuelles Bildungsgesetz, die Anschauungs-, Denk- und Fühlformen seines Geistes als die vorbildlichen, einzigwahren, allverpflichtenden und absoluten auf und entartet und erstarrt dadurch in Hochmut, Einsamkeit und Inselhaftigkeit oder entladet seine Kraft im Haß und in der Feindschaft.

Die Menschheit schwankt zwischen dem Hirngespinst einer gestaltlosen Weltkultur, geboren aus Schwäche und Verfall, und der Blutgeburt der Alleinherrschaft des subjektiven Geistes, dem Sproß des Gewaltrausches und der ewigen Verführung der Macht.

Immer wurde Gott, der Überschwengliche, jenseits aller Wirklichkeit Wesende, der Absolute, die Fülle des unendlichen Logos, Geschehen und Geschichte und dadurch entgottet. Immer wurde der Gottrunkene, der Ebenbildliche, vom Logos Erleuchtete, aus dem menschlichen Geschehen und aus der menschlichen Geschichte hinausgehoben und dadurch vergottet. So erlosch das himmlische Licht, so erkaltete das irdische am himmlischen entzündete Feuer.

Die Erkenntnis der Relativität der Kulturen würde in geradliniger Entfaltung ihres Sinnes aus diesem tragischen Dilemma herausführen und diesen Silberblick aus ihren Tiefen aufleuchten lassen:

Jede Rasse, jedes Volk, jede Nation, jede Kultur und jede Weltanschauung ist gleich unmittelbar zum Überwirklichen, zur Idealität, zum Logos. Nur durch die mitverantwortliche Gesamtarbeit der schöpferischen Kräfte, der unersetzbaren und unvertretbaren Einzelpersonen und Gesamtpersonen aller Weltzeiten und Welträume, kann sich in unendlicher Annäherung an das Absolute ein Gegenbild des Ewigen im Irdischen fortzeugend gestalten. Jedes Kultursubjekt ist berufen, das in seine Brust versenkte Geheimnis des Logos auszusprechen im lebendigen Wort, damit aus der großen Wechselrede der Völker und Zeitalter immer deutlicher die Stimme des Göttlichen ahndungsvoll vernehmbar werde, damit Chaos sich wandele zum Kosmos, der Kosmos immer klarer spiegele den Logos, damit die Weltgeschichte werde lebendiger Leib des nur wesenden Geistes.

Digitized by Google

ZWEI GEDICHTE

VON D. H. SARNETZKI

TAGEBUCHBLATT

Unter den Hieben der Sense sank des Sommers Frucht,
Garbengebündelt, bleicht sie auf herbstendem Feld.
Mohn flockt in blutendem Rot — goldtönende Lichter wellt
Der verklingende Tag an den dämmernden Horizont.
Wo bist du, den meine Seele verlangend sucht,
Der drüben die Feuerkugel der Sonne hält
In glühender Wolkenfalte — und dort den geisternden Mond,
Die Erde unter dem Blick, die still und atemlos
Und ahnend Weite trinkt — und Licht. — Wie bist du groß! —

Unser Weg, feldein, ist freudeseliger Einsamkeit
Verborgenes Paradies. In goldner Schwebe
Ruhn Raum und Zeit.
Und langsam, langsam ist's, als hebe
Sich dunkler färbend das todesbleiche
Gestirn der Nacht empor,
Als sänke die glühende, strahlen- und gnadenreiche
Sonne herab, gehüllt in purpurnen Flor —
Schatten ist plötzlich das Land, und die Ferne verdunkelt . . .

Aus der Ebene aber am Himmelsrande
Verwirrend funkelt
Und zittert es auf von tausend Lichtern
In einem geheimnisvollen Brande:
Tausend Augen zwinkern aus nachtverhängten [Gesichtern . .
Wie eine Urwelt geballt,
Bewacht von Dämonen,
Überwölbt der steinerne Wald
Heimstatt heimatloser Millionen . . .

Jenseits-Ferne der Welt, ich sauge dich ein!
Goldglanz des Tages, Schattenstille der Nacht,
Feld und Ähre und Mohn — zwei Menschen allein —
O du! Hab acht:
Durch ziehend nächtig Gewölk: sieh, unser Stern
Ist aufgegangen auf einsamer Fahrt im All . .
Wie über Bethlehems Flur, so nah und fern
Träuft er sein Licht herab, den ewigen Strahl,
Der wie ein reines Feuer im Tempel Gottes wacht . . .

* * *

Digitized by Google

MUTTER

Ich bin zu dir gekommen, Mutter, an deinen versunkenen Hügel,
Hundert Meilen ist mein Fuß zu dir geeilt.
Herbst ist hier oben. Waldlaub hat rostbraune Flügel
Und schwebt zur Erde. Lang habe ich fern geweilt.

Ich bin zu dir gekommen, Mutter, an deinen versunkenen Hügel,
Sturm schlägt um meine Füße, und Regenwogen
Umrollen mich. Am Boden gleiten meines Lebens Zügel —
Müde bin ich. Höre dein Kind, das lange die Welt durchzogen —.

Der Tag ist voll unabwendlicher Traurigkeiten —
Unterm wolkenüberflaggten Himmel steht dämmerndes Grau.
Wo sind sie, Mutter, die sonnenbeströmten Weiten,
Die heiligen Lebensräusche, des Frühlings und der Liebe Blau!

Schwer und kalt sinkt eine neblige Welt auf mich nieder —
Hohl klingt der Schritt wie die Scholle Sand, die vor Jahren bang
In die einsame Grube fiel. Was ängstet mein Herz, was lähmt meine Glieder —
Alles ist grämlich und grau, und klagender Klang.

Ich bin zu dir gekommen, Mutter, an deinen versunkenen Hügel, —
Altert das Herz, und brennen des Lebens Feuer schon langsam herab?
O Erde, o Welt! Licht will ich, sternaufwärts, Flamme und Flügel —
Oder ist's an der Zeit, wie das Herbstblatt zu taumeln, zu dir in dein Grab?

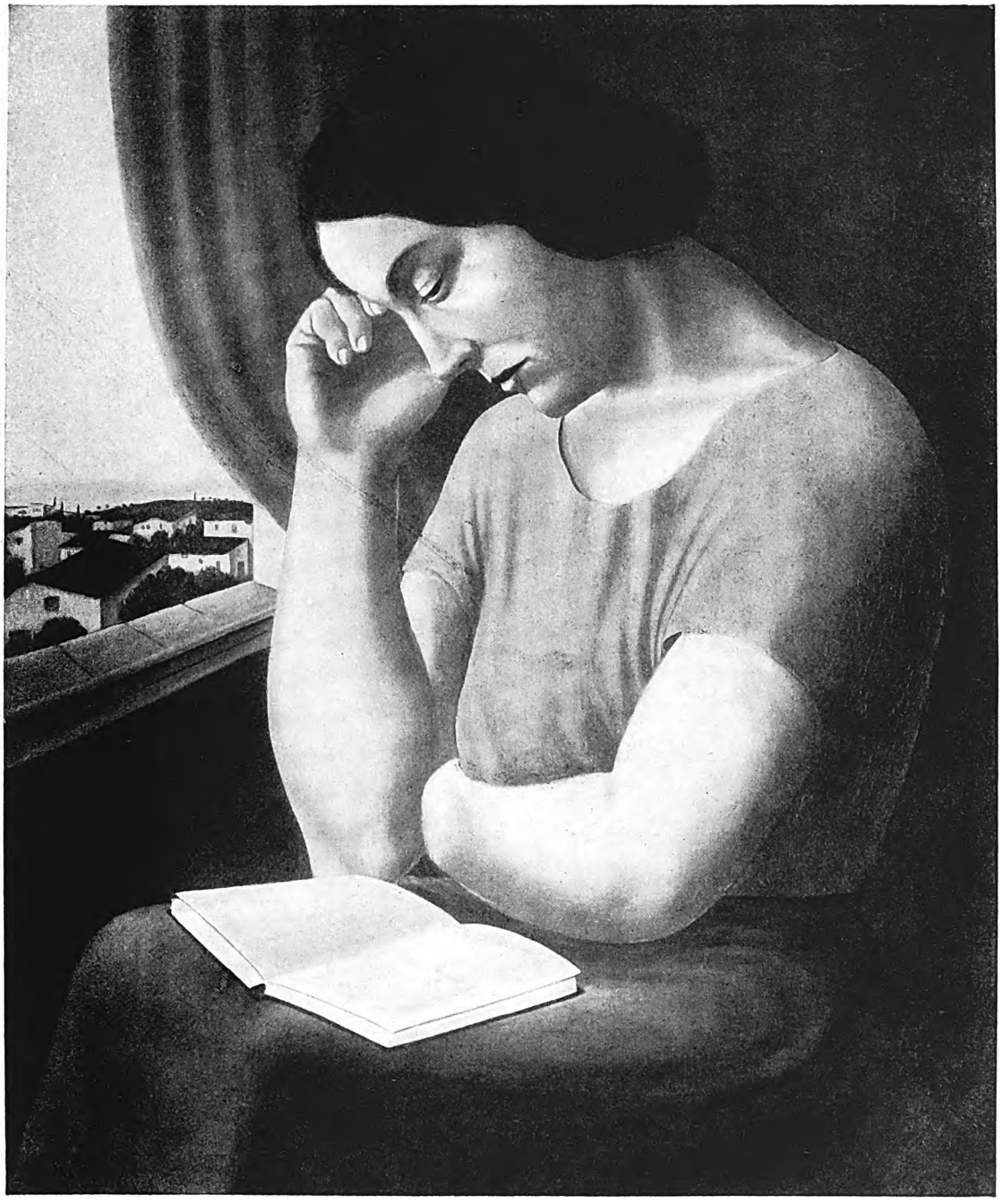
Ewig allein ist die Liebe. Wer rief es? Ist's Widerhall aus den Lüften?
Sprachen es modernde Kreuze? Schauernd faßt es mich an —
Lauter werden die Stimmen — sie drängen — braust es empor aus den Grüften?
Haben die Tiefen den schweigenden Mund aufgetan?

Ewig allein ist die Liebe. Aus deinem toten Herzen
Pocht noch der alte Schlag, und die Erde pulst und dröhnt —
Ich hör' ihn, ich hör' ihn! Saft steigt in die Adern — in Wonnen und kreißenden
Gebarst du mich neu. Die Ferne hebt sich. Der Sturm vertönt. [Schmerzen

• • •

Digitized by Google

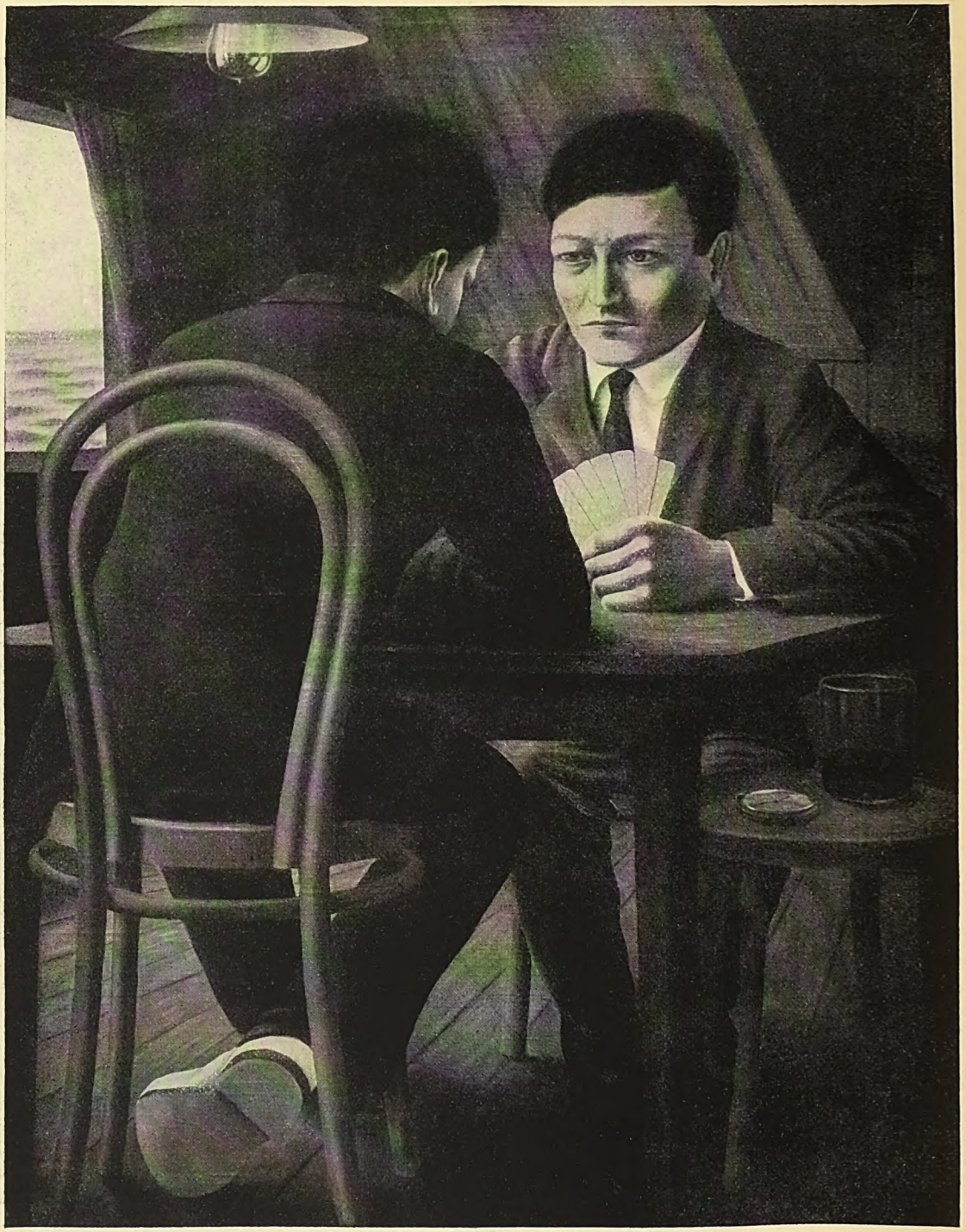
GEORG SCHRIMPF



Lesende (1923)

Digitized by Google

GEORG SCHRIMPF



Kartenspieler in Koje (1924)

Digitized by Google

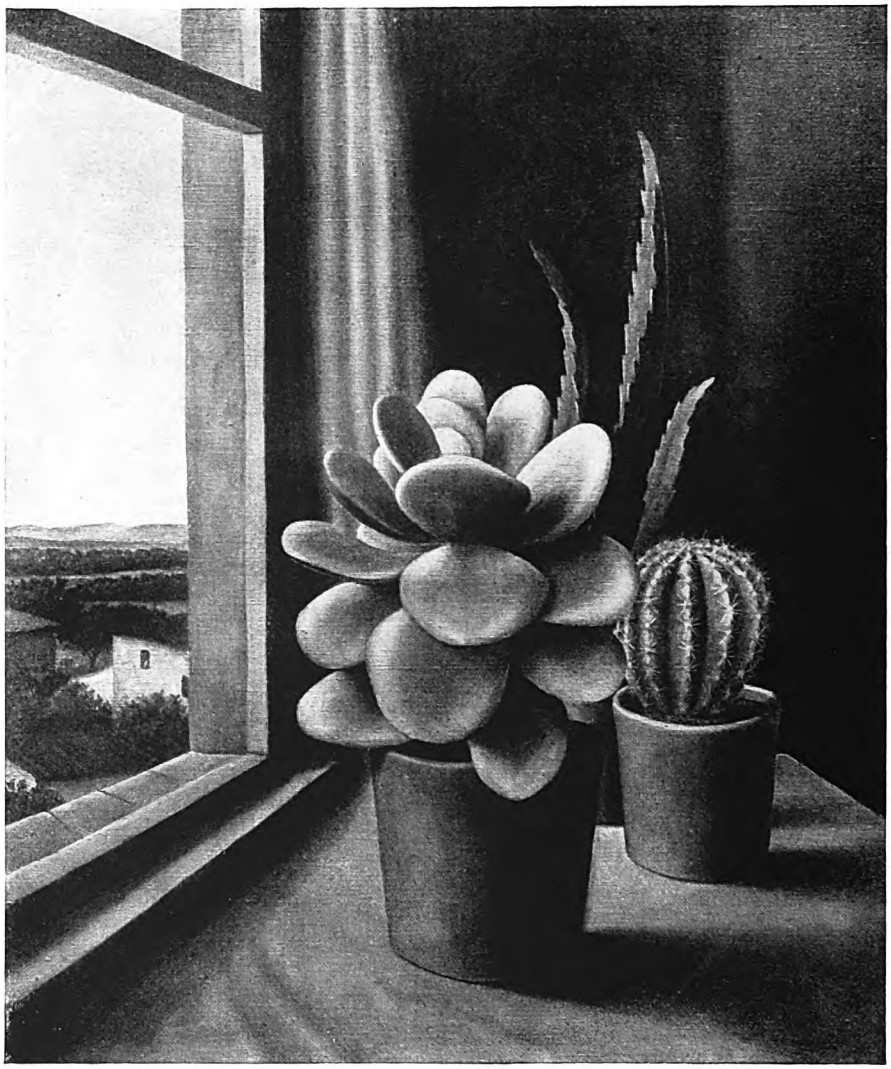
GEORG SCHRIMPF: *Italien (1924)*

GEORG SCHRIMPF

VON FRANZ ROH

AUCH auf deutschem Boden ist jene Reinigung und Festigung der Bildform eingetreten, wie sie für die Musik von Busoni gefordert, wenn auch kaum realisiert worden war, wie sie von Erik Satie, Strawinsky, der Pariser Gruppe der »Sechs«, in der Malerei von Picasso, den Valori Plastici, den jungen Skandinaviern und anderen verwirklicht wurde. Schrimpf ist ein unbewußter Führer auf deutschem Gebiet, da seine Abwendung von einer Art Kubismus, dem er zuvor anhing, schon etwa 1918 vollzogen war. Wir können nun aber überall, selbst in der neuesten Musik, eine mehr veristische und eine neuklassische Richtung unterscheiden, wobei Schrimpf zu letzterer zählt. Der soeben entbrennende Streit innerhalb neuester Kunst, welcher Linie die nächste Zukunft gehören werde, ob dem bissigen Lebensgefühle der Groß und Dix, oder dem gehalteneren der »Klassizisten«, wird bald entschieden sein. Das eigenartige Schauspiel europäischer Gegenwart ist nämlich, daß in den Gefilden der Kunst, trotz ungelöster Wirrnis soziologischer und politischer Art, ein neuer Optimismus aufblüht. Wir bewegen uns — für Vorwärtsblickende

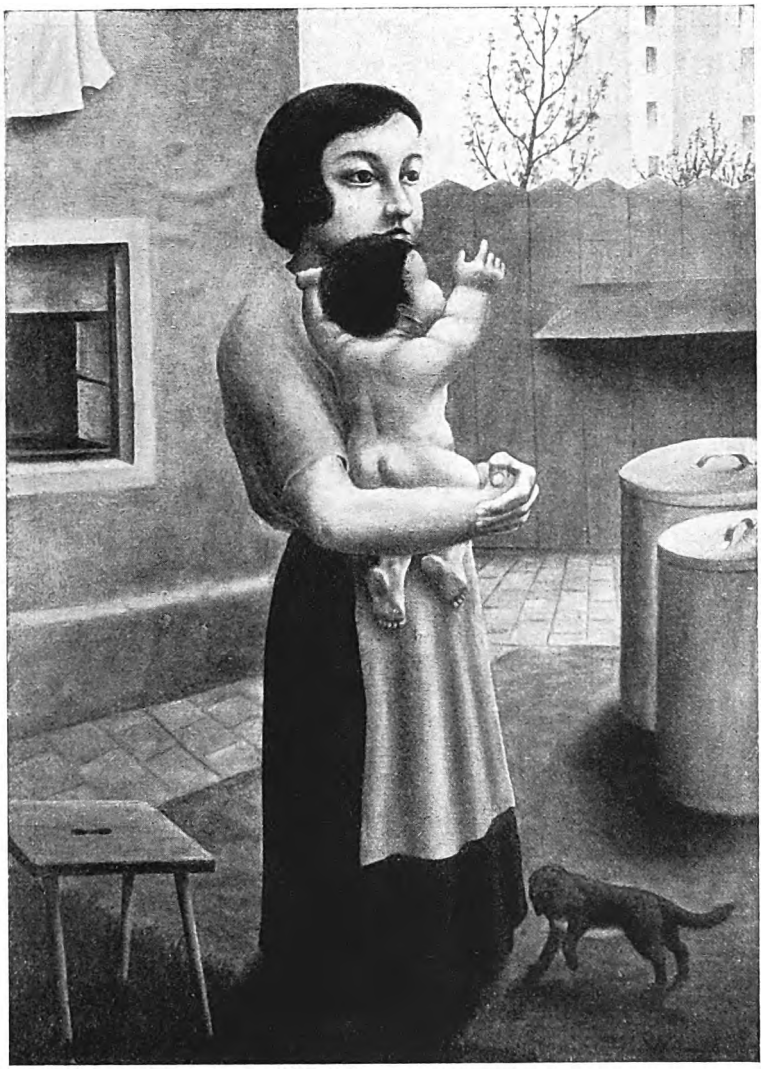
Digitized by Google



GEORG SCHRIMPF: *Stilleben (1923)*

wird das allmählich offenbar — von einer aufwühlenden, verzweifelnden Romantik in moll und von einem Untergangsgefühle ‹Spenglers Einstellung, soweit sie aktivistisch, hat viel von letzten Ausläufern der Décadence› hinüber zu einem magischen Rationalismus in dur. Je mehr sich eine tätige serenitas durchsetzt, desto mehr schwinden aber auch die Aussichten des »gesellschafts-kritischen Verismus« eines frühen Groß und Dix ‹die sich bereits selber wandeln›, wo immer noch grimmig enthüllt wurde, während wir im Grunde nun schon wissen, daß Geschwüre unter dem Kleide sitzen. Wahrhaft tätige Gesellschaftskritik oder -Pädagogik wird sich der Kunst wieder entziehen, um sich wieder auf ihr wirksameres Eigenfeld zu begeben. Dann ist die »menschlich ehrenwerte Haltung mancher Klassizisten« nicht nur zugelassen, sondern in den Vordergrund

Digitized by Google

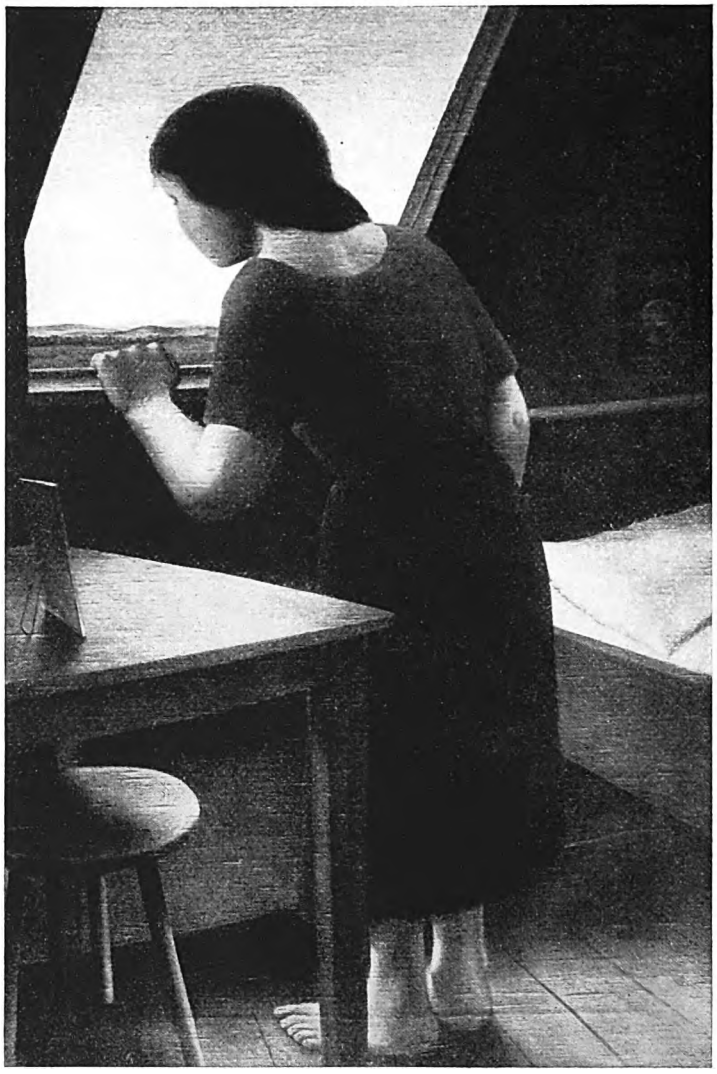


GEORG SCHRIMPF: *Geschwister (1923)*

gerückt. Der Begriff »bedeutend« wird sich entsprechend wandeln und nicht mehr derart einseitig den Ton ‹des Dämonischen des Dilthey-Nohlschen Typus III› mit sich führen.

Von hier aus sehe man die Bilder Schrimpfs. Man nehme nicht als Ermattung, was bewußte Abkehr des gutwilligen Menschen, Abkehr vom Pochen auf die furiose Enthüllergeste, was andrerseits Abkehr vom dämonischen Vulkanismus abstrakter Kuben bedeuten soll. Die Stetigkeit, das Durchhalten der Wirklichkeit und Form zugleich, das ausdauernde, restfreie Realisieren einer Vorstellung gilt hier als neuer Charakterwert. Enthüllen und zertrümmern kann jeder, sagen gleichsam diese Bilder, soliden Neubau errichten können wenige. Freilich wird entscheidend sein, daß alles Sinnvolle der abstrakteren Kunst erhalten bleibe. Die »Lesende« besitzt den ganzen Blockzwang »absoluter« Malerei, alle perspektivischen Freiheiten, alle Magie einer Fremdwelt.

Digitized by Google

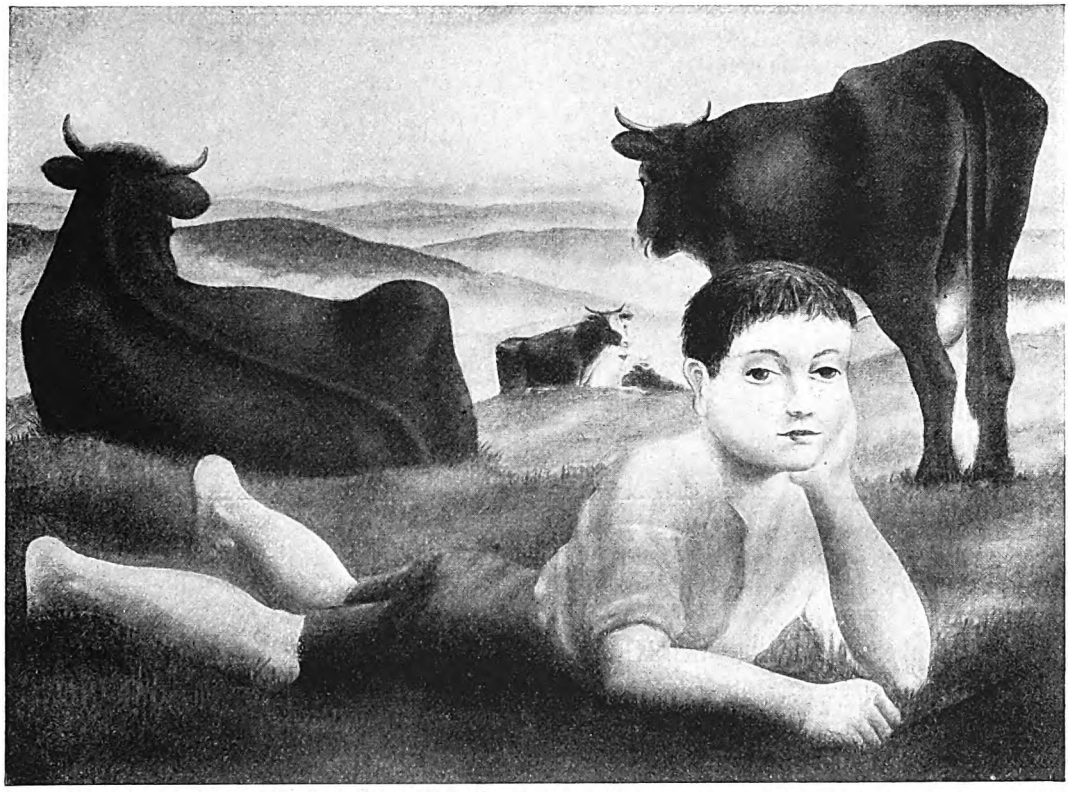


GEORG SCHRIMPF: *Morgen (1925)*

Denn das vertraute Lesen wird zu einem schweren, mütterlichen Schlaf des Seins, an den nichts führen soll. Im »Morgen« schneiden sich sodann die Blöcke eines festigenden Kubismus, der hier fortzuleben scheint: Der Mensch ist auch in seiner liebsten und vertrautesten Lage eingespannt in ein Fremdsystem ihm ewig »abstrakt« bleibender Gefüge.

In den Bau solchen Systems aber ist nun die ganze Andacht neuer Sicht hineingestuft. Welch sorgsam abfühlende Modellierung des Fleisches jener »Lesenden«. Welche bis ins kleinste der Schwellung durchgestaltete Körperlichkeit. Wie stark sind die Tastwerte in den beiden folgenden Bildern angespannt, wo Schrimpfs Verwandtschaft mit dem Verismus bloßliegt, wo alles wie zum Greifen durchgehärtet ist. Welche Gegensatzkraft zwischen dem blockhaft Großen und der

Digitized by Google



GEORG SCHRIMPF: *Kuhhirt (1923)*

Winzigkeit der Kleinwelt etwa des Grases, in der die Schwere eines Menschenleibes lastet. Oder bei den Rindern, die als Groß- und Kleinform zweimal hart beisammen stehen. Welch zarte, aber ungetilgte Spannung liegt auch zwischen nah und fern, wo der Expressionismus nur gedrängte Vordergrundmasse kannte. Angehaltenheit des Atems, feierliche Entzogenheit aus allem Flusse, wo man zuvor in rastloser Bewegtheit wütete. Eherne Scharfschnittigkeit des Denkens, wo man vorher in vagem Stammeln sprach. Reinheit des menschlichen Rufens, nachdem so unartikulierte Brunstschreie des Geistes laut geworden waren. Auch in der vertrieben aufgetragenen Farbigkeit haben wir neue Skala: kühlende Graustufen legen sich in satt gehaltene Lokalfarbflächen, während zuvor — viel zu berserkerhaft — mit Totalglut und Fortissimo gewerkelt worden war.

Natürlich wird es darauf ankommen, daß die neueste Malerei ihre Grenzen erkennt. Daß sie einen konstruktiven Unterton rettet, ohne den sie vom Photographenkasten besiegt werden wird. Daß sie ferner neben dem Register abgeplatteter Metallfarben fleischlichere Farblust hie und da auflodern lassen kann, worauf Schrimpf selber wird achten müssen. Daß diese Malerei in ihrer Zucht und Klarheit den Unterton menschlichen Ungewitters nachhallen läßt. Daß sie nach Zeiten

Digitized by Google

GEORG SCHRIMPF: *Esel mit Jungem (Aquarell 1925)*

jugendstarker Pubertät, wo alle guten Kräfte ungezügelt neu aufkeimten, nicht in die Fachakkuratesse beamteten Alters verfalle. Daß sie vielmehr ins Stadium jener vollkommenen Männlichkeit trete, welche zwischen beiden Gefahrzonen als Höhepunkt des Lebens liegt.

Der Grundton ist gesund, und Schrimpf bleibt eine Hoffnung deutscher Malerei.

Schrimpf wurde 1889 in München geboren, in beinah proletarischen Verhältnissen. Mit 13 Jahren ging das Verdienenmüssen an, das das Motiv dieses gedrückten Lebens blieb. Zunächst bei einem Bäcker, wo von früh 5 bis abends 10 Uhr gebacken, herbeigeschleppt und dann im Kellergewölbe geschlafen werden mußte. Die Wanderlust treibt S. nach Nürnberg, Westfalen, Düsseldorf, Brüssel, Ostende, immer als Bäcker oder Kellner. Dann wird er Koch in Leipzig. Nachtexistenzen schleppen ihn nach Berlin. Seine Wohnungen sind Bänke im Tiergarten. Danach avanciert er zum Bierpfleger in Wittenberge. Dann wandert er als Handwerksbursche über Dresden, Prag nach Wien. Arbeitslosigkeit treibt ihn in größtes Elend, so daß bald in Bahnunterführungen, bald in Armenhäusern gelebt wird, mit Polacken, Serben, Kroaten, seltsamen Weibern. Schließlich kann man ihn als Statisten am Theater brauchen. (Oft fällt er aus Schwäche auf der Straße hin.) Nach Flucht zu seiner Mutter, wochenlangem Gesundschlafen, wird er Ausgeher für eine kleine Weinhandlung im Allgäu, dann Koch und Kellner in München, wo ihn Sozialreformer in ihre Kreise ziehn, er Marx, Tolstoi, Krapotkin, Bakunin liest. Ein Sonderling schleppt ihn nach Lugano, wo er unter allerhand Sektierern nach Michelangelo zeichnet. Mit lastendem Rucksack durchwandert er ganz Italien, im Freien schlafend und kochend. 1913 ist er wieder in München und besucht acht Tage (!) eine Kunstschule. Dann muß er Aufwärter im Augsburger Café werden, um sich über Wasser halten zu können. Als grundsätzlicher Pazifist sucht er den Krieg zu meiden. Er wird Arbeiter in der Cyliax-Schokoladenfabrik in Berlin, wo er Zentnersäcke Zuckers zu schleppen und Ammoniakfässer auszukratzen hat. Danach Schreiber in einer Raiffeisenbank, dann Plakatmaler im Kaufhaus des Westens, inzwischen in die Kreise der Groß, Herzfelde und der Dadaisten aufgenommen und vom „Sturm" ausgestellt. Heirat mit Maria Uhden und deren früher Tod im Kindbett. Fluchtversuch aus Deutschland, Teilnahme an der Revolution, Gefängnis. In der Rätezeit 1919 irrtümlicherweise bald von der weißen, bald von der roten Garde in München verhaftet. Zweite Ehe mit einer Frau, die in Italien als Erzieherin verdienen muß. Diesmal durch ganz Italien mit Eisenbahn, immer nachts weiterfahrend, da kein Hotelgeld. Einzug in ein von einem Mäzen gebautes Haus in München. Wegen sofortigen Weiterverkaufes dieses Hauses wieder ins Freie gesetzt. Heute malt er (bei Weib und Kind in einer Dachwohnung Schwabings) Geschwüre auf Anschauungsmodelle für den Unterricht von Medizinern, nebenbei von seinen Bildern lebend, die gelegentlich in aller Herren Länder abwandern. 1924 schrieb Carrà ein kleines Buch über ihn, das in englischer und französischer Ausgabe erschien.

Digitized by Google

LUZIFER

EINE ALTNIEDERLÄNDISCHE DICHTUNG VON JOOST VAN DEM VONDEL FREI ÜBERTRAGEN VON JOACHIM VON DER GOLTZ

ERSTER AKT ‹AUSZUG›

Beelzebub ‹allein, auf der himmlischen Brücke, ruft›:
Mein Belial, Belial! — Er schwebt am steilen Bogen
Der Himmelsburg, so still, als würd' hinabgezogen
Und hochgehalten von den gleichen Kräften er.
Komm, kehr zurück! Siehst du den Boten? Luzifer
Will hör'n von Adam. Ist die Bahn so lang zur Erde,
Ist Schlaf im Himmelsraum? Sprich, eh' ich zornig werde.

Belial ‹tritt auf›: Da bin ich, Herr.

Beelzebub: Sahst Du Apollion?

Belial: Er naht,
Herr Beelzebub. Er schraubt sich eben pfeilgerad
Von Kreis zu Kreis empor. Den Wind er kühn umschweift,
Und wo sein Fittich hier im Saus die Wolke streift
Und jene spaltet, läßt er eine Flammenspur,
'Nen Schwanz, der Gluten spritzt.
Schon riecht er unsre Flur,
Die reinern Lüfte und den schönern Sonnenball,
Wo's Licht sich selber schaut im bläulichen Kristall.
Die Himmelskörper sehen's, halten staunend an,
Und schau'n ihm nach und freu'n sich ob der seltnen Bahn,
Der sel'gen Wirbel, die er fährt, der Lichtgesell.
Kein Engel fliegt so schön, kein Stern verschießt so schnell.
Ein fliegend Feuer schien's.
Da kommt er angestiegen
Mit einem goldnen Zweig.

Beelzebub: Was bringt Apollion?

Apollion ‹tritt auf›: Die Früchte, Herr, gereift an einer andern Sonn'
Des Weltenraumes, wo sich andere Lüfte wiegen,
Im Erdreich! Urteilt von den Früchten auf das Land
Und auf den Garten, den jüngst Gottes Geist erfand
Und schuf zur Lust des Menschen.

Digitized by Google

Beelzebub: Blätter sind's von Gold,
Mit Perlen, reinstem Silbertau, wie zart berollt.
Wie duftet dieses Laub.
Wahrlich dies pflücken dürfen,
Und länger hier wollt' ich nicht Himmelsmanna schlürfen.
Apollion: Nicht wahr, Herr Beelzebub, scheint auch der Himmel hoch,
Wir liegen doch gar tief. Was dort mein Blick umflog
An Menschenwonn' und -lust, sucht man vergebens hier.
Beelzebub: Laß hören, was du sahst, wir lauschen mit Begier.
Apollion: Wie ich hinabstieg, Herr, und durch neun Bogen sank,
Die schneller um die Achs' sich drehn als der Gedank'
In unserm Leib umkreist wird von dem Rad der Sinne,
Und wie ich endlich, abgeglitten, auf der Spinne
Gespreizten Fittichs hing — tief schwebend unter Mond
Und Wolken, — das verschweig ich, seid ihr's doch gewohnt,
Raum zu verschlingen. Hört, wie ich, vom Flug gekühlt,
Im Ost den Erdball kreisen sah, ringsum bespült
Vom Ozean, drin sich manch Ungetüme wälzen.
Dort ragte schimmernd aus des Nebels mähl'gem Schmelzen
Ein Hochgebirg hervor. Schräg sprang ich auf die Spitze
Des Bergs, und dort, zu Rast gesammelt auf dem Sitze,
War mir's in Ruh' gegönnt, ringsum die selgen Au'n
Der neuen Welt in ihrer Wonnigkeit anzuschaun.
Beelzebub: Schildre recht schön jetzt, wie der Garten ist gestaltet.
Apollion: Rund ist er wie die Welt. Aus seiner Mitt' entfaltet
Der Berg sich. Aus dem Schoß des Bergs der Bronn entsteigt,
Der, viergeteilt, das Land mit holdem Naß durchweicht.
Beelzebub: Beschreibe uns die Luft, die jenes Wesen saugt.
Apollion: Kein Engel unter uns so süßen Odem haucht,
Dem frischen Geist gleich, der dem Menschen dort begegnet,
Sein Angesicht erquickt und alles strählt und segnet!
Da schwillt der Aue Wang' von duft'gem Staub und Chlor,
Da knospet, sprießt und blüht ein tausendfält'ger Flor.
Des Nachts labt kühler Tau. Es steigt und geht zu Tale
Die Sonne zart bewußt, und mit besonderm Strahle

Digitized by Google

Trifft Sie die Pflanzen je nach Art, darum gedeiht
Auch Frucht und Grünes dort zu jeder Jahreszeit.

Beelzebub: Sprich jetzt vom Menschen, den du sahst. Sag' an, wir lauschen.

Apollion: Wer möcht' ums Menschtum nicht sein Engelstum vertauschen,
Da dieses Neugeschöpf, der Welten schönste Zier,
Im All gebietet, selbst dem anderen Getier.
Ach, wüßtet ihr, welch Lob dem Menschen zugesungen,
Wie er umjubelt wird im Zauberwald voll Zungen,
Indes der Wind im Laub, der Bach im Grase spielt
Und alles rauscht Musik, die grad ins Herze zielt.
Wär nicht Apollion von Treue ganz besessen,
Er hätte 's Himmelreich um Adams Reich vergessen.

Beelzebub: Wie fandst Du sie, das Paar? Beschreib es unverzagt.

Apollion: Mir hat noch kein Geschöpf von Ansehn so behagt
Als diese zwei. Wie konnt' ein Gott, bei allen Mächten,
Aus Kot dies Wunderwerk von Leib und Seele flechten:
Ein Doppelengel ist's. Des Leibes zierer Bau
Zeugt von des Schöpfers Kunst, doch wohnt sein Glanz genau
Nur in dem Anlitz. Denkt, ich seh nach schönsten Maßen
Der Seele Bildnis ihm ins Angesicht geblasen.
Was irgend lieblich ist, man hier beisammen find't,
Der Gottheit Glanz hier durch des Menschen Auge rinnt.
Auch läßt er fröhlich aus und ein die Seele schwirren,
Die redliche. Indes die Tiere sprachlos irren
Und auf die Pfoten schaun, hebt von den Wesen er
Allein das Haupt zu Gott und preist des Schöpfers Ehr.

Beelzebub: Er preist ihn nicht umsonst für soviel reiche Gaben.

Apollion: Er waltet wie ein Gott, dem wir zu dienen haben.

Beelzebub: So wird die weite Welt mit Menschen sich besä'n?

Apollion: Ein wenig Samen läßt unzählige entsteh'n.
Und hierzu wird dem Mann die Männin angetraut.

Beelzebub: Sahst Du die Rippe sein, die liebe Herzensbraut?

Apollion: Ich deckte Angesicht und Stirne mit den Flügeln,
Um die Gedanken und das Lustgefühl zu zügeln,

Digitized by Google

Sobald ich sah, wie Adam drunten an der Hand
Sie führte durch das Grün. Sooft er stille stand
Und sie beschaute, ließ der Blicke sanftes Sprühn
In seiner mildigen Brust ein heilig Feu'r erglühn.
Dann küßte er die Braut und sie den Bräutigam.
Dann ging der Brautlauf an, und wie sie's überkam
Und Lieb entbrannte — ach, mir fehlen Wort und Farben,
Zu selig war das Bild. Wir Engel schmählich darben.
Wie arm ist Einheit. Ach, wir kennen kein Gespann
Von zweierlei Geschlecht, nicht Jungfrau und nicht Mann.
Wie hat man uns verkürzt.

Beelzebub. So werden sie beginnen,
sich zu vermehr'n?

Apollion: Gewiß. Ihr Leben ist ja Minnen
Und Wiederminnen. Denkt euch diesen Liebesherd
unendlichmal gelöscht und niemals ausgezehrt.

Beelzebub: Wirst Du mir jetzt die Braut so recht lebendig malen?

Apollion: Ja, wär' mein Wort Musik, mein Pinsel Sonnenstrahlen.
Die beiden, Mann und Frau, sind, bis auf ihr Geschlecht
Vollkommen ebenschön. Doch dünkt sich wohl mit Recht
Er, Adam, durch Vernunft und Majestät im Wesen
Zum Herrn des Weibes und der Erde auserlesen.
Doch all, was Eva hat, ist nach des Mannes Geheisch:
Der Glieder Weichheit und die Haut, das zartre Fleisch,
Und Duft und holdre Farb', der Blicke sanfte Gluten,
Der minnigliche Mund, der Rede süßes Fluten,
Und gar von Elfenbein zwei Bronnen zart geschwellt,
Und — was ich hier verschweig', eh's eure Tugend fällt!
Die schönsten Engel, ach, die wir im Himmel sichten,
Sind Schatten vor der Magd, der süßen, morgenlichten.

Beelzebub: Mich dünkt, ihr brennt vor Lieb zum jungfräulichen Tier.

Apollion: Es war so angenehm die Glut. Schlagfeder hier
Hat's mir versengt. Und kaum vermocht ich zu entweichen.
Doch um die Engelsburg bei Kräften zu erreichen,

Digitized by Google

Schied ich bekümmert, ach, und sah wohl dreimal um.
Kein Seraph leuchtet jetzt im Himmelsheiligtum
Gleich ihr im hang'nden Haar, im goldnen Lockensale,
Die schön befeuchtet ihr vom Haupte niederstrahlen
Und um die Hüften wall'n. Sie kommt wie aus dem Licht
Hervor, den hellen Tag erquickt ihr Angesicht.
Mag Perl' und Perlmutt' uns zu klarstem Lob gereichen,
Vor ihrer Klarheit muß Perl' und Perlmutt' erbleichen.

Beelzebub: Was frommt's dem Menschen, da die Herrlichkeit vergeht
und wie die Blume welkt, die auf dem Felde steht?

Apollion: Solang der Garten nicht erlahmt, sein Obst zu geben,
Wird das beglückte Paar von goldnen Äpfeln leben,
Die mittendrin gedeih'n. Ihr Stoff ist unzerläßlich,
Er macht des Menschen Leib ewig und unverweslich,
So wird den Engeln er, den hehren Brüdern gleich.
Ja, mächtiger um eins: er kann von selbst sein Reich
Vermehren. Darum lohnt es nicht sich anzustrengen,
Kein Engel hat ja Macht, sein Wesen auszusprengen
Unzählig tausendmal und abertausendmal.
Was daraus werden soll, das überlegt euch mal.

Beelzebub: Der Mensch dünkt mich imstand', uns übern Kopf zu wachsen.

Apollion: Noch dreht sich sein Gebiet erst um die klein'ren Achsen
wie Mond und Erdball. Noch ist seine Macht beschränkt.
Wie, wenn er höher strebt. —

Beelzebub: Posaunen! laßt uns hören.

Belial: Erzengel Michael, gefolgt von Engelchören
naht vom erhabnen Thron.

Beelzebub: Uns lüstet nach der Kunde.

Gabriel: ⟨steigt die Himmelstreppe herab, Engel bilden einen Halbkreis.⟩
Horcht auf, ihr Engel, horcht, ihr Geister in der Runde:
Der allerhöchste Gott, aus dessen Busen fließt,
Was gut, was heilig, der sich immerfort ergießt
Und nie verarmt, den kein Gedank' vermag zu fassen,
Gott schuf sich selber gleich und gleich den Engelsrassen,

Digitized by Google

Den Menschen, auf daß er, geschmückt mit unsrer Zier,
Der wonnigen Welten unbegriffnes Reich regier'
Und steig' von Stuf' zu Stuf', bis er gelangt zu muten
Des sel'gen Lichtes Glanz und ungeformte Fluten.
Scheint auch umwandelbar gefügt der Geisterstaat,
Doch ist's bestimmt und lag von je in Gottes Rat,
Das Menschtum zu erhöh'n selbst über Engelsehren
Und ihm allein vom Licht, das Gott ist, zu gewähren.
's ist nothaft, 's ist Gesetz und ewiger Beschluß.

Engel: Zu tun, was Gott befiehlt, uns Engeln schafft's Genuß.

Gabriel: Drum, treue Geister, auf, gehorchet Luzifern,
Dem Knechte Gottes, eilt den Menschen zu verehr'n
Und ihn zu schirmen. Sorgt, daß stets vor Gott entbrenne
Die Schale süßen Rauchs, und daß die Gottheit kenne
Des Menschen Wunschgebot und lieblich frohes Wall'n.
Laßt seine Jauchzer durch die Himmelsburgen schall'n.
Ihr, drehet Welten, treibt die rund' und stern'gen Bälle,
Und spannt den Himmel aus, und haut und stampft die Schwelle
Der Wolken, auf daß Berg und Tal gesegnet sei
Mit Regengüssen, süß wie Honig und Salbei,
Und schöner Sonne!
Wer durch Feur' und Wasser rennt,
der mäßige zu sich ein jedes Element
nach Adams Wunsch — er schlag' den Blitz in Banden,
Er kämm' den Sturm und brech am Fels der Woge Branden.
Räumt aus des Menschen Pfad, was schädlich ist und quält,
Die Gottheit hat sein Haar bis auf ein Haar gezählt.
Tragt ihn auf Händen, sorgt, daß er den Fuß nicht schändet,
Und wen ein Himmelsfürst hinab zu Adam sendet,
Dem Herrn der Erde, der verricht' es ohne Groll.
Merkt das Gebot, daran ich euch verdingen soll. ⟨ab⟩

Chor der Engel ⟨Sang⟩: Wer ist es, der so hoch gesessen,
So tief im grundlos tiefen Licht,
Von Zeit noch nach Ewigkeit gemessen
Nach Kreisen, sonder Gleichgewicht

Digitized by Google

Bei sich besteht, der keine Trage
Von außen leiht, sich selber trägt
Und in sich selbst die rechte Lage
Für jedes Ding, der unverschrägt
und Wankens unbewußt, sich schweben,
Sich treiben läßt um seinen Kern,
Der Sonnen Sonn', der Geist, das Leben,
Das Ziel von allem, was ihr gern
Beweist, doch selber nie bewiesen,
Der Ursprung, Bronn und Ozean,
Das Herz der Stoffe, die da fließen
Aus Ihm und durch Ihn Seel' empfahn',
Durch seine Gnad' und Allvermögen
Und Weisheit, die uns Engel schuf
Aus Nichts, eh' dieses Palast's Bögen
Erstrahlten von des Lichtes Huf,
Da wir uns nun mit Flügeln decken
Vor allen Glanzes Majestät
Und Jubel über Jubel wecken
Am Himmelsraum, in Ehrfurcht stät,
Bis wir berauscht aufs Antlitz fallen —
Wer ist es? Nennt, beschreibt uns Ihn,
— Da Worte und Begriffe fliehn —
O tut's mit eines Seraphs Lallen!
(Gegensang) 's ist Gott! Unendlich ewig Wesen
In allem, was da west: vergib,
O Du, niemals genug erlesen,
Genug geliebt von keiner Lieb',
Du, nicht mit Worten zu erreichen,
O Du, schilt nicht, weil dem so ist,
Daß niemands Zung', kein Bild, kein Zeichen
Dich schildern kann. Du warst, Du bist,
Du bleibst derselbe. Engelszungen,
Voll Weisheit, wenn sie Dich besing'n,
Sind's Makel, sind's Entheiligungen,

Digitized by Google

Denn Namen gibt's zu allen Ding'n,
Nur Du bist namenlos. Wer wagt es?
Dich zu benennen? Wer kann seh'n
In Dein Gemüt? Wer rühmt, wer klagt es?
Du bist allein in Deinem Wehn,
Nur Dir bekannt. Dich zu ersinnen,
Dich zu begreifen, als Du warst
Des ew'gen Glanzes Urbeginnen —
Wer lebt, dem Du es offenbarst?
Wem ist des Glanzes Glanz erschienen?
Das anzuschaun wär' größer Heil,
Als wir an Deiner Huld verdienen,
Das überschreitet, ach, die Meil'
Von unsrer Macht, da wir veralten
In unsrer Dau'r, Du nimmermehr.
Dein Wesen muß uns ganz erhalten —
O lobet Gott, o singt Ihm Ehr'.
⟨zusammen⟩ Heilig, Heilig, nochmals heilig
Dreimal heilig, Ehr' sei Gott.
Nur bei Gott ist's ebenweilig,
Heilig ist Sein höchst Gebot.
Seine Macht läßt sich nicht lehren,
Nicht nach Rechten fragt sein Recht.
Laßt uns Gott in Adam ehren:
All was Gott behagt, ist recht. ⟨ab⟩

Luzifer ⟨auf einem von Engeln geschleppten Wagen stehend⟩:

Ihr schnellen Geister, steht nun still mit unserm Wagen,
Ihr habt nun hoch genug den Morgenstern getragen,
Ihn weit genug geführt. 's ist Zeit für Luzifern,
Zu ducken vor der Bahn von jenem Doppelstern,
Der aus der Tiefe steigt und sucht den Weg nach drüben,
Mit seinem irdschen Glanz den Himmelsplan zu trüben.
Stickt keine Kronen mehr in Luzifers Gewand,
Nicht seine Stirn vergoldet mit dem Strahlenband

Digitized by Google

Und Schein des Frühlichts, dem sich selbst Erzengel neigen.
Ein' andre Klarheit naht und will zu Gott aufsteigen,
Die leuchtet uns zu Tod. Der Mensch ist Gottes Freund,
Wir seine Sklaven. Geht und dienet ihm, umzäunt
Sein Haupt mit meinem Glanz. ⟨Er steigt vom Wagen⟩

FÜNFTER AKT

⟨Szene: Die himmlische Brücke⟩

Rafael: ⟨kniend⟩ Die Schlacht ist aus, vom Dunst der Leidenschaft gereinigt,
Er blinkt der Himmel, alles jauchzt, und keinen peinigt
Die Sorg' um einen Freund als mich.
Uriel: ⟨tritt auf⟩ Wie, Rafael,
Du betest hier, derweil aus jeder Engelskehl'
Man hört den wonnigen Gesang des Siegs erschallen?
Rafael ⟨steht auf⟩ Du warst dabei, erzähl'. Ist Luzifer gefallen?
Uriel: Ich glüh' vor Sprechlust.
Rafael: Sprich, wie waren aufgestellt
die Heere? Komm, erzähl'.
Uriel: Dreikantig war das Feld
Des Michael, ein schlanker Keil, und aus drei Punkten
Die Flammen unsres Muts hervor ins Luftmeer funkten.
Es schoß, durch Gottes Macht zu einem Strahl vereint,
Des Dreiecks Licht gleich einer Lanze auf den Feind.
Der kam aus roten Wolken rasch herangezogen,
Ein wimmelnd Heer, in der Gestalt des Monds gebogen,
Als wölbige Sichel. Aus den Enden aber schwoll
Ein Paar von Hörnern, dem ein gift'ger Dunst entquoll
Und uns mit grünem Gischt und Schwaden rings umstrickte.
Rafael: Wo weilte Luzifer?
Uriel: Ich sah das perlgestickte
Damastne Banner in des Heeres Mitte wehn,
Dort, wo des krummen Mondes unsichtbare Sehn'
Dem Pfeil gehorcht, dort, rückwärts noch von beiden Flügeln
Hielt er, bemüht der Seinen Ungestüm zu zügeln.
Rafael: Und Michael?
Uriel:: Wir standen vorn, im schlanksten Keil.

Digitized by Google

Rafael: Wie kam's zum Nahkampf?
Uriel: Nicht so bald. Geraume Weil'
Hielt lautlos Heer bei Heer und schoß allein mit Augen.
Da schien ein jeder sich mit Lichten vollzusaugen.
Der Anblick all der Engel, herrlich aufgebaut,
Der schönen Leiber, nie so insgesamt erschaut,
Im Glanz von rot und grünen Edelsteingeschmeiden
Verwirrte manchen. Und auch jene mochten leiden
Durch unsern Anblick. Stille war's. Gleich Blitzen rann
Das Feuer sich Erkennender von Mann zu Mann.
Die beiden Heere, kaum getrennt durch Wurfspeerlänge,
Beschauten sich gerührt.
Rafael: Erschollen nicht Gesänge?
Uriel: Fern aus der Höhe kam gebebt ein Klagelaut.
Rafael: Und Luzifer fiel nicht aufs Knie?
Uriel: Ich sah betaut
Mit Tränen manches Engels Wang' im vordern Gliede,
Und manches Aug' erschimmert' unterm feuchten Lide
Mit siebenfarb'gem Glanz. Doch wie zu Stein erstarrt
Schien beiderseits verträumt des Feindes Gegenwart.
Schon griff der Feldherr, bangend um des Heeres Treue,
Nach Lanz und Schwert — da senkte aus des Himmels Bläue
Vor uns ein bleiernes Gewölk sich rasch herab,
Das schied die Heere.
Rafael: Selbst von seinem Hochsitz gab
Das Zeichen er, das Herz der Lieb', zum blut'gen Streiten?
Uriel: Der Wolke schwang'rer Schoß entlud nach beiden Seiten
Ein prasselnd Feuerwerk von glüh'ndem Hagel, Schlag
Auf Schlag. Ein Wind kam auf, der einen schwarzen Hag
Von schwefligem Gewölk rings um uns auferbaute,
Und nirgends mehr ein Fleckchen Himmels tröstend blaute.
Auch aus der Tiefe von der Erd' herauf kam Nacht.
Da — einsam plötzlich, eingekesselt, rings umkracht
Von Donnern unsichtbar, ohn' Hoffnung auf Entrinnen. —
Schien Mordlust jäh die zagen Scharen durchzurinnen.

Digitized by Google

Laut jauchzend, hoch den Wurfblitz wirbelnd ums Gelenk,
Der holdesten Schönheit ihres Leibs nicht mehr gedenk,
Stieß Heer auf Heer. Der Engel Bruderschlacht begann.

Rafael: O Luzifer!

Uriel: Der zog dreimal mit Macht heran,
Und dreimal prallten die geschlossnen Reihn zusammen.
Doch Mond und Dreieck rasch im Handgemeng verschwammen.
Man sieht nur wogen hin und her im fahlen Raum
Den gliederlosen Rumpf des Kampfs. Der ros'ge Schaum
Der Engelsleiber klafft, von Blitzen grell zerschnitten,
Nichts, was noch trennbar ist, bleibt ganz und ungelitten.
Die Hellebarde sucht sich Widerstand. Es schwirrt
Die Luft von Flechten goldnen Haupthaars, angeklirrt
Von Perlen, die der Schnur entrollten, sah man schweben
Hier Flügel halb geknickt, dort die gewundenen Reben
Verkohl'nder Pfeile —.

Rafael: Trafen sich die Feldherrn, sag'?

Uriel: Es hatte Michael aus dem Zusammenschlag
Der Heeresflügel und des Handgemenges Wogen
Zum drittenmal den lichten Keil hervorgezogen,
Doch unversehrt stand drüben auch der krumme Mond
Zum frischen Sturm bereit. Es späht, den Sorg' umwohnt,
Des Feldherrn Blick in jene blei'nen Wolken droben.
Und sieh, durch einen Trichter, plötzlich aufgeschroben,
Mit einem Wehlaut fährt ein Sternlein jäh herab,
Es sprüht noch einmal und versinkt ins Wolkengrab.
O seht, ruft Michael, vom reinen Himmelsvasen
Den Stern, aus seiner Bahn verirrt, ins Leere rasen.
Vielleicht wankt alles droben schon und weiß nicht mehr
Nach Ost, nach West wohin.
Auf, wackres Heer,
Erhebt euch, Gott mit uns! Vernichtet Einklangsstörer!
Da sprang mit Macht empor, und über die Empörer
Empor das heil'ge Heer mit einem Flügelschlag

Digitized by Google

So stark, daß rings die Haut der weichen Lüfte brach
Und donnernd auseinanderbarst.

Rafael: O Luzifer,
Jetzt wo dein Feind, dem Adler gleich, von oben her
Dich anfällt, Ärmster, jetzt ergib Dich, noch ist's Zeit.

Uriel: Wir sahn den Frevler, stolz im diamantnen Kleid,
Von seiner grünen Gard' umringt, im Drachenwagen
Durch das erschrockne Heer von Glied zu Gliede jagen,
Und eh' noch Michael, im Wahn, daß jene fliehn,
Den Keil zum Stoß in das Gewimmel senkte — schien,
Durch Luzifers gewalt'ges Wort herumgebogen,
Der Mond sich umzudrehn und kam herangezogen
Als offene Sichel jetzt, um unsres Stoßes Wucht
Schier einzusaugen in der rings geschmeid'gen Bucht.

Rafael: So tapfer noch im Untergang.

Uriel: Selbst Michael,
Bewundernd seines Feinds gestaltungskühne Seel',
Lenkt seinen Wagen jetzt, um jenem zu begegnen,
Ins Kampfgewühl, dort wo zumeist die Pfeile regnen.
Doch ruhlos und schon jetzt zu ew'ger Hast verflucht,
Jagt Gottes Gegner wild von Reih' zu Reih', er sucht
Des heil'gen Dreiecks gläubig stets bewegte Flanken
Mit einem Kranz von Schwefeln rotblau zu umranken.

Rafael: So stand, trotz Allmacht, noch der Kampf gleich gegen gleich?

Uriel: Ein jeder Stoß versackte in dem Flammenteig
Des Halbmonds, der mit glüh'nden Maschen uns umstrickte.
Ja, noch in Feindes Rücken, unversehrt, erblickte
Ein frisch Geschwader ich von eh'rnen Reitern, dicht
In Wolken eingehüllt, bereit, aus höh'rer Schicht
Auf uns herabzustoßen —.

Rafael: Welch ein Hinterhalt
des Zweiflers!

Uriel: Jetzt erhob mit tönender Gewalt
Der Feldherr Gottes die Standart' der sieben Sonnen.
Und siehe da, von sel'gem Glanze überronnen,
Erstrahlt des Dreiecks gläub'ge Kraft.

Digitized by Google

Das Wunder sticht
In Frevlers Auge. Vom entlegnen Flügel bricht
Er ungestüm durch Freud und Feind sich grade Bahn
Und fliegt heran. Vergebens auf dem schrägen Plan
Tritt Belial, der kühle Lächler, ihm entgegen,
Und Beelzebub. Man warnt, man sucht ihn zu bewegen,
Daß er den Hinterhalt erst nutze. —

Rafael: Sahst Du ihn?

Uriel: Das schöne Haupt vom Lockenglanz umflattert, schien
Gehörlos, blind zu starren auf den einen Punkt,
Wo aus dem Banner Strahl auf Strahl der Glaube funkt.
Doch stets aufs neu geblendet und von Schmerz ergriffen,
Kehrt er sein Anlitz wütend ab, vom Neid zerschliffen.
Auf seinen Wink verläßt die eh'rne Reiterschar
Das Bett der Wolke und zerstreut sich.

Rafael: Sonderbar,
daß in der größten Not —

Uriel: Ihn hatte Gott verblendet.
Die Sonn', die Sonn', — er heult es fast, und stets gewendet
Sucht sein Gesicht aufs neu die Strahlen zu bestehn.
Ergib dich, donnert Michael, sonst ist's geschehn
Um dich, o Morgenstern.
Doch jener, mit der Linken
Des Auges Schmerz beschattend, läßt im Flug erblinken
Die Streitaxt, und es schmettert schrill mit neid'schem Klang
Ein, zwei und dreimal wider Gottes Bannerstang'.

Rafael: O Luzifer!

Uriel: Vornüber beugt er sich, betroffen
Vom eignen Tun, Die Stirn, noch immer schön, liegt offen
Dem Blitz, den Michael mit beiden Händen zückt,
Doch nicht entsendet — denn, vom Neide schier zerstückt,
Verwandelt sich und stürzt hinab in Abgrunds Klaffen
Rücklings, ein Tier — der schönste Geist, den Gott geschaffen.

* * *

Digitized by Google

DAS GASTMAHL DES JAHRES

VON FRITZ DIETTRICH

I.

Seit diesem Abend, wo er selber noch
Das Brot brach und den goldnen Wein verschenkte,
Wo noch sein heiliger Leib nach Leben roch,
Und Gottes Blut durch seine Adern lenkte,

Begibt sich dieses Tages Wiederkehr,
Ist dieser Tag den Toten eine Glocke.
Hilflose Gräberwellen beben schwer,
Wenn er sie streift mit seinem Rocke.

Er hat dasselbe, selbe Angesicht,
Dieselben Hände und die gleichen Schritte.
Sein Herz ist noch dieselbe heilige Mitte.
Sein Blick ist noch dasselbe ewige Licht.

Die Toten des vergangnen Jahres sehen
Durch Erde, Wurm und Fäulnis sein Gesicht.
Selbst wo sich Leichen vieler Tiere blähen,
Verkennt man ihn und seine Schritte nicht.

Lobsingend folgen die erloschnen Kreaturen
Unendlich hinter ihm als große Zahl,
Und küssen oft des Gottes Spuren
Ihm nach von Gräbermal zu Gräbermal.

* * *

Der endlose Haufe fließt über Gebirge und Hügel
Wie ein Komet, der ziellos entweicht.
Tausend begeisterte Füße werden wie Flügel
So schnell, so leicht.

Meere vergehn unter ihnen in ernsten Akkorden.
Mancher vertrauerte Erdteil wurde erreicht.
Städte zucken unter den Wehen von Morden.
Dörfer stehn vom Dampf eines Krieges erbleicht.

Herrliche Herzen zerfallen als blutende Brocken
Unter eisigem Gebot.
Und das beglückende Spiel schwärmender Locken
Glänzt dem Ende zu in Schlamm und Kot.

Kinder mit Greisengesichtern,
In den Augen kein Traum,
Schreien verzweifelt nach Richtern
Wie der schuldlos zerschossene Baum.

Digitized by Google

Mit umflortem Schritt durch die Verlassenheiten
Zieht er liebend hin. Sein Herz ist eine Wunde.
Innehält die lichtentblößte Runde
Schmerzlich, schmerzlich unter seiner Kunde.
Blöde wird die Hand im Streiten,
Denn der Herr stürzt all sein Herz
In die Verlassenheiten.

Und nun fängt die Erde an zu weinen.
Eine große Träne wird der Tag.
Und was erst geschliffnen Haß in seinen
Händen trug, wird nun vor Demut zag.

* * *

Europas Antlitz sinkt ins Tal der Ferne.
Im Osten spannt sich weit ein weißer Zwirn.
Wie unbekannte Früchte lodern die Sterne
Über Asiens gebirgiger Stirn.

Bäume gebieten in brausenden Worten.
Sträucher brennen aufwärts wie Propheten.
Und wie Schatten an verklärten Orten
Schwankt der Körper der Asketen.

Flüsse weisen zum Meere wie silberne Finger.
Städte sprühen wie Korallenriffe.
Und befreit aus dunstigem Zwinger
Lustwandeln über die Meere besegelte Schiffe.

Der Geist, der dort seine tausend Kiemen regt,
Hält brünstig fest an einem goldnen Faden.
Und jede Hand, die dort ihr Werk bewegt,
Weiß über sich ein Reich voll Gnaden.

Schon sind nach allen vier Winden die Länder
Aus den Adern der Erde sind sie herbei, [durch-
Die Gott an seine Brust gezogen [flogen.
Aus dieser Lügenbildnerei.

Und wieder rückwärts zum Gebirge stößt
Die tönende Schar durch Wald und Felsbizarr.
Und nicht ein Blick ist, dem sie sich erlöst!
Vielleicht hört sie im Traum ein alter Narr.

* * *

Als nun der Abend müdem Tagewerk
Das Brot gibt, und der Bettelnde vergnügt,
Die Münzen zählend, an der Straße liegt,
Stellt sich vor ihre Blicke Berg an Berg.

Die Gipfel schauen wie die Greise mild,
Von edlem Weine feierlich erregt.
Und unten an den alten Felsen sägt
Das Heer der Bäche kriegerisch und wild.

Digitized by Google

O Himalaya, deine Täler umschließen
Die Schar wie Schmuckgestein und Opferrauch.
Der Lobgesänge blühendes Ergießen
Mischt sich im Überschwang mit deinem Hauch.

O Himalaya, deine Täler stehen
Den toten Scharen Jahr für Jahr gedeckt,
Am Vortag, da der Herr mit seiner Liebe
Die Erdenrunde hell in Brand gesteckt.

* * *

Ein Tal, das wie ein Kampfplatz der Giganten
Am grünen Bauch der Erde schlafend liegt,
Von Truppen hoher Wälder rings umstanden,
Von einem Wasser träumerisch durchwiegt,

Dort spricht der Göttliche zu seinen Toten:
»Ihr hungertet mir nach, nun haltet ein!«
Er faßt nach Steinen, wandelt sie zu Broten
Und bittet dann den Fluß um goldnen Wein.

Und wie ein Vater seinen kleinen Essern
Die Mäuler stopft mit seltner Süßigkeit,
Und wie ein Berg unzähligen Gewässern
Zustrom zu immer neuem Dasein leiht,

So neigt er sich zu jedem Antlitz nieder,
Wo schon der Fäulnis grüne Blume brennt,
Indes die ersten Sterne scheu wie Flieder
Hinduften am erloschnen Firmament.

* * *

II.

Was sie tranken, war die Seligkeit,
Die als stiller Strom der Erde nahte.
Was sie aßen, war Vergessenheit,
Was sie spürten, war Musik der Gnade.

* * *

Nun füllt sich dieses Tal mit Nacht, doch er
Geht wie ein großes Leuchten hin und her
Und spricht in jedem noch die Erde an,
In jedem Weib und jedem Mann.

Digitized by Google

Nur wenn er sich verflicht den Kinderhänden,
Blühn seine Worte wie Legenden.
Und seine Blicke groß wie Seen
Lassen den Himmel in sich niedergehn.

Da küßt er einen Mann, der sich erhing.
Dort schließt er in sich ein der Erde Größen,
Um sie aus Schuld und Irrtum zu erlösen,
Macht ihren Namenszug blaß und gering.

An einen* kommt er, den sie niederschossen:
»Wir waren uns so nah,« so ruft er ihn,
»Eh dich die Waffen aus dem Leben schrien!
In dir hab ich noch einmal mich vergossen!«

Und jener drauf: »In dir versuchte ich
Tief zu beginnen! Völker rieben schwer
Sich in des Hasses ewiger Wiederkehr.
Ich sah die Liebe nur als Ungefähr
Über dem Kessel dieser Erde schweben.
Doch zischend fuhr der Haß aus blanken Stäben,
Färbte mein Herz mit Güte dieses Meer!«

Der Herr stöhnt auf: »O meine Völker!« und
Betropft mit Tränen das Gesicht der Erde
Und preßt sein Herz im Kuß auf jeden Mund.
Und jeder Kuß will, daß es Frieden werde.

* * *

Nun greift der Herr nach Händen, die mir lieb
Auf dieser Erde waren, die mich leis,
Wenn mich Verzweiflung auseinandertrieb,
Hinleiteten in das verlassne Gleis.

---

* *Walther Rathenau*

Digitized by Google

Du hast dich mühelos zurechtgefunden,
Geliebter Freund, nachdem die Erde wich.
Nun ist dein Herz nicht mehr an Wort und Bild gebunden,
Nicht mehr ans schwere Auf und Ab der Stunden,
Das wie ein spätes Golgatha verblich.

Laß mich nicht fallen! Sieh, nach unsrer Trennung
Ward auch mein Herzschlag müd und wollte ruhen gehn.
Doch bald nach deiner göttlichen Ernennung
Fühlt ich dich in mir auferstehn.

* * *

Ich selbst in diesem großen Einvernehmen,
Das süß wie eine fremde Traube schmeckt,
Gebe dem Zittern meiner Kniee nach
Und stürze hin und glaube an das Reich.

* * *

Indes ich mich tief in mein Herz vergrabe,
Besegelt schon die Ferne erstes Licht.
Die Erde kehrt den grünen Leib langsam ins Helle
Aus Katakomben der Ergriffenheit.
Die Wälder glauben nicht recht an ihr Wachen,
So tief ist diese Nacht in sie gedrungen —
Doch auf den Schultern des Gebirges steht der Tag.

* * *

Digitized by Google

DER DICHTER DES UNMÖGLICHEN

VON ALBRECHT SCHAEFFER

1

DASS jeder Tag seine eigne uns neue Unglaublichkeit bringt, wir sind es gewohnt, und es gehört für manchen zu den täglichen Aufgaben unseres Heute, sich die lebensnötige Kraft des Staunens oder Ergrausens frisch und firm zu erhalten. Die alltägliche Zeitung genügt, freilich mehr im negativen Sinne des Grausens, um uns mit Unglaublichkeiten aus allen Zonen des Lebens zu sättigen, mit Prozessen und Fehlurteilen, Natur- und Zivilisations-Katastrophen, mit politischen, wirtschaftlichen, technischen, literarischen und unaufzählbaren andern Anwiderungen uns zu vergiften. Um so reiner und leidenschaftlicher dann das Frohlocken, wenn unversehens diese Kette negativer Erscheinungen oder Ausgeburten des stets verneinenden Geistes durchbrochen wird von einer aus dem seligen Reiche der Wahrheit unschuldig auftauchenden Geburt, und um so ärger zugleich wiederum unser Erschrecken über die absurd unglaubliche Weise, in der dies geschieht. Ich meine die Erscheinung eines Dichters, dessen Wesen und Werk seit fünfzig Jahren vorhanden waren, jedoch für die meisten unter uns wie verzaubert und unbekannt in der Kapsel seiner uns fremden Sprache, aus der ihn uns Niemand befreite, obgleich uns die letzten Jahrzehnte geschwollen waren von einer Übersetzungs-Flut aller Völker und Sprachen und von der riesenhaft magischen bis zur zwergig abstrusesten Figur keine unentdeckt und unoffenbart verblieben schien. Hatte aber die Pygmäen-Einwanderung aus dem Ausland gerade während der letzten Jahre und Monde besonders zugenommen, so stellt sich uns um so überraschender die Jahrzehnte lang verborgen gebliebene Gestalt eines Gewaltigen dar: warum erst jetzt? Welcher Narren-Teufel hielt seine Tarnkappe darüber? Wie wenn es auf einmal hieße: In den Tiroler Alpen steht ein Berg so hoch wie der Everest, eine Wolke lag darüber, nun sehet!

Sehet, hier ist er: Victor Hugo. Sichtbar steht er nun auf dem Granit seines Eilandes Guernsey, jener Kanal-Insel, die ihn im Leben behauste, ein heraufgestiegener Meergreis, ein pathetischer Prophet, die Gestalt wie des Untiers Grendel, ein Gorilla der Tiefen, ja abgrundgeboren und triefend von Erscheinungen der Jahrtausende, wilden Bartes und apokalyptischen Mundes, gesträubt vom Dunst und geschüttelt vom Hunger nach Wahrheit und mit einer puren Goldflamme der Menschenliebe an Stelle des Herzens. Ein Franzose, wohl, jeder Zoll ein Franzose, allein wer je an Charakter und Wesen dieser Nation aus »Tiger und Affe« als Deutscher so wie ihre eigene Ausgeburt Voltaire verzweifelte, der mag sich erholen an diesem, alle denkbar edelsten Kräfte seines Volkes ausstrahlenden Sprossen, gezeugt in den Tagen der letzten Spannkraft, damals, als der erste und einzige Konsul die letzten Schritte zum Kaiserthron tat.

Digitized by Google

2

Von Victor Hugos Werken, die im Verlag Erich Reiß in guter Ausstattung und vortrefflicher Verdeutschung zu erscheinen begannen, sind mir die ersten beiden »Der lachende Mann« und »Arbeiter des Meeres« bekannt geworden, deren zweites das schon höchst bedeutende erste beträchtlich überragt, das Erscheinen der gewiß noch übersteigenden »Elenden« ist mit um so höherer Spannung zu erwarten.

Wenn ich Hugo in der Überschrift den Dichter des Unmöglichen nannte, ihn also als einzigartig hinstellen wollte in diesem Bezirk, so wären Hinweise zu widerlegen — auf Gestalten etwa wie Jules Verne oder H. G. Wells auf der einen, der praktisch technischen Seite unserer Welt, und auf solche wie Sophokles oder Kleist auf der seelischen anderen. Aber Verne und Wells sind keine Dichter, das Reich der Seele aber ist das des Unmöglichen an sich, wo jedoch alles möglich zu werden vermag, was eine Hand von gottähnlicher Kraft des Bildens den im Nichts erspähten Ahnungen eines Traumes nachzuschaffen wagt. Gleichwohl hätte ich mich begrifflich genauer, allein sprachlich schwächer gefaßt, wenn ich das Unwahrscheinliche gesagt hätte oder das Unglaubwürdige, was denn allerdings erst zu erläutern wäre als solches Ding, das die Grenzen der irdisch, durchaus realen, der menschlich glaubhaften Erscheinungs-Form überschreitet und sich unserer Vorstellungskraft in das Reich des Unvorstellbaren, des Undenkbaren hinein entzieht. Ein Unmögliches ist gemeint, das uns als real möglich und glaubhaft zugemutet und dargestellt wird, das jedoch die Grenze entweder unserer Einbildungs- oder der menschlichen Willens- und Ausführungskraft schlechterdings übersteigt und als unmöglich erscheint.

Diese Grenzüberschreitung unserer Einbildungskraft finden wir stets in noch simpler Weise schon bei der Stoffwahl Hugos. »Der lachende Mann« ist oder war eins jener Kinder, die von den »Comprachicos«, einer im 17. Jahrhundert geheim grassierenden Bande, gekauft und verkauft wurden.

»Und was machen sie aus diesen Kindern?

Scheusale.

Wozu Scheusale?

Zum Scherz.

Das Volk hat ein Bedürfnis zum Lachen, die Könige ebenfalls.

An der Straßenecke braucht man einen Possenreißer, am Hof einen Narren. . .

Die Bemühungen der Menschen sich Freude zu machen sind nicht selten der Aufmerksamkeit eines Philosophen wert.«

Dies besondere Kind nun, Gwynplaine, wurde dergestalt zerschnitten, daß sein Kopf durch Wegnahme von Nase, Lippen, Ohren und durch gewisse Verbeulungen zu einer Maske, einem lebenslänglichen Totenschädel des Grinsens wurde. In dieses mit solchem, schon genügend un-

Digitized by Google

möglichen Aussehen durch eine genugsam unmögliche Schändung behaftete Wesen hinein bildet die Phantasie des Dichters das Blumentum einer vollkommenen Unschuld, das Feuer reinster Menschenliebe, eine himmlische Kraft des Glückseins und das Vermögen unendlichen Duldens. Dann gibt er ihm zur Gefährtin, zur Heiligen seines Herzens ein Mädchen von zwar vollkommener Schönheit aber zugleich vollkommener Blindheit, sodaß er nur mit dem untäuschbaren Seelenauge seine, des Scheusals, kristallene Innenform sieht. Schließlich, da sich herausstellt — denn das ganze Gedicht läßt sich nicht mitteilen —, daß »Gwynplaine«, der als Gaukler niedrigsten Standes lebt, der Sohn eines Lord und Pair von England ist, so wird er nun vom Dichter in eine geizige Pairs-Versammlung gestellt, in der das lachende Monstrum dieser Versammlung des wuchernden Reichtums, seinen tödlichen Ernst, das ganze Elend der geknechteten Menschheit zuschreit, unrettbar grinsend in eine Hölle von Gelächter hinein, sichtbar allein als Narr, unhörbar als Engel.

3

Dieses jedoch, wie schon gesagt, sind noch einfache Dinge und mehr von Gewicht durch Erfindung als durch Gestaltung, unmögliches Sein, quasi konstruiert, ja mechanisch, noch nicht unmögliches Werden, das ist Leben. Ein höheres Beispiel für diese Art findet der Leser zu Anfang des »lachenden Mannes« in der unmöglichen Wanderung, jener Wanderung nämlich eines unmöglichen Wesens, eines kleinen Kindes, in einer unmöglichen Nacht aus Eis, durch ein unmögliches Gelände unsichtbarer Abgründe, Klippen, Meerengen, Sümpfe, — einer Leistung unvorstellbarer Willenskraft und Tatkraft, unzählige Seiten lang beschrieben in einer Wucherung von Schwierigkeiten, Übertürmung von Leiden, einer Hypertropie der Unvorstellbarkeiten, ja einer, freilich immer seelisch bleibenden — Akrobatik der Erfindung auf einer schon unmöglichen Basis des Unglaubwürdigen, daß die Nerven sich einzeln sträuben, aber dennoch und immer der Glaube bleibt an eine naturbeschaffene Kraft — in dem kindlichen Menschengewächs —, die all diese Unmöglichkeit der Realität bald zu einem Symbol werden läßt: die Kraft strahlt wie ein Stern, so daß man ihr glaubt, daß sie seelische, daß sie Finsternisse des Leidenslebens zu durchdringen vermag, die tiefer sind, die unmöglicher sind als diese realen, — und so werden diese zum Gleichnis. Die Eis- und Nachthölle der Wirklichkeit wird zum Schein, aber die überwindende Kraft der Seele wird Wahrheit.

Gilliat aber, der Arbeiter des Meeres, erreicht den Zenith der Unmöglichkeit, vergleichbar allein dem Menschen der Sage, Gylfi, der als Einziger lebend nach Asgard kam. Er erlangt den innern, den Wesensgipfel, den flammend zu erleuchten Hugos einziges Ziel und ständige Bemühung ist: den Gipfel der menschlichen Leistung, den Triumph des Willens. In Abbreviatur: Zu einer Zeit, im Anfang des vorigen Jahrhunderts, in der es Dampfschiffe noch nicht gab, läßt ein Schiffer von Guernsey ein solches, dessen Maschine von ihm selbst gezeichnet, von einem

Digitized by Google

Ingenieur konstruiert ist, als Frachtschiff im Kanal verkehren. Es scheitert — aus Umständen, deren Erläuterung hier zu weit führen würde — zwischen zwei entstehenden Riffen auf solche Weise, daß es, von einer Riesenwoge emporgeworfen, zwischen den Riffspitzen wie eine Brücke hängt, zerbrochen, — jedoch die Maschine bleibt, wie ein vorbeifahrender Schiffer erkennt, unversehrt. Der Verlust des Schiffes ist der Ruin des Besitzers. Die Zeichnung der Maschine ist nicht mehr vorhanden, der Erbauer gestorben, die Maschine daher unersetzbar. Ihre Rettung ist unmöglich, unmöglich schon das Herankommen an die Klippen, unmöglich ihr Ersteigen, unmöglich das Loslösen, Herablassen, Bergen der riesigen Last. Allein der Mensch Gilliat, der Deruchette, die Nichte des Schiffers liebt, »ein großer, wirrer Geist und ein großes wildes Herz« unternimmt das Undenkbare, er allein, in seiner Barke, die Rettung der Maschine. — Die Wundertaten des Heroen, die Menschenmaß übersteigenden der Mythe werden uns mitgeteilt, unglaubhaft aber doch einfach wie Sternbilder erscheinen sie über den Lichtern der Menschenwelt, durch Nennung erstaunlich, diese Wundertat eines gewöhnlichen Gilliatt aber wird uns beschrieben in jeder Phase und jedem Zug, realissima realitate, wie kein trojanischer Krieg, also daß bald das atemraubende Staunen über das Dargestellte zergeht vor dem atemversetzenden Staunen über die Darstellung, da die Leidenschaftsgewalt beider in einer singenden Einheit schwingt. Unerschöpflich der Stoff, die Erfindung, die gestaltende Kraft, ja zauberhaft, wie wenn aus einem Kasten nicht immer kleinere, sondern immer größere hervorgeholt würden, so in einer ungeheuerlichen Entelechie windet sich, schwingt sich, entjubelt aus jeder Überwindung eine höhere Überwindung auf. Gilliatt gelangt zu den Riffen, lebt dort Monate allein, errichtet eine Schmiede im Fels, lebt von Muscheln und Pfützen des Regenwassers — nun, nur lesen, nicht berichten läßt sich das Ungeheuerliche, das Hugo vollbringt: in Klarheit leibhaftig, ja in Natürlichkeit glaubhaft zu machen diese Leistung, diesen Kampf des Einsamen, des Zwerges, mit den Giganten der Elemente von Meer und Himmel, glaubwürdig zu bleiben in einer Beschreibung, die in Sprüngen über Treppen von Türmen zu Wolkenstufen des Wahnsinns emporjubelt. Bei seiner Arbeit der Rettung wühlt er Leib und Seele des Arbeiters um und um, er zersetzt und zerfetzt, zermürbt, zerwalkt und zerfasert ihn bis zu einem Strunk von Gerippe, einem scheinbaren Leichnam der Ohnmacht, und er läßt vor unsern Augen nichts übrig am Mann als — die Flamme. Diese, die Sternenflamme des Willens, die Feuerfahne der Himmels-Sohnschaft pflanzt er auf den letzten Zinnenstumpf der Ruine. Der Mensch ist hin, die Natur ist zerfasert, da scheint nichts mehr zu sein als eine Tangsträhne, eine entmuskelte Alge, aber der Wille lebt, und er schlingt die Ohnmacht der Alge in tausend Windungen um das Werk und hebt es, er löst es aus dem Chaos des Ungeschaffenen wie einen Akkord, er, der Dichter, gab dem Menschen den Punkt des Willens außerhalb der Erdkugel und läßt ihn sie aus den Angeln heben.

Digitized by Google

So wird das Unmögliche in seiner Gestaltung zu Wahrheit. Und dennoch ist dies — die Realisierung meine ich des Realen — an der Leistung des Dichters noch der geringere Teil. Denn außer Diesem, das hier anzudeuten versucht wurde, versenkt er seinen Menschen in den Malstrom der Elemente, er taucht ihn in die Wunder der Tiefsee hinab und wirft ihn dem Rachen der Hochsee, des Himmels, der Stürme nackt wie ein Opfer und dennoch geheimnisvoll in Waffen als Kämpen des Geistes vor. Ja, das Unüberbietbare überbietend: er ballt das Universum mit Stürmen und Sternen und einer Gewitterwolke und läßt sie sich entladen auf und in und durch und aus der Leistung des Menschen heraus. Doch bleibt er ruhig, bleibt er unangefochten, unbegeistert, betrachtend, und zwischen Äquinoktialstürmen, Brandungen, Donnern und Blitzen läßt er schöne Meteore der Weisheit die sanften Bogen der Neigung beschreiben:

»Das ist die erhabene Todesverkündigung, Angst und Entzücken ohnegleichen. Am Unendlichen haften und durch dieses Verbundensein sich eine Unsterblichkeit zuschreiben, wer weiß vielleicht eine Ewigkeit? In diesem wunderbaren, riesenhaften Dahinfluten eines Lebens eine unversenkbare Beharrlichkeit des Ichs fühlen! Zu den Sternen aufblicken und sagen: ich bin eine Seele wie ihr! Die Finsternis betrachten und sagen: Ich bin ein Abgrund wie du!

Und riesig ist die Nacht!

Und all dies, noch größer durch die Einsamkeit drückte auf Gilliatt.

Ob er es verstand? Nein.

Aber er fühlte es, denn Gilliatt war ein großer wirrer Geist und ein großes wildes Herz.«

Es erscheint nackter Realismus oder Verismus von Natur, Technik und Muskeln, es ist lauter lautere Seele.

Hiervon haben wir bis heut Nichts gewußt? Dies haben wir nicht gekannt?

4

Nun ein Wort über die Form.

Sie zeigt die meiste Verwandtschaft mit der Balzacs. Ist schon die temperamentgesättigte Geistigkeit Beider die gleiche — Geist das Wesen, leidenschaftliche Sinnlichkeit dessen bewegendes Element —, so ist auch der Rhythmus beider sich ähnlich, wenn auch der Hugos die kürzere Wellenlänge mit häufigerem und härterem Anschlagen hat, während die gedehnteren Wellen Balzacs länger ausrollen, Anprall und Aufschlag jenem, Kurve und Drang der Woge diesem das Wichtigere ist. So liebt es Hugo, an bedeutenden Stellen die Perioden zu kürzen und überdies durch Absätze zu trennen, um ihre Wucht, Hammerschlägen vergleichbar, zu erhöhen. Ihm ist es mehr um die Entladungen, Balzac um das Geladensein zu tun. Von den drei Formen epischer Prosa, die wir kennen — der nur darstellenden, den Autor scheinbar ausschaltenden, bei der alle abstrakte Mitteilung moralischer oder psychologischer Art aus dem Mund oder der Seele der Figuren allein kommt, derjenigen ferner, bei der die Darstellung unterbrochen wird von Betrach-

Digitized by Google

tung, die sich aus jener entwickelt, und der Umkehrung endlich von dieser Form, bei der primär die Geistigkeit ist und aus ihrem Vortrag, wie ein beispielhaftes Belegen gleichsam, sich die Realitäts-Darstellung entwickelt: von diesen drei Formen, deren seltenere erste wir etwa bei Dostojewsky finden und die zweite bei uns in Deutschland, ist die dritte Balzac und Hugo gleichermaßen zu eigen. So beginnt Balzac mit einer Betrachtung, nicht selten mit einem viele Seiten umfassenden Essay, über Architektur etwa, über Salons, über was es auch sei, und wie Musterbeispiele seiner Behauptungen oder wie Illustrationen erscheinen die Menschen und Schicksale, deren Darstellung wiederum beliebig unterbrochen wird, das lebendige Fleisch gleichsam abgestreift und das stützende Gerippe in abstrakter Erklärung gezeigt. Nicht anders beginnt Hugo mit historischer Kritik oder Sittenberichten einer Epoche, woraus sich unversehens Gestaltung windet, wie wenn aus geologischer Erklärung eines Gebirgszuges nun Berg und Tal, Wald und Wiese, Getier und Pflanze, der Mensch endlich in die Erscheinung träte. Immer auch bleibt die Realität durchsetzt vom Gedanken, der Gedanke selber freilich ebenso stets ein Produkt nicht der Logik, sondern der Anschauung und sinnlichen Wahrnehmung, ein Ausgespartes gleichsam aus der umgebenden Kontur des Konkreten, und vor allem freilich immer geladen mit dem, was das einzig Lebenspendende ist in der Welt: dem Rhythmus feurigen Empfindens, leibhaft erscheinend in der von ihm bewegten und geschwellten Figur der Sprache. Der Geist ist zuerst, geistige Bewegung zuerst, dann seine Ungestalt, das bewegte Meer jener zugleich realen und abstrakten, sinnlichen und gedachten Erscheinungen, den Wasserwellen der wirklichen Meere gleich, wo der Stoff des Wassers und die Wut der Bewegungen mit den abstrakten Gestalten der Wogen-Kurven, -Bogen, -Kreise, -Kämme und -Schleifen ein unauflösliches Gemengsel bilden, und nun erst tauchen des Meeres Geschöpfe, Gemächte, Gebilde heraus, von der Molluske bis zum Riff, vom Menschenhai bis zum Leuchtturm. Er geht so weit, Victor Hugo, er schämt sich nicht, möchte man sagen, mitten in einer Periode der gespanntesten Realität sie zu vergessen und also beispielsweise in dem Augenblick, wo ein Riesenpolyp bereits fünf seiner acht Arme um seine menschliche Beute geworfen hat und mit 200 Saugnäpfen sein — entsetzensvoller als Auffressen, sein Auftrinken des Opfers zu beginnen scheint, — daß er da abbricht, um zehn Seiten Naturwissenschaft über Polypen zu schreiben, nicht ohne physische, metaphysische und moralische Betrachtungen. Sage man nicht, daß hier Spannung des Lesers die Absicht sei, sie ist die Wirkung. Hugo, ich wiederhole es, ist Geist, geistig ist seine Welt, um des Geistes willen lebt er und Geist will er verdichten. Leidenschaft ist sein Charakter und Gespanntsein die Form seines Lebens, woraus sich dann Wirkungen ergeben mögen, die wir drüben in der Kolportage ähnlich finden. Der Unterschied ist, daß der Macher von Kolportage die Spannung braucht, um überhaupt existent zu werden, während Hugos höchste Existenz so geladen mit Spannungen ist, daß sie beständig und unter den mannigfaltigsten Formen auch in dieser hervorbrechen. — Wirft er sich aber einmal

Digitized by Google

hinein in die Realität, so ist Braus und Abgrund, Unerschöpflichkeit und Uferlosigkeit. Nun packt er die Nerven des Lesers, dreht einen Strang daraus und spannt diese Saite erst bis ans Zerreißen, dann erst beginnt er zu spielen und hört nicht mehr auf, und während die Saite, soweit sie Saite, Nerv, physisch ist, stöhnt und schreit in Zerrissensnot weit über Erträglichkeit hinaus, spielt er sich, ruhig bewußt und gefaßt, von Stufe zu Stufe zur Höllenfuge aller Ängste hinauf und hoch darüber hinaus in den Choral des Triumphes. Das läßt sich hören. Denn Manche kannten wir schon, die auf unserm Nervensystem geschickt zu fiedeln verstanden, und ebenfalls Manche, die Lieder der Seele nur als Gestammelfetzen herausschrieen. Allein auf der Geige der Nerven Choräle der Seele zu spielen, ja wahrhaftig, den menschlichen Nerv so zu mißhandeln, daß er »die Engel im Himmel singen hört«, das ist die seltene Kunst, und hier ist sie vernehmlich.

5

Was die besondere Form der »Arbeiter des Meeres« angeht, so ist sie diejenige, die ich in einem Buche, das niemand kennen mag, und auf das sich daher nicht hinzuweisen verlohnt, zu erklären versuchte als die eigentlich epische, gemeinhin jedoch bekannt als die der Novelle. Es ist die nicht notwendigerweise räumlich, jedenfalls aber zeitlich begrenzte Darstellung eines einzigen und außergewöhnlichen Ereignisses. Ich will zum Vergleich nur auf die Odyssee Homers hinweisen, weil mit ihr die »Arbeiter des Meeres« manche Verwandtschaft auch gehaltlicher Art haben. Wie die Odyssee mit mancherlei hineingeflochtenem Beiwerk nur die Erzählung von der Rückkehr des Odysseus ist, von der Fahrt zur Heimat und ihrer Eroberung, zeitlich nur eine Anzahl von Tagen umfassend, so ist die Dichtung Hugos, mit den notwendigen Vorbereitungen, den Mitteilungen von Menschen, Landschaft und Schicksalen, nur die Darstellung der Tat Gilliatts, seiner Fahrt zum Wrack und der Eroberung der Maschine, in unterbrochener Beschreibung eine Zeitspanne von drei Monaten umfassend. In stofflicher Beziehung ist neben Hugos »Arbeitern« die Odyssee die, wenn ich mich recht erinnere, in der Weltliteratur einzige Dichtung von »Unmöglichkeit«. Ich denke dabei nicht so sehr an des Odysseus Kämpfe mit den unmöglichen Geschöpfen der Meere und Inseln, noch an die unmögliche Fahrt des Einsamen auf dem Floß und sein neuntägiges Schwimmen im Sturm, wie an den Kern des Gedichts, die Wiedereroberung des Hauses, wo — wie Gilliatt — der Einsame, der Bettler, das schlechthin Unmögliche unternimmt, den Kampf mit den 200 Freiern. Triumph des Willens so hier wie dort, Triumph des götterbestätigten Geistes durch das Mittel von nur zwei Händen, ob sie da einen Bogen spannen, hier einen Hammer schwingen: durch Armut, Liebe und Heldentum ist Gilliatt dem Heros ganz gleich.

Durch den untragischen und den tragischen Ausgang sind die beiden Dichtungen allerdings höchst verschieden. Auch kann man es in gewissem Sinne bedauerlich finden, daß Gilliatt, nachdem er seine heroische Leistung vollbracht hat, seine Geliebte aber, Déruchette, um deretwillen er das Werk unternahm, sich inzwischen zu einem andern Mann neigte, — daß er wie ein Opferlamm

Digitized by Google

hingeht und, auf einer Klippe sitzend, sich von der steigenden Flut wegnehmen läßt, in gewissem aber und oberflächlichem Sinne nur. Denn so liegen bei Hugo die Dinge: er sieht zwar in seinen Visionen mit aller poetischen Leibhaftigkeit den Menschen und das irdische Leben, vorher aber sieht er die großen Wesenheiten der Welt: die Leidenschaft, Leidenskraft, Glauben und Willen. Aus diesen besteht, wie er von Hugo geschaffen ist, Gilliatt, und gegen seinen Triumph gehalten ist ein Mädchen, ein Schmetterling, Déruchette, nur ein geringes Ding und ist es andererseits nur natürlich, daß sich der Falter zur Blume wendet, Déruchette zu ihrem Ebenezer, nicht zum Mammut. Es ist im Grunde auch nicht von Belang, ob Gilliatt seine Wundertat lebendig vollbringt oder dabei umkommt, weder die Größe der Leistung noch seines Willens würde durch seinen Untergang verlieren, wohl aber würde es die poetische Evidenz, die Sichtbarmachung des menschlichen Siegs über Himmel und Hölle. Deswegen mußte Gilliatt sein Werk vollenden und lebend bleiben; danach, da seine Leistung nur Liebe war, konnte er sterben. Und auch so läßt es sich fassen: die Tat war so ungeheuer, daß es hernach nur ein Ausruhen gab, im Tode.

Ich schrieb den vorstehenden Absatz nicht umsonst oder abschweifend. Denn eben an dieser Stelle der Dichtung enthüllt sich uns Hugos tiefstes Wesen in einem Kardinal-Unterschied zwischen ihm und Balzac, insofern für diesen der Mensch in seiner zwar gotterfüllten, doch menschlichen Begrenztheit das Erste und Letzte ist, für jenen dagegen nur eine Gestaltung der im Universum waltenden Gesetze und Kräfte. Seine Geistigkeit ist daher eine noch höhere als die Balzacs, und man könnte in diesem Überwiegen des Geistes etwas Germanisches finden, wäre sie nicht in solchem Maße gesättigt von Sinnlichkeit, vielmehr in letzter Einheit mit Sinnlichkeit, daß es richtiger ist, von einem besonderen romanischen oder gallischen Glücksfall zu reden. Einem Glücksfall, heißt das, der keine Ausnahme darstellt, sondern eine höchste Bestätigung.

6

Die vorstehende Betrachtung des Dichters Victor Hugo würde mir unvollkommen erscheinen, wenn sie, die einen besonderen und überdies nationell umrissenen Charakter behandelte, nicht auch ein Moment von allgemeiner und auch nationeller Bedeutung für uns Deutsche ergäbe. Wenn ich nun zu diesem Behuf als auf eine vorzüglich wichtige Eigenschaft des Dichters auf die Unmittelbarkeit seiner Beziehung zum Bösen hinweise, so muß vorerst erläutert werden, was ich unter »böse« verstehe. Böse nenne ich ein Wesen — um nicht zu sagen einen Menschen, denn im nächstbeschriebenen Sinne böse Menschen gibt es wohl nur bei Dichtern —, ein Wesen also das unter dem Gesetz des Bösen als dem seines Lebens und Schicksals steht, in dessen Kerne kein bejahender, sondern der Geist Wohnung hat, der verneint, dessen natürlicher Entfaltungstrieb keine andere Bahn kennt als die der Vernichtung Anderer, dessen Sinn auf Verneinung gestellt ist wie der des Tigers auf Mord, mit dem Unterschied, daß der Tiger dies nicht weiß.

Digitized by Google

Etwas anderes hat es auf sich mit dem ungüten oder schlechten, dem am Guten, ob auch bis zum letzten Grade verhinderten Menschen, ihm, der in Wahrheit kernlos ist, und dem das Gute, das er in seiner Mitte nicht zu entdecken vermag, unerreichbar bleibt, wo er es sieht, an seiner Peripherie, ihm, der abhängig im Lebenskampfe von seinem Erhaltungsdrange allein, nach jeder Waffe greift, die ihm zur Überlegenheit hilft, von der Verstellung bis zum Gift, wobei denn das, von ihm nur nicht wahrgenommene, in seiner Urtiefe dennoch lebendige Gute sich ihm immer wieder enthüllt, »geheimnisvoll offenbar«, in der Form des schlechten Gewissens, mit dem er jede Übeltat, wo nicht unternimmt, so doch zu betrachten genötigt ist, wenn sie getan wurde. Dagegen der Böse, der ohne Gewissen oder geradezu mit gutem Gewissen böse ist, der das Böse als solches mit Willen unternimmt und anerkennt als solches, wenn es getan ward. Wenn ein Wesen von dieser Art etwa eine Stellung im Leben zu erreichen trachtet, so sieht es keine andern als böse Mittel und Wege dazu, oder noch schlimmer, scheinbar gute nur als Unterlagen zum Aufbau des bösen Plans. Solcher Art ist jener Kapitän Clubin in den »Arbeitern des Meeres«, der eine scheinbar vollkommene Rechtschaffenheit über ein Menschenalter hin heuchelt für den einen aufgesparten Hieb der vernichtenden, seinen Triumph bewirkenden Bosheit. Aber — und dies ist wichtig für Hugo — nicht nur im Menschen sieht er das Böse und gestaltet er es, sondern auch in den Elementen, in der Nacht, in dem Meer, im Universum.

Unmittelbar nannte ich die Beziehung Hugos zum Bösen (eine Beziehung übrigens von rein geistiger Art als ein der Vollkommenheit nahes und unvermitteltes, eingeborenes Wissen um die böse Kraft), um ihn in diesem Betracht zu erheben selbst über einen Balzac, obwohl dessen Gestaltenreich eine größere Anzahl von Vautrins und ähnlichen Schurken enthalten mag. Denn hier wie immer entscheidet nicht die vielfältige Zahl, sondern die einmalige Leistung, und die Beziehung Balzacs geht noch durch die Sphäre des Herzens. Wie er leidenschaftlich verliebt ist in seine selbsterschaffenen Heiligen und Märtyrer, wie er die Tränen höchsten Triumphes oder letzter Verzweiflung weint mit der Verlassenheit hier, mit der im Himmel siegenden Reinheit da seiner Mütter-Madonnen oder Jungfrauen-Engel, so gebiert er mit einem Jauchzen der Anerkennung auch seine Vautrins und den übrigen Rattenkönig seiner Erbschleicher- oder Wucherer-Bestien. Balzacs Wesen ist Enthusiasmus, und nicht weil das Böse bös, sondern weil es so kunstvoll und erfolgreich, so hinreißend und blühend-schön böse sein kann, darum begeistert es ihn, ja in gewissem Grade liebt er es aus Kunst. Um seine Engel zuhöchst in der ihnen verliehenen Farbenpracht leuchten zu machen, malt er die Teufel in ebenso tiefer, nur düsterer Glorie daneben. Auf eine wesentliche Verschiedenheit beider Dichter stoßen wir auch hier. Zwar ist Balzac Ethiker, um des Ethos willen lebt er und dichtet, hinübergegangen aber in die Sphäre des Ästhetischen und bei seiner Aufgabe, Ethos zur Darstellung zu bringen auf seine, d. h. die ästhetische Weise, vergißt er als wahrer Künstler Jenes für diese, treibt er die große Kunst, die

Digitized by Google

ihn rasend macht, allein um der Kunst willen, geht er auf in der Berauschung der Aufgabe, vergeßlich des Ziels. Für Hugo dagegen ist und bleibt Kunst oder Dichtung nur eine, die seine Form, das ethische Gesetz zu bewähren, ethische Wesen zu gestalten, und er vergißt dies nicht einen Augenblick, er verliert sich nie an die Kunst, und sie bleibt ihm Mittel. Während aber unbestritten für Balzac das Gute im Zentrum der Schöpfung steht und unbezweifelbar ebenso in seinem Herzen, sind für Hugo Gut und Böse die beiden Pole der Welt, versendend nicht ethische und anti-ethische, sondern positive und negative Kräfte, fruchtbare und entfruchtende, tötende und belebende und notwendige beide, und so entschieden er selber sich stehen weiß in dem einen Pol, sieht, erkennt und gestaltet er Wesen und Wirkung des andern aus keinem Sentiment, aus Haß weder noch aus Begeisterung, sondern aus Wissen, nüchtern und objektiv. Die epische Gelassenheit, zu der es Knut Hamsun in seinen letzten Werken gebracht hat, ein und denselben Menschen in seiner schlechten Gutheit oder guten Schlechtigkeit, als ungut und gut zugleich darzustellen, diese epische Nüchternheit ist die Atmosphäre Hugos, in der er seinen Clubin erscheinen läßt wie im Unlicht einer Sonnenverfinsterung: sichtbar, doch nicht beleuchtet, reizlos wie Farben im Mondschein, ja von einer ausdrücklichen Reizlosigkeit im Gegensatz zu dem Guten oder der Güte, mit der er seine so gestalteten Figuren ganz in liebender Andacht bemalt. Und wenn das oder der Böse bei Balzac ohne metaphysische Wurzel erscheint, so erscheint es, wie schon angedeutet, bei Hugo als kosmisch bedingt, als Ausdruck kosmischer Kräfte, als menschlich gestaltete Mißgeburt der Nacht, und die Finsternis selber als bosheitsschwanger und als verneinungsträchtig das Meer.

7

Es ist aber nicht so sehr um Hugos willen, daß ich dies Verhältnis zum Bösen aufzudecken suchte, als vielmehr um zunächst an ihm als Beispiel die Möglichkeit und das Vorhandensein eines solchen Verhältnisses nachzuweisen und nun — in vorerst absoluter, uneingeschränkter Form — die Behauptung anzuschließen: eine solche — mehr oder minder — unmittelbare Beziehung eines Dichters zum Bösen finden wir allein außerhalb unseres eigenen Volkes. Was denn mancherlei Ausblicke eröffnet.

Nun: wenn ich eine Anschauung nicht absolut ausdrücken kann, so drücke ich sie lieber gar nicht aus, es ist eine Belastungs-Probe, und kann sie die keinen Augenblick lang ertragen, so ist wenig an ihr gelegen. Auch könnte ich nicht überzeugen, wenn ich nicht glaubte, und wie läßt sich anders glauben als uneingeschränkt? Wie wenn ein Christgläubiger sagte: Ich glaube an Christi Gottes-Sohnschaft unter Anerkennung der Gesetze des Darwinismus. Dies in Parenthese. Meine Anschauung stehe also die Weile belastet da, bis wir untersucht und erkannt haben werden, eine wie große Belastung ihr in Wahrheit gemäß ist und zugemutet werden darf. Da es sich denn in unserm Bezirk um ein auf Beobachtung gegründetes Urteil handelt, so wird freilich die Ein-

Digitized by Google

schränkung zugestanden werden müssen, die das höchste Gesetz des Lebens, das Gesetz der Beweglichkeit und Verschieblichkeit, der Nicht-Lauterkeit und der Begrenzungen fordert; zugestanden also, daß es mit der Beziehungslosigkeit des deutschen Dichters zum Bösen soviel Absolutismus auf sich hat wie mit dem Eierlegen der Vögel: Ich sage recht, wenn ich sage: Eier legen unter dem Himmel nur Vögel, — denn es tut nichts zur Sache, daß — wie ich dann hinzufügen mag — auch die Schildkröten es tun und vielleicht aus Natur-Versehn noch dies oder jenes mir gerade nicht gegenwärtige Tier.

Blicken wir denn hin über unsere Literatur und spähen wir aus nach unsern Clubins und Vautrins, unsern dritten Richarden und Jagos, unsern Strindbergschen Teufelinnen und unsern Stawrogins, um mich mit wenigen Namen für eine mögliche Vielzahl von Beispielen zu begnügen. Ich entdecke einen einzigen Franz Moor und bei demselben Schiller merkwürdigerweise noch einen nicht allzu bedeutenden, immerhin aber vorhandenen Sekretär in »Kabale und Liebe«, die sich beide als Gestaltungen der bösen Kraft anerkennen lassen. Bösartige Figuren sind etwa noch bei Jakob Wassermann zu gewahren, doch scheinen sie mir in Wahrheit nur äußerste Verdichtungen des Schlechten zu sein, bis nahe zum Ausschluß des guten Willens, nicht aber dem Samen Luzifers entsprossen. Und Mephistopheles? Das ist eine durch Liebenswürdigkeit seltsam gebrochene Figur, die vom Teufel wenig mehr hat als den Namen und, wie mir scheint, dem Puppenspiel kaum aus Beziehung zum Bösen entnommen, sondern wegen ihrer mächtigen poetischen Anziehungskraft und ihres dynamischen Vermögens, das große Weltspiel in Gang zu bringen und drin zu halten. Und nehmen wir hier und in der übrigen Literatur eine noch so große Summe vorhandener Schlechtigkeit und sogar Boshaftigkeit an Taten, Handlungen, Plänen, Trieben an, ist diese Summe von wesentlicher Substanz? Kann gesprochen werden von einer Wesens-Bedeutung des Bösen in unserer Literatur auf Grund ihres Vorhandenseins? Findet es sich irgendwo naturhaft oder gar kosmisch begründet, und findet sich eine Glaube daran, eine Neigung dazu, ein erklärtes Wissen davon? Doch wohl nicht.

Die Beziehung zum Bösen fehlt nahezu völlig, und daß es irgendwo allein um seiner selbst willen erschiene, nicht als das nötige Gegenspiel zum Guten, kann füglich bestritten werden. Sein Vorhandensein läßt sich vergleichen mit dem der Unkraut-Blumen im Korn, denn es ist allerdings unausrottbar. Unsere Natur bringt es wie alle andere hervor, aber das Klima unseres Bewußtseins ist ihm nicht günstig. Unsere Beziehung zu ihm ist von der Art, daß wir es keimen lassen, um seine Feindschaft zu zeigen, und daß es zu bekämpfen ist und zu vernichten. Es ist da, aber es darf nicht gelten.

Ob nun dies ein Mangel ist gegenüber andern Nationen, ist eine Frage, die ich nicht aufzuwerfen vermag, in meinen Augen haben sie eine wie die andre die Fehler ihrer Vorzüge und jede ihre Reichtümer und Armuten. Ob es ein Mangel oder Schaden sei für uns selbst, ist eine

Digitized by Google

andere Frage, auf die wir vielleicht an späterer Stelle noch kommen. Die nächstliegende Frage ist für mich die: Wenn es wahr ist, daß die Beziehung so gering ist, woran liegt es? Freilich wird die letzte Ursache uns in den Geheimgängen unsrer Natur unerforschbar verhüllt bleiben, aber erleuchtende Zusammenhänge dürften auffindbar sein. Sei die obige Frage zu diesem Behuf erst einmal etwas anders gewendet, nämlich: warum ist die Beziehung bei andern Nationen vorhanden? Und da sehe ich drüben und auch gleich hüben eine Zusammenhangs-Erscheinung, nämlich auch ein Vorhandensein und ein Fehlen, ein Plus und ein Minus: die Beziehung zur Realität. Naturgegeben scheint mir im Ausland ein Vermögen der realistischen Darstellung — gegründet auf einer Neigung dazu und einem Trachten danach —, das bei uns nicht naturgegeben ist oder in so schwachem Keimen, daß seine Kultur eine unendliche, lange erfolglose Mühsal erforderte, die erst in letzter Zeit einigen Gewinn abzuwerfen begann. Ja, es gehörte immer zum Wesen des Dichters, des wahren, in Unterscheidung vom homme de lettres, abgewendet zu sein von der Alltags-Realität, Hölderlin zu sein und Novalis, Klopstock und Schiller, allenfalls E. T. A. Hoffmann, geistig zu sein, idealisch, poetisch, empfindsam-abstrakt wie Heinrich von Ofterdingen, immer mit Inbrunst hineingewandt in die Sphäre der Phantasie, während rund um uns von Cervantes bis Hamsun eine Drachenzahn-Saat aufschoß: die aus Kadmos' Saat entsprossenen Gewaffneten bekämpften sich selber, und den Kampf des Menschen mit dem Menschen — mit dem Anderen seinesgleichen — in der alltäglichen Welt zu beschreiben, das ist die Aufgabe, die von den Dichtern im Westen, Osten und Norden ergriffen wurde, während die unsere noch immer der Kampf des Menschen mit sich selber ist, der innere, der zwischen Trieb und Willen, Anlage und Schicksal, Sein und Werden, der Kampf mit sich selbst um ein ideelles Ziel.

In der Tat: die Gestaltung des Bösen in umrissener Menschen-Form eines Clubin oder Swidrigailoff scheint mir so wichtig nicht wie sein allgemeiner Ausdruck in der Darstellung der Realität, des Milieus, der Dinge-Welt, der Materie. Der Materie, das ist es. Sie ist das Böse, die Idee aber, ihr Gegenpol, ist das Gute. Wieso aber dies? Freilich, die Idee selber, der Gedanke, das Abstraktum, diese sind jenseits vom Guten wie vom Bösen, solange sie gedacht bleiben vom Philosophen in seinem gleichsam luftleeren Raum. So sind die Sterne auch für unser gebildetes Wissen glühende Welten, für unsre Sinne jedoch liebliche Lichtpunkte, und wir sind — Menschen, sind denkende Leidenschaft, sind Herzen, sind Sinne, und Nichts, das wir anrühren, bleibt ohne Färbung von diesem unsern Wesen, hell oder dunkel, klar oder trübe, gut oder ungut, liebenswert oder hassenswürdig. Daher kennen wir im Leben nur gute Ideen, fruchtbare Gedanken, ordnende Anschauungen oder verwirrende Erkenntnisse. Wir wissen nichts von Ideen, da wir nicht unabhängig von unsern Sinnen zu denken vermögen, aber wir wissen um den Geist. Und der Geist heißt uns rein oder gut und deshalb die Materie dumpf oder böse.

Daß für den Deutschen der Gedanke vor der Tat und der Sinnenwelt liegt, dürfte erwiesen

Digitized by Google

sein und somit der Zusammenhang hergestellt für unsere mangelnde Beziehung zum Bösen wie zur Darstellung der Realität in der Kunst. Ob das als Mangel zu werten ist, bleibt, wie gesagt, die Frage, der Gedanke, daß kaum eines unsrer poetischen Werke der Vollkommenheit so nahe kommt, wie wir dies vielen Produkten des Auslandes zubilligen müssen, denen es deswegen an Geist nicht eben fehlt, sei immerhin gestreift. Liegen indes unsere wesentlichen Aufgaben und Fähigkeiten auf dem ideellen Gebiet, so ist es klar, daß, wie die Menschenheit einmal beschaffen ist, die Schatten dieser Tugenden nicht fehlen können. Daß wir mehr als andere ein Volk sind, das sein eigenes Wesen gern an Vorbildern außerhalb, in andern Nationen begreift, das mehr als andre durch Nachahmung, Aufnahme, Um- und Durchbildung des Fremden zu lernen und vielleicht mehr auch gelernt hat und noch lernen wird, — diesen Gedanken habe ich in meinem schon erwähnten Buch Ausdruck gegeben, also sei auch er hier nur gestreift.

8

Ein Blick auf Hellas dürfte interessant deshalb sein, weil dort alles bedeutsam anders gewesen zu sein scheint. Wir gewahren da in der epischen Dichtung eine von unsrer heutigen Darstellungs-Art der Realität, nämlich der kritischen und abgünstigen, sehr verschiedene Weise, nämlich die freudige. Warum aber entströmt dem homerischen Haus, dem Gerät, Gewand und Gewaffen diese himmelhaft heitere Helle? Weil dem Hellenen Nichts bewußt war von einem Eigenleben der Dinge, geschweige einer Einwirkung derselben auf die menschliche Psyche, also einer Abhängigkeit dieser von jenen. Weil ihm aus jedem Ding seiner Menschenwelt sowie aus aller Landschaft Himmels und der Erde das Auge eines Gottes, sein eigenes, das Menschen-Auge entgegensah. Er hatte es gemacht, für ihn war er selber, der Mensch, Maß und Ziel aller Dinge — und dies nicht aus Forschung und Einsicht, sondern aus grundlos-natürlichem Glauben. Sein Gott war ein höherer, d. h. mächtigerer, aber nicht besserer Mensch, sein Ding war Kreatur, Geschöpf seines Geistes, seinem unbändigen Selbstgefühl war alles glänzend lebendig durch ihn und für ihn, schön war es schon durch seinen menschlichen Zweck, wenn er »schön und paßlich in die Hand« zum Preise einer Axt sagte, so enthüllt sich uns sein Gefühl für die Einheit von Schönheit und Zweckdienlichkeit, die freilich nur sein konnte, weil er keine niederen, häßlichen, entwürdigenden Zwecke kannte, sondern nur den einen des Dienstes am Menschen, den höchsten, immer edlen und würdevollen. Welch ein Ding ihn vollkommen erfüllte, das war schön oder gut: in der Wurzel des Worts »agathós« haben wir seinen Lieblings-Laut »ag« (uns erinnernd an unser »Ach« oder etwa an das »hugh« geschriebene »Uff« des Indianers), diesen Laut des freudigen Erschreckens, mit dem er all seine handgeschaffene Kreatur aus Hölzern und Erzen immer wieder heiteren Staunens willkommen heißt. Aber die schönsten darunter, die Schilde, Mischkrüge, Dreifüße, Wagenthrone, waren geschaffen von seines geschickteren Bruders Hefaistos' Hand, die sie

Digitized by Google

aus der Esse lebendig hervorzog, wie Pallas den Ölbaum und Bakchos die Rebe aus dem Schoße der Erde. Und das Böse? Er kannte nur eine graunvolle Macht, das ursprünglich Verhängte, das vorherbestimmt Unentrinnbare, das Schicksal (in einem vollkommenen Kismet-Glauben ohne mohammedanischen Fatalismus des Verhaltens), das keineswegs böse war, denn es war abstrakt. Sein Walten, unbeeinflußbar, bewirkte gute Regungen im Menschen oder böse, nur diese gab es, nicht aber böse noch gute Menschen, sowenig wie böse oder gute Götter. Nicht diese, noch das Schicksal, noch der Tod wurden angezweifelt, sowenig das Leben in Zweifel stand. Erst der Zweifel schuf die Zwieteilung, die Spaltung, die Pole, Himmel und Abgründe, schuf alles.

Denn seht, es gab nur einen Tod, nur eine Art des Totseins für den Hellenen, seinen eigenen Menschen-Tod. Stoff konnte nicht tot sein für ihn, da seine Hand daraus formte, sein Geist darin erfand, sein Herz am Bilden und am Gebild sich sonnte, sein ganzes atmendes Leben sich erhöhte im Anblick der glänzenden Nützlichkeit. Uns Deutschen aber war und ist heute noch die Materie verhaßt, zum mindesten unbequem. Was tot als Stoff, was unwandelbar als Gebilde, was nur seiend, zukunftlos, nicht mehr werdefähig ist, das lehnten wir am liebsten ganz ab, schalteten es ganz aus dem Leben, und so sehen wir unsre gotischen Heiligen eingesperrt in den Stein, vom Stoff vergewaltigte Geister, herausschreiend und unvermögend, sich ihm zu entwinden. Berstend von innerem Leben, von Seelen-Sehnsucht, Vergottungs-Sehnsucht, sind wir nach außen so schwach, daß wir Nichts mehr beleben können. Im Westen und Osten aber, scheint's, läßt die Menschen-Lebendigkeit sich durch Vorurteile nicht einschränken, durch Ideen nicht hindern und durch den Geist nicht stören, für lebendig zu halten, was lebendig zu sein scheint, der farbige Reigen-Schleier der Dinge. Lauert das Böse am Grund überall? Laß es lauern! Denn was den Dichter betrifft: dies vermöge der Dichter: Alles zu umfassen von Pol zu Pol und seine Lebens-Art zu erkennen, allein — nicht zu tief! Ihm laufe die dem Denker nirgend gezogene Grenze durch jedes Ding, Mensch, Pflanze, Gerät! Es ganz zu erfühlen, ja, von innen heraus lebendig zu fühlen, aber nur bis zu einem gewissen Grad zu bedenken, das sei seine Kunst.

Wir aber sind allzu mißtrauisch.

* * *

Digitized by Google

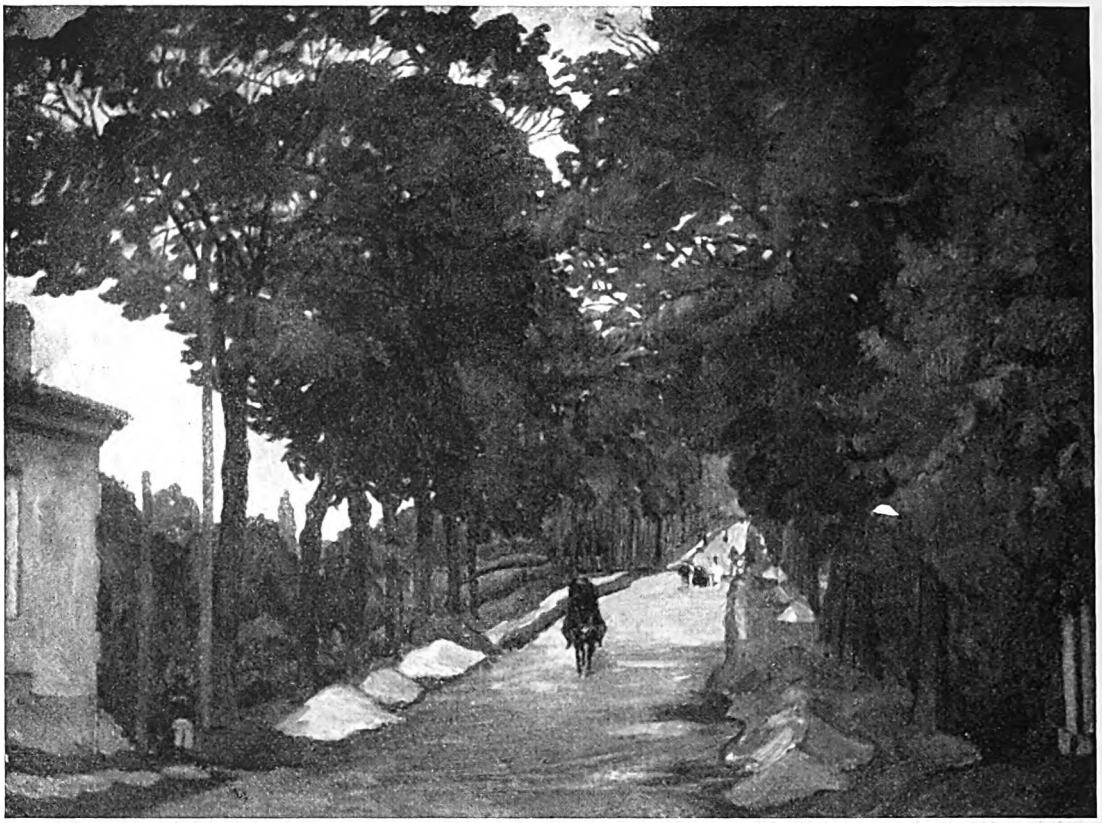
MAX UNOLD: *Abend am Hafen (1925)* *Sammlung Tönnies-Köln*

BRIEF AN MAX UNOLD

VON WILHELM HAUSENSTEIN

ES war, lieber Freund, zuerst wohl so, daß ich schreiben wollte, was man einen »Aufsatz über Max Unold« nennen würde, und ich überlegte mir, im starken Schein dieser mittäglichen Februarsonne den Eichenweg zur uralten Ramsachkapelle am Moor hinunterspazierend, wie dies am richtigsten, am wahrsten und vielleicht auch lehrreichsten zu machen wäre. Ich dachte an Sie, wie Sie im Kittel Bild um Bild hervorräumen und herzeigen, wie Sie mit schöner Enthaltung von vielen Worten und sehr genau zu sagen pflegen, was Ihnen wesentlich ist an Ihren Bildern (oder wesentlich zu sein scheint), die Gedanken »über Unold« versammelten sich, ohne daß ich viel dazu tun mußte, und ein Aufsatz hätte sich schreiben lassen. Aber als ich nun anfing, zu skizzieren, da schob sich eine Schranke zwischen Feder und Papier — und sie zog sich erst in dem Augenblick zurück, in dem ich mir das Bedürfnis, ja den Zwang eingestand, anstatt des Aufsatzes über Unold einen Brief an Sie zu schreiben. In keinem Aufsatz hätte ich verleugnet, daß ich Ihr Freund und ein Freund Ihrer Kunst bin. Es ist mir natürlich, dies nun ganz zu bekennen, da ich es doch nicht würde ver-

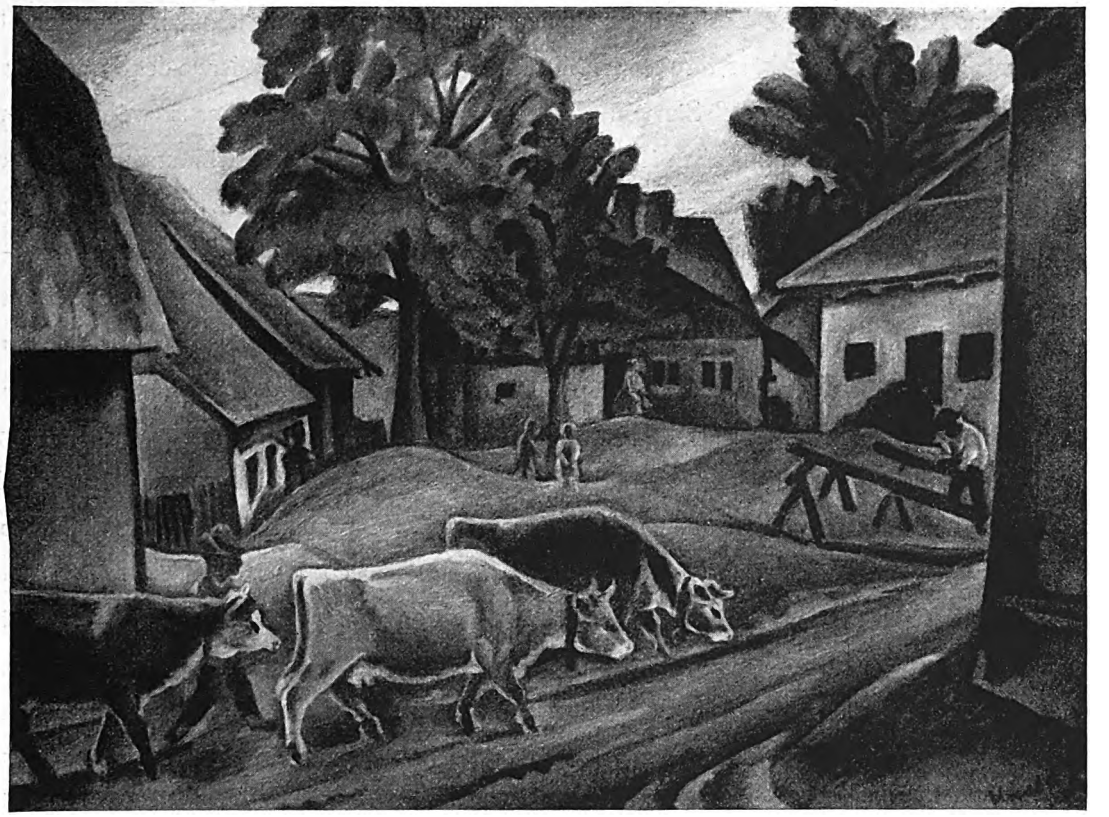
Digitized by Google



MAX UNOLD: *Straße nach Lissonene (1911)* *Bes.: Büchele, Meiningen*

borgen haben. Es würde mir nicht natürlich sein, einen Aufsatz »über Sie« zu schreiben: denn ich bin nicht »über« Ihnen, Sie sind nicht tot, ich bin nicht Ihr Historiker, wir stehen beieinander auf dem nämlichen Boden des Lebens, Sie existieren mir nicht als eine Person, von der man in der Form des kritischen und schon geschichtlichen Berichts schreibt, wie ich mir selbst nicht in der Verfassung der urteilenden Objektivität existiere. Vielmehr: ich habe Sie und Ihre Bilder lieb. Es machte sich spät, wir sind viele Jahre umeinander herumgelaufen, und am Ende sitzen wir noch heute nicht allzu oft beisammen, es bedarf zuweilen wohl eines seegrünen, schwefelgelben und faulig-rosaroten Föhnhimmels über München im Februar oder März, damit wir einander in die Hände laufen, natürlich im Hofgarten — und dann freilich wie auf ein geheimes Stichwort, das besser ist als das Telephon. . . Wie sollte ich nun gar mit der terminologischen Objektivität des Kunstschriftstellers von Ihnen reden — ein paar Tage nachdem wir mit Ihrer reizenden Frau die letzten Vollendungen des Tango just zwischen Ihren immer etwas traurigen Bildern exekutiert haben und, nachdem Sie mir auf dem Fest Falckenbergs als General Radetzky ‹in Zivil, mit Zylinder, wenn auch mit Franz-Josefs-Bart› erschienen sind und Ihre schwäbische Zunge zu einem verblüffenden Wienerdeutsch gebogen, erweicht und zu allerhand österreichisch barocken Sprach- und

Digitized by Google



MAX UNOLD: *Kuhherde im Dorf (1920)* *Sammlung Simons-Elberfeld*

Tonvoluten modelliert haben? Wenn ich nun in der Tat von Ihnen rede, so will ich vor allem zu Ihnen selbst reden. Ich scheue mich nicht, es vor anderen zu tun — aber es soll unser Gespräch sein.

Ich habe vorhin gesagt, daß Ihre Bilder mir immer etwas traurig erschienen seien. Es ist an diesem Aschermittwoch der besondere Augenblick, es zu gewahren, es noch einmal zu gewahren, sehr gut zu gewahren — noch einmal, denn wir wissen es. Mir ist, als hätten Ihre Bilder jene Nüchternheit, die der Enthaltung, der produktiven, allzu verantwortlichen Enthaltung nach dem Trunke folgt, jener Enthaltung, deren tiefster Grund eine, wenn ich so sagen darf, fruchtbare Melancholie, eine tätige Reue ist. Nur wer den Wein liebt, vermag diese unbedingte Deutlichkeit der folgenden Tage. Und nur, wer den Wein liebt, vermag es, der Deutlichkeit diesen kaum sichtbaren Schleier der Wehmut, der edlen Verstimmung, der uneingestandenen Trauer überzulegen. Da wir beide zähe Humanisten sind, würden wir gerne in antikischen Gleichnissen reden und etwa sagen: Apollon im Gefolge des Bakchos — Apollon im Vorhof des Hades, nur daß dies ein wenig zu erhaben sein würde. Eher dürfte ich, wenn ich zwischen den Wänden Ihres Ateliers Ihr weißes, Ihr fahles, getrübtes, unliebliches Gesicht erblicke, an den Silen des Platon denken, der außen nicht reizend ist, aber im Innern Götterbilder verbirgt. Ihre Bilder, lieber Freund, sind Ihre Altäre. Ich will damit das Maß Ihres Ernstes bezeichnet haben — wenn ich damit auch

Digitized by Google

etwa noch das Maß Ihrer Gott-Losigkeit bezeichnen muß, für die Sie nicht können, unter der Sie seufzen und die Ihre Atelier-Altäre, Ihre Götterbilder so traurig macht, daß sie denen des Symposions doch nicht gleichen. Ach, nicht daß Sie von Gott fortgegangen wären, aber er ist wohl nicht bei Ihnen, wie er bei keinem von uns allen ist, seine Gnade geht nach anderen Richtungen. . . Doch dies ist wahr und scheint mir immer aufs neue verblüffend: daß Sie dem Silen ähnlich sind, der Heiligtümer verbirgt — daß Sie also diesem Silen ähnlich sind, wie Sokrates ihm ähnlich war — Sokrates, o ja! Denn wenn ich des letzten Symposions gedenke, bei dem Ihnen der Geist vom Wein dahingetragen war, so bleibt mir noch in diesem gänzlich klaren Augenblick die sichere Erinnerung an einen blassen Mann mit unförmiger Nase und traurig-seherischem, innig-seherischem Auge, der im Ton des Schwärmens die reinsten Wahrheiten über die Dinge des Menschen hinsprach, so daß alle staunten und still wurden und daß die Trunkenen ahnten, wie Ernstes da aus chimärischem Munde geredet wurde. . . Und umgekehrt könnte ich nun vielleicht von Ihren Bildern sagen: sie scheinen nichts zu tun, als klare Wahrheiten auszusprechen, doch unter dem Anschein der bewußten, der methodischen Nüchternheit betreiben sie einwärts ein leises, zärtliches und sehr, sehr melancholisches Schwärmen. Diese Fischer rudern, diese Fischer legen die Netze aus oder ziehen die Boote an den Strand, diese drei Arbeiter laufen, das mit magerer Suppe und etwas roter Wurst gefüllte Emailgeschirr in der Hand, durch eine proletarisierte Landschaft in die Fabrik, deren Schlote mit ihrem Rauch dem morgendlich falben Himmel ein absonderliches Opfer darbringen, und wieder rühren sich die Geschäfte der Fischer, da sind die vom Wasser, vom Fisch, vom Öl feuchten Männer und bessern ihr Schiffchen aus oder schauen ins Weite. Lauter Dinge, die sich prüfen lassen, gewiß. Aber mir scheint, diese Fischer, diese Arbeiter tun das, was sie sichtlich tun, gleichsam nur im äußeren Plan ihrer Existenz, wie um etwas Wichtigeres, das sie heimlich haben, zu verbergen. Sie sind leise mit dem Dasein verschworen, mit den Gründen des Daseins: sie wissen nicht wieso, wozu — und dennoch ist es nicht anders, ihr Tun bewegt sich um ein Geheimnis, das um so merkwürdiger ist, je weniger davon ins Bewußtsein der Fischer, der Arbeiter und der Zuschauer zu dringen vermag. Wir spüren das Geheimnis, das wir nicht kennen, und wir haben ein leises Bangen davor wie vor dem Schatten des Todes.

Mir schien, die Fischer, die Fabrikarbeiter wüßten nicht, um welches Geheimnis sie handeln und leben, aber in der Mitte, am Grunde ihres fleißigen Daseins sei dies unbenannte Geheimnis, das von Traurigkeit übersponnen ist, alle diese Figuren seien gleichsam Puppen ihrer Geheimnisse, und es komme eigentlich darauf an, den Moment noch abzuwarten, in dem die Geheimnisse aus den Puppen ans Licht ausschlüpfen werden. Dann würde ein lichter Unold entstehen, und seine Bilder würden im Glanz der Sonne heitere Feiern halten und sich an leichten Speisen und Getränken auf entzückende Weise sättigen wie Schmetterlinge. Vielleicht, daß dann der schwärmende Unold der Symposien, der im Wein eine Zukunft andeutete, auch in der Malerei eine schimmernde Heimat

Digitized by Google

MAX UNOLD: *Frühling (1923)* *Bes.: Ising, Bochum*

fände... Was dünkt uns, lieber Unold? Reden wir nicht davon, reden wir nicht vom Sterben und vom Auferstehen, wiewohl wir nun in die Wochen der Trauer gelangen, wenn wir sie je verlassen haben. Aber etwas anderes möchte ich Ihnen doch sagen, und ich sage es, weil ich weiß, daß ich es ohne Gefahr für Sie tun kann. So oft wir zusammenkamen und vor Ihren Bildern Worte tauschten, sprachen Sie immer nur von Ihrem Handwerk. Sie sprachen von den Aufgaben des Malers, Sie sprachen immer nur von dem, was man wohl als das Technische bezeichnen dürfte. Sie sprachen von dem »wie man es macht«, oder wie man es machen sollte, besser machen würde — und so fort. Sie haben mir nie etwas von der »Idee« Ihrer Bilder gesagt. Und wenn es noch eines

Digitized by Google

übrigen Erkennens bedurft hätte, so hätte ich daran erkannt, daß Sie ein rechter Künstler sind. Von den Ideen nämlich pflegen die Maler zu reden, denen es im Künstlerischen irgendwo fehlt. Ich sage: im Künstlerischen ‹nicht nur etwa im Technischen›. Erwarten Sie nun aber nicht, daß ich Ihnen auf das Technische eine Antwort gebe. Das Technische ist Ihre Sache. Ich aber werde vom Künstlerischen Ihrer Malerei betroffen — ich als Laie, der ich bin, wenn ich neben einem Maler stehe. Was sollte ich zu Ihrer »Technik« sagen? Ich wäre nichts als ein verhinderter Maler, wenn ich davon reden wollte. Ich bin aber nichts als ein Mensch, wenn ich mit Ihnen rede und Ihre Bilder sehe. Machen Sie sich weiter Sorgen über Ihre Kunst ‹das heißt über das Bildermachen›. Sie sind ein Maler, Sie tragen dies für uns ‹fast sage ich: dies Kreuz›. Uns bleibt die Freude, die etwas melancholische Freude, von dem und nur von dem berührt zu werden, was in Ihrer Kunst die Poesie ist — ja: die Poesie. Ich könnte auch sagen: die Idee. Es wäre einerlei. Die Hauptsache ist, die beruhigende Hauptsache, daß Sie Poesie vermögen, wo Sie nur Technik zu vermögen glauben, daß Sie dichten, wo Sie ein Handwerker sind. Vielleicht, daß ich und meinesgleichen Ihnen dann und wann sagen können: hier fehlt es im Bilde — hier mangelt es an der Faktur — hier ist es gut und hier besonders gut. Natürlich haben wir einigen Anteil an der Brücke — müssen ihn haben. Aber wir Laien müssen vom Handwerk ebenso schweigen, wie Sie von der Poesie schweigen. Sie malen — und die Poesie ergibt sich, ja sie steht bei Ihnen, ist da. Wir empfinden den menschlichen Geist Ihrer Bilder, der ein Geist der Dichtung ist — und indem wir ihn empfinden, haben wir die Güte, ja das Vollkommene Ihres Handwerks hingenommen. Wir empfinden die Wohltätigkeit des Schuhes, der uns aus der Hand eines Meisters um den Fuß geschlossen ist, wir empfinden die Wohltat, nicht das Handwerk. Sie umschweigen das Geheimnis der Idee, wir umschweigen das Geheimnis des Handwerks. Und mir will scheinen: so ist die Welt in Ordnung, so ist sie zwischen Künstler und Leute, zwischen Pfaffen und Laien richtig aufgeteilt. Wir haben zusammen auch nie vom Gegenstand geredet. Aber einmal muß ich Ihnen doch gesagt haben, daß ich Ihre armen Leute liebe und daß Ihre armen Leute, Ihre Vorstädter, die auf einsamen Spaziergängen in der Dämmerung von Ihnen gesichtet wurden, Ihre Bilder zu Recht erfüllen: denn wir sind allzumal Vorstädter und Proletarier — auch dann, wenn wir es gar nicht zu sein scheinen, und dann vielleicht am meisten, wenn es uns glückt, es zu verbergen ... Sie brauchen es nicht zu wissen. Sie sind so fest, daß es Ihnen nicht schaden kann, es zu wissen. Und ich glaube: am Grunde Ihres Wesens wissen Sie es. So wie jene Fischer wissen, daß auf dem Grunde des Wassers die Fische sind. Ja, Sie wissen es noch besser.

Ich könnte Ihnen auf mannigfache Weise sagen, was ich als die Poesie Ihrer Kunst empfinde. Ich will Ihnen heute aber nur noch eines sagen — und dies Eine ist freilich wichtig, denn es umschließt so viel, so viel: Ihre Einsamkeit ist der Boden Ihrer Poesie. Zwar ist etwa wahr, was ich sonst von Ihnen geschrieben habe: daß Sie auf Ihre Weise in der Überlieferung des anständigen

Digitized by Google

MAX UNOLD: *Angelnde Knaben (1922)* *Institute of Art Detroit U. S. A.*

Malens stehn, die der immer dünnere Vorrat eines besseren München ist, daß München Ihnen etwas von dem schönen Geist des Maßes ‹der Mäßigung› gegeben haben könnte, der Ihre Kunst auszeichnet — vielleicht auch ein Stück der heimlichen Klassizität, die Ihnen eigen ist, vielleicht ein Stück des liebenden Respekts für die Welt des Ateliers, der das Atelier oft als einen Ort gefiederter Lustigkeit nimmt ‹an die wir nicht ganz glauben›, am liebsten aber als einen Ort kultischer Gläubigkeit an die Kunst. Vielleicht hat ein besseres, aussterbendes München an der gebildeten Haltung Ihres Malens Anteil. Wie dem aber sei: ich spüre in allem doch am meisten die Einsamkeit Ihrer sehr persönlichen Person — und freilich gehört das Alleinsein, das Alleinlassen wohl auch zu den Münchener Traditionen, zu denen, die halb fatal, halb günstig sind und das Persönliche immerhin besser gedeihen lassen als man ahnt. Doch ganz gewiß hat Ihre Kunst nichts zu tun mit jener

Digitized by Google

übelsten Entartung der guten Münchner Tradition: mit der im banalen, flachen Sinne »dekorativen«. Im Gegenteil: Ihre Malerei ist von einem rührenden sachlichen Ernst. Sie ist eingezogen, nicht ausgebreitet, und ist sie innig, so ist sie es doch nie auf Kosten einer gelassenen Größe der malerischen und struktiven Form. Sie steht in einem schönen Ausgleich. Ich möchte sagen: Ihre Bilder seien nicht unähnlich den Stationen eines Kreuzwegs, sie tragen etwas vom Charakter der Devotionalien an sich. So wenig kommt es Ihnen auf das Bloß-Dekorative, so sehr auf die Andacht im Verhältnis zur Sache an, und so mag wahr sein, daß dies ein heimlicher Beitrag des katholischen München an Sie ist, an Sie, den Protestanten aus der Reichsstadt Memmingen.

Was soll ich Ihnen wünschen? Daß Sie ein Lehrer von Schülern wären? Ja — denn ganz wenige sind so wie Sie zum Amt eines Lehrers berufen, denn wenige können so viel, und wenige sind so gescheit, auszusagen, was Handwerk ist, und wenige stehen so sehr in jenem anonymen Verbande alles Menschlichen, der mit wenigen Bekanntschaften auskommt. Vor allem aber wünsche ich Ihnen, daß Sie in diesem namenlosen Verbande des Menschlichen bleiben, auf dem die moralische Welt ‹und also auch die künstlerische› ruht und der alles in unbewußter Gemeinschaft erträgt: auch das Alleinsein, auch die Torheiten des Echos oder den Mangel an Widerhall und die Lieblosigkeit der Epoche. Ihr getreuer W. H.

MAX UNOLD: *Blaues Interieur (1926)*

Digitized by Google

ZWEI GEDICHTE

VON HJALMAR KUTZLEB

HANNIBAL

Wie lind umfängt mich unterm Schattendach
Des Maulbeerbaums der Atem meiner Quelle!
Es grünt das Rasenbeet, erquickt vom Bach,

Indes da drauß' in mitleidloser Grelle
Verlechzend zittert fahlgedörrte Blache
Und mich verscheucht zur friedesamen Stelle.

Im Läublein flüsterts, freundlich singts im Bache.
Das ist die Nixe, die im Brunntal wohnt,
Sie stürbe, träfe sie der tausendfache

Glutkuß Hyperions. Doch dankbar lohnt
Ihr Baum und Busch den Trank aus kühler Schale
Mit heiterm Schirm, der ihre Scham umschont.

O liebgewordne Rast im Einödtale!
Hier will ich weilen, bis vom heißen Pfade
Die Sonne einkehrt im kristallnen Saale

Poseidons, und die Sternennacht der Gnade
Qualmüder Erdenflur sich neigt — und mir.
Mich mahnt der Hain und seines Bachs Gestade,

Mich mahnt der Tag und seine Flammengier,
Mich mahnt der Altar dort: so wars zur Stunde,
So wars am Ort, allwo der Opferstier

Vor meinem Vater fiel, am Haupt die Wunde.
Hamilkar aber nahm des Knaben Hand
Und tauchte sie ins Blut der roten Schrunde,

Digitized by Google

Dann hub er sie ob des Altares Brand,
Gebietend: »Schwör, wie ich dich lehre, Kind!
Dein Leib und Leben sei dem Vaterland,

Den Römern Haß, bis sie zertreten sind
Oder du selbst. Und läßt du je vom Kampfe,
So fälle Baal dich wie dies Opferrind!«

Mich schauderte vor Fluch und Blut und Dampfe,
Allein ich schwor. Der Vater mich umfing
Und küßte mich und löste mich vom Krampfe,

Nach Abend deutend, wo die Sonne hing:
»Wir brechen auf vom guten Mutterherde,
Aus deiner Kindheit traulich engem Ring.

Dein Tag wird Mühsal und dein Pfühl die Erde.
Ein Barkas heißt du, Blitz: ich will dich stählen,
Daß aus dem Menschen Gottes Waffe werde

Und aus dem Kind ein Held, von dem erzählen
Die Völker sollen bis zum jüngsten Tage
Und mit den Sternen deinen Ruhm vermählen.«

Und so geschahs. Wenn mich die Sonne stach,
Mied ich den Schattenwald, dem Durst versagte
Ich Labung, wenn der Brunn am Wege lag,

Dem Magen Speisung, wenn ihn Hunger nagte,
Ich wachte, war ich müd gleich auf den Tod,
Und peitschte Hagelsturm die Flur, ich jagte

Ihm nackt ins Angesicht, dem Strome bot
Ich meine Brust, wo er am wildsten rannte.
Stahl ward ich, wie der Vater mir gebot.

Digitized by Google

Ich ward zum Blitz. Von meinem Atem brannte
Sagunt. Ich zog als Wetter über Joch
Und Firnen, die noch keiner übermannte.

Ich ward die Finsternis, die talwärts kroch
Und unheilschwanger Burg und Strom bedrohte.
Mein Strahl war Tod, der immer traf. — Und doch! . .

Wie lag dies Rom vor meinem Keil im Kote
An Kannäs Tag, daß himmelauf ich rief:
»So, Vater, lös ich mich vom Haßgebote!

Rom ist zertreten!« . . . Wahn, der bald zerlief
Wie Wasser in den Sand. Dem Märchentrollen
Gleich war der Feind, dem, stürzt er noch so tief,

Aus Mutter Erde neu die Kräfte schwollen.
Mich aber ließ im Stich mein Heimatland,
Im Stich mein Volk in der verhängnisvollen

Gezeit, da Gottes Wage stillestand.
Ich sah die Schale, drin Karthagos Los
Und meines, langsam, langsam in der Hand

Des Schicksalsenders sinken, hoffnungslos.
Ich kämpfte weiter, treu dem alten Schwur
Und treu der Heimat — bis zum Gnadenstoß,

Bis daß Karthago Knecht ward. Da erfuhr
Auch ich das Wort: wer Haß sät, erntet Haß.
Die Meute setzte Rom auf meine Spur

Und hetzte mich hinfort ohn Unterlaß.
Erst aus der Heimat, wo mit besserm Mut
Mein Volk zu tränken ich verhofft, auf daß

Digitized by Google

Es sein Geschick zu wenden Gut und Blut
Allendlich wage. Und zum andern Male
Versagte sich mein Volk mir. Durch die Glut

Der Wüste mußt ich fliehn, des Tauros Tale,
Durch Eis und Meer, qualvolle Pilgerschaft.
Ich suchte Feinde Roms und fand nur schale

Maulhelden, gleich dem Hunde, der nur blafft,
Die meiner brauchten, wie man Bracken hält
Und, sind sie lästig, über Seite schafft.

So zog ich fürbaß, Ekels ganz durchgällt.
Bis mir ein gütiger Fürst den Weg vertrat:
»Du fliehst die Menschen, die dein unwert, Held?

Begreife doch: du warst in Gottes Rat
Und Hand der Hammer, und du bist's nicht mehr.
Laß ab vom Hader, dürste nicht nach Tat!

Erwarte still!« — Er führte mich hieher
Zu seines Meiers Hof in dieser Einschicht.
Ich bäumte mich, die Ruhe ward mir schwer

Und schwerer als der Müßiggang die Einsicht:
Gott braucht dich nicht mehr, du bist abgetan,
Du darfst nur warten, bis die Nacht hereinbricht. —

Doch Gott sah gnädig meine Qualen an
Und zeigte mir dies Tal, das jenem gleicht,
Wo er mich wies auf meine Erdenbahn.

Im Gleichnis offenbart' er: »Sieh, es neigt
Sich abendwärts. An jenem Altar schied
Die Kindheit von dir, wie die Dämmrung weicht

Digitized by Google

Vorm Strahl des Tags. An diesem Altar flieht
Dein Tag dem Dunkel, das dich löst vom Eid.«
Und dies auch weiß ich: durch die Steppe zieht

Schon auf der Spur der Haß, der nach mir schreit.
Sein wart' ich ohne Bangen und Verlangen.
Das Opfer und der Altar sind bereit,

Und Gott wird gnädig mein Gebet empfangen.

* * *

HEIMKEHR

Bin ichs, der durch die grauen Gassen schlendert
Und ungewiß zum alten Giebel späht,
Des Tores Inschrift liest, die steinbebändert
Mit stummem Gruß herein den Wandrer lädt?

Im Hausörn hängt der Spiegel wenig blinder
Als einst vor mir: »Sag, kennst du dies Gesicht?
Sieh diesen Mund, der schwang sich einst gelinder,
Von diesen Falten wußtest du noch nicht.«

Im Schrein ein Heft, von Knabenhand geschrieben,
Verstammelt weicher Seele frühen Schmerz.
Die Hand, das Haupt ward hart von Stoß und Hieben,
Nur hinterm Harnisch pocht das alte Herz.

* * *

Digitized by Google

DIE ARCHITEKTUR ALS WESENSAUSDRUCK DER ZEIT

VON ALFRED KUHN

VON allen menschlichen Äußerungen ist das Bauen immer eine der wesentlichsten gewesen. Mit dem ersten Dache, das der Wilde über seinem Kopfe wölbte, mit den vier Pfählen, die er einrammte, unter sich verband, um für sich und die Seinen Schutz gegen die widrigen Einflüsse der feindlichen Welt zu schaffen, trennte er sich ab und manifestierte zum ersten Male deutlich und bewußt sein eigenes individuelles Leben. Angefangen von dieser einfachsten architektonischen Tat bis hinauf zu den Pyramiden der Pharaonen ist die Baukunst immer die stärkste Bejahung des eigenen Lebens gewesen. Indem sie dieses Dasein als lebenswert, als zu erhalten empfindet, trifft sie Vorsorge für seinen Schutz, trachtet sie danach, es zu verlängern, es so angenehm und auch so imponierend wie möglich zu gestalten.

Über das Bauen als eine schlechthin für alle denkenden Menschen verbindliche Handlung hinaus hat jede Epoche in ihm ihr Wesen ausgeprägt. Sind die kunsthistorischen Stile, so wie die rückschauende Geschichte sie analysiert hat, die Ausdrucksformen bestimmter sozialer und geistiger Verfassungen, so spiegelt sich in der Baukunst der betreffenden Epoche am aller reinsten hinwiederum jeweils die geistige und soziale Situation.

Die allem Mystischen abgeneigte Antike, der klare Besinnung, höchste Vernunft das Erstrebenswerte war, hat den Tempel geschaffen, den reinen, faßbaren Kubus, der scharf sich abhebend von der leuchtenden Kuppel des blauen Himmels, in sich begrenzt, sich selbst bejahend, ein organisches, von der Umgebung völlig unabhängiges Gebilde darstellt. Die Säule, in sich abgeschlossen, aufsteigend vom Fuße hinauf zu ihrem Haupte, dem Kapitel, ruhend in sich selbst, ist wie jegliches Gebäude der klassischen Antike ein nur aus sich zu erklärender Organismus ohne jede Beziehung zum Nachbar oder zu übersinnlichen Mächten. Gleichgeordnet stehen die Häuser in einer Stadt, überhöht die Tempel, wohlausgewogen die Plätze, die Straßen, die Verbindung herstellend. Es ist das demokratische Ideal frei sich bejahender Menschen, das ausgedrückt wird, von solchen, die Götter nach ihrem Bilde sich schufen, Götter, denen die Ahnen noch in offener Feldschlacht kämpfend entgegentraten.

Die mittelalterliche Stadt: dicht aneinandergepreßt hocken schmale Häuser bucklig beisammen. Winklig und eng sind die Treppen, die korkenzieherartig sich in ihrem Innern bewegen. Tief drückt ein Dach die Gebäude nieder, die in Demut und Selbstvernichtung um das eine einzige ragende Haus sich scharen, das des Gottes. Dieses allein überhöht sie, strebt empor zu schwindelnder Höhe, dort seine Verbindung mit dem Unendlichen ersehnend. Was bedeutet dieses Leben: Eine kurze Prüfung vor ewiger Wonne. Wenig will es besagen, wie man es verbracht,

Digitized by Google

nicht wert ist es, dafür Vorsorge zu treffen. Denn je kürzer es ist, desto kürzer die Prüfungszeit, desto bälder geht jeder ein in den Schoß unendlicher Glückseligkeit. Fachwerkbauten sind es, die geschaffen werden. Nur die Kirche ist aus edlem Stein gemacht. Sie ist so gefügt, daß sie ungezählte Generationenreihen überdauere. Kaum unterscheiden sich die Häuser der einzelnen Menschen untereinander. Brüder sind sie im Glauben, nicht teilhaftig des Wissens um das Wesen der Dinge, nur im Göttlichen fortzuleben scheint ihnen wert. An den Portalen und den hochragenden Wänden der Kirchen manifestieren sich die Künstler ungenannt. Bauhütten arbeiten zusammen. An den Platz des Sterbenden tritt sein Nachfolger in unwandelbarer Abfolge. Nur das Höchste zu schaffen, über sich selbst hinaus zu gelangen, die eigene Nichtigkeit zu überwinden zum Ruhm des höchsten Wesens, ist Aufgabe, nicht die Persönlichkeit auszubilden, sie abzutrennen von der anderen, sie bewußt der Gottheit gegenüberzustellen. Der kollektive Geist des Mittelalters spricht in seinem Bau.

Als dann die große Welle der sich auf sich selbst besinnenden Vernunft, als die Renaissance über Europa schlug, ausgehend von Italien, die germanischen Länder im Sturme durchbrausend, veränderte die Baukunst wiederum ihr Angesicht. Die Häuser werden räumiger. Aus Stein massiv aufgeführt, lagern sie sich wohlig und selbstbewußt an den Seiten der breiter werdenden Straßen. Vielerlei Schmuck wird an ihnen angebracht, den Reichtum und den individuellen Geschmack ihres Besitzers bezeugend. Die Fenster werden höher, damit das Licht freier hereintrete, die Zimmer größer, auf daß stolze in umfangreicher Gewandung einherschreitende Menschen sich ungehindert bewegen können. Von neuem versucht man in der Formensprache der klassischen Antike zu sprechen, in jener die Vernunft so hoch bewertenden Zeit eine schwesterliche empfindend Wieder sieht man die Säule in ihrer ruhigen Majestät an den öffentlichen Gebäuden, ja selbst an den Kirchen. Wo ist das unendliche Streben der Gotik geblieben? Wo sind die dünnen Pfeiler, die in hysterischer Selbststeigerung in schwindelnde Höhen emporschießen, wo das gebrechliche Maßwerk, die dünnen Gitter der Turmhelme, die so zierlich gebildet, damit das Auge Gottes sie wohlgefällig betrachte? Die Kirchen sind niedriger geworden. Ihr Raum hat sich erweitert. Nicht mehr wird die Seele zusammengedrängt zwischen engen Wänden um emporgeschleudert zu werden, sondern in lichtdurchfluteten, in heiterem Ebenmaß geschmückten Sälen bewegen sich selbstbewußte Bürger, ihrem Gotte die Referenz zu erzeigen oder der klugen Auslegung seines Wortes von der Kanzel her zu lauschen. Hatte im Mittelalter sich eine rauschhafte, kollektive, malerisch-nebulos sich aussprechende Transzendentalität dokumentiert, so legte in der Renaissance ein klar, tastbar plastisch sich ausdrückender rationaler Individualismus vom eigenen Wesen Zeugnis ab.

Aber noch einmal erhob die Gemeinde Gottes siegreich die Fahne unter der Führung der verbündeten Geister Italiens und Spaniens. Es ist die Zeit der Gegenreformation und ihr

Digitized by Google

Ausdruck ist das Barock. Wohl ist der Typus des individuellen Menschen geschaffen und in den mächtigen Palästen Roms, Florenz, und so mancher anderer Städte der appeninischen Halbinsel lebt er fort. Aber die Ruhe und die Selbstsicherheit seines Geistes ist erschüttert. Nicht mehr klar kantige, scharf sich abtrennende Gebäude sind es, die er baut, nicht mehr ragt die Säule als ruhig tragendes Funktionselement an seinen Wohnungen, sondern sie windet sich unter der Last der Gewölbe, ihrer zwei und drei werden verkuppelt, um ein Gesims zu tragen. Das Irrationale steigt von neuem sieghaft empor. Karyatiden mit prall gespannten Muskeln stützen ein leichtes Portal, aber riesige Kuppeln scheinen frei über dem Gewölbe der Kirchen zu schweben, eben nur gehalten von leichtfüssigen Engeln, mit den dünngliedrigen Fingern ihrer zarten Hände. Die Funktion wird verwischt. Mit einem Kleide schimmernder goldener Ornamente wird das Innere der Kirche überzogen, das Auge wird geblendet von dem Glanze, der gleichsam überirdisch aus nicht erkennbaren Quellen es überströmt. Wohl kennen wir heute die Künstler, die diese Werke geschaffen, denn sie haben sich nicht überwinden können und haben sich selbst uns genannt. Trotzdem aber gleichen sie sich im wesentlichsten so sehr, verbindet sie unter sich so unendlich viel mehr als die Künstler der Renaissance, haben sie alle zweifellos in weit höherem Maße danach gestrebt, etwas Absolutes darzustellen, was jenseits der eigenen Persönlichkeit lag, daß das Kollektive dieses Stiles unleugbar uns vor Augen tritt. Hatte in der Renaissance die Abgrenzung nationalen Wesens begonnen, konnte man damals tiefgreifende Unterschiede in den Bauwerken der verschiedenen Nationen konstatieren, war eine italienische Renaissancekirche von einer deutschen grundlegend verschieden, der Palast oder das Bürgerhaus eines Florentiners von dem eines Augsburgers, eines Nürnbergers, so faßt das Barock von neuem die Geister zusammen. Wird man auch zugeben, daß das spanische Barock die höchste, glanzvolle Ausbildung des gegenreformatorischen Gedankens manifestiert, so ist doch das Wesentliche seines Stiles identisch mit dem des römischen Barock, des neapolitanischen, des französischen, des bayrischen oder dem der österreichischen Lande.

Das Ende des 18. Jahrhunderts hat von neuem den Sieg des rationalen protestantischen Geistes sich auswirken sehen. Die Tat der deutschen Reformation hat weiter gewirkt in der englischen Revolution von 1649, in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, in der englischen Philosophie des 18. Jahrhunderts und hat am Ende den Brand der französischen Revolution angezündet, die Europa ein Vierteljahrhundert in Flammen setzte, um es endlich als ein geschwächtes aber aufgeklärtes zurückzulassen. Das Individium, das unter schweren geistigen Kämpfen 400 Jahre lang an seiner Ausgestaltung und Befestigung gearbeitet, trat nunmehr auf den Kampfplatz, bestrebt das Höchstmögliche vom Leben für sich zu erlangen, dem Übersinnlichen keinerlei Konzessionen zu machen, die Wünsche des Nebenmenschen unberücksichtigt zu lassen, mit dem es sich durch keine überindividuellen Bande verbunden fühlte. Aus einer vorübergehenden Herr-

Digitized by Google

schaft des der Antike entlehnten klassizistischen Stiles, nach kurzen romantischen transzendentalen Anwandlungen bildete sich ein Stil vollständiger Stillosigkeit, indem jeder Einzelne nur bestrebt war, das eigene Ich nach jeder Richtung auszuleben. Nachdem höhere geistige Bindungen weggefallen waren, nachdem das Materielle als alleiniger Herrscher auf dem Thron und über dem Thron begründet, konnte der Einzelne nur danach streben, in seinem Haus das Symbol der eigenen Person zu schaffen. Damit ist der Willkür eines gierig nach schnellem Erfolg, nach schnellem Reichtum greifenden Bürgertums die Tür geöffnet, und einer wahrhaft gigantischen Geschmacklosigkeit. Die geistige Konsequenz einer solchen Gefühlslage mehr oder minder in ganz Europa ist der allgemeine ökonomische Aufschwung, die Vervollkommnung der Technik, aber am Ende auch der Kampf aller gegen alle, das Fazit ein Weltkrieg und der Tod der zentraleuropäischen Vorherrschaft sowohl in geistiger als auch in materieller Beziehung. Der Individualismus hatte sich soweit entwickelt, daß er sich am Ende selbst aufheben mußte.

In zwei Staaten ist die Vernichtung des hochkultivierten Individuums des 19. Jahrhunderts am deutlichsten geworden, nämlich in Amerika und in Rußland. Unbelastet mit dem geistigen Ballaste des Ererbten, wie es im alten Europa der Fall war, hat Amerika den Typus langsam ausgebildet, der sich in seinen Vertretern nur graduell, maßstäblich unterscheidet. Den amerikanischen Menschen trennt von seinem amerikanischen Bruder nur Dimensionales, nicht Individuelles. Das Produkt in geistiger Beziehung ist eine völlig uniforme Kultur auf rationaler Basis, die eigenartige Entwicklung des Einzelnen ist verhindert durch mangelnde Möglichkeiten und in den engen Kanal der Dimension geleitet. Es kann wohl ein jeder unendlich viel mehr leisten als der Nebenmann, materiell zu viel mehr gelangen, aber nicht zu Andersartigem, zu von jenem wesensverschiedenen Ausdrucksformen. So hat ein konsequenter Hochkapitalismus durch Ausschaltung von allem Irrationalen zum ersten Male doch eine kollektive Gesamthaltung erzeugt. Genau dasselbe ist in Rußland geschehen. Hier ist der Kollektivismus mit dem scharfen Messer der Revolution geschnitten worden, als Ausdruck des Proletariats, das individuelle Verschiedenheiten unter den eigenen Mitgliedern nicht duldet.

Beobachtet man die Wirkung der beiden genannten großen kollektiven Faktoren des Weltpanoramas, so erkennt man ihren ungeheuren Einfluß auf das alte Europa. Dieser von inneren Kämpfen und von jahrhundertelangen psychischen Erschütterungen geschwächte Leib unterliegt fast widerstandslos dem Einfluß der neuen kollektiven Mächte, zumal er seiner materiellen Möglichkeiten verlustig gegangen ist, sich mit Erfolg zu wehren, nachdem ein weitgetriebener atomisierender Individualismus ihn entmachtet hat, und eine neue transzendentale Idee, die ihm lebendigen Antrieb geben könnte, nicht vorhanden ist. Der Amerikanismus — wir können ruhig den proletarischen Einfluß Rußlands beiseite lassen — beherrscht augenblicklich vollständig Europa, wird es in immer höherem Maße beherrschen und ihm unbedingt im kommenden Jahrhundert das

Digitized by Google

Gesicht aufprägen. Nicht uninteressant ist es, daß sich die moderne Baukunst, wie sie sich in Holland, in Frankreich, in der Schweiz, in der Tschecho-Slowakei und in Deutschland darstellt, wie sie auf der letzten Ausstellung besonders von Rußland in Paris vorgeführt wurde, ihren Ursprung in Amerika hat, in den genialen Bauten von Frank Lloyd Wright in Chicago, der ihre ersten Monumente dort schon in den 90er Jahren errichtet hat. Der Grundgedanke, den jener Baumeister aussprach, ist sehr wenig verändert bis zum heutigen Tage wirksam geblieben und zwar in der modernen Baukunst aller der genannten europäischen Völker. Dieser Gedanke liegt auf rein ökonomischem Grunde. Die Maschine, die Technik haben im Laufe der Zeit neue Möglichkeiten geschaffen. Man bedient sich ihrer und nützt sie bis an ihre Grenzen aus. Amerika, das keine Tradition besitzt, fühlt sich durch sie nicht beschwert und kann rein rational, mit kühlem offenen Sinn an die neuen Dinge herantreten. Die klassische Architektur, die fast ein Jahrhundert lang Amerika sich ausgeborgt hatte, konnte nicht als mit dem neuen Lande zusammengewachsen empfunden werden, und demnach sentimental behindern. Die vielerlei zum Rassenbrei sich vermengenden Völker aus Europa mußten sich gegenseitig in ihren völkischen Überlieferungen aufheben. Das slavische, das niederdeutsche, das italienische Haus, so wie es sich seit Jahrtausenden entwickelt hatte, wurde wirkungslos. Die Grundtendenz des amerikanischen Wesens, die Gefechtsbereitschaft im Kampfe ums Dasein drückte sich aus in einem Minimum von Gepäck, in einem Minimum materieller und ideeller Belastung.

Diese selbe seelische Haltung ist nun auch die Europas geworden. Wohl stehen sich hier noch feindliche Parteien gegenüber, das historische Erbe wirkt nach und veranlaßt die ältere Generation zum Festhalten an Überkommenem. So ist das erste Auftreten des modernen Stils in Deutschland beispielsweise in der Maske des Klassizismus geschehen, von anderer Seite wiederum hat man die funktionale Gotik bevorzugt und hat ihr mathematisches Reduktionssystem auf den Eisenbau übertragen. Hatte die Gotik die ganze Last von den Wänden weggelegt und auf einige Punkte der Pfeiler versammelt, so imitierte man diese Art nun bei den modernen Eisenbetonbauten. Dieser teils historischen, teils kompromißlerischen Richtung gegenüber steht die voraussetzungslose der modernen Architekten, wie sie repräsentiert werden in Frankreich durch Le Corbusier, in Holland durch Männer wie Oud, Jan Wils, H. F. Symons, v. d. Steur, de Bazel, in der Schweiz durch Stam, in Deutschland durch Mies, van der Rohe, Gellhorn, Taut, Luckardt, Häring, Mendelsohn, Bartning, Gropius, Korn, Poelzig, Gutkind. Sie sind wohl unter sich verschieden, indem der eine ausgeht vom Plastischen, das Haus auffaßt als ein taktisches, modelliertes, klar umgrenztes Gebilde, der andere, indem er mehr auf eine malerische, auf eine Silhouettenwirkung hinzielt, ein dritter, indem in ihm die Bewegungstendenz der Gotik nachtönt und er in seinem Haus nicht ein ruhendes, in sich geschlossenes, sondern ein bewegtes, in die Landschaft hineindrängendes, sich mit ihr verbindendes Gebilde schafft. Trotzdem eint sie jenes Prinzip der Modernität, das auf alles Deko-

Digitized by Google

rative, auf alles nicht Sachliche verzichtet, das den wahren Abscheu hat vor jeder Art von Fassadenmacherei, vor Vorspiegelung falscher Tatsachen, und das mit Begeisterung sich zu den neuesten Errungenschaften der Technik bekennt und sie seinen Zwecken dienstbar macht.

Die Tatsache, daß offensichtlich die gesamte moderne Architektur von Moskau bis Chicago und von Budapest bis Paris in ihren Prinzipien sowohl wie in ihren Erscheinungsformen sich völlig deckt, beweist, daß wir in ein neues Stadium des Kollektivismus getreten sind, und daß, ob wir es wollen oder nicht, die Angleichung der Kulturvölker auf dem weiten Erdkreis beginnt,
jener Völker, die noch vor kurzem, wütenden Tieren gleich, sich
das Fleisch von den Rippen gerissen haben.

* * *

ERWACHEN BEI VOLLMOND

VON HEDWIG FORSTREUTER

War Helle um mich, schlug die Augen auf,
Sah der Mond zu mir herein,
Sein Blick wie eine Botschaft von Gott,
Ich solle nun gläubig sein!
Mit Klagen nicht mehr vor sein Antlitz gehn,
Nur warten geduldig und still,
Ob nicht wie der Mond und das Frühlingswehn
Mein Glück wieder wachsen will.
Du Himmelslicht, ich gebe mich ganz
An deine silberne Ruh,
Mein Herz schlägt gelassen, es betet, und gleich
Fallen die Augen zu. — —

* * *

Digitized by Google

PIRANDELLO

VON FRITZ GAUPP

DER Skeptizismus unserer Zeit, der die Welt der Erscheinungen selbstherrlich zu meistern glaubt, scheint zu einem völlig unfähig geworden zu sein: zu einer dem betreffenden Objekt angepaßten, ausprobierten, gleichmäßigen Spannung, die einen wirksamen Strom grundlegender Erkenntnis erzeugen könnte. Die Kritik unserer Gegenwart ist, je beweglicher und sprunghafter, desto steriler. Ein bedauerliches Chaos »kritischer Orientierung« breitet sich heute wuchernd aus über alle irgendwelchen Produkte geistigen oder gar künstlerischen Schaffens. Nichts darf zur Norm, nichts in Gesetze gefaßt werden, nichts gilt als Teil einer gegebenen, gewachsenen Vielheit. Die momentane Reaktion des »selbständigen«, »unabhängigen« Ichs ist einzig Maßstab für alle Dinge.

Daß sich unsere Geistigkeit auch nicht einen Schritt frei machen kann von der übermächtigen, historisch fundierten Entwicklung unseres kulturellen Weltbildes, sich vielmehr immer rettungsloser verstrickt in absurdeste Widersprüche, ist heute — im Zeitalter des journalistischen Snobismus — nur wenigen klar. Es steht so, daß viele Zeitgenossen — überzeugt von der eigenen Objektivität und ihrer unfehlbaren Erkenntnismöglichkeit — unfähig geworden sind zum Verständnis grundlegender Symptome. Wir beurteilen Endeffekte, Leistungen, also Gegebenes, heben es heute in den Himmel, verwerfen es morgen, und haben dabei völlig das Gefühl verloren für die mystische Strömung aller organischen Entwicklung, die ihre Fühler zwar nach den verschiedensten Richtungen ausstreckt, selbst aber — unabhängig von unserm Urteil — in unmittelbarer Deszendenz aus Geschlechtern entsteht und den Boden bereitet zu neuen Evolutionen. Wir halten eine Erscheinung wie z. B. die Spenglers für »erledigt«, wenn wir das Gegenteil seiner Thesen behaupten und diese scheinbar in Wort und Tat widerlegen. Niemand aber kommt zu dem Schluß, daß jede Erscheinung allein durch ihre Existenz ihre Lebens-Notwendigkeit beweist, daß wichtiger als die These ihr Mutterboden ist, ihre historische Verankerung im Zeugungsprozeß alles Seins.

Urplötzlich tauchte eines Tages der Name »Pirandello« auf und verbreitete seinen Klang mit kaum glaublicher Schnelligkeit. Und schon entwickeln sich Thesen und Antithesen, sprühen Begriffe wie »Skeptizismus«, »theatralische Umformung«, »literarischer Fascismus«, »Philosophie des Als Ob«, »Modedramatiker« und tausend andere aus allen kritischen Lagern empor, umwirbeln den Namen, der an sich nichts bedeutet, und übersehen völlig das gewachsene Werk, den geistigen Organismus, der alles bedeutet. Unabhängig von all dem steht der durchschlagende

Digitized by Google

Erfolg, die tiefgehende Wirkung dieses Werkes auf das Publikum aller europäischen Länder, auf Großstadt und Provinz heute bereits fest.

Die Kritik stürzt sich auf die Dramen Pirandellos und zerpflückt sie, beleuchtet sie von allen Seiten, vergleicht sie mit dem konstruierten Idealbild eines neuen Dramas, entdeckt Fehler und Versäumnisse, Plattheiten und Unverständliches, und findet schließlich: »Es ist nichts damit!« Oder sie lächelt weise: er ist ein diabolischer Spekulant, ein listiger Routinier der wirksamen Effekte, ein Blender und verstiegener Rabulist, ergo: »der Modeschriftsteller«. Und während die Erfolge Pirandellos immer weitere Kreise ziehen, hat die literarische Kritik bereits den Schlußpunkt hinter das undisziplinierte Auftauchen eines Unberechenbaren gesetzt.

Keiner aber kam bis jetzt auf den Gedanken, daß der Erfolg eines Dichtwerkes auch mehr sein könne als ein Objekt für kritische Spekulation, tiefere Ursachen und Wirkungen haben könne als sein Verhältnis zur momentanen »Öffentlichkeit«. Der Erfolg von Shaws »Heiliger Johanna« kann so erklärt werden, als Ausdruck einer immer mehr skeptisch anglizierten zeitgenössischen Religiosität, reizvoll verbunden mit der tiefen bürgerlichen Sehnsucht nach einem großen historischen Schauspiel aktueller Beziehung und der unfehlbaren Wirksamkeit einer rührenden Frauenrolle. Bei Pirandello verfangen solche Argumente nicht. Erst recht nicht ist er der große Revolutionär, weder des Theaters noch der bürgerlichen Mentalität, als den ihn viele gern hinstellen möchten.

Theatralische Revolution ist heute ausschließlich in Rußland möglich; die einzige, zu der wir fähig waren, ist die Erfindung der »Revue«. Die bürgerliche Mentalität aber revolutioniert Pirandello nicht, sondern er zersetzt sie. Seine Einstellung ist nicht positiv aufbauend, sondern negativ auflösend. Er ist absolut intellektuell und ethisch zu bewerten, aber jenseits jeder Forderung nach neuer Erkenntnis oder theatralischer Neuschöpfung. Er ist keine amüsante oder snobistisch-interessante Persönlichkeit für den literarischen Dichterhimmel, er ist ein Anschauungskomplex, ein Zivilisationsprozeß, das literarische Schicksal mindestens einer Generation.

Hier liegt der einzig mögliche Ausgangspunkt für eine Beurteilung Pirandellos, in seiner Bedeutung für die gesellschaftliche und ethische Struktur Europas. Der reichlich zermorschte Bau des Theaters wird durch ihn in keiner Weise gefestigt oder weitergetrieben. Wo steckt die fanatisch ausposaunte theatralische Umwälzung in den »Sechs Personen«? Der Hauptreiz dieses Dramas, Theater auf dem Theater, ist ein uraltes Requisit aller romantischen Epochen. Oder liegt hier ein Fall von Aufhebung der Rampe, Vermischung von Schein und Wirklichkeit, von Theater und Leben vor? Keineswegs. Die Handlung dieses Stückes springt keinen Augenblick über in den Zuschauerraum, das Publikum — keineswegs in Mitleidenschaft gezogen durch die Vorgänge auf der Bühne — ist während der ganzen Vorstellung passiver Zuschauer und Zuhörer einer theatralischen, also fiktiven Handlung, die sich — theatralisch betrachtet — aus einem witzigen Kabarett-

Digitized by Google

Einfall entwickelt. Und da man allmählich immer mehr einzusehen beginnt, daß eine etwaige theatralische Revolution nur vom Theater, also vom Schauspieler als seinem Mittelpunkt, ausgehen kann, und nicht vom Publikum und dessen Stellung zur Bühne, so muß gesagt werden: für den Schauspieler bieten die Dramen Pirandellos nichts, aber auch gar nichts Neues. Im Gegenteil! Anstelle eines stark körperlich und musikalisch-rhythmisch bewegten Spiels, das unsere Schauspieler heute zur autonomen Weiterentwicklung brauchen, schlägt sie Pirandello von neuem in die Fesseln eines subtilen, psychologischen Naturalismus. Er gibt z. B. in »Mensch, Tier und Tugend« einen Schwank, voll toller, sinnlicher Bewegtheit, mit saftigen, spielerisch karikierten Figuren, im ganzen eine Angelegenheit, die trotz einiger sexueller Überdeutlichkeiten theatralisch stärkste Entwicklungsmöglichkeiten bieten könnte, wenn nicht — ja wenn nicht Pirandello ausdrücklich erklären würde, daß ihm hieran nicht das mindeste liege, daß einzig die »inneren, psychischen Beziehungen« ⟨die hier merkwürdig schwach sind⟩ ihn interessierten. Der Schauspieler bedarf zur Darstellung einer Rolle Pirandellos ein so hohes Maß intellektueller Konzentration, ein so intensives Eingehen auf psychische Verschlingungen und unbewußte Bewußtseinsregungen, daß ihm zur Entwicklung einer rhythmisch musikalischen Geste ⟨seines wichtigsten theatralischen Materials!⟩ nicht die geringste Möglichkeit bleibt.

Nein, für das absolute Theater bedeutet Pirandello nicht Fortschritt, sondern Rückschritt. Bereits Strindbergs oder Wedekinds theatralische Probleme überflügeln die seinigen bei weitem.

Und doch ist er »der kommende Mann«, der für unsere Generation ein Wegweiser sein wird. Für uns, nicht als Theaterpublikum, sondern als Menschen einer europäischen Gesellschaft. Pirandello ist der Ibsen von heute. Auch Ibsen gab seinerzeit dem Theater, dem Schauspieler nichts Neues. Die großen künstlerischen Stimmungsmomente des Naturalismus gehen nicht von ihm aus, sondern von Tolstoi, Gorki, Tschechoff, Gerhart Hauptmann und später Strindberg. Aber Ibsen war das Gewissen seiner Zeit, der erste, der schwebende soziale Probleme auszusprechen wagte ⟨Nora, Brand⟩, der erste, der der gesellschaftlichen Moral schwer zu bewältigende Fragen stellte ⟨Hedda Gabler, Gespenster, Rosmersholm⟩. Alle zivilisatorischen Entwicklungsmomente, die gesamte gesellschaftliche Mentalität Europas in der Zeit zwischen 1880 und 1910 sind ohne Ibsen undenkbar. Auch Pirandello ist wie dieser an die gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit gebunden, aus denen er herauswächst, deren tragische und lächerliche Verschlingungen und dekorative Geste er aufdeckt. Er wird, wie Ibsen heute, einst »überholt« und »unwahr« erscheinen, da er uns heute glauben macht, die Mentalität unserer gegenwärtigen menschlichen Gesellschaft sei die menschliche Psyche a priori. Wer lächelt heute nicht über Nora? Welche moderne Ehe sieht in ihr noch ein Problem? Und doch hat sie eine Generation von Frauen »erlöst«. Angelo Baldovino in Pirandellos »Wollust der Anständigkeit« reißt unserer gesamten zartfühlenden gesellschaftlichen Delikatesse die Maske ab. Und doch wird man einst über Baldovino lachen, weil

Digitized by Google

diese gesellschaftliche Delikatesse längst ein verbrauchtes Museumsstück sein wird. Aber was tut das? Heute, wo unser gesamtes Leben mehr denn je von der pompösen Form einer rein bürgerlichen Weltanschauung gestaltet wird, heute ist Pirandello der Mann, der — stärker als die Kommunisten — an diesem Bau zu rütteln, ihn zu obstruieren wagt (obwohl er selbst durchaus »Bürger« ist). Es ist noch nicht lange her, daß die Begriffe »Gut und Böse« (von Schiller scheinbar für die Ewigkeit fundiert) aus unserm ethischen Vokabularium verjagt wurden. Wir können es heute nicht mehr vertragen, Begriffe der Moral anders als relativ zu behandeln. Pirandello nimmt uns einen weiteren Begriff, der bisher starr und unveränderlich schien: den der objektiven Wahrheit. Spielen diese »Sechs Personen« Theater oder Wirklichkeit, ist dieser »Heinrich IV.« verrückt oder nicht, lebt dieser Sohn in »Das Leben, das ich dir gab« oder nicht, gibt es überhaupt noch eine Wahrheit nach »So ist es — ist es so?« Pirandello ist Staatsanwalt und Verteidiger zugleich, der Ethiker des Relativismus, und jedes seiner Dramen ist ein neuer Zersetzungsprozeß der gesamten europäischen Denkweise. Gestehen wir es uns: es bleibt nicht mehr viel von ihr übrig, die einst unsere abendländische Kultur aufbaute. Pirandello ist eine der letzten Etappen ihrer Auflösung. Zu einer positiven Erkenntnis ist auch dieser alte, weißhaarige Italiener nicht mehr fähig. Fühlt man übrigens auch hier die Parallele zu Ibsen, der ebenfalls erst im reifsten Alter sich literarisch durchsetzen konnte? Weil auch er keine spontane Künstlernatur war, sondern ein Ethiker, ein Pädagoge, dessen gesellschaftliche Erfahrungen den Kern seiner Dramen bilden, nicht deren dichterische Qualität.

Nun brach gleich eine ganze Flut Pirandellosher Bühnenwerke gleichzeitig auf uns herein, von seinen — schwächeren — Romanen und zahllosen, zum Teil vorzüglichen Novellen gar nicht zu reden. An amerikanischen Bühnen (die sich sonst in keiner Weise durch Fortschrittlichkeit auszeichnen) ist er ein vielgespielter Autor. Deutschland wird folgen, da unsere Gesellschaft einfach nicht mehr ohne ihn auskommen kann. Er ist das Geschäft vieler kommender Theatersaisons. Er ist das Gewissen, der Conférencier unserer Zeit.

* * *

Digitized by Google

HANNS MARTIN ELSTER / BÜCHERSCHAU

BAU- UND BILDWERKE

NOCH immer herrscht in der großen Menge auch der Liebhaber die aus der Entwicklung der Wissenschaft entstandene Anschauung, daß die Kunstgeschichte in erster Linie die Malerei umfasse und erst in zweiter Hinsicht Architektur und Plastik, man kann selbst bei neuen zusammenfassenden Werken noch diese Bevorzugung der Malerei feststellen. Erst seitdem die Erforschung des Mittelalters bedeutsame Fortschritte gemacht hat, wächst das wahre Bild der Kunst heraus: es zeigt die künstlerische Schöpfung nicht mehr als den Schmuck eines Raumes, sondern als notwendige Zweckgeburt, in der Wahrheit und Schönheit, Form und Gehalt zu einer Einheit streben.

Man erhält den überzeugenden Beweis für diese Ewigkeitslinie der Kunst, wenn man sich den Kunstwerken einmal ganz vorurteilslos nähert. Zum Beispiel auf Reisen, die nur unternommen werden, um Land und Leute kennenzulernen. Hier prägt sich schon nach kurzer Zeit das Zusammengehen von Landschaft, Bau- und Bildwerk unverlöschbar ein, die Malerei spielt keine Rolle in dieser unvergleichlichen Vermählung von Natur und Kunst, die Architektur mit der Plastik beherrscht Aug' und Seele, gibt der Natur den Wesensausdruck mit zwingender Sicherheit und Größe. Gewiß spricht das — von uns später entdeckte — stilistische Moment eine Rolle. Aber es bleibt doch eine Gewißheit, daß jede Natur, jede Landschaft den ihr gemäßen Stil sucht und gefunden hat. Man braucht nur einmal die »*griechischen Tempel*« und die »*Tempel Italiens*« in den bilderreichen Heften des Marburger kunstgesch. Seminars (Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) mit den ausgezeichneten Einleitungen von *Paul Ortwin Rave* zu vergleichen, um die organische Heimat dieser Baukunst sofort zu erspüren, in Italien drängte sich, man denke nur an das forum romanum, sofort ein anderer Landschaftsgeist in die übernommene Form, eben jener Geist, der dann in der romanischen Baukunst wie auch im Renaissancestil seine ihm wesenseigenen Höhepunkte erstieg. »*Die Kunst des Mittelalters*«, der *Julius v. Schlosser* in den »sechs Büchern der Kunst« E. A. Brinckmanns (Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion, Berlin-Nowawes) einen durch besondere Bilderfülle hervorragenden Band von führendem Querschnittswert widmet, steht ganz im Banne der Bauaufgaben, die Geist und Kirche sich stellten. Der »Dom« ist die Sehnsucht dieser Zeit: der Dom, wie wir ihn in Limburg als Sammelpunkt seines Gehaltes und seines Formzieles heute noch erleben können. Es ist Schlossers besonderes Verdienst, die Kunst des Mittelalters von allen Seiten her in diese eine letzte Idee, die des Domes, als die Sammlung und den Tempel des Geistes, so einströmen zu lassen, daß wir ihre Einheit zu erleben vermögen. Denn nur von dieser Schlosserschen Anschauung und Konzentration aus durchdringt man die romanischen Schöpfungen. Nur von hier aus überwinden wir den Fehler, den Spezialisten uns zutrugen, die Kunstwerke wie in Museen immer isoliert zu sehen. Kunstwerke sind stets nur aus ihrem gesamten geistigen und äußerlichen Zusammenhang zu verstehen.

Darum sollten wir Deutschen in noch viel umfassenderem Maße als bisher auch für unsere Heimat die Einheit der Landschaft mit der Bau- und Bildkunst erfassen. Die ganze Heimatkunst-, Kunstschutz- und Wanderbewegung der letzten zwei Jahrzehnte hat uns gewiß schon die Augen geöffnet. Wir sehen heute die architektonischen Eigentümlichkeiten *Norddeutschlands, Mitteldeutschlands, Süddeutschlands* und der *Schweiz*, wie *Gustav Wolf* sie in den bekannten Bänden »*der schönen deutschen Stadt*« für den Norden und die Mitte, *Julius Baum* für den Süden, *Joseph Gantner* für die Schweiz (bei R. Piper & Co., München) so bilder- und lehrreich zusammengetragen haben, daß man die Bände auf keiner Reise missen mag. Ergänzend tritt jetzt eine vom Deutschen Kunstverlag, Berlin sorgfältig, ausgestattete Reihe »Deutsche Lande, deutsche Kunst« daneben, die einzelnen Ländern oder Städten je einen Band widmet, neue Aufnahmen der staatlichen Bildstelle bringen in der Tat Entdeckungen auch aus längst bekannten Gegenden und Kunstschöpfungen und vertiefen auch das intuitive Erkennen von der Wesenheit mancher Bezirke und Gemeinschaften. *Werner Burmeister* führt uns in dieser Reihe durch das bäuerlich-materiell bestimmte »*Mecklenburg*« sowie durch »*Wismar*« mit weitreichenden historischen Einleitungen, *Fritz Adler* beschreibt »*Stralsund*«, *Burkhard Meier* »*Potsdam*«, *Otto Beyse* »*Hildesheim*«. Hier gliedern sich dann aus demselben Verlag drei Veröffentlichungen des wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Institutes der Elsaß-Lothringer im Reich an mit *Georg Wolframs* Bildern »*Metz und Lothringen*« (darin ein Beitrag von *A. H. Rausch*), und mit *Paul Wolffs* schönen Aufnahmen »*das alte Straßburg*«, zu denen *A. Krencker* das Geleitwort schrieb, und desselben Photographien »*Die Vogesen*«, mit einer Beschreibung von *Eduard Grücker*, alle Bilder in guten Mezzotintodrucken. Auch hier erlebt man, durchmischt mit der Trauer um das abgetrennte deutsche Land, die Wesenseinheit von Mensch, Landschaft, Bauwerk: alemannisch, wasgisch, germanisch und nicht romanisch-französisch wie im westlichen Lothringen, wie westwärts des Vogesenkammes, der allein die Staatsgrenze sein dürfte, wäre die Welt nach wesenhaften Entscheidungen geführt. Es bedarf nur einer Wanderung nach dem »*Kloster Maulbronn*« mit *Hans Heinr. Ehrler* als dichterisch beschwingtem Führer und mit *Adolf Hildenbrands* Augen, die in sechzehn Steindrucken in einem schönen Bande (Verlag Dr. Karl Hoenn zu Landschlacht, Bodensee) Gestaltungen wiedergeben, damit man Rechts- und Linksrhein auch aus der Architektur als eine Einheit erkennt. Jeder, der sich von diesem großen Gedanken nach Maulbronn führen läßt, wird Ehrler-Hildenbrands Buch mit besonderem Danke genießen, weil es dies Erleben urdeutscher Wesenheit, Klostereigentümlichkeit und Kunst noch nach innen vertieft, Ehrler verleugnete sein Dichtertum eben nicht. Dagegen hat *Emerich Schaffran* sein kleines, sehr interessantes, mit 26 Bildern versehenes Buch »*Die niederösterreichischen Stifte*« (A. Hartlebens Verlag, Wien) unter Förderung der niederoesterreichischen Landesregierung durchaus als umfassenden politisch- wie kunsthistorischen Führer gearbeitet. Uns Norddeutschen tut sich hier mit der Schilderung der Benediktinerstifte Melk, Göttzweig, Altenburg, Seitenstetten, der Chorherrenstifte Klosterneuburg, Gera, Herzogenburg, der Zisterzienserstifte Zwettl, Lilienfeld, Heiligenkreuz eine neue, uns sonst verschlossene Welt auf, die wir nach Geschichte und im Rundgang durch die Gegenwart als Kultur- und Kunststätten von großartiger Wirkungsweite bisher nicht kannten. Das Donauland sammelte hier seine Mittelpunkte für die deutsche Kolonisierung im Mittelalter, für die Wissenschaften in der Barockzeit, der oesterreichische Mensch erfuhr hier seine kulturelle Formung, und die große Kunstentwicklung vom romanischen Stil bis zum Barock- und Rokokoprunk fand hier ihre bleibende Ausgestaltung. Die Architekturgeschichte dieser Klöster so im einzelnen und im Zusammenhang gesehen wie hier bedeutet eine Entdeckung für die Kunst- und Kulturwissenschaft überhaupt: man wird nun keine deutsche Baugeschichte mehr schreiben können, ohne Schaffrans Darstellung miteinzubeziehen, denn vom Ende des XI. Jahrhunderts an bis in das Hochbarock wirkte hier die großartigste Baulust im Zusammenhang mit einer herrlichen, spezifisch deutschen Landschaft sich aus. Zugleich schuf wissenschaftliche Sammlerfreude überall hochberühmte Bibliotheken, Plastik- und Gemäldesammlungen, Musikzentren, die in unser heutiges Kulturbewußtsein einzubeziehen eine nur zu berechtigte Forderung ist.

Wir Reichsdeutschen müssen ja überhaupt erst noch dazu gebracht werden, die Donau von der Quelle bis Budapest als deutschen Kulturstrom ebenso zu eigen zu nehmen wie wir den Rhein oder auch die Elbe besitzen. Die Architekturgeschichte kann diese Aufgabe vornehmlich lösen, darum ist Schaffrans Buch so wertvoll. Haben wir nicht gerade den Rhein durch seine Baugeschichte besonders in unser Inneres aufgenommen: vom Dom zu Speier bis zum Kölner Dom, vom Wormser St. Peter und den Mainzer Kirchen bis zur Stiftskirche in Limburg, von Bonn bis Xanten? Eine von *Max Ohle* herausgegebene Sammlung »*Deutsche Bauten*« (Verlag Aug. Hopfer, Burg bei Magdeburg), die in einzelnen, handlichen, bilderreichen Bänddchen bedeutende deutsche Bauwerke darstellt, ist hier lebendiger Beweis. *Otto H. Förster* behandelt »*den Dom zu Köln*« nach Baugeschichte, Innenausstattung und Stadtbildeinfügung sowie 84 alte und neue Ansichten, sehr in das Detail gehende Photographien gut wiedergebenden Bildtafeln. *Werner Noack* vermittelt uns ebenso führertreu und zuverlässig »*den Dom zu Bamberg*«. Jeder deutscher Architektur auf seinen Reisen liebende Wanderer wird diese Bänddchen als praktisch und wertvoll zu Rate ziehen. Für »*das Freiburger Münster*« schrieben *Fr. Kempf* und *Karl Schuster* als Baumeister und Maler einen Führer, der, wie die zweite Auflage zeigt (Herder & Co., Freiburg i. Br.) schon Tausenden von Besuchern Helfer und Freund gewesen ist. Grade diese kleinen Einzelhandbücher beweisen die Bedeutung unserer Architektur und deren Gruppierung nach dem Rhein zu. Wer *Paul Ortwin Raves* Heft »*romanische Baukunst am Rhein*« (mit 80 guten Bildern bei Fr. Cohen, Bonn) durchsieht, stellt unsere innere Bindung an den Rhein durch die kirchlichen Bauten ebenso fest wie durch die in derselben Buchreihe von *Edmund Renard*

Digitized by Google

mit 64 Bildern wiedergegebenen «*Rheinischen Wasserburgen*« (ebda) als weltlichen Ausdruck in Schlössern, Kaiserpfalzen, Burgen und Herrenhäusern von seltener Eigenart und Schönheit. Ebenso wird uns die Elbe erst durch Dresdens Architektur ein geistig-seelischer Besitz. Die prächtig mit 13 farbigen Tafeln nach Gemälden und 27 Zeichnungen von *Fritz Beckert,* mit kenntnisreichem Text von *Robert Bruck* ausgestattete »kunstbetrachtende Wanderung: *Dresden*« (Verlag der W. u. B. v. Baensch-Stiftung, Dresden) ist hier überzeugender Beweis. Robert Bruck ist uns ein liebenswürdiger »erklärender Begleiter« auf unserm Wege vom Schloßplatz über die Brühlsche Terrasse, den Theaterplatz, den Jüdenhof, Neumarkt, Altmarkt, durch die Schloßstraße nach Neustadt und anderen bemerkenswerten Plätzen und Punkten der sächsischen Hauptstadt, er ist aber auch mehr als nur ein Wissensvermittler: er erwärmt unser Herz und mit Hilfe der Bilder von Fritz Beckerts entzückenden farbigen und schwarzweißen Impressionen dieser reizvollen Mischung aus Alt und Gegenwart des heutigen Dresdens, gewinnt er uns hier immer für Elbathen. Dies schöne Werk sollte sich also kein Besucher Dresdens entgehen lassen, aber auch der Kenner wird manches Neue hier sehen und erfahren, vor allem auch wieder die Bestätigung vom Eigenwerte deutscher Architektur und Plastik.

Denn gar zu sehr sind wir durch die Ableitungen der Stilgeschichte geneigt, alle große Architektur in Deutschland auf das Können ausländischer Künstler zurückzuführen. Wir kennen bei uns die Werke eines *Andrea Palladio* wahrscheinlich in weiteren Kreisen als die *Fischer von Erlachs* d. A. Über Palladio erhielten wir jetzt eine mit 40 Bildern geschmückte zusammenfassende Studie des Russen *G. Lukomsky* (Allgem. Verlagsanstalt, München), die mit warmer Begeisterung die noch vorhandenen Werke des vielleicht größten Baumeisters Norditaliens im 16. Jahrhundert schildert und jedem Besucher Vicenzas und Venedigs wertvoll sein dürfte, Palladios Wirkung auf die Bauwerke Deutschlands im 16. und 17. Jahrhundert wird aber von Lukomsky nicht behandelt. Wir erhalten immer wieder Duplikatwerke über Italiens Architektur: die deutschen Bauten glaubt man übersehen zu können. Da ist denn *Hans Sedlmayr's* grundlegendes Buch »*Fischer von Erlach der Ältere*« (R. Piper & Co., München) von wegweisender Vorbildlichkeit: durch Text wie durch die 111 Abbildungen und Grundrisse in bester Wiedergabe. Man erkennt hier einmal voll den Persönlichkeitswert des Baumeisters, obwohl auch Sedlmayr bei dem Mangel an durchforschtem Material noch keine erschöpfende Darstellung aller Werke Fischer v. Erlachs geben kann. Das Leben dieses zu den größten Architekten des Barocks zählenden Künstlers, der zwischen 1657 und 1723 in Wien lebte und Kaiserlicher Bauinspektor war, läßt sich nur aus wenigen Nachrichten konstruieren. Sein Werk läßt sich aber jetzt soweit umreißen, daß Fischers Können und geschichtliche Bedeutung offenbar wird. Die Karlskirche, das Palais Schwarzenberg und die Hofbibliothek in Wien, die Salzburger und Prager Bauten, die Portale, Altäre, Triumphpforten und die Schlösser für den Landadel — diese noch vielfach unerforscht — sowie die Stiche seiner »historischen Architektur« geben heute ein reiches Bild vom Genie dieses von Borromini ausgehenden Künstlers, der zur Renaissance der französischen vorklassischen Architektur hinführt. Das Oval wirkt sich als Grundmotiv in seinem Schaffen aus. Ein starkes und breites Nachleben ging von seinen Bauten in Österreich aus. Sedlmayr gibt nach der biographisch-historischen Darstellung die Schilderung der einzelnen Bauten, ihre Nachwirkung und ein auf 57 Nummern angewachsenes Werkeverzeichnis, auch das Stichewerk, die Handzeichnungen und die Echtheitsfrage werden in dem für Wissenschaft wie Kunstfreunde gleich bedeutsamen Werke behandelt.

Die Wissenschaft erhält durch Sedlmayr einmal das Beispiel, wie die Architekturgeschichte gleichsam verpersönlicht und damit auch weiteren Kreisen zugänglich, erlebbar gemacht werden kann. Wenn man ein so hervorragendes Werk wie *A. E. Brinckmanns* »*Schöne Gärten, Villen und Schlösser aus fünf Jahrhunderten*« mit 53 sehr instruktiven Text- und 113 Tafelbildern von gleichem Werte (Allgem. Verlagsanstalt, München) studiert, vermißt man dieses Persönlichkeitsmoment, denn mit ihm wären die großartigen Ergebnisse von Brinckmanns Forschungen noch einprägsamer. Brinckmann gibt uns zuerst den Zusammenhang von Baugesinnung und Naturgefühl und arbeitet dann mit glänzend beherrschtem Material den Typus des gotischen, des Renaissance-, des italienischen Barock-, des klassischen französischen und des deutschen Gartens heraus, also der Gartenarchitektur im Laufe der Jahrhunderte, nicht aber des englischen Parkgedankens, dem er hoffentlich später eine Arbeit widmet. Gerade unsere Zeit ringt ja wieder mit dem Problem des Gartens und der Gartenarchitektur: hier kann Brinckmanns Buch ein unvergleichlicher Lehrmeister jedes Garten-

Digitized by Google

künstlers und -freundes werden. Die Hochrenaissance, das Barock und Rokoko schufen jene gänzlich romanische Gartenform, die sich in aller Welt durchgesetzt hat. Also erst mit der Geburt des weltlichen Menschentums entstand die Gartenkunst.

Die romanische und gotische Zeit kennt den Garten im großen Sinne kaum, wenn auch Brinckmann schon einen gotischen Garten aus den Gemälden jener Epoche eruiert. Aber hier war der schöpferische Geist noch ganz der Kirche zugewandt. Wenn wir ein Bilderheft wie *Hans Karlingers »romanische Kirchenbauten«* (24 Tafeln mit knapper Einleitung bei G. Hirth in München) durchgehen, taucht nirgends der Gartengedanke auf: hier ist allein der Raumwille, die Fassadenbezwingung, der Wunsch zur Baueinheit maßgebend, das Gebäude als eine geschlossene, in sich ruhende Welt und auch noch fast ohne Schmuckablenkung; der Bildhauer steht ganz im Dienste des Architekten. Erst mit wachsender Verweltlichung, Verpersönlichung nimmt das Schmuckelement zu: in allen spätromanischen Bauten etwa. Man braucht nur die Geschichte des Bamberger Doms zu studieren, wie es in *Hermann Beenkens* mit 87 Bildern versehenen Büchlein *»Bildwerke des Bamberger Doms«* (Friedr. Cohen, Bonn) jedermann ermöglicht wird, um die Zunahme der Individualisierung zu erkennen, gerade die Bildhauer in Bamberg sind bereits, in der Hauptsache natürlich ganz Diener der Selbstenteignungsidee, doch aus eigenem Schaffensdrang zur Subjektivität vorstoßende Wecker des Ichs. Auch die *»Bildwerke Westfalens«*, die derselbe Verfasser in derselben Reihe gesammelt hat, enthüllen uns, wie das westfälische Blut, die erdige Eigenart des Sachsenlandes bis in das XVI. Jahrhundert, den Bildwerken ihren ausschlaggebenden Charakter gab, im übrigen bei einer überraschenden Fülle von Plastiken, die man in Westfalen nicht vermutet hat. Der Reichtum Deutschlands an Plastik wird ja erst seit etwa einem Jahrzehnt nicht wissenschaftlichen Kreisen zugeführt, und zwar war der Popularisierungseifer in Süddeutschland stärker als im Norden. *Justus Bier's* mit 80 Bildern versehene Vermittlung der *»nürnbergisch-fränkischen Bildnerkunst«* (ebenda) berührt schon vielfach bekannte Kreise, weil das Schaffen von Veit Stoß, Adam Kraft, Peter Vischer durch Nürnbergs Sonderart lange populär ist. Bier's Büchlein ist gerade wertvoll durch das, was noch unbeachtet in Nürnberg blieb: man erkennt, daß die großen Meister aus einer breiten Tradition herauswuchsen. Für *»die gotische Skulptur in Mitteldeutschland«* sammelte *Herbert Kunze,* (ebda.) das Material, das davon überzeugt, wie stark der Bildhauer Träger und Gestalter des Geistes der Zeit war: man kann das Studium dieser jedermann zugänglichen Hefte nicht genügend empfehlen, damit wir endlich aus der irriger Anschauung von der spezifischen Formbegabung der Romanen herauskommen, was deutsche Wesenheit hier an eigener Formgestaltung schuf, ist ebenso unerschöpflich wie die romanische Kunst und dürfte uns noch viel mehr zu spenden haben, als wir heute ahnen, denn nicht das Spiel der Formen, sondern der Ausdruck des Wesenhaften im höchsten geistigen Sinne ist bei unsern Bildhauern Schaffenstrieb und -gesetz. Die Entdeckungen in dieser Richtung wollen, hat man sich erst einmal darauf eingestellt, kein Ende nehmen. *Walter Hentschel* macht uns jetzt in einem sehr schön ausgestatteten Bande mit der *»sächsischen Plastik um 1500«* (Wilh. Limpert-Verlag, Dresden) bekannt. Das von der Landesinventarisation zusammengebrachte Material, das im allgemeinen nur dem strengen Wissenschaftler zugänglich ist, wird hier nun in bester Bildwiedergabe, mit einer Einführung von berufener Kennerschaft breiteren Kreisen vermittelt. Die sächsische Spätgotik wird hier bekannt, vorerst noch — weil die Quellforschung erst im Flusse ist — lückenhaft, aber doch schon so reich und überraschend lebensvoll, daß man sieht, wir werden eines Tages aus dieser Arbeit der Inventarisation deutscher Kunst ein völlig neues Kunstgeschichtsbild erhalten. Ungeahnte Schätze treten hier ans Licht: man erhält hier Kunstwerke, die weit über das hinausgehen, was wir kunstgeschichtlich zu überschätzen pflegen. Ich rate jedem ernsten Freund deutscher Plastik, sich ernsthaft in Hentschels Buch zu versenken: hier sind die Quellen unserer Natur im reinen Sprudel voller Lebensklarheit.

Dieses wundervolle Erleben verbreitert sich noch, wenn man sich in die kostbare Publikation *»der Bildwerke der fürstlich-hohenzollernschen Sammlung Sigmaringen«* von *O. Lossen,* mit seinem wissenschaftlichen Katalog von *H. Sprinz* (Montana-Verlag A.-G. Stuttgart), vertieft. Fürst Karl Anton v. Hohenzollern-Sigmaringen (1811 bis 1885), noch von Alex. v. Humboldt in seiner Erziehung gefördert, vom Direktor der Berliner Gemäldegalerie G. Waagen beraten und geführt, ist der Schöpfer dieser einzigartigen Sammlung des Sigmaringer Galeriebaues von 1867 gewesen, die von seinen Erben dem Fürsten Leopold und dem Enkel, dem Fürsten Wilhelm pietätvoll fortgeführt wurde. Während die Gemälde der Samm-

Digitized by Google

lung schon lange berühmt sind, hat erst der jetzige Museumsleiter, Prof. Groebbels, der Plastik die rechte Bearbeitung zuteil werden lassen. Dadurch wird nun, zum ersten Male vollständig, ein Schatz, der das Schaffen vom 10. bis zum 16. Jahrhundert ja mit einigen Stücken bis in das 18. Jahrhundert aus den verschiedensten Landstrichen erfaßt, der Wissenschaft und dem Kunstfreunde in so vollendeter Wiedergabe geboten, wie nur wenige Sammlungen es erreicht haben. Die Frühzeit ist nur mit einzelnen Stücken aus dem Lombardischen, Deutschland ⟨um 1000⟩, Belgien, Köln und Frankreich vertreten. Vom 14. Jahrhundert an mehrt sich dann die Werkfülle, und für das 15. Jahrhundert erhalten wir schließlich eine so überraschende Menge von süd-, südwestdeutschen, schwäbischen, fränkischen, rheinischen Meisterwerken, daß man sich eine völlig neue Anschauung von der Plastik in Deutschland und in jenen Jahrhunderten erobert. Man verfolgt an hervorragendsten Stücken schließlich den Weg der Bildhauerkunst bis in das Barock; eine »Beweinung Christi« des Mannheimer Permoser-Schülers Paul Egell schließt die Publikation würdig ab. Zweifellos kann eine Geschichte deutscher Bildhauerkunst ohne die Sammlung Sigmaringen nun nicht mehr geschrieben werden. Hier wird uns bewiesen, daß die großen Meister der deutschen Plastik nicht vereinzelte Genies waren, sondern aus einer großen und breiten Bildhauerkultur herauswuchsen.

Die Kunstwissenschaft arbeitet heute an der ganz breiten Bestätigung dieser Anschauung. Für die Frühzeit bringt *Heinrich Ehl* in einem Band des Paul Westheimschen »orbis pictus« ⟨Verlag Ernst Wachsmuth A. G. Berlin⟩ reiche Beweise: die »*deutschen Steinbildwerke der Frühzeit*« werden hier auf 48 Tafeln abgebildet und eingehend besprochen, wir erhalten hier die Entwicklung von der römischen Provinzialkunst im Museum von Trier über langobardische und merovingische Arbeiten des 8. Jahrhunderts zu den frühmittelalterlichen Steingräbern, Taufsteinen und Säulenköpfen sowie der weiter ausgreifenden Plastik des XI. und XII. Jahrhunderts. Sehr instruktiv schließen sich hier dann zwei mit vorzüglichen Bildern versehene Hefte des kunstgeschichtlichen Seminars in Marburg an, *Richard Hamann* schrieb die Einleitungen zu diesen »*Deutschen Köpfen des Mittelalters*«, die auch dem geistig denkenden Physiognomiker viel geben werden und Werke des XIII. bis XV. Jahrhunderts erfassen, sowie zu dem »*deutschen Ornament*«, das ein seltenes Zeugnis deutscher Gestaltungsphantasie ist. ⟨Beide Hefte im Verlage des Kunstgeschichtlichen Seminars, Marburg a. L.⟩. Auch die sorgsam gedruckten »*Berichte aus dem Freiburger Augustiner-Museum*«, von der Direktion im Urban-Verlag in Freiburg i. Br. wie eine Zeitschrift, also jedermann zugänglich herausgegeben, bedeuten eine nicht leicht abzuschätzende Bereicherung unseres Wissens von alter deutscher Kunst, hier spricht Werner Noack über »frühe Vesperbilder«, Clemens Sommer über »spätgotische Holzbildwerke am Oberrhein«, Hertha Wescher-Kauert über einen »Meister der Dürerschule«, Robert Pfaff über Benin-Bronzen, das zweite Heft schildert eine Ausstellung »mittelalterlicher Kunst des Oberrheins« aus Museums- und Privatbesitz, also auch vorzugsweise Plastiken, und immer werden gute Abbildungen beigegeben. Sammler, Wissenschaftler, Kunstfreunde werden diese Hefte nicht übersehen dürfen. Ebensowenig wie die ausgezeichneten Publikationen des Logos-Verlages in Wien, die mit wenig bekannten Kunstdenkmälern Oesterreichs auf Grund der Forschungen des kunsthistorischen Institutes der Wiener Universität unter Heinr. Glücks und Fr. Wimmers Leitung vertraut machen. »*Das Grabmal Friedrich des Dritten im Wiener Stephansdom*« wird von Fr. Wimmer und E. Klebel behandelt, italienische Grabmale sind bei uns populär; wer aber kannte dies mächtige Werk deutschen Kaisertums aus dem XV. u. XVI. Jahrhunderts? »*Der Kanzel und dem Orgelfuß zu St. Stephan in Wien*« gilt der zweite Band der Reihe, mit Text von J. Schlosser und mit guten Gesamt- und Teilaufnahmen, ein Wunderwerk deutscher Steinmetzkunst aus dem XVI. Jahrhundert wird uns hier vertraut. Der dritte Band öffnet uns, auf Grund der Forschungen *Karl Ginharts* »*die Kaisergruft bei den P. P. Kapuzinern in Wien*«, hier ruhen u. a. Kaiser Ferdinand III, Kaiser Mathias † 1619, Kaiser Leopold I. † 1705, Kaiser Karl VI † 1740, Kaiser Franz I. † 1765 und Kaiserin Maria Theresia † 1780, Kaiser Joseph II. † 1790 sowie die Habsburger des 19. Jahrhunderts bis Kaiser Franz Joseph I. † 1916, die einzelnen Grüfte und Särge seit 1622 sind ein bleibender Ausdruck des Kunst- und Prunkstils der Zeit, das Barock tut sich hier vor allem hervor, aber auch die Porträtkunst zeigt besondere Leistungen, der Band ist zugleich ein geschichtlich bedeutsames Dokument. Der Krystall-Verlag in Wien, der sich ja durch seine wundervolle, der alten Kunst gewidmete Zeitschrift »*Belvedere*« einen Namen gemacht hat, liefert mit seiner Publikation »*Die Klosterneuburger Madonna*« von *Richard Ernst* eine prächtige Ergänzung

Digitized by Google

zu der genannten Reihe. Durch 8 Lichtdrucktafeln und 25 Abbildungen wird uns hier ein »bisher unbekanntes Hauptwerk östereichischer Frühgotik« bekannt gemacht, das in der Tat die Liebe der Kunstfreunde verdient, Ernst erweitert seine Behandlung der Statue glücklich zu einer Übersicht über die frühgotische Plastik von Wien überhaupt und gibt auch viel neue Abbildungen als wertvolles Material dazu. Nimmt man zu all diesen Forschungen noch *Max Picards* Sammlung »*Mittelalterliche Holzfiguren*« (Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich), wobei es dem Autor auf die Vermittlung des Erlebnisses dieser Plastik ankommt, hinzu, und zieht man in Betracht, daß auch spätere Jahrhunderte hier noch zu durchforschen sind, wie Hermann Eggers Beiträge zur Kunstgeschichte Steiermarks und Kärntens mit ihrem ersten Bande, der *Veit Königer* (1721—1792) und seine Werke in Steiermarks Museen und Kirchen durch *Eduard Andorfer* mit wissenschaftlicher Akribrie und guten Bildern (Wien, Ulr. Mosers Buchhandlung Meyerhoff) behandeln läßt, beweisen, so erkennt man, wieviel noch für endgültige Überschau über die deutsche Plastik zu leisten ist. In einer großartigen, kostbaren Publikation des Verlages des kunstgeschichtl. Seminars der Universität Marburg gibt Richard Hamann in Verbindung mit dem deutschen Verein füs Kunstwissenschaft *Adolph Goldschmidts* unvergleichliche Arbeit »*Die deutschen Bronzetüren des früheren Mittelalters*« heraus. 103 Lichtdrucktafeln vermitteln ausser den Text-Lichtdrucken diese Meisterwerke von den Türen des Aachener Münsters, der Mainzer, Hildesheimer, Augsburger Dome in einer Vollendung der Wiedergabe, wie wir sie bisher noch nie erhalten haben, daß Goldschmidts Text in einem Sonderheft neben den Tafeln allen Anforderungen entspricht, braucht ja nicht hervorgehoben zu werden. Diese Bronzetüren gehören »zu den bedeutendsten und umfangreichsten plastischen Werken« im Deutschland des 11. Jahrhunderts: sind sie dementsprechend bei uns etwa wie die Türen Ghibertis in Florenz bekannt und gewürdigt? Auch diese Publikation Marburgs bedeutet eine Tat, die gar nicht genug anerkannt werden kann und dies noch um so mehr, da der vorliegende Band noch weitere Publikationen anderer frühmittelalterlichen Bronzetüren in Deutschland ankündigt, also den Überblick über unsern Gesamtbesitz an Bronzetürplastik einleitet. Hoffentlich findet das Werk die zu seinem Ausbau notwendige Teilnahme aller Einsichtigen.

Wie weit die deutsche Kunstwissenschaft in der Durchforschung unserer Plastik gegenüber der Malerei im Rückstande ist, sieht man daraus, daß wir jetzt erst selbst über unsere namhaftesten Bildhauer abschließende Werke erhalten. So bei *Tilmann Riemenschneider*, dessen Biographie und frühe Werke *Justus Bier* in einem mit Bildern reich ausgestatteten Bande der Verlagsdruckerei Würzburg G. m. b. H. vorbildlich durchforscht. Justus Bier bietet eine völlige Verarbeitung des Urkundenmaterials und verläßt sich nirgends auf die ältere, meist recht wortschnellfertige Literatur; er kommt zu ganz neuen Klärungen und Ergebnissen von entscheidendem Wert; besonders verdient die Sorgfalt der Photographien, nach Wölfflinschen Prinzipien, hervorgehoben zu werden; der Münnerstadter Altar, das Grumbacher Denkmal, Adam und Eva, die Neumünster Mutter Gottes, das Scherenberger und das Schaumberger Denkmal werden, mit Urkunden und Quellen, so behandelt, wie man Riemenschneiders ganzes Werk behandelt sehen möchte; glücklicherweise sollen ein zweiter und dritter Band diesen Wunsch erfüllen; es wird dann über die Gesamtleistung noch einmal zu sprechen sein. Schon jetzt dürfen wir aber sagen, daß Justus Bier uns erst den wahren Tilmann Riemenschneider gegeben hat.

Ähnlich liegt der Fall bei Tilmanns Zeitgenossen, dem ja ganz populären Nürnberger *Peter Vischer*. Sein »*Sebaldusgrab in Nürnberg*« untersucht in einer glänzend geschriebenen, mit 41 Tafeln versehenen Spezialstudie *Adolf Feulner* (R. Piper & Co., München), die gerade Vischers deutsche Eigenart gut herausarbeitet. Sein Gesamtwerk wird von *Simon Meller* in einem Bande der bekannten »Deutschen Meister«-Sammlung des Leipziger Inselverlages (mit 145 Abbildungen) wissenschaftlich und allgemeinverständlich zugleich dargestellt. Die Peter-Vischer-Literatur hat in fast hundertjähriger Forschung einen auffallend großen Umfang angenommen, ohne daß bisher ein Versuch einer abschließenden, alle Probleme und Werke umfassenden, endgültigen Gesamtbehandlung unternommen worden wäre. Meller bietet uns diese bedeutsame Leistung. Er zeichnet uns ein festumrissenes Bild der Persönlichkeit des Dürerschen Zeitgenossen, der oft neben den Nürnberger Maler gestellt wurde, indem er die Rotgießerfamilie Vischer in Nürnberg sowie Hermann Vischer den Älteren schildert. Dann hebt er aus den Werken der Vischerschen Gießhütte mit genauer Stil- und Wesensforschung die Frühwerke, das Sebaldusgrab, den heiligen Christoph, die Grabplatten und

Digitized by Google

Epitaphien, die Innsbrucker Arthur- und Theodorich-Statuen in Verbindung mit der Lebensgeschichte als Hauptleistung seines Buches zur Charakterisik Peters des Älteren heraus und widmet schließlich noch einen dritten Teil dem Wirken der Söhne Peters, also Hermanns des Jüngeren, Peters des Jüngeren, Hans, Pauls und Georgs, im Anhang werden Urkunden, Anmerkungen, Literaturverzeichnis geboten. Eine hundert Jahre währende künstlerische Tätigkeit wird hier mit überzeugender Klarheit und Sicherheit uns vor Augen gestellt: man gewinnt daraus wahrlich ein imponierendes Bild von der Größe deutscher Kunstgenies.

Ein anderer Band derselben Monographien-Reihe füllt ebenfalls eine seit langem schmerzlich empfundene Lücke aus: *August Grisebach* gibt uns *Carl Friedrich Schinkel* in seinem Leben (von 1781 bis 1841) und Werke, das Berlin den bestimmenden Charakter vom Schloß bis zum Brandenburger Tor verlieh und sich über ganz Preußen, zum Rhein, nach Schlesien, Pommern, Ostpreußen, Posen erstreckte. Sein Anfang, das Interregnum mit architekturerfüllten Gemälden und Bühnenprospekten führen zu seinen Meisterwerken, der Berliner Neuen Wache, dem Schauspielhaus, dem alten Museum, dem Lustgarten, dem Potsdamer und Leipziger Platz, den verschiedenen Berliner Schloßsälen, dem Tegeler Schlößchen usw. usw. Wir erkennen, daß wir die Epoche Goethes und des Biedermeier architektonisch mit Schinkels Augen sehen. Der Anhang bringt dann noch die plastischen und kunstgewerblichen Arbeiten, das Scharnhorst-Grabmal, die Schloßbrücke, Möbelentwürfe im strengen Stil. Grisebach arbeitet mit feinem Gefühl die leise Wandlung in Schinkels Werken heraus, die schließlich — besonders in groß gesehenen Entwürfen — zu neuen Gesichten führte. Man entdeckt bei dieser Versenkung in Schinkels großartige Entwürfe, wie ewigkeitsbedeutend seine architektonische Phantasie war: er hat das gotische Element deutschen Bauwollens mit der klassischen Optik auf organische Weise vereint; romantisches Empfinden ward hier klassische Form. Von hier aus wünscht man Schinkels Wesenheit und Schaffen Einfluß auf die Baukunst unserer Zeit.

Denn jede Epoche braucht in ihrer Architektur das Ausreifen des ewigen Widerstreites von Romantik und Klassik, von fraulichem und männlichem Wesen. Und alle großen Baumeister wurden dadurch groß, weil sie die Einheit dieses Zwiespaltes in einzelnen Werken fanden. Gerade bei den absolut modernen Bauaufgaben und ihren Lösungen wird man diese Feststellung machen können. Des fünfzigjährigen *Wilhelm Kreis'* Schaffen, das *Carl Meißner* in einer lesenswerten, bilderreichen Monographie der Cremer'schen »Charakterbilder der neuen Kunst« (G. D. Baedeker Verlag, Essen) lebensvoll behandelt, kommt zuerst in allerlei Denkmalen, Bismarcktürmen von der nordischen Romantik her, auch in Brücken und Bauten überwiegt noch das romantische Element, bis sich etwa seit 1910 der Wille zur klaren und strengen Form immer entschiedener durchsetzt. Nun findet Kreis seinen eigenen Baustil, mit Anschluß an die Klassik (Kölner Warenhaus Tietz) und mit voller Gegenwärtigkeit (Aschaffenburger Zellstoffabrik). Nun vermag er ganz neue, zwingende Lösungen für Industriebauten (Kraftwerk Rheinmetall) und für das großstädtische Hochhaus (Wilhelm-Marx-Haus in Düsseldorf) zu bringen: Schinkelscher Geist ist hier in vollem Eigenwuchs lebendig.

Wie stark wir in einer durch den Amerikanismus, die reine technische Zivilisationsidee veranlaßten Umwandlung der Architektur begriffen sind, beweisen zwei Bände der von Walter Gropius und L. Moholy-Nagy bei Albert Langen in München herausgegebenen »*Bauhausbücher*«: das eine schildert in *Adolf Meyers* Zusammenstellung »*das Versuchshaus in Weimar*« in Außenform, Innenraum, Grundriss, Herstellung und Ausstellung, in dem andern stellt *Walter Gropius* »*Internationale Architektur*« zusammen, also ein Bilderbuch heutiger Baugestaltsentwicklung von Peter Behrens, van de Velde, Gropius, Poelzig, Mebes, Kosina, u. a. m. Man kann hier von einer rein männlichen Architektur sprechen, die mit jeder historischen Bindung gebrochen hat und auf der absoluten Gegenwärtigkeit der zivilisatorisch-technischen Zweckidee beruht. Wenn auch unser Schönheitsempfinden sich noch gegen diese kahle Blockform wehrt, so darf man doch das Fruchtbare dieser Experimente nicht leugnen: im großen Sinne der Baugeschichte muß man die Entwicklung der Gropius-Richtung abwarten, denn zweifellos ist der Formwille dieser Architektur echt, außerdem entspricht die Klarheit der Gropiusschen Schmucklosigkeit weitgehend heutiger Geistigkeit, die von all den »Stimmungs«freuden einer impressionistischen Zeit, von der das merkwürdigerweise bilderlose »*schöne Heim*« von *Alexander Koch* (Verlagsanstalt A. Koch, Darmstadt) trotz der Echtheit der Grundrichtung in den Ratschlägen und Aussprüchen über alle das Thema behandelnden

Digitized by Google

Fragen noch zu viel mitführt, nichts mehr wissen will. In der Gropiusschen Bauart ist der Wille zum Absoluten bestimmend.

Wir haben in unserer Zeit auf der Linie Schinkel-Kreis-Gropius gänzlich alles Erbe des Barock überwunden. Um so interessanter ist darum eine Studie wie die *Ludwig Langs:* »*Was ist Barock?*« (Montana-Verlag, Zürich-Stuttgart). Lang gibt — allerdings mit ästhetischer Überschätzung — eine Geschichte des Barock von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in knappem Text, vor allem mit einer gutgewählten Bilderfülle aus Malerei, Plastik, Architektur, Kunstgewerbe. Er hält sich an die Großtaten. Aber schon das kleinste Spezialstudium offenbart die Grenzen des Barock: *Ernst Benkards* Buch über *Giovanni Lorenzo Bernini* (im Iris-Verlag, Frankfurt a. M.) gibt mit 80 Bildern Beweise genug, allerdings versteht Benkards Text es ausgezeichnet, uns das religiös-geistige Grundelement Berninischer Ekstatik erleben zu lassen und damit dem Echten auch dieser in der Form ausschweifenden Kunst zuzuführen. Der Eindruck wird noch stärker, wenn man desselben Verfassers im gleichen Verlag erschienenes Buch über *Andreas Schlüter* liest: das preußisch-deutsche Barock der Zeit des Großen Kurfürsten erfährt hier eine Behandlung, die eine Lücke in der modernen Kunstliteratur ausfüllt.

Bei aller Freude an diesen Barockbüchern aus historischem Interesse spüren wir doch keine innere Verbindung mehr zu dieser Formgebung. Wir sind gerade in Architektur und Plastik in einem so schnellen Weiterschreiten begriffen, daß uns ein Lebenswerk wie das *Adolfs v. Hildebrand,* das *Alexander Heilmeyer* in einer splendiden Publikation des Albert Langen Verlages, München, zusammenfaßt, durchaus historisch anmutet. Und fast will uns scheinen, als vergriffe Günther Jachmanns mit abgedruckte Gedächtnisrede von 1921 sich mit ihren Superlativen. Wir sehen heute deutlich die Bindung der Werke Hildebrands an ihre Zeit und es war die Wilhelminische Zeit, kann man da von »ewiger Hoheit« sprechen? Ich kann mir nicht helfen: ich spüre überall die Nachahmung hindurch, hier ist ein genialer Techniker am Werke gewesen, aber kein schöpferischer Künstler. Ich glaube, wir erleben noch eine Hildesranddämmerung. Demgegenüber steht schon ganz andere Originalität in dem Tiroler Bildschnitzer *Ludwig Penz,* dem *Alexander Heilmeyer* ebenfalls ein reich ausgestattetes Buch (ebenda) widmet. Hier hat ein urwüchsiges Volkstalent (Penz lebte von 1876—1918) als Holzschnitzer seinen eigenen Stil auch bis zur Monumentalität wie im Schwazer Wehrmann gefunden, der nicht seinesgleichen hat. Man braucht nur *Wilhelm Fraengers »Bildermann von Zizenhausen«* (Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich) herzuzunehmen, um die Herkunft und den Eigenwuchs von Penz ganz anschaulich zu besitzen. Fraengers Arbeit über die alte Bauernkunst vom Bodensee, die Zizenhauser Terrakotten, verdient ernsteste Beachtung nach Stoff — die eigentliche Bauernwelt — und Form, die von der Sohnschen Familie, kleinen Handwerkern, seit Generationen bestimmt sind. Man erkennt hier wieder, wie sehr alle echte Kunst im Boden wurzelt und nur bei fester Verwurzelung in der wesenhaften Heimat zur Universalität eines Schinkel aufgipfelt.

• • •

GESAMTAUSGABEN

DIE vermehrte Herstellung von Gesamt- und umfangreichen Auswahlausgaben hat seinen Anlaß in einem materiellen Grunde bei den Verlegern: man druckt die Einzelausgaben der Werke im gleichen Format und Satz; es bedarf dann nur der Auswechslung von Titelblättern und Einbänden, um aus den Einzelbänden »gesammelte Werke« herzustellen. Wenn aber die somit aus praktisch-technischen Erwägungen entstandenen Gesamtausgaben auch der Liebe des Publikums begegnen, so hat dies seinen Grund darin, daß die Fülle der täglich auf dem Buchmarkt der Welt — denn wir Deutschen beschränken uns als Volk der Mitte und nach unserer in Goethe gegipfelten Anlage nicht auf unsere Eigenproduktion — zu einer Gruppierung, zu einer geistigen Sammlung zwingt, für die die Gesamtausgaben Hilfsmittel, Erleichterung, Notwendigkeit sind. So kommt es, daß diese großen Ausgaben sich eines verhältnismäßig guten Umsatzes erfreuen, durch den nun immer neue Leistungen hervorgerufen werden. Der wirkliche Bücherfreund kann sich nur darüber freuen, wenn auch auf manchen Gebieten zu viel des Guten getan wird.

Man hat nämlich heute bei Betrachtung der neuerschienenen Gesamtausgaben den Eindruck, als ob vorzugsweise ausländische Literatur berücksichtigt wird, und zwar

Digitized by Google

werden hier rücksichtslos Duplikate geboten, für die kein Bedürfnis vorhanden sein dürfte. Ist es z. B. notwendig, den uns neu entdeckten Engländer *Rob. Louis Stevenson* (1850—1894) nun sofort in neun Bänden (zu denen noch drei weitere treten sollen) darzubieten und zugleich einen Band der abenteuerlichen Geschichten »*Aus Nord und Süd*« in G. Kiepenheuers Reihe »Das neue Buch« in Potsdam aufzunehmen? Gewiß, die Übersetzung von Kurt und Margarete Thesing ist gut, und der jetzt nach Berlin übergesiedelte Verlag Buchenau & Reichert hat für eine würdige Ausstattung der natürlich auch einzeln beziehbaren Bände gesorgt, aber in Massen, wie hier dargeboten, genossen, stellt sich doch schnell heraus, daß Stevenson nach einem guten Wort von Thomas Mann nur bunte und große Unterhaltung aus Pariser Schule mit europäischem Intellektualismus geschaffen hat Daß er uns jetzt entdeckt wurde, hat stofflichen Anlaß: Stevenson ist der Epiker des Abenteuerlichen und Übersinnlichen in nichts weniger als Dickens'scher Fassung, sondern ganz modern, voll Spannung und humorgesättigter Männlichkeit. Die englische Sportrasse durchblutet seinen Stil und seine Erfindungen, mag er nun einen Roman aus dem adelig-schottischen Familienleben des 18. Jahrhunderts wie den »Junker von Ballentrae« oder groß gesehene Abenteuer in einzelnen Novellen wie »den tollen Männern«, dem »Selbstmörderklub«, »In der Südsee« u. a. m. entwickeln. Zweifellos ist der Typus Stevenson für uns eine Bereicherung, ebenso wie der *Jack Londons*, dessen Kurzgeschichten Erwin Magnus im Gyldendalschen Verlage Berlin uns gut vermittelt. Auch Jack London war uns mit seiner berühmten Wolfshundgeschichte schon aus früheren Verdeutschungen bekannt, immerhin übersehen wir jetzt erst seine Gesamtartung. Die beiden mir vorliegenden Bände »*Südseegeschichten*« (die man mit Stevensons »*In der Südsee*« vergleichen sollte) und »*Abenteurer des Schienenstrangs*« haben durchaus amerikanischen Duktus. Das Leben Londons selbst war ein Abenteurerleben: mit 16 Jahren »König der Austernräuber« bei San Francisko ward er Fischereikontrolleur, Vollmatrose um die Welt, Fabrikarbeiter, Journalist, freier Amerikawanderer, Trampmensch, — schließlich wieder Schüler und Student, dann 1897 Klondike-Goldjäger und nach diesem Mißerfolg 22jährig endgiltig Schriftsteller, der aus seinem erlebten Leben wilden, unauslöschlichen Stoff zur Verfügung hatte. Er hatte sofort Erfolg: er konnte als Dreißigjähriger eine Farm kaufen, als Einundreißigjähriger mit eigener Yacht um die Welt segeln, war zehn Jahre berühmt und populär, bis der Krieg kam, der brachte ihn zum Verstummen: nach 49 Büchern in 16 Jahren. Ganz plötzlich starb er am 22. November 1916 und hinterließ ein Werk von malerischem Amerikanismus. Die Welt der Tatsachen, wie der phantasiebestimmte, erlebnisgierige, dem Auftrieb leidenschaftlich überantwortete Proletarier des Wildwest heutiger Zeit sie erlebt, erfuhr durch ihn eine wahrheitsfeste und spannend-schmissige Wiedergabe, ohne daß eine geistige noch dichterische Bewältigung im höheren Sinne versucht wurde. Der Augenblick gibt sich hier aus, wie er alles angreift und empfängt, die Impression triumphiert und eine realpraktische Männlichkeit. Bei aller Freude an der strotzenden Kraft und Erlebnislust solcher Stevenson- und Londonnaturen dürfen wir doch das Zeitgebundene ihrer Werke nicht übersehen: werden sie die Dauer und fast klassische Bedeutung etwa der einzigartigen »*Kalifornischen Erzählungen*« von *Bret Harte*, die Paul Baudisch für den Verlag G. Kiepenheuer, Potsdam gut neu verdeutschte erreichen? Von Bret Harte gingen doch Stevensons, Jack Londons Geschichten aus. Und ein *R. Kipling* war ihr Lehrmeister, man lese die von M. Thesing übertragenen »*schlichten Geschichten aus den indischen Bergen*« (ders. Verlag), die das Leben der Engländer in Indien mit scharfer und ironischer Realistik schildern, um zu erkennen, daß wir Meister auf dem Gebiete der exotischen und Abenteuergeschichte längst besaßen. Wenn es *Hans Reisiger* jetzt unternimmt, uns im Paul List-Verlag, Leipzig, eine *Auswahl der Werke Kiplings* zusammenzustellen, so kann man diese Ausgabe nur begrüßen, zumal da sie vom Herausgeber ausgezeichnet verdeutscht, vom Verlag geschmackvoll ausgestattet ist. Zehn Bände sind geplant, der erschienene erste bringt »*Kim*«, die Geschichte des Sprößlings eines irischen Unteroffiziers im englisch-indischen Heere, der gerne ein weißer Engländer sein möchte und doch ein farbiger ist, ein »Wildling mit zwei Seelen« geht er durch ein abenteuerliches Leben: Kipling hat hier überall Gelegenheit, nicht nur die Impression zu geben, sondern darüber hinaus echtes Dichtertum, schauende Menschlichkeit, göttliche Kraft. Deswegen überragt Kipling eben die Stevenson und London, gehört er zu den großen englischen Epikern von Scott bis Dickens und Thackeray. Man spürt die Gewißheit dieser Einsicht, wenn man sich in *Charles Dickens* von Gustav Meyrink

Digitized by Google

neu übersetztes »*Bleakhaus*« (dem dicken Band der großen Dickens-Gesamtausgabe des Musarion-Verlages in München, die sich vollwertig neben die bekannte Inselverlags-ausgabe stellt) begibt, dieser in England populärste Roman von Dickens, mit seiner leidenschaftlichen Anklage gegen das englische Gerichtswesen, führt tief in die englisch-germanische Natur und sollte auch bei uns große Wirkungen hervorrufen.

Zuletzt werden wir ja auch alle Gesamtausgaben auf uns und ihren Sinn für uns zurückzuführen haben. Die Ausgaben deutscher Dichter bleiben darum trotz aller modischen Einstellungen doch immer unsere wichtigste und persönlichste Angelegenheit. Erfreulicherweise erhalten wir in dieser Hinsicht immer neue Leistungen von Wert und Bedeutung. So werden uns jetzt in zwei Bänden »*die Werke Wolframs von Eschenbach*«, im Geiste des Dichters erneuert von *Theodor Matthias* (Auslieferung Hanseat. Verlagsanstalt, Hamburg) dargeboten: der Parzival, Titurel und Willehalm, es ist ein mutiges Unterfangen, nach San Marte, Simrock, Karl Pannier und W. Hertz eine neue Übertragung in unsere Sprache zu wagen, aber mir scheint der Versuch geglückt zu sein, vielleicht hätte man hier und da eine poetisch gehobenere Sprache gewünscht, doch kam es Matthias vor allem auf Treue gegen den Dichter an und hier ist er ein ehrlicher Vermittler, so daß man wünscht, seine Arbeit möchte viele zu neuer Beschäftigung mit Wolfram führen, nicht so sehr um des Historischen, als vielmehr um des Geistigen willen. Denn ich glaube, wir haben Wolframs geistige Größe für uns noch nicht zur eigenen Förderung erlebt, daß Theodor Matthias, der als Kenner der deutschen Sprache und Literatur, als hervorragender Germanist ja seit langem einen ausgezeichneten Namen hat, durch seine Wolfram-Erneuerung dazu Gelegenheit bietet, muß mit besonderem Dank begrüßt werden. Nicht anders ergeht es uns mit dem neuesten Bande der schönen Tempel-Klassiker, deren E. R. Weiß-Ausstattung immer gleich vorbildlich bleibt. *Walther Bulst* bietet uns den ganzen *Walther von der Vogelweide* im Urtext und in einer neuen, sehr gelungenen Übertragung in einem Bande (Tempel-Verlag, Berlin). Bulst hat sich Goethes auch hier vorangestellten Worten von den dreierlei Übersetzungsarten angeschlossen, weder die wörtliche, prosaische noch die parodistische gewählt, sondern die Interlinearversion, d. h. die treueste, die das Verständnis des Originals in jedem Sinne, also im wörtlichen wie künstlerischen, sprachlichen wie musikalischen Sinne herbeiführt. Auf der linken Seite der Urtext, auf der rechten Bulsts geschmacksichere hochdeutsche Form: so können wir nun den ganzen Walther ganz in unsere Seele aufnehmen. Man spürt hier die Schule des Benz'schen Heidelberger Kreises für deutsche Art und Kunst im edelsten Sinne. Ebenso empfanden wir es vor Jahren als eine Tat, als *Richard Benz* uns »*die deutschen Volksbücher*« wie den Faust, Tristan und Isolde, Till Eulenspiegel usw. wiederschenkte. Eine starke Wirkung ging von Benz' Unternehmen seitdem aus. Benz ist kein eigentlicher Übersetzer, sondern ein Erneuerer, in dem er die ursprüngliche Form der alten deutschen Prosa in ihrer vollen »musikalischen Klangschönheit« zu erreichen sucht. Jetzt bringt er als 6. Band seiner Reihe »*das Buch der Geschichte des großen Alexanders*«, die auf den Pseudo-kallisthenes und lateinische Bearbeiter zurückgeht und von Johs. Hartlieb 1444 ins Deutsche gebracht wurde. Hier erfährt man, wie sehr der Deutsche vor fünfhundert Jahren mit den antiken Helden lebte: die Abenteuer des Alexanderromans sind eine märchenhafte, deutsche Dichtung geworden, die übrigens vom Verlage Eugen Diederichs in Jena in großer altertümlicher Fraktur köstlich stilgerecht gedruckt wurde. Deutsche Wesenheit fand hier einzigartigen Ausdruck. Man wünschte wohl, daß diese Volksbücher noch stärkeren Eingang im heutigen Deutschland fänden. Denn sie verdienen eine an Grimms Märchen heranreichende Verbreitung, sind sie doch ein wesentliches Gegenstück dazu. Man lese einmal die »*Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm*« entweder in der splendid auf 900 Großquartseiten gedruckten, mit 90 Holzschnitten Ludwig Richters, leider ohne wegweisende Einleitung belassenen Gesamtausgabe des Pontos-Verlages in Freiburg i. Br. oder in meiner mehr für die Jugend bestimmten, mit neuen Bildern von E. Schröder versehenen, in der Einleitung Leben und Schaffen der Brüder Grimm behandelnden Auswahl (bei G. Grote, Berlin), neben den Volksbüchern, so wird man bald ein so ergreifendes Erlebnis der Einheit deutschen Wesens spüren, daß man einen inneren organischen Schutz gegen alle heutigen zivilisatorischen Zerstörungen unsers Kernes aufwachsen fühlt. In einem Hans Jakob Christoph v. *Grimmelshausen* ist diese deutsche Natur noch ungebrochen. Das beweist auch der dritte soeben auf den »Simplicissimus« sowie die »Landstörzerin Courasche, den seltsamen Springinsfeld, das wunderbarliche Vogelnest« folgende Band der »*Simplicianischen Bücher*«, die *Engelbert Hegaur* in ebenso

Digitized by Google

echter Erneuerung wie Benz bei den Volksbüchern an den Tag gibt. (Verlag Albert Langen, München). Der »*Ewig währende Kalender* nebst Stücken aus dem jährlichen Wunder-Geschichts-Kalender«, mit vielen Bildern aus den Erstdrucken sowie aus verwandten Werken der Zeit, mit einem sorgfältigen wissenschaftlichen Nachwort und einem Wort- und Sacherklärungsverzeichnis stellt uns nun mit Sicherheit nach all den Forschungen Dr. Bechtolds, H. Borchardts, Scholtes, H. v. Ziegesars usw. Grimmelshausen als Kalendermann vor, der ebenso bildungssüchtig wie erzählerfrisch ist. Bis auf einzelne Teile haben wir einen für den Literaturfreund im weiteren Sinne wertvollen Neudruck dieses »Kalenders« noch nicht erhalten. Hegaur-Oesterings Arbeit ist darum auf das freudigste zu begrüßen, um so mehr als hier einer der ersten Kenner Grimmelshausens und einer unserer hervorragendsten Sprachkünstler eine Meisterleistung der Herausgabe in jahrelanger Bemühung geschaffen hat. Kein Grimmelshausenfreund kann sich dies durch und durch originale Werk entgehen lassen, hier ist urwüchsiges Volksdeutschtum Wort und Anschauung geworden. Das Blut bestimmt diesen Kalendermann und noch nicht jene Vergeistigung, die ein Jahrhundert später unsere Klassik schuf.

Auch aus der Klassikerzeit erhalten wir heute noch manche Ausgabe, die etwas Neues innerhalb der zahllosen Neudrucke bedeutet. So die von Leopold Hirschberg herausgegebenen »Deutschen Klassiker in Form und Text ihrer Erstausgaben« im Verlage Morawe & Scheffelt, Berlin-Südende. *Friedrich Schillers »Gedichte«* werden gemäß dem Druck von 1800 und 1803 mit dem Kupfer des ersten Bandes in ihren beiden Teilen technisch so getreu wie möglich in Druck und Papier geboten, der Einband ist ebenfalls ganz im Stil der Zeit gehalten. Wer also Schillers Gedichte gleichsam im Originaldruck, wie der Dichter ihn sah, lesen will, ohne die teuren Antiquaria kaufen zu müssen, hat hier eine nette Gelegenheit zur Belebung seiner Bücherei. Darüber hinaus bedeutet *Hans Knudsens* Ausgabe der »*Ausgewählten Werke*« von *Carl Julius Weber* in den hübschen Tempelklassikern (Tempelverlag, Leipzig) auch inhaltlich einen wertvollen Zuwachs. Gewiß findet man in vielen Bürgerhäusern noch den vielbändigen, erst nach Webers 1832 erfolgtem Tode erschienenen »Demokritos«, aber liest ihn noch jemand? Ebenso wenig wie Webers Reisewerk »Deutschland«, wie sein »Ritterwesen«, sein »Papsttum«, seine »Mönchere«. Aus all diesen Werken, einst populär und anerkannt, hat Knudsen eine bezeichnende Auswahl getroffen, aus der wir den vielgelesenen »lachenden Philosophen«, den geistreichen Feuilletonisten, den spottenden Aufklärer gegen jede Dunkelmännerei und Verlogenheit, den witzigen, amüsanten Glossator und freien Humor so kennenlernen können, daß wir ihn als Persönlichkeit wie Zeiterscheinung besitzen. Jeder Freund der Klassikerzeit wird diesen Tempelband also freudig begrüßen. Weber war ein Widergeist der Deutschromantiker, ein Aufklärer, ein Vorläufer der Liberalen: die Heineforscher sollten seinen Einfluß auf Heine einmal untersuchen. Sie werden gewiß auch bei dem Lyriker Webersche Spuren finden, in den »*sämtlichen Gedichten« Heines*, denen der Leipziger Inselverlag jetzt eine von Jonas Fränkel betreute Einbandausgabe auf 973 Dünndruckpapierseiten nach Art der bekannten Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgaben gewidmet hat; zum Lobe der Ausgabe Worte machen, hieß Überflüssiges sagen: denn sie erfüllt alle gerechten Ansprüche und wird durch ihr handliches Taschenformat den Heinefreunden lieb werden. Ein ebenso handliches Format hat die neue dreibändige Ausgabe der »*Novellen und Märchen« Ludwig Tiecks* in Paul Alfred Merbachs hübscher Sammlung »Das Wunderhorn« (E. Haberland, Leipzig), die der Erneuerung romantischer Dichtung dient, Merbach gab der Tieck-Auswahl ein kluges Nachwort, den Text der Tieckschen Epik richtete er nach den Ausgaben letzter Hand ein, ein Bild des Dichters schmückt den ersten Band. Wir finden hier nicht nur die berühmtesten Novellen Tiecks wie den »Aufruhr in den Sevennen«, »das Zauberschloß«, »den Weihnachtsabend«, sondern auch unbekanntere und dazu die herrlichen Märchen »der blonde Eckbert«, »die schöne Magelone«, »der getreue Eckart« usw., die ja eine so lange und tiefe Nachwirknug in unserer Dichtung gehabt haben. Tieck ist nichts weniger als ein Weberscher Geist, er ist Dichter und Künstler, das tut Merbachs Auswahl in einem Maße dar, daß man hoffen kann, auch wir werden Tieck, der literarhistorisch meist ungerecht behandelt wurde wieder liebgewinnen und lesen. Er verdient es.

Wie *Adalbert Stifter*, dessen Werke jetzt geradezu eine Renaissance erleben. Auch hier hatte der Inselverlag das Verdienst, er brachte schon 1902 eine Neuausgabe der Studien und druckte von 1920—1923 den »Nachsommer«, »Witiko«, »Bunte Steine mit Nachlese«. Wenn er uns jetzt mit einem warmen Vorwort Stifters »*Erzählungen*«, »das Heidedorf«, »der beschriebene Tännling«, »Kalkstein«, »Bergkristall«, »der Waldbrunnen«, »der Kuß von

Digitized by Google

Sentze«, »Die Sonnenfinsternis« bietet, so wird der billige 4 Mark-Preis des Bandes für die Erfüllung neuer Werbungsmöglichkeiten sorgen. Die Früchte dieser Stifter-Renaissance zeigen sich auch schon in literarhistorischen Studien: *Otto Stoeßl*, von jeher Stifter nahestehend, enthüllt uns in einer Studie »*Adalbert Stifter*« (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) das Wesen des deutsch-österreichischen Epikers aus seinem Erbe des klassischen Humanismus, aus der Vereinigung des griechischen Gedankens mit der deutschen Seele, man sollte sich Stoessls Führung immer anvertrauen, wenn man in Stifters Heiligstes eindringen will. Auch *Richard v. Schaukals* »Beiträge zur Würdigung« *Adalbert Stifters* (Johs. Stauda Verlag, Augsburg), die die Adalbert-Stifter-Gesellschaft herausgibt, verdienen als Zeugnisse warmen Sichbekennens und eindringenden Erkennens die Teilnahme aller Stifterfreunde, schon 1905 warb Schaukal für Stifter und immer wieder wies er auf seine literarhistorische Bedeutung, seinen Stil, seine Persönlichkeit. Die handliche billige Ausgabe für die Stiftererneuerung lieferte seit 1910 die siebenbändige Auswahl der *Werke* mit Lebensbild, Einleitungen und Anmerkungen von *Gustav Wilhelm* sorgfältig herausgegeben (Bong & Co., Berlin), die jetzt in zweiter verbesserter und erweiteter Auflage erscheint, hier haben wir die »Studien« in ihrer Gesamtheit, zwei Reihen Erzählungen die »Bunten Steine« und den »Nachsommer«, hoffen wir, daß eine Neuauflage auch diese Ausgabe, die ja für die weiteste Verbreitung geschaffen ist, noch durch den Witiko u. a. m. vervollständigt. Denn wir sind gewiß, daß Stifter immer mehr als einer der dauernden großen deutschen Epiker sich durchsetzen wird, es wird noch die Stunde kommen, da er mehr gelesen wird, als der zu Stifters Lebzeiten ungleich populärere *Fritz Reuter*, dessen »*Ut de Franzosentid und Ut mine Festungstid*« der Verlag Walther Haedecke in Stuttgart jetzt eine geschmackvolle Dünndruckausgabe auf 532 Seiten Kleinoktav in hübscher Fraktur mit erklärendem Wortverzeichnis von Hermann Quistorf, dem Vorsitzenden des »Allgem. Plattdeutschen Verbandes« widmet, nach der jeder Bücherfreund um so lieber greifen wird, als alle sonstigen Reuterausgaben keinerlei Geschmackrücksichten in ihrer Ausstattung zeigen. Stifters und Reuters Zeitgenosse war lange Jahre auch *Theodor Fontane*, aber sein Werk gehört einer anderen Zeit und geistigen Einstellung an, Stifter und Reuter sind noch das »alte« Deutschland, das Deutschland der Keller und Raabe, Fontane ist das moderne, realistische, das kaiserliche Deutschland, wenn auch von seiner hohen Warte und mit Abstand gesehen. Der S. Fischer-Verlag in Berlin legt uns jetzt eine umfangreiche »*Gesamtausgabe der erzählenden Schriften*« Fontanes vor, sie ist mit ihren neun Bänden in zwei Reihen zu je fünf und vier Bänden eingeteilt, die geschmackvolle Austattung von E. R. Weiss kennt man schon aus den Vorgängern dieser Ausgabe. Die erste Reihe enthält Paul Schlenthers Einleitung, die Gedichte, Vor dem Sturm, Grete Minde, Ellernklipp, Schach v. Wuthenow, Unterm Birnbaum, Graf Petöfy, L'Adultera, Cecile, Unwiederbringlich, Stine, Irrungen Wirrungen, Frau Jenny Treibel. Die zweite Reihe Quitt, Meine Kinderjahre, Von, vor und nach der Reise, Die Poggenpuhls, Effi Briest, Mathilde Möhring, der Stechlin, Von zwanzig bis dreißig, der Tunnel über der Spree und andere Berliner Erinnerungen mit einer Abhandlung von Ernst Heilborn über »Fontanes Persönlichkeit«. Die endgültige Fontane-Ausgabe dürfte hiermit vorliegen, denn die Epik und die autobiographischen Schriften zusammen mit den Gedichten geben ja den bleibenden Fontane. Wer den zeitlichen dann noch sucht, wird gerne zu seinen »*Plaudereien über Theater*«, die seine Söhne Theodor und Friedrich uns mit 13 Bildertafeln und einem Vorwort neu schenken, greifen. (F. Fontane & Co., Berlin). Der erste Band bringt alle das Königliche Schauspielhaus in Berlin behandelnden Kritiken: wahrlich, eine lebendigere Theatergeschichte ist kaum denkbar, zugleich auch keine instruktivere, weil sie vor Fontanes Intuition erstaunen macht. Der Mensch Fontane tritt uns hier ganz unmittelbar nahe, und ihn lieben wir immer neu. —

Fontane führt über modische Erscheinungen hinweg in unsere Gegenwart. Zu ihr zählt *Friedrich Huch*, wenn er uns auch bereits 1913 vierzigjährig viel zu früh entrissen wurde. Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart erfüllt eine Ehrenpflicht, wenn sie jetzt seine »*gesammelten Werke*« in vier Bänden mit Thomas Manns Gedächtnisrede als Vorwort herausgibt, denn Huch war nicht nur, wie Kurt Martens mit Recht sagt, eine der schönsten Hoffnungen unserer Epik, sondern auch bereits in einzelnen seiner Werke, wo die Kinderseele Gestaltung fand und sein Humor reife Form erhielt, wie in »Mao« und in »Pitt und Fox« ein Vollendeter. Da haben wir nun den »Enzio« diese »Tragödie der künstlerischen Zuchtlosigkeit« aus deutscher Musikalität, da haben wir »Peter Michel«, durch den ein Rainer Maria Rilke erschüttert wurde, da haben wir die »Geschwister«, die »Wandlungen«,

Digitized by Google

mit ihren Bekenntnissen aus der Jugendentwicklung, und dazu all die köstlichen Novellen mit ihren immer erlebten, tiefempfundenen, echten Motiven in melodischer Formung. Friedrich Huch durchglüht unser Herzblut, haben wir uns ihm nur erst einmal hingegeben. Von anderer Art war ein anderer, uns durch den Krieg zu rasch entrissener: *Walter Flex*, dessen »*gesammelte Werke*« C. H. Beck, München, in zwei Bänden mit einer Biographie des Bruders Konrad herausgibt. Flex ist nur dreißig Jahre alt geworden, dies muß man bei einem Urteil über sein Schaffen immer in Betracht ziehen, daraus erklärt sich auch die Liebe und Treue seiner Gemeinde. Das Problem Flex liegt im Schnittpunkt seines Menschen- und seines Künstlertums, jenes war bereits weiter entwickelt als dieses, wie nur zu natürlich, und zudem waren beide noch in vollem Weiterstreben, als die Kugel den Dichter traf. Seine Wandervogelromantik ist trotz aller Einwände echt und einige seiner Wallensteinnovellen, einige Szenen seiner Dramen haben den Zug ins Große. Es steckte kein Lyriker von Eigenwuchs in ihm, aber als Epiker und Dramatiker konnte man Bedeutendes von ihm erwarten. Darum liebt man seine Jugendwerke, weil sie menschlich rein, heldisch edel, idealistisch klar sind, darum werden sie auch als Zeugnis des jungen deutschen Kriegers bleiben, so lange man vom Weltkrieg sprechen wird, und darum ist schließlich diese Gesamtausgabe, die im ersten Band Lyrik und Prosa, im zweiten Bande die Dramen bringt, dankbar anzuzeigen.

Daß aber auch die mit uns lebenden Dichter heute früher, als es vor einigen Jahrzehnten Sitte war, ihre Werke bereits sammeln können, erfreut besonders, wenn man den schmalen Band der »*Ausgewählten Werke*« *Rudolf Borchardts* (Ernst Rowohlt, Berlin) zur Hand nimmt. Hier sind Lyrik, Prosa, Episches und Dramatisches sowie Teile der Reden und Essays aus den Jahren 1900—1918 auf noch nicht 150 Seiten in schönem Druck zusammengestellt, so daß sich ein klares und überzeugendes Bild von der Dichtung und Persönlichkeit, von der Sendung und der Kunst Borchardts ergibt. Dieses Mannes Werk dringt langsam in unsern Geist, in unser Blut, aber wo es aufgenommen, in dem haftet es zu fortwirkender Bleibe. Borchardts Bedeutung ist heute unbestritten, eines Tages wird auch sein Wirken ebenso breit wie heute seine Anerkennung sein.

Einer seiner gleichaltrigen Mitringenden, *Herbert Eulenberg*, erreichte in jungen Jahren den breiten Erfolg, der Fünfzigjährige legt jetzt» *Ausgewählte Werke* in fünf Bänden« (J. Engelhorns Nachf. Stuttgart) vor, in die sich zu versenken schon deshalb von Wert ist, weil man manch vorschnelle Stellungnahme zum Schaffen des Dichters revidieren wird. Denn echt ist dies Dichtertum und liebenswert dies Menschentum. Seine Lyrik gewinnt uns immer neu, seine Dramen aus der Jugendzeit und dem Mannesalter graben sich in unser Herz, seine Schatten- und Lichtbilder, seine Romane und Novellen sind von einer geistigen Liebeskraft, die uns erschüttert und bildet, kurz, dies ganze Werk offenbart eine Menschlichkeit, der die deutsche Literatur nicht viele zur Seite stellen kann. Sie wird seinen Werken auch dauernde Freunde in wachsendem Maße zuführen.

Diese Eigenart des Menschentums ist es auch, die uns *Fanny Gräfin zu Reventlows* »*gesammelte Werke*« (in einem Bande bei Albert Langen, München) als den subjektiven, geistreich-kapriziösen Lebensausdruck einer sinnlich-differenzierten, mondän-kultivierten, rassig-leidenschaftlichen Dame der großen Welt, des Münchener Bohème, der Schweizer Internationalität zwischen 1890 und 1918 zeigt. Ihre Romane, Novellen, Capricchios »Ellen Olestjerne«, »Herrn Dames Aufzeichnungen«, »Geldkomplex«, »Logierhaus zur schwankenden Weltkugel«, »Von Paul zu Predo« sind stilistisch wie menschlich so köstliche, so wahrhaftige Selbstbekenntnisse eines unbeständigen, scharmanten, blutbestimmten, »prickelnden« Frauentums großer Weltlichkeit, daß man diese documents humains über das Literarisch-Ästhetische hinaushebt und als Dokumente der Vorkriegskultur anerkennt, wie etwa die Briefe Ninon de Lenclos, die Memoiren der großen Französinnen des XVIII. Jahrhundert. Ein hier neu gedrucktes Tagebuch von 1897—1910 bestätigt diese Auffassung noch zusammen mit dem nachgelassenen Roman »Der Selbstmordverein«, daß wir hier ein Spiegelbild der Kultur und menschlich-allzumenschlichen Unkultur der Vorkriegszeit von dauerndem Wert vor uns haben, ganz abgesehen davon, daß die Form dieser Arbeiten ihre Lektüre zur denkbar amüsantesten macht.

* * *

Digitized by Google

NEUE EPIK

DIE Epik unserer Zeit ringt ebensosehr mit dem letztmöglichen Ausdruck tiefster Weltanschauungsprobleme, allumfassenden Gotteserlebens, wie mit der Wiedereroberung starker Stoffmassen, Wirklichkeiten. Für die bildende Kunst hat man den Ausdruck des magischen Realismus geschaffen, in der Literatur spricht man von Überrealismus; in beiden Schaffensarten ist dasselbe gemeint: der Künstler bejaht heute ebensosehr das Geistige wie das Reale, dieses ist nur die Form, der Ausdruck von jenem, jenes ist nur der Sinn, der Kern von diesem. Diese Wechselwirkung strebt nun im Kunstwerk zur Einheit. Und dies Streben bringt eine merkwürdige, zwingende Größe in alle neue Epik, die nicht aus Unterhaltungsbedürfnis erwächst. Sie wird in erster Linie von neuen Namen repräsentiert, während die meisten Erzähler der Vorkriegszeit die Einheit von Innen und Außen nicht einmal sehen, sondern sich nur an das Außen halten.

Man nehme *Hjalmar Kutzlebs* mit holzschnittartigen Zeichnungen A. Paul Webers köstlich ausgestatteten Roman »*Die Söhne der Weißgerberin*« (G. Grote, Berlin), man entdeckt hier einen meisterhaften Erzähler: er schildert derb und deutsch zugleich das Abenteuer, Kriegs- und Landstraßenleben der Arnstädter Weißgerber quer durch Mitteldeutschland hin bis zum Tiroler Süden während des Dreißigjährigen Krieges mit einer saftigen, bildklaren Gestaltungsfestigkeit, daß man an Grimmelshausens Simplizissimus denken muß. Und doch nur im fruchtbaren Sinne, weil Kutzleb nicht etwa Grimmelshausen nachahmt, sondern ein die Stoffhülle seines Romanes durchleuchtender heutiger Mensch ist, der in dem wilden, wirren Geschehen jener Zeitläufte das ewig und unabänderlich Wesensdeutsche zwischen Traum, Seele, Herz und Sinnen, materieller Brutalität, Erdverbundenheit, Bluttrieben erkennt und als Lebenskraft aller Ereignisse aufzeigt. Kutzleb gibt nicht — bei aller Echtheit im Detail, in der Stimmung — zuletzt einen historischen Roman, sondern ihm dient der Stoff zur Darstellung des ewigen Deutschtums! Darum ist sein Roman bedeutsam, trächtig und menschenerobernd. Mit solchem Buch prägt Kutzlebs Name sich in das Herz der Besten der Nation.

Dabei ist Kutzleb kein einsam Schaffender. Wer die »*Zwei Novellen*« des Rheinländers *Otto Brües* (Liter. Verlag Fritz Klopp, Bonn) — die ebenso kraft- wie humorvollen, lebenskennerischen wie menschenweisen Geschichten von Klas Pottbäcker mit seinen Weiber- und Liebesnöten und von Michael Brauseweters gar nicht konsistorialrätlichen, aber um so menschlicher erlebten Predigten, vom blühenden Niederrhein und dumpfen Hessen — hier heranzieht, erkennt, daß alles Gerede, wir hätten keinen ins Weite weisenden epischen Nachwuchs, nur Geschwätz der Kenntnislosen ist. Ich kann hier sofort eine Fülle von neuen Namen mit entzückenden, geistig wie stilistisch gepflegten, dichterisch wie menschlich reichen Werken nennen, denen sich das Interesse der Leser nur einmal zuwenden sollte, um zu erkennen, daß die neuen Namen ihnen wahrhaft Neues in Gehalt und Gestalt geben gegenüber den Klischees alter, abgebrauchter Erzählerart. Von welch hohem Reiz und Humor ist *Karl Th. Strassers* Erzählung »*Goethe in Fonsmonsponsa*« (Hans Hübner Verlag, Hannover)! Ein Schauspieler gibt sich in Verbindung mit seiner Liebesgeschichte als Goethe bei einem Besuch in einer hannöverschen Kleinstadt aus und richtet dort eine Demaskierung des braven Biedermeier-Schöppenstedters an. Hier offenbart sich eine fein ironische Erzählerkultur in so reifer künstlerischer Vollendung, daß man entzückt die Originalität dieses glückstrahlenden Übermutspiels eintrinkt. Und ebenso gibt man sich *Meinrad Inglins* Novellen »*Über den Wassern*« (Grethlein & Co. Leipzig) mit vollem Genusse hin, weil die Welt der Berge hier als Daseinsbestätigung erlebt und anschaulich wird, wie sonst nur in schönen Versen; die Natur geht diesem Dichter ins Seelische ein. So sieht auch der schon durch Dramen und Elegien bekannte *Eduard Reinacher* in seinem ersten Prosabüchlein »*Runold*« (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) den Sinn des Daseins in der Gestalt des Träumers Runold durchaus im Gleichnishaften alles Irdischen: Kann man sich ein edleres, reineres Menschentum vorstellen, liebend erobern, als Reinacher es schenkt? *Gutti Alsen* hat schon recht, ihre acht Novellen unter dem Titel »*Die Träumenden*« (Gräf & Unzer, Königsberg i. Pr.) zusammenzufassen: die beseelten Menschen gehen träumend durch den Tag, bis das Leben plötzlich brutal ihren Traum zerstört, oft nur unterbricht: Gutti Alsens besitzt die ganze Zartheit einer reifen, kultivierten Frauenseele und die ganze elementare Geistigkeit eines nur dem Wesentlichen dienenden Menschentums, um in künstlerisch gepflegter Fassung Menschen und Ereignisse von zwingender Tiefe, Beweiskraft und Schönheit für den

Digitized by Google

Spruch vom »Leben ein Traum« in unser Inneres zu tragen, wer Stunden der Versenkung Gutti Alsens Novellen gewidmet hat, erlebte Wandlung, Klärung, Erlösung seiner Innenwelt. Ähnlich ergeht es uns mit den »*Novellen*« *Gustav Renners,* (Bonz & Co., Stuttgart). Renner, heute bereits ein Sechziger, bisher nur anerkannt als Dramatiker, enthüllt mit dieser sparsam produzierten Epik aus seinem Leben, sieben reichen, reifen, konsistenten Novellen, daß auch die ältere Generation schon Dichter des Wesentlichen besaß, sie wurden nur damals nicht gesehen, geschweige denn anerkannt. Hier bestimmt allein das nach Innen suchende Erleben Inhalt und Form: der ganz geruhige epische Vortrag bietet ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter über das Unglück des Unverheiratetseins der Mutter, über den Vernichter seines Glückes wider seinen Willen, über die Folgen von Blut und Vererbung tief hinein in die Schicksalsverkettung, die Schicksalsfügung. Renners weise, beseelte Nachdenklichkeit, die das Reale nimmt, wie es ist, wird zu einer Durchleuchtung des Lebens und Menschentums, wie sie nur bei echten Dichtern gegeben ist. *Theodor Däublers* stilistisch noch prägnanter gehaltene Erzählung «*Der Schatz der Insel*» (Paul Zsolnay, Berlin) geht den gleichen Weg, dem Schicksal nachzugrübeln: in einem phantasiestarken Begebnis aus dem griechischen Freiheitskampf voll spannender Magie und voll blutbestimmter Leidenschaftsmenschen. Hier bei Däubler sehen wir, welche Höhe der Epik wir erstiegen haben: jeder Satz fügt sich mit dem Ineinanderverzahntsein großer Architektur in den andern und führt zum großen Erlebnis des Schicksals an sich empor.

Solche Epik darf sich heute an höchste Aufgaben wagen. *Otto Wirz,* nach der Selbstbeichte in den »Gewalten eines Toren«, tut aus innerer Notwendigkeit in seiner groß gesehenen und geglückten »*Novelle um Gott*« (J. Engelhorns Nachf. Stuttgart) diesen letzten Schritt: er konfrontiert zwei junge und zwei alte Menschen und läßt sie sich in den Kampf um Gott verstricken, da wird die Innen- und Außenwelt nur Stoff Gottes, der sich im Schicksal offenbart und der das Leben, das über alle Menschenideen hinwegströmt, formt. Seltsam ist dieser Gottes- und Lebenskampf, aber ebenso wahr auch: denn Wirz kennt nur die absolute Wahrhaftigkeit als Sinn seines Schaffens und die Schönheit als Ziel seiner Form. Grade hier scheint mir aber Größe des Stoffes und der Gestaltung, des Erlebens und des Stils in einer unvergleichlichen Weise erreicht zu sein. Diese «Novelle um Gott», deutschen Wesens durch und durch, ist von klassischer Wucht und Bedeutung.

• • •

Die Hosenrolle. Von Alfred Holtmont. Mit 93 Abbildungen. Verlag von Meyer & Jessen, München. Keine streng dramaturgische Untersuchung. Das Gebiet der Hosenrolle weitet sich zu einer kultur- und sittengeschichtlichen Monographie. Thema wird: Das Weib als Mann. Die augenfällige Gegenwartserscheinung der Vermännlichung der Frau ist kein modernes soziologisches Problem. Ansätze dazu finden sich in allen Völkern und Zeiten. Holtmont gelingt es, aus der Stoffwelt der Kunst und des künstlerisch gestalteten Lebens die kulturellen Zusammenhänge des sich aus dem Hange zur Illusion, Täuschung und Selbsttäuschung erklärenden Geschlechtertausches aufzuzeigen. Allgemeinverständlich und nahezu unterhaltsam trotz philosophischen Ernstes. Darf den ethischen Wertungen auch manchmal nicht unwidersprochen bleiben, so bedeutet dennoch der sachliche Ertrag des aufs beste ausgestatteten Werkes eine seltene Bereicherung. D. A. E.

• • •

Berichtigung

Im Gedicht »*Die Fahrt*« *von Rudolf Fuchs* Seite 32 muß es in der vorletzten Zeile richtig »der Schläfer« statt «der Schäfer« heißen.

• • •

Das Schillerbildnis,

das wir als Sonderdruck beigeben, ist bisher unveröffentlicht und befindet sich jetzt im Berliner Privatbesitz. Es stammt aus Alt-Frankfurter Familienbesitz und soll in Mannheim selbst entstanden sein. Wahrscheinlich malte Joseph Drabrel, der 1783 in Mannheim verstorbene Hofmaler des Kurfürsten Karl Theodor v. d. Pfalz, es bei Schillers Aufenthalt in Mannheim 1782—1783.

• • •

Digitized by Google

Digitized by Google

Tempel-Klassiker

Deutsche Dichterausgaben

Eckermann · Goethe · Hebbel · Hebel · Heine
Kleist / Körner / Lessing / Mörike
Schiller · Uhland · Weber

Zweisprachige Weltliteraturwerke

Shakespeare-Werke

Bisher 10 Bände. — Englisch-deutsch

Dante
Das Neue Leben · Göttliche Komödie
Italienisch-deutsch

Homer
Odyssee Ilias Griechisch-deutsch

Ferner liegen zweisprachig vor:

Das Nibelungenlied / Walther von der Vogelweide
Alt- und Neudeutsch

Jeder Band in Leinen M. 6.—, in Halbleder M. 8.—

Tempel-Geschenk-Ausgaben

Goethe
Westöstlicher Divan
Satin M 7—

Goethe
Italienische Reise
Satin M. 11.—

Goethe
Die Gedichte
Satin M. 9.—

Goethe
Faust
Satin M. 10.—

Heine
Das Buch der Lieder
Satin M. 8.—

Das Nibelungenlied
übertragen von Karl Simrock
Satin M. 8.—

Schiller
Gedichte
Leinen M. 9.—

Klassische Deutsche Erzähler

Band 1: Liebesgeschichten
Band 2: Merkwürdige Geschichten
Band 3: Verbrechergeschichten
Band 4: Wunderbare Geschichten

Jeder Band in Leinen gebunden M. 5.—

Prospekte kostenlos durch jede Buchhandlung

Der Tempel-Verlag · Berlin SW 61 / Leipzig

Digitized by Google

DIE HOREN

VIERTELJAHRSHEFTE DES KÜNSTLERDANKS

HERAUSGEBER
HANNS MARTIN ELSTER

1925/26 II. JAHRG. · HEFT IV

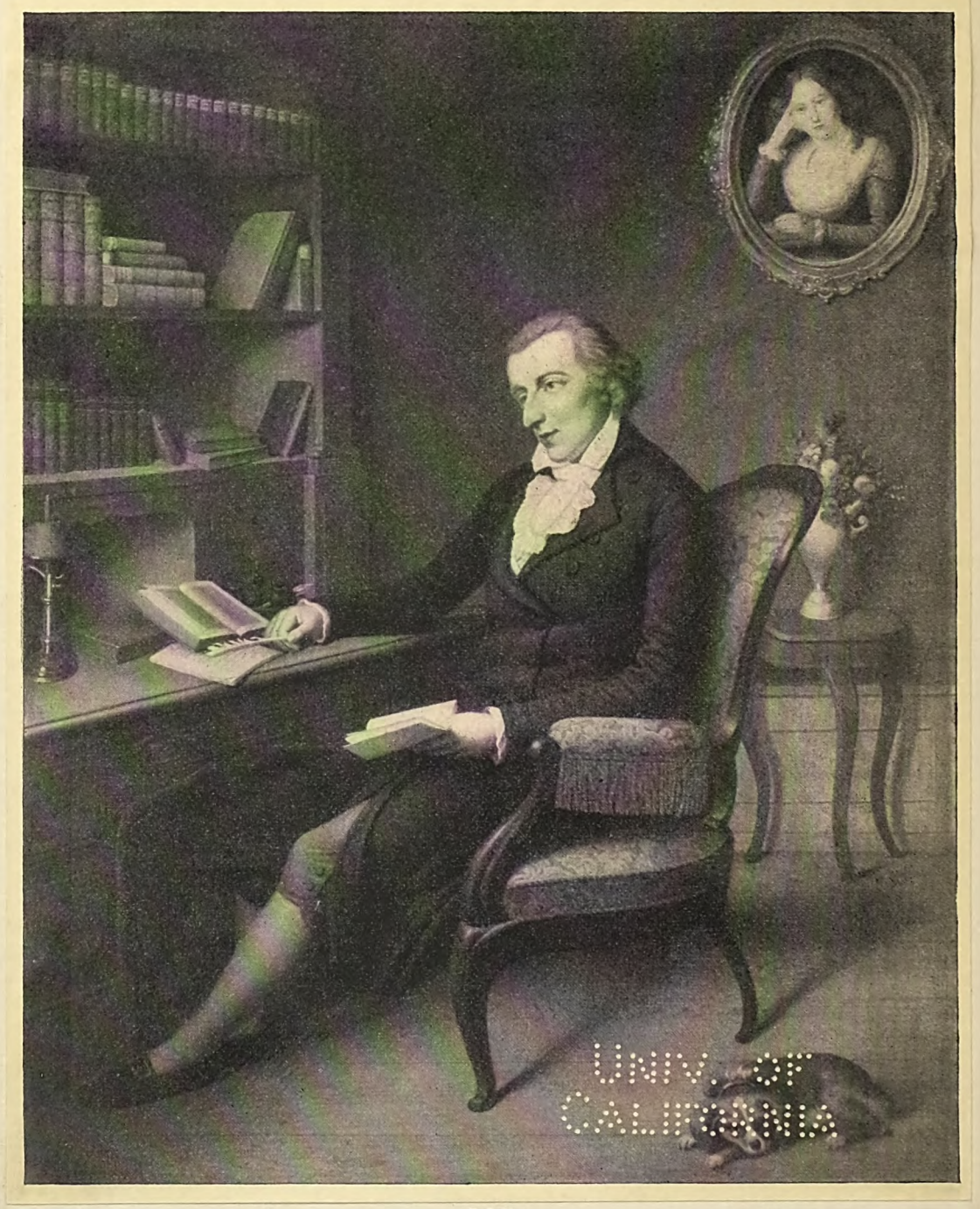
HOREN VERLAG BERLIN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

FRÁNZ SERAPH STIRNBRÁND (1796—1882)



Schiller

Digitized by Google

SCHILLER UND DIE DEUTSCHE GEGENWART

EIN FESTVORTRAG VON HEINRICH LILIENFEIN

ALS am 9. Mai 1859 hundert Jahre seit der Geburt Schillers verstrichen waren, feierte das deutsche Volk über die ganze Welt hin diesen Gedenktag mit einem einmütigen Aufschwung, dessen Macht und innere Ergriffenheit noch heute in den Berichten nachzittert. Dieses deutsche Volk, damals nur dem Namen nach eine Nation, sah in Schiller das Tiefste und Heiligste seines Wesens verkörpert, sah in ihm wie in einem Sinnbild die Einheit verwirklicht, die ihm die Geschichte noch immer vorenthalten hatte. Die Deutschen in Paris gaben nur der allgemeinen Empfindung Ausdruck, als sie mit Ludwig Pfau sangen:

»Wohl bist du uns geboren,
Gestorben bist du nicht:
Du lebst so unverloren,
Wo deutsche Zunge spricht.
Du gibst uns, großer Meister,
Ein einig Vaterland —
Die Brüderschaft der Geister,
Das ist der Einheit Band.«

Unser Jahrhundert hat 1905 den hundertsten Todestag, 1909 den hundertundfünfzigsten Geburtstag Schillers begangen. Wohl flammten die Schillerfeuer von Berg zu Meer, wohl fehlte es nicht an hochgestimmten Reden und an unzähligen Festaufsätzen, die dem Dichter huldigten. Es wäre ungerecht, den Ernst und die Wahrhaftigkeit jener Kundgebungen zu verkennen — aber niemand wird doch behaupten wollen, daß das Deutschland, für das inzwischen der Traum der nationalen Einigung in weitem Maße Erfüllung geworden war, mit gleich starkem Herzschlag, mit gleich einhelliger Wucht des Bekenntnisses *seinen* Schiller feierte, wie das ohnmächtige, nur in der »Brüderschaft der Geister« lebendige vom 9. Mai 1859. . . . Seither ist über uns das Ungewitter eines Weltkriegs hingetobt, wir haben unvergessene Taten todverachtenden Heldentums erlebt, aber auch den unerhörten Zusammensturz eines gewaltigen Staatswesens. Wir selbst, wir als Volk sind die leidvollen Spieler einer großen Tragödie, recht eigentlich unsrer Tragödie geworden. . . . Wie hat solches Erleben unser Verhältnis zu unserm bisher größten Tragiker bestimmt? Sind wir ihm innerlich nähergerückt, oder ist er in noch weitere Ferne gehoben? Fühlen wir noch oder wieder die Brüderschaft der Geister in seinem Namen — oder ist sie erst recht und für lange, gar für immer zerrissen?

Das Herz möchte vielleicht auf diese Frage mit einem freudigen Ja antworten. Die ehrliche Besinnung kann es nicht. Sie darf es nicht, ohne sich einer leichtfertigen Schönrednerei

Digitized by Google

schuldig zu machen . . . Wir sind, um das nächste und zugleich weiteste zu berühren, im heutigen Deutschland weniger denn je eine »Brüderschaft der Geister«. Unwillkürlich denken wir dabei zuerst an unsre politische Gegenwart mit ihrer unheilvollen Zersplissenheit in hundert Parteien und Parteimeinungen — und doch ist diese politische Gegenwart ja nur das verengerte Spiegelbild unsrer gesamten geistigen. Nehmen Sie Werturteile, aus welchem Gebiet immer Sie mögen: aus der Ästhetik schön und nicht-schön, aus der Ethik gut und böse, aus der Rechtsprechung schuldig und nichtschuldig, nehmen Sie die Fragen, die in Jahrtausenden als die wichtigsten und tiefsten galten: Gott, Unsterblichkeit, Freiheit und alle damit zusammenhängenden der Erziehung — — so weit das Auge greift, werden Sie kaum mehr irgendwo feste, allgemein anerkannte, unbestrittene Anschauungen und Gesetze entdecken, sondern nur mehr ein Urgetümmel widerstreitender, schwanker Meinungen und Maßstäbe. . . Und hineingedacht in dies Urgetümmel sollte ein Schiller nicht als Fremdling empfunden werden? Ein Mann, der um nichts heißer gerungen hat als um ein allgiltiges Ethos, um feste Gesetze der Kunst, um ewige Ideen des Menschlichen, die auf letzte Fragen entscheidende Antwort gaben oder doch ahnen ließen? . . . Setzen Sie diese geschlossene geistige Einheit Schiller nur bloß in das Getriebe, das wir heute unsere Literatur nennen, geben Sie ihm getrost andere, heutigere Ausdrucksformen der Sprache, der handwerklichen Technik, der Charakterisierung — er würde allenfalls eine angesehene Nummer unsres Literaturbetriebes, der verhätschelte papierne Abgott eines gewissen Kreises von Kunstfreunden werden — nie und nimmermehr aber von dem deutschen Volk der Gegenwart als überwältigender Ausdruck seines Geistes und Wesens empfunden und anerkannt. . . . Doch verweilen wir nicht bei dem im Grund müßigen Spiel eines billigen Einfalls! Es soll ja zunächst nur ganz allgemein der sich aufdrängende Eindruck einer Fremdheit festgestellt werden zwischen Schiller und unsrer Zeit. Damit ist noch kein Urteil für oder wider ihn, wider oder für die Gegenwart gewagt.

Ein Urgetümmel kämpfender Ansichten und Maßstäbe erscheint die heutige Zeit. Wie sah das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts aus, aus dem sich das hervorrang, was wir die klassische Epoche unsrer deutschen Dichtung heißen?

Um eine Überschrift zu haben, hat man das achtzehnte Jahrhundert mit Vorliebe das Jahrhundert der Aufklärung und Humanität genannt — fürwahr eine blasse, wenig erschöpfende Kennzeichnung für eines der bewegtesten, reichsten, farbigsten Zeitalter menschlicher Geschichte, an dessen Eingang als Inbegriff unbeschränkter Alleinherrschaft der französische Sonnenkönig sein: »Der Staat, das bin ich!« aufpflanzte, an dessen Ausgang die französische Revolution ihre blutgeborene Botschaft der Freiheit und Gleichheit erst sanskülottisch, dann napoleonisch unter die Völker Europas trug. Welche Fülle von politischen Geschehnissen, von geistiger Bewegung, von Persönlichkeiten zwischen jenem Anfang und diesem Ausgang —

Digitized by Google

das Auge vermag ihre Vielgestaltigkeit kaum zu fassen! . . . Im Westen der Despotismus zu Orgien der Willkür und Unterdrückung anwachsend, so daß ein Papst das grausame Spottwort sprechen konnte, der beste Beweis für das Dasein einer Vorsehung sei der Fortbestand Frankreichs unter einem Ludwig XV., im Osten die kleine Prinzessin von Anhalt-Zerbst zur allmächtigen Katharina-Semiramis geworden. Zwischen beiden das Österreich Maria Theresias und Josephs II., der überraschend emporgebaute Staat Friedrichs des Großen, das klägliche Gespenst eines römischen Reichs deutscher Nation mit seinen dreihundert souveränen Territorien und Duodezdespoten, jenseits der Meere, vom Szepter des konstitutionellen England sich loßreißend, die Bürgerrepublik der Staaten von Nordamerika, der schlicht-große George Washington. . . Dem politischen Schaubild steht das geistige nicht nach. Die Gesellschaft des Rokoko, die verschnörkelte, zierliche und doch so verderbte, mit ihren Stöckelschuhen und Reifröcken, mit ihren Haartürmen und puderbestäubten Perücken, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch den Plan behauptet, erliegt dem immer lauteren Ruf nach Natürlichkeit. Die Philosophie geht ihren gewaltigen Schritt vom Empirismus zum Sensualismus und Materialismus, von der dogmatischen Gebundenheit der deutschen Aufklärer zu Immanuel Kant. In der Literatur übermächtigt Lessing einen Gottsched, Winkelmann und er erschließen der bildenden Kunst, der Dichtung, der Altertumswissenschaft, der Ästhetik neue Wege. . . Aber neben und mit diesem Vorschreiten zur Freigeisterei und Geistesfreiheit blüht ungehemmt der Aberglaube, rauchen die Goldküchen, triumphieren die Schwindler und Halbschwindler: ein Cagliostro zitiert Geister, ein Casanova lebt sein Abenteurerleben ungemessenen Genießens. . . In jenem letzten Drittel des Jahrhunderts treffen sich all diese bunten Erscheinungen, diese vielfältigen, widerspruchsvollen Strebungen der Gesellschaft und des Geistes wie in einem Brennspiegel — nein, auch wie in einem Urgetümmel, sturm- und drangvoll, und das Riesenphänomen der französischen Revolution, alles andre mit seinem blutroten Flammenschein übergießend, macht die Verwirrung vollkommen.

In einer solchen Umwelt, umspült von einem Wirbel solcher Eindrücke aus naher Vergangenheit oder unmittelbarer Gegenwart, wuchsen und standen die Männer, die wir gewohnt sind, unsre Klassiker zu nennen, bereitete und erfüllte sich das Zeitalter unsrer Dichtung, das in dem Namen Weimar so bedeutsam sich zusammenfaßt. . . Dem durchschnittlichen Mitlebenden mochte es genügen, im aufgeregten Wellenspiel auf einer Planke des Herkommens zu schwimmen oder sich nur aufs Geratewohl treiben zu lassen. Der Größere aber und Große — welche Kraft mußte er in sich entwickeln können, Kraft des Charakters und des Geistes, um dem Chaos eigenen, sicheren Boden, neues fruchtbares Land abzuzwingen!

Nur unter so weitem geschichtlichem und kulturgeschichtlichem Gesichtswinkel ist die schöpferische Leistung auch eines Schiller nach Umfang und Kraftentfaltung zu würdigen.

Digitized by Google

Sucht man nach einem ersten Kennwort, nach einer Losung für die Stellung, die gerade dieser Einzelne, Friedrich Schiller, nach seinen Anlagen, seiner Herkunft und seinem äußeren Lebensgang zu der gegebenen Umwelt einnehmen konnte, so heißt sie Kampf, leidenschaftlicher, tätigster Kampf bis ans Ende. Geladen mit streitbaren Energien tritt der schmächtige, schwerlebige Jüngling mit dem sommersprossigen Gesicht, den blauen, blinzelnden Augen, der ragenden Nase, dem buschigen, roten Haar in seine Zeit. In einem dreifachen Ansturm, dessen unbändiges jugendliches Feuer, dessen geniale Stoßkraft und ursprüngliches Ethos immer wieder zur Bewunderung hinreißen, wirft er sich gegen das Bestehende. Um die ganze Weltordnung geht es in den »Räubern«, gegen die Tyrannei des einzelnen im »Fiesco«, wider die Verderbtheit und angemaßte Allmacht von Hof und Adel, für das mißbrauchte Bürgertum und das Recht des Herzens in »Kabale und Liebe«. . . Freiheit! ein einziger, inbrünstiger Schrei, eine herrisch dröhnende Forderung bricht es mit bis dahin in der zeitgenössischen Dichtung noch nicht erhörter Wildheit aus der jungen Brust, und Freiheit in immer höherem, immer geläuterterem Verstehen sollte von nun an der Orgelpunkt dieser ganzen, kurzen Lebens- und Schaffensmelodie sein, nach der bekannten Äußerung Goethes zu Eckermann: »Durch alle Werke Schillers geht die Idee von Freiheit«. . .

Im Namen des Verstandes war Voltaire als kritischer Spötter, Rousseau als begeisterter Prophet im Namen des Gefühls dem 18. Jahrhundert Lehrer und Wegweiser der Freiheit geworden. Gegen den kühlen Verstandesdünkel der Aufklärung, ihre frostige, im Materialismus und Atheismus endigende Nur-Vernünftigkeit erhob der große Genfer den Ruf des Herzens, der religiös gestimmten Innerlichkeit, der ungekünstelten Natur. Dem jungen Schiller, wenn einem, ist, was er tut und dichtet, Herzenssache: so bedingt es das Gesetz, nach dem er angetreten, so die schwere Fülle seines Bluts, sein schwäbisches Vätererbe. Wo sollen wir ihn finden, wenn nicht an der Seite Rousseaus?. . . Im »morastigen Zirkel der menschlichen Bestimmung« ist Franz Moor zu Hause, der zersetzende Skeptiker, der Nihilist, dem »unser Wesen nichts ist als Sprung des Geblüts« und mit dem letzten Blutstropfen Geist und Gedanke zerrinnt. Empfindung ist ihm »Schwingung einiger Saiten«, das Gewissen ein »tüchtiger Lumpenmann, Sperlinge von Kirschbäumen wegzuschrecken«, seine Herrenmoral gipfelt in dem Bekenntnis: »Das Recht wohnt beim Überwältiger, und die Schranken unsrer Kraft sind unsre Gesetze«. . . Der Gegenfüßler dieser »Philosophie der Verzweiflung«, wie sie der Pastor Moser nennt: Karl. Auch er ein Übermensch, der »durch die ganze Natur das Horn des Aufruhrs blasen möchte«, aber ein Empörer aus Gefühl, der, weil »Menschen Menschheit vor ihm verborgen« haben, sich zum Richter in Sachen des beleidigten Menschentums, zum »Kläger wider die Gottheit« aufwirft, bis ihm das Geschick die angemaßte »Keule Jupiters« aus den Händen schlägt. Kein Zweifel: das Herz des jungen Schiller gehört diesem von der Freiheit ausgebrüteten »Koloß« — aber

Digitized by Google

sein Dichterherz ist schon jetzt größer. Wie der Herold des allvernichtenden Witzes endigt der des zügellosen Gefühls, der sich selber Himmel und Hölle ist, in Verzweiflung, doch in seiner Verzweiflung triumphiert ein Höheres: Karl Moor erliegt dem Gewissen, er erkennt, daß zwei Menschen wie er »den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrunde richten würden« und ruft den unbekannten Weltenlenker um Gnade an: »Gnade dem Knaben, der dir vorgreifen wollte!«... Anders eingekleidete und doch ähnliche, ja gleiche Weltanschauungs-Gegensätze ringen im »Fiesco«: das politische Problem, Tyrannei oder Demokratie, weitet sich ins Allgemein-Menschliche, wenn die »goldene Schlange« Fiesco mit dem Raisonnement eines Franz Moor alle »Vorurteile« zerdenkt, der Preis »adelt den Betrüger«, die Schande »nimmt ab mit der wachsenden Sünde«, es gilt, »den geharnischten Riesen Gesetz« am Gängelband der Willkür des einzelnen zu lenken. Ganz im selben Sinne redet der Zufallsrepublikaner Calcagno von dem »verdroschenen Märchen von Redlichkeit«. Des Dichters künstlerisches Wohlgefallen ist bei der goldenen Schlange, nicht so sein innerstes Empfinden, es ist auch bei aller Freiheitsliebe nur halb bei dem doktrinären Republikaner Verrina — es ist vielmehr bei der als Figur so völlig verunglückten Leonore: ihre Liebe ahnt die Gefahr, sie streitet mit der Kraft des Gefühls gegen die Herrschsucht, die die Welt in ein »rasselndes Kettenhaus« zertrümmert, und besiegelt ihre selbstlose Hingabe mit dem Opfer des Lebens... In »Kabale und Liebe« vollends, dem stärksten dramatischen Zeugnis Schillers, das man mit Recht die größte deutsche Bühnentragödie nannte, sind die Gegensätze der zwei Weltansichten mit grausamer Schärfe geprägt: in Ferdinand, in Luise, in der Milford die Allmacht des Gefühls, das Urrecht der Empfindung bis zum äußersten, im Präsidenten, in Wurm die eisige Logik der Nur-Vernünftigen, der skrupellosen Intellektualisten. Können wir einen Augenblick schwanken, wo wir den Dichter zu suchen haben? Einzig und allein im Schwung der überströmenden Herzen, denn vermöchte das »darbende Gehirn« auch nur »ein einziges schönes Gefühl« zu »exequieren«?!

Wie in den Dramen des jungen Schiller begegnet der geistige Aufruhr der Zeit in den frühen Gedichten und den übrigen Bekenntnisschriften seines gährenden Anfangs. Wohl nimmt er hier wie dort mit immer erneuter Entschlossenheit Partei bei der begeisterten Bejahung — aber jede Zeile verrät doch: die Parteinahme ist nicht leichthin zugefallen, sie ist mit bitteren Stunden innerer Not bezahlt, ist einer wachsenden Erfahrung des äußeren Lebens in heißem Kampf abgerungen. Wer so leidenschaftlich das doppelte Gesicht alles Daseins erkennt, wird heute in jubelnder Entzückung aufbrausen und morgen in ebenso wilder Zerknirschung darniederliegen: »Unglückselig! Unglückselig, die es wagen, Götterfunken aus dem Staub zu schlagen!« Aus dem Weltenraum und seinen Unendlichkeiten, aus »Elysiums Freudengelagen« sieht er sich auf sich selber zurückgeschleudert; er steht erschauernd vor dem Geheimnis des Todes. Nichts bezeichnender als der Eindruck, den das Sterben, der Tod, die unerbittliche Riegelverschlossen-

Digitized by Google

heit der Gräber immer wieder auf den jugendlichen Schiller macht, noch meilenfern ist er von der Gelassenheit, die das dräuende Geschoß empfängt »mit freundlich dargebotenem Busen vom sanften Bogen der Notwendigkeit«! In der »Leichenfantasie«, in der »Elegie auf den Tod eines Jünglings«, in dem Monolog Karl Moors »Wer mir Bürge wäre« bäumt er sich auf gegen dies Letzte, Unfaßbare, und der Zweifel am Sinn des Lebens, an Gott, Unsterblichkeit und Freiheit reckt sich grinsend auch in ihm empor... Der weltdurchtosenden, millionenumschlingenden Freude folgt die »Resignation« auf dem Fuße, die fast höhnisch die Wahl stellt zwischen gläubiger Hoffnung, von der Verwesung Lügen gestraft, und dem Genuß der Güter, die uns gewiß sind. Die Götter Griechenlands sind unwiderbringlich heimgekehrt und »alles Schöne, alles Hohe« nahmen sie mit fort. Der Dichter ist enttäuscht, er ist müde und verzagt geworden. Noch einmal, im »Don Carlos« flammt seine Begeisterung und Sehnsucht im dramatischen Werk auf, er nimmt den verheißungsvollen Anlauf zum historischen Stil, der Weltbürger Posa wird zum hinreißenden Ausdruck seines Freiheitsglaubens, und in dem Gegeneinander des schwärmerischen, ganz auf Empfindung gestellten Weltbeglückers und des düsteren Realisten Philipp bekriegen sich wiederum in schroffer Trennung die Mächte des kühl rechnenden Kopfes und des überschäumenden Herzens. Aber ist es nicht, als riefe es Schiller sich selbst vor der Schwelle des Mannesalters in wehmütiger Entsagung zu:

»Sagen Sie ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tötenden Insekte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter lästert« ...

Zwölf Jahre müssen vergehen, ehe er mit dem fertigen »Wallenstein« in die kurze, letzte Epoche seiner dramatischen Erntezeit eintritt...

Die langen Jahre, in denen Schiller der Dramatiker schwieg, waren, wir wissen es, für seine eigene innere Entwicklung wie für die der deutschen Dichtung von entscheidender Bedeutung. Für Schillers eigene Entwicklung: sie sind erfüllt von dem fast beispiellosen Ringen eines mächtigen, in ach so ohnmächtigen Körper gebannten Geistes um eine festgegründete künstlerische wie menschliche Stellung zu den Problemen der Zeit und alles Lebens überhaupt, für die deutsche Dichtung: sie führten Schiller an die Seite Goethes zu jenem Zusammenwirken, das die Höhe des Klassizismus bedeutet... Aus naher persönlicher Kenntnis und geistiger Verwandtschaft hat Wilhelm von Humboldt die besondere Eigenart Schillers erfaßt, wenn er darlegt, daß »dies Dichtergenie« ganz eigentlich »auf dem Grunde einer Intellektualität« hervortrete, die »alles, ergründend, spalten und alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte«. »Gedanke

Digitized by Google

und Bild«, fährt Humboldt fort, »Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechselwirkung, und in den gelungenen Stellen durchdringen sie einander, ohne von ihrer Eigentümlichkeit aufzugeben«. Kraft seiner so beschaffenen Geistesanlage warf sich Schiller mit Notwendigkeit in die philosophischen und historischen Forschungen, denen diese Jahre zähen und rastlosen Schaffens an sich selbst in erster Linie gewidmet sind, und die sich in einer Reihe von Abhandlungen auswirken, deren jede ein Markstein des Fortschreitens zum vorgesteckten Ziel ist. Seine glühende, seine heilige Forderung der Freiheit — sie schien in Resignation zu ermatten, von Pessimismus überwältigt zu werden. In der Ehe schuf er sich für sein persönliches Leben den ersten und nächsten Damm, mit sicherem Instinkt sich Halt gebietend, um seine bedrohten Kräfte dem geistigen Ziel zu bewahren. Das Schicksal in Gestalt schwerer Erkrankung wollte anfangs der neunziger Jahre »alle Außenwerke« seiner Existenz ersteigen. Jetzt stand er dem Tod Auge in Auge gegenüber. Es galt eine ungeheure Anstrengung, um nun erst recht mit den verbliebenen Kräften Meister seiner selbst und damit all der Menschheitsfragen zu werden, die ihn bedrängten. Es galt, die Forderung der Freiheit, die ihm Sinn und Zweck des Daseins war, zu behaupten und durchzusetzen im Urgetümmel, gegen das Urgetümmel seiner Gegenwart — um jeden Preis, Macht zu gewinnen, Übermacht über die widerspruchsvollen Stimmen in der Brust, über die Schwachheit und Gebundenheit der physischen Natur, Macht, Übermacht über ein Wirrsal feindlicher Zeitbestrebungen. . . Ein Trieb zum Großen tritt in Schillers geistiger Verfassung von Anfang an hervor: es ist schon charakteristisch, wie in den dramatischen Jugendwerken mit Vorliebe die Bühnenbemerkungen »groß«, »mit Größe«, »erhaben« und ähnliche wiederkehren, seine Phantasie berauscht sich an der Unermeßlichkeit des Kosmos, seine Bilder schwelgen in Übermaßen, bis der »Adlergedanke« vor dem Unausmeßbaren sein »Gefieder senkt«. Der Wille zur Größe war bei ihm von vornherein mehr als eine titanische Geste aus Sturm und Drang, war Ankündigung seines wahrsten Wesens. Nun begreift er die Größe als den »reinen Dämon«, das Erhabene, das er außer sich, bei Nebelflecken und Sonnen gesucht, entdeckt er in sich: »Das Schöne macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon, und weil es einmal unsre Bestimmung ist, auch bei allen sinnlichen Schranken uns nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu richten, so muß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigem Ganzen zu machen«. . . Schritt um Schritt, nicht mehr ein Empörer, sondern ein Eroberer erreicht er festes Land, erklimmt er ragende, gesicherte Höhe. Das philosophische Gespräch im »Geisterseher« erkennt bereits die innere Welt als das eigentliche Wirkungsgebiet für jeden einzelnen, das Gedicht »Die Künstler« hat nach Schillers eigener Deutung zur Hauptidee »die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit«. Die Philosophie Kants erleuchtet ihm den Weg. Im Bund mit Goethe klärt er sich zur Vollendung: »Ich habe . . . Ihr Porträt gezeichnet«, schreibt er an den Freund im Hinblick auf

Digitized by Google

die Briefe »Über die ästhetische Erziehung des Menschen«. Der Gipfel ist erstiegen, die Antwort, die heiß gesuchte, leidenschaftlich umstrittene, errungen! Sie lautet an den ganzen Menschen. Aus der notwendigen Gebundenheit des physischen, aus der ebenso notwendigen Freiheit des inneren Menschen heißt es die Einheit der Individualität, der »schönen Individualität«, wie Schiller sagt, hervorzubringen, gilt es die Totalität des Charakters zu gestalten und so die Gattung im Individuum wiederherzustellen. . .

Wir kennen die Enttäuschung, die der Gang der französischen Revolution wie andern Zeitgenossen, so auch Schiller bereitete; es mag dahingestellt bleiben, wieweit sein Urteil durch das zu nahe Erleben elementarster Ereignisse befangen war und die ungeheuerlichen Begleitumstände ihm Wesentliches verdeckten. Soviel ist gewiß: noch einmal, zum letztenmal hatte seine Hoffnung mit der möglichen Verwirklichung eines goldenen Zeitalters auf Erden, mit der Utopie gespielt. Jetzt war der Wahn endgültig zerstoben: »Das dort ist niemals hier«. . . »Es ist dahin der süße Glaube / An Wesen, die ein Traum gebar«. . . »Das Rechte, das Gute führt ewig Streit, / Nie wird der Feind ihm erliegen«. . . »Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn, und den ewigen Glauben bewahre!«. . . Der ewige Glaube ist der Glaube an das Ideal, die Gewißheit, daß die ideale Forderung Freiheit, Tugend, Unsterblichkeit zu Recht besteht — dennoch und gerade weil die sinnliche Wirklichkeit sie wieder und ewig verneint. Auf der Höhe dieser tragisch-heroischen Erkenntnis wird er auch der christlichen Religion gerecht und begrüßt sie, von Gipfel zu Gipfel, in ihrer reinen Form als »Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne als die einzige ästhetische Religion«. Ihm selber wird die ideale Forderung erfüllt durch:

»Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur zu Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht«.

Jetzt ist die Bahn frei für solche »Beschäftigung, die nie ermattet«, die Bahn für die Kunst, der der karge Rest dieses geschwächten Lebens gehören soll, und über die sich Schiller in der Vorrede zur »Braut von Messina« programmatisch und zusammenfassend ausspricht: »Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie, aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Bloß der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr ist es ihr aufgegeben, diesen Geist des Alls zu begreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen, und dadurch wahrer sein als alle Wirklichkeit, und realer als alle Erfahrung«. Der Künstler kann demnach kein einziges Element aus der

Digitized by Google

Wirklichkeit brauchen, wie er es findet; sein Werk muß vielmehr »in allen seinen Teilen ideell sein, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll«. . . Diese Theorie erhebt den Dichter, kurz gesagt, vom bloßen Nachahmer der Natur zu ihrem Deuter, sie beruft ihn gleichsam zum Siegelbewahrer Gottes, läd ihm aber dafür auch die verantwortliche Aufgabe auf, sich zur reinsten Menschlichkeit zu steigern, um sein deutendes Schöpfertum zu Recht auszuüben: »Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben«. . . »Wallenstein«, »Maria Stuart«, »Jungfrau von Orleans«, »Braut von Messina«, »Wilhelm Tell« heißen die Schlag auf Schlag sich abwandelnden Proben aufs Exempel der so hoch gespannten Kunsttheorie. Jedes dieser Werke in seiner Art ein Bekenntnis für die Idee, für die im Individuum sich wiederherstellende Gattung, für die Freiheit der inneren Welt gegenüber der Unfreiheit der äußeren, jedes zugleich eine Anwendung der gewonnenen ästhetischen Einsicht von der Idealität einer Kunst, die wahrer als alle Wirklichkeit und realer als alle Erfahrung zu sein sich aufgibt. Bis der schaffenden Hand über dem Marfa-Monolog des »Demetrius« die Feder entsinkt, bis der Geist eines Kämpfers, wie die Menschheit wenige sah, auf jenem schmalen Bett in der Giebelstube, die Sie alle kennen, für immer erlischt. . . .

So Schiller. Und die Gegenwart?

Es war geboten, in einem nur allzu gedrängten und unvollständigen Überblick die geistige Persönlichkeit, ihr Wesen, ihr Wollen, ihr Werk Ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen. Nun erst wird es möglich, mit Ernst und Eindringlichkeit die Frage zu erneuern, die ich im Eingang nur streifte, als ich, ohne ein Urteil für oder wider zu wagen, von einer Fremdheit sprach, die gerade für die Erscheinung Schillers im Verhältnis zu unsrer Zeit sich als erster Eindruck ergebe. . . Sie werden nicht von mir erwarten, was keinem Zeitgenossen zu leisten gegeben ist: nämlich, daß ich vermöchte, das Antlitz unsrer Zeit, dies unsagbar widerspruchsvolle, vielfinige, verwirrte getreu abzumalen oder gar zu enträtseln. Ich kann nur versuchen, mit der mir gegebenen Sachlichkeit, unter Vorbehalt des Irrens, einzelne Züge dieses Zeitbilds, die mir wesentlich erscheinen, aufzuzeigen und aus dem Blickwinkel meiner Person zu werten.

Uns trennt von Schiller mehr als ein Jahrhundert. Politisch stand die trennende Zeitspanne unter dem Zeichen nationaler Staatenbildungen und der steten, von Rückschlägen nicht aufgehaltenen Entwicklung zu Verfassungen, die die Völker mehr oder minder zu Mitträgern und Mitverantwortlichen ihrer Regierungen beriefen. Am Ausgang des 18. Jahrhunderts zeichnet sich über dem in Bewegung geratenen Bürgertum das ideale Bild des Weltbürgers ab, zumal in Deutschland, wo sich die Sehnsucht nach einem freieren, starken, einheitlichen Vaterland aus dem Elend der Kleinstaaterei in diesen noch reichlich verschwommenen Begriff flüchtete, am Ausgang des 19. Jahrhunderts steht der nationale und liberale Staatsbürger, hinter und neben ihm hat sich bereits die Masse des Arbeiterstands mit einem neuen Zielbild erhoben, das wiederum

Digitized by Google

internationale Züge trägt — von jenen des Weltbürgers mannigfach verschieden. Betrachten wir die entsprechende geistige Entwicklung, so verwandelt sich der relative und kritische Idealismus Kants über Fichte und Schelling in den absoluten Hegels. Die Idealität alles Denkens wird mit der Realität alles Geschehens, das Wissen mit dem Sein, die Weltgeschichte mit der Verwirklichung der absoluten Vernunft, der Entfaltung des Weltgeists gleichgesetzt. Dieser Überspitzung des Idealismus folgt sein Zerfall auf dem Fuß. In Feuerbachs »sinnlicher Philosophie«, die statt die Materie aus dem Geist — den Geist aus der Materie herleitet, überschlägt sich der absolute Idealismus in den Sensualismus und Materialismus. Der Weltgeist avancierte, wie Hegel richtig vorhergesagt hatte, — jedoch in Erkenntnis seiner selbst als natürlicher Entwicklungsgeschichte und in Gestalt der Massen, jene wesenlose Begriffsdichtung der absoluten Vernunft war niedergelegt und durch die Bresche zog in gesunder Rückwirkung die leibhaftige Wirklichkeit: die Naturwissenschaft, die Industrie und Technik, die soziale Bewegung. Es genügt der Hinweis auf den annähernd gleichartigen Vorgang im Werden unsrer Kunst, insbesondere unsrer Dichtung: Romantik, das junge Deutschland, der Naturalismus. . . Das erste Jahrzehnt unsres zwanzigsten Jahrhunderts zeigt ein seltsames, unheilträchtiges Zwittergesicht: es ist, als befände sich der deutsche Mensch in einem gefährlichen Zustand der Überernährung, eines satten und doch unzufriedenen Optimismus, wohl sind ihm von Schopenhauer schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts starke antimaterialistische und pessimistische, später von Nietzsche individualistische und dionysische Antriebe zugeführt worden, wohl drängt die Jugendbewegung in ihren noch zaghaften Anfängen auf eine neue, der Mechanisierung abgewandte Lebensführung, wohl schwillt die soziale Bewegung warnend weiter — aber jene satte, ideallose Selbstgenügsamkeit, die das Ererbte besitzen will, ohne es zu erwerben, ist durchaus vorherrschend. Bis die nationalen Großstaaten in einem Machtkampf sondergleichen aufeinanderprallen. Bis das umneidete Deutsche Reich zerschmettert am Boden liegt. Wir retten mit schwerer Einbuße die Einheit unsres Staats, aber die geistige Welt, in ihren Grundvesten erschüttert, ist ein Chaos geworden, sie hat uns für die gewaltige Kriegsleistung noch unschätzbare Kräfte zu geben vermocht, mit dem Zusammenbruch erscheint sie als ein uferloses, zielloses Gewoge — als hätte der leibliche Kampf draußen nur geendet, um unter uns den geistigen aller gegen alle zu entfesseln.

Der müßte kein Deutscher, und vor allem kein Mann sein, der ein solches Urgetümmel bei allem Ergriffensein nur mit den Augen hoffnungsloser Verzweiflung betrachten möchte. Ich habe zu zeigen gesucht, wie auch der werdende Schiller einem geistigen Urgetümmel gegenüberstand und es in sich bändigte. Die ganze klassische Epoche unsrer Dichtung, das Werk Goethes und Schillers, das Werk von Weimar, ist, wenn Sie wollen, nichts anderes als die Eroberung einer neuen geistigen Welt über den Trümmern einer versinkenden. . . Es liegt nahe, nach jenen Großen der Vergangenheit verlangend hinüberzublicken und die goldene Insel, die sie gewannen,

Digitized by Google

zurückzusehnen — gerade ihre Insel. Das hieße, paradox gesprochen, sich zum Klassizismus — romantisch verhalten, und keine Stimmung ist, so glaube ich wenigstens, unsrer Zeit unangemessener, als eine derart romantische. Wir verschleiern uns die Unterschiede nicht! Um sie klarzumachen, habe ich mir erlaubt, Sie den etwas weitläufigen Weg von Schiller bis zur Gegenwart zu führen. Wir stehen vor einem ganz anderen Weltbild als er: unsre Erfahrungsbreite ist in jedem Sinn viel größer, ganz neue und andre Fragen bedrängen uns, unser Geist, unsre Seele, wenn wir von der noch oder wieder reden dürfen, sind ganz anders gerichtet und bestimmt von Eindrücken und Empfindungen, die nicht die seinigen sein konnten. Denken Sie an die soziale Frage, an unsre wissenschaftlichen Erkenntnisse, an unsre wirtschaftlichen und technischen Bedingungen! Denken Sie an unsre Kunst und Dichtung, die nichts Verkehrteres und Unfruchtbareres beginnen könnten, als die Kunstformen des Klassizismus zum Kanon zu erklären und sie zurückzwingen zu wollen! . . . Es handelt sich nicht um die Form, die jene schufen — es handelt sich um Form, um Gestalt überhaupt!

Zwei Strebungen zeichnen sich als besonders charakteristische Linien im Angesicht der Gegenwart scharf und schärfer ab. Die eine geht nach wie vor aus von der schöpferischen Kraft des Einzelnen, die andere von der schaffenden Kraft der Masse. Die erste sucht dementsprechend das Heil der Entwicklung in der Ausbildung von Persönlichkeiten, ist individualistisch, die zweite sieht Ziel und Heil in einem Massentypus, ist kollektivistisch. Zum Verständnis der einen wie der anderen Strebung ist es notwendig, politische Vorstellungen tunlich fortzurücken und auch sonst die Begriffe in möglichster Reinheit zu erfassen, also z. B. das Individualistische von vornherein nicht in jenem verwässerten, liberalen und im Grund doch bloß egoistischen Sinne, den ihm das 19. Jahrhundert aufgeprägt hat. . . . Der Kollektivmensch, der Massemensch ist, soviel ergibt sich ohne weiteres, das denkbar entschiedenste Widerspiel des individualistischen. Ihm ist das Ich etwas Zufälliges, zu Überwindendes, jede individuelle Leistung gilt ihm höchstens soviel, als sie zum Nutzen der Masse beizutragen vermag, im übrigen ist sie ihm gleichgültig oder verdächtig. Es liegt im Wesen der kollektivistischen Weltanschauung, daß sie mit allem Nachdruck realistisch ist: wo sie folgerichtig verfährt, anerkennt sie das Geschehen nur, sofern es vernünftig ist, die Existenz einer Seele, das Walten einer inneren Welt und damit jede Wirkung irrationaler, mit dem Verstand nicht in Einklang zu bringender und abzuschätzender Kräfte lehnt sie, und zwar am liebsten als unwissenschaftlich, ab. Sie anerkennt also nur den Verstand und den Willen, ist durchaus, und meist mit schroffer Betonung, materialistisch. . . Ich enthalte mich jeder unmittelbaren Kritik dieser Lehre vom Kollektivmenschen. Unser großer russischer Nachbar ist, verhehlen wir es uns nicht, am folgerichtigsten und mit dem ganzen Fanatismus, aber auch mit der hohen Begabung seiner Rasse dabei, das Zielbild des Massemenschen zu verwirklichen — in einer Form, die mit den vergangenen und bestehenden Gesellschafts- und Kulturformen nichts

Digitized by Google

gemein hat. Ich lasse es auch dahingestellt, inwieweit das Wunschbild des Kollektivmenschen einem in der russischen Geistigkeit, insbesondere in der russischen Literatur seit lange angelegten Wesensgesetz entspricht und für den russischen Menschen als Durchgangsstufe oder als Endstation der Entwicklung notwendig ist. Uns interessiert das Wunschbild Kollektivmensch nur, soweit es weltanschaulich ist und — soweit es, unverhüllt oder in allerhand Einkleidungen, auch für den deutschen Menschen Geltung beanspruchen möchte. Und da muß denn mit voller Klarheit ausgesprochen werden: auf den deutschen Menschen übertragen, bedeutet der Masse-Mensch einen radikalen Bruch mit der ganzen geistigen Vergangenheit, mit allem und jedem, was wir bis heute mit Stolz als unsre Kultur anzusehen gewohnt sind. Für den deutschen Menschen ist das Persönliche in weit andrer Weise als für den Slawen, ja auch für den Romanen, ein Urelement seiner Eigenart, das Nichtnur-Vernünftige, Irrationale, das, was er mit dem, ach so verbrauchten und entweihten Wort »Seele« bezeichnet, ist der Quell aller seiner schöpferischen Leistungen, sein Adel, seine Seligkeit — auch seine Bedingtheit und oft genug sein Verhängnis. Andre Völker, wie z. B. die romanischen, sind ihrer Anlage nach mit ungleich größerem Erfolg massenschöpferisch, als Nationen schöpferisch, ihre Gemeinschaftsschöpfungen, ihre Staats- und Kirchenbildungen, beweisen es, und es ist nicht zufällig, daß gerade das deutsche Volk wie kein andres in einer tragischen Geschichte um die Einheit eines Staates gerungen hat und immer wieder ringt. . . Ein geistiges Chaos umgibt den deutschen Menschen wie nie: er ist irre geworden an jedem überkommenen Wert, von allen Seiten dringen in sein wundes, weltoffenes Wesen die wahllosen Gedanken und Impulse einer Welt. Er hat die glücklich-unglückliche Fähigkeit, sie alle zu verstehen, sich allen anzuempfinden. Sein faustischer Drang kann überallhin spürend schweifen: ihn lockt es, sich an das Irdische mit klammernden Organen zu hängen, und sich einer brünstigen Erotik, einem einseitigen Kult des Menschenleibs bedingungslos zu verschreiben, ihn lockt es, mit eisklarem Verstand, als skrupelloser Intellektualist, jede Bindung zu zersetzen, ob sie Staat, Familie, Ehe heißt, ob sie der Sittlichkeit angehört oder der Kunst oder der Religion, ihn lockt es endlich ebenso, ganz mystisch, ganz magisch und romantisch zu sein, und als Theosoph, als Spiritist, als ausbündigster Hinterweltler sein Glück zu suchen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was alles ihn lockt. Der deutsche Mensch der Gegenwart darf nur in den Spiegel sehen, um sich in unbegrenzten Möglichkeiten zu bewundern. Er wird in diesen unbegrenzten Möglichkeiten, ein charakterloses, blasses Allerwelts-Schemen, versinken — oder er wird, statt nur noch zu empfangen und zu erleiden — gestalten. Er wird nicht versinken — denn er muß Gestalt schaffen. Als deutscher Mensch persönliche Gestalt.

Und hier begegnet er sich mit den Gestaltern seiner Art. Hier trifft er auf die großen Gestalter inmitten einer ungestalten, urgetümmelhaften Vergangenheit. Unter ihnen an erster Stelle auf Goethe, auf Schiller. Goethe ist der Umfassendere, Unbewußtere, Differenziertere. Schiller

Digitized by Google

ist der Einfachere, Bewußtere, Eindeutigere. Eben seine Eindeutigkeit und Einfachheit macht Schiller unsrer Zeit unbequem. Den einen stört sein Mangel an Nüancierung, den andern sein zu betontes Ethos, den dritten sein Pathos oder seine Gedankenhaftigkeit. Das alles ist sekundär. Er ist eine wundervolle Ganzheit. . . Schon in seinem Stil, so daß es bekanntlich nicht schwer hält, eine Verszeile oder auch nur einen Satz von ihm aus hunderten herauszukennen. Obwohl, wie schon berührt, in seinem schaffenden Geist das Gedankliche und Anschauliche in steter Wechselwirkung sind, ist der Quell seines Wesens jedem spürbar: sein Herz — dieses unbeirrbare, adlige, in mächtigem Rhythmus schlagende Herz. Das Wort, das er dem Mädchen von Orleans zurief: »Dich schuf das Herz!« — es gilt zuallererst von ihm, und wenn er fortfährt: »Du wirst unsterblich leben!«, so verkündet er damit das Geheimnis seiner eigenen, die Jahrhunderte überdauernden Wirkung. Aus seinem Herzen floß die Klarheit, die wertende Sicherheit, die Einheit in sein Werk. Von hier aus wurde er der Bildner, der sich und das Wirrsal einer aufgeregten, auseinanderstrebenden Umwelt bemeisterte. Nie und nirgendwo ließ er die tödliche Vereinzelung gelten. Weder die Kunst, noch die Ethik, weder die Natur, noch die Philosophie, noch die Geschichte waren ihm Selbstzweck. Sie alle hatten ihm nur Bedeutung in Beziehung auf den ganzen Menschen, den er forderte und in sich darzustellen bemüht war. Zu Kants hartem, kategorischem Pflichtgebot gesellt er die Neigung, zur Würde die Anmut, weil er die Sonderung des Ethischen vom Ästhetischen nicht erträgt. Vom Dichter verlangt er ein eindeutiges sittliches Urteil, weil er die Sonderung des Ästhetischen vom Ethischen nicht erträgt. Man kann ihn nicht gröblicher mißverstehen, als wenn man ihn einen Moralisten schilt: »Gemeine Naturen zahlen mit dem was sie tun, edle mit dem was sie sind«. Mit dem, was sie sind — das heißt: mit ihrer Ganzheit, »welche«, um ihn selbst reden zu lassen, »die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wiederherstellt«. Nur im heiligen Namen solcher Ganzheit wertete er, machte er von seinem Herrenrecht der Freiheit Gebrauch, Gesetzgeber einer inneren Welt — Bildner zu sein.

Der deutsche Mensch der Gegenwart hat weithin die Fähigkeit und den Mut zu solchem Bildnertum, das im tiefsten Grund künstlerisch ist und in biologischen Gesetzen wurzelt, verloren. Er redet mehr als genug vom Recht und der Ausbildung der Persönlichkeit, und sogar, wenn er ein Kollektivmensch sein oder werden möchte, liebäugelt er mit Phrasen der Persönlichkeit. Sofern er überhaupt etwas darunter versteht, schwebt ihm viel mehr ein selbstisches Sichausleben, als ein tätiges, harmonisches Bilden seiner Person vor. Er ist Relativist bis in die Fingerspitzen: es kann so, es kann auch anders sein. Er ist ein Spezialist, ein Vereinzeler ganz und gar: wo hätte der Staatsmann, der Künstler, der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Forscher, der Industrielle und wer immer noch Zeit, Antrieb und Glauben zu einem Bildnertum, das die Gattung

Digitized by Google

im Individuum wiederherstellen, die Individualität »zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufläutern« möchte, kurz inmitten eines Wusts von Bildungsstoffen den Willen, sein eigener Bildner und damit ein »gebildeter« Mensch zu werden? Jener ausbündige Relativismus, jene heillose Vereinzelung — sie hindern uns ja auch zuallermeist die Volkheit zu werden, in der allein wir deutsche Menschen uns als Volksgemeinschaft auswirken und erfüllen können. . . Schiller stellt in seiner reichlich scharfen Rezension »Über Bürgers Gedichte« das Ideal des Volksdichters auf, der, ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Verstand des Volkes anzuschmiegen, sich zum aufgeklärten, verfeinerten Wortführer der Volksgefühle auszubilden hätte. Nichts erhellt blitzhafter den Fluch der Vereinzelung, dem wir verfallen sind, als ein Versuch, dies hohe Bild des Volksdichters in unsere Literatur hineinzudenken. . .

Es liegt mir fern, auf Grund solcher Gegenüberstellungen irgend jemand, womöglich mich selbst, zum Richter unsrer Gegenwart zu machen. Mit jedem Nachdruck habe ich betont — und es sei zum Überfluß wiederholt —, daß wir uns als andere einem anderen, gewaltigeren Urgetümmel ausgeliefert finden. So aussichtslos und abwegig, wie nur möglich, wäre es deshalb, einen unsrer Klassiker, wie es noch immer manchmal geschieht, zum alleinseligmachenden Götzen zu erheben und an seinen Gebilden, nach seinen Urteilen, ausschüttend aus einem Füllhorn klingender Zitate, erweisen zu wollen: so waren sie, und so müßten wir sein. Nur und einzig auf den Willen zur Gestalt, zur persönlichen Gestalt kommt es an! Er ist schwach geworden und unstät in der Generation, der der Weltkrieg und der ihm folgende Zusammensturz übermächtige Lasten auf Haupt und Schultern wälzte. Regt er sich in der Jugend? Man hat von der älteren Generation gesagt, es könne ihr nichts mehr »tabu«, nichts mehr heilig und unverletzlich sein. Gilt das auch für die Jugend, der die Zukunft aufbehalten ist? . . . Was wir mit dem vielbedeutenden Namen »Jugendbewegung« bezeichnen, bietet, wie die ganze Zeit, ein zersplittertes Bild. Dennoch: wer noch Hoffnung und Glauben im Herzen hat, wer noch unbetäubt zu lauschen vermag, wird in unsrer Jugend, der besten, ein Aufrauschen der Verheißung hören: sein Rhythmus geht von außen nach innen, vom Nebensächlichen zum Wesen, von der bloßen Intellektualität, toter Mechanik und Technik zum ganzen Menschen. Es ist viel gährende Empörung in dieser Jugend: sie protestiert gegen das Überkommene — aber sie tut es, auch wo sie kraft ihres ewigen Jugendrechts über das Ziel hinausschwingt, im Namen des Lebens und der Seele für ein neues Persönlichkeitsideal und für eine neue Gemeinschaft. Wenn sie nicht spielerisch Jugend bleiben will, wenn sie ihre Sendung ergreift und eine mannhafte, nur sich und ihrem reinen Dämon verantwortliche Stellung zu den Fragen des Geschlechts, der Kunst, des Staats, der Religion erobern will, muß sie sich, nicht nachahmend sondern selbstschöpferisch, begegnen mit den großen Eroberern unsrer Vergangenheit. Sie will, wie jene, dem Chaos eine eigene, eine innere, eine gestaltete, eine deutsche Welt abgewinnen. Schiller wird, erkannt oder unerkannt, einer ihrer so ersehnten

Digitized by Google

Führer sein. »Der Jugend glückliches Gefühl ergreift das Rechte leicht«: das Heroische in ihr wird Schillers Heroentum begreifen, »nur der Starke wird das Schicksal zwingen, wenn der Schwächling untersinkt«. Sein Bild als Herkules-Musagetes, »mit dem Geschick in hoher Einigkeit, gelassen hingestützt auf Grazien und Musen«, wird, wie es zeitlos über jeder Zeit steht, auch über der wirrsten und schwersten des deutschen Menschen leuchten:

»Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht«.

* * *

DIE FRAGE NACH ARKADIEN

VON THEODOR DÄUBLER

Ich fragte einen Mann: Wo geht es nach Arkadien?
Siehst du den Berg? Von dem erblickst du einen höhern,
Und fernere von dort: gar weit ist noch Arkadien!
Gab er zur Antwort mir und blickte klar zur Sonne,
Für die das Mittagsgold sich um den Abend rankte,
Ein Purpurglitzern hold durch helle Wonne wob.
Dann hub er an: Verweil zu einem muntern Trunke!
Hier pflanzte Dionysos die urdurchblitzten Reben,
Hat Semele, die Mutter, sie ihm doch vererbt.
Du siehst wohl Zeus, den Furchtbaren, im Augenblicke,
Da Helios sich zu Hermes' Walten niederneigt,
Die Stunde wurde furchtbar, Dionysos wird kommen.

Erfunkelnder und guter Wein
Glomm züngelnd mir zum Gaumen:
Berauschend wird sein Spender Gott
Und braucht den Menschen: er ist Freude.

Das Abend-Wallen kommt vom Traum,
Bevor besorgte Wesen schlafen,
Die Rast wird süß durch Dionysos
Und seine Wirklichkeit der Wein.

Digitized by Google

Beherzte, fühlet ihr den Mond
Um Mittag eurer Seele?
Wer schirmte keinen See der Nacht
Mit zitterndem Ersilbern?

Enthüllt, aus Blut, der Purpurbusch
Den Stern in eignen Adern,
So hat dich Bacchos jung erfaßt,
Durch seine Führung werde kühn!

Erschlafft ist der Nachmittagswind herabgefallen.
Ein Kind hat ihn als Vogel hoch geschaut:
Wir hörten da der Möwen Angst beim Girren,
Doch war's ein Flügelbruch über dem Meer,
Das Ächzen und Erklirren eines Riesentieres.
Zerfedernd schwimmt mit Perlenglanz die Leiche,
Doch splittern Scherben auch von Klippen ab,
War nicht zerbrechlich das Gebilde?
Aus Glas sogar der allzu klare Tag?

Der Wein der Welt ward strahlend ausgegossen.
Ein Schneegebirge, die Kyllene, Hermes' Gipfel,
Erfunkelt als Rubin mit hell gespitzten Lippen
— Kristallhart schrecklich — bis ein zarter Mond,
Zum Kusse blaß entschleiert, sie berührt.
Dann spürt der Mensch, zur Überraschung,
Im Leib der Silberbäche Niederglitzern,
Sie schlingen sich wie kühle Flechten um die Haut:
Ein Zauber wandelte zu Edelstein den Fels.

Nun bringen Sterne mich auf die Kyllene:
Sie birgt im Schoß vielleicht des Hermes Schloß.
Hebt einst der Mensch den Gipfel auf, entschwirrt der Tiefe
Verwegenstes Gespensterbrodeln flügge in die Flucht.
Was bleibt bei mir? Beklammert mich bergan?
Ein Wesen oder Ding, wie Efeu an der Eiche?
Ich weiß, daß ich Gewaltsamkeiten forthin schleife,

Digitized by Google

Sie fassen auch das Haar — sind finstre Hast, sind Wind.
Ich fühle sie aus Müdigkeit, ergreif' den Fels
Und taumle um — daß alle Schwachheit da sei: schlafe.

Auf weichumschneiter Höhe kräht kein Hahn,
Doch wecken späte Sterne sich ein Schaf,
Durch Schreck im Traum, und seine Glocke bimmelt,
Das hört der Hirt, hetzt auf und ragt erhoben:
Die Morgenkühle flockt ihm seinen Odem,
Bei Mondlicht, wie ein perlendes Geñetz.
Die Schäflein schlummern lilablasser Stille,
Dem Schatten silberner Verschwiegenheit
In Einfalt schlicht und liebreich zugeneigt.

Ein Feuer schürt des Mannes Hand dem Stern,
Der uns den Tag entzündet, an, zum Gruß.
Als nähme ich die Wärme segnend hold in Huld,
Versternen meine Hände, mit erstarrten Fingern,
Nach langem Nächtigen sich überm Lodern
Des dürren Holzes, in der angegrauten Stunde.
Nun scheint mich Leichtigkeit vom Glutfels zu erheben,
Mir wird, als zöge Hermes sich in Wind empor:
Die Füße stapfen übern Schnee, es kracht das Eis,
Als würde bald ein All der Klarheit uns erharren.
Ach bald, an Baldur mahnt mich sehr die Silb:
Zur Raschheit unsrer Sonne spanne aus die Schwingen
Der Seele, um in Lichtumglimmung mich zu schlingen!

Der Osten kommt mit goldener Verheißung,
Aus großem Meer, froh über Asien, hoch um uns.
Noch blaut die Nacht auf dem Erymanthos,
Den Inseln Zakynthos und Ithaka,
Mit heilem Mond: und ich bekenne
Vom Gipfel der Kyllene, Letos' stolzes Zwillingspaar,
Mit schnellem Flügelschlag der Wimpern,
Umfängst du Tag und Nacht von Hermes' Höhe:

Digitized by Google

Apollo, dir zur Preisung — als Abschied Artemis —
Verkünde ich die Sicht zu Göttern überm Meer,
Das uns der Tag bei Delos' Wiege fern umwogt.
Ein Wald Arkadiens lehnt sich an Kyllenes Kahlheit,
Als wäre er der große Pan und schliefe:
Bei Mondschein tanzte er zum See von Stymphalos
Und seine liebste Nymphe war im Perlenkleid.
Jetzt ruht er, bis des Sommers schwerste Sonne
Ihn sticht, die kraus behaarte Haut verkrault:
Schon glüht sie zu Nemeas Weingebirgen,
Die wie ein Löwenfell zu Tal gebreitet sind.

Gebenedeiter Abend, da ich Argos fand,
Das Danaidendach und sein Theater,
Der Schildburg nahte durch das rossereiche Land:
Dort thront es hoch, an holdgeborgner Bucht,
Als harrte Klytemnästra ihres stolzen Gatten,
Bewellt das Morgenmeer der Anfahrt Stufen
Mit feierlichem Purpurfunkeln durch den Sund.
Von Ilion reicht der Kette helles Flackern,
Um Inseln klar herum, bis vor das Tor
Des Heimgekehrten, siegreichen Atriden.

Aus finsterm Windloch der Kyllene uns geborner,
So schlank erblühter Hermes, Wunsch der Lüfte,
Des Wortes Hall, der vom Olymp uns Botschaft weht,
Beglückt dein früher Flug die Felsen von Kythera?
Im Süden züngeln Flammen über unsre Fluten,
Die Göttin eines Ostens kommt aus frohem Meer,
Von dort zu Hellas' Strand, Arkadiens Buchten!
In goldnem Bogen schimmern die Delphine schnell voran.
Noch wallen Schleier rosig um die blassen Hüften,
Noch steigt in Nacktheit Aphrodite an das Land.
Berühren Pelops' heitre Insel sacht die Füße,
So golden von Hymettos Aristaios' Bienen
Zu ihren Königinnen aus den Körben auf:

Digitized by Google

Sie flimmern höher als Athenas Lanze glitzert
Und schweben hochzeitsmorgendlich zu des Ilysos
Beblümten Ufern wonniglich in Glück zurück.

Apollos Lorbeer regt sich durch den Hauch des Hermes,
Der holderwogten Aphrodite bleiche Brüste
Erfreut das Atmen einer wohlgewürzten Luft
An Hellas' ihrem Kommen frommgeweihter Bucht.
Betraut verlangt der Göttin blauer Blick Arkadien:
Ein Hauch, der ihre schaumerhobene Gestalt
Behutsam von Kythera zu Poseidons Quellen
Und sanften Flüssen, voll von Fischen, fächelnd wellte,
Verläßt sie vor den rosenroten Felsen Hellas'
Und schlüpft zu seiner Nymphe flutumkühlten Spalt.
Ein Brautzug naht aus Bauern, laut bei Tanz und Schmaus:
Die Göttin faßt kein Blick, beim Schein so voller Sonne,
Sie zieht auf unsern Spuren zwischen Oleander
Zu plätschernden Gewässern in das Band des Pan.
Ihr Nahen fühlt an veilchenblauem Morgen,
Verliebter Halme leicht erzitterndes Gewoge,
Und eines seltsam fernen Sängers Ohr empfängt
Das liebreiche Ertönen einer Flöte, die der Hirt,
Wenn seiner Hirtin Wandeln er zu wähnen hofft,
Zu himmlischer Ergöttlichung uns spielt.

• • •

Digitized by Google

DIE LIEBENDEN

VON WILHELM VON SCHOLZ*)

VON dem Augenblick, als Veit und Katharina sich allein in neuer Umarmung vergruben, die schwerer war als die erste, aus der sie lange nicht zueinander zurückfanden, um sich endlich, nach dem Jahr der Fremde und des Fernseins, wiederzusehen — von dem Augenblick an war ihnen der Weg durch Tage und Nächte mondelang von unsichtbaren Händen wie ein aufgerollter blumiger Teppich zu Füßen gebreitet. Kein Hindernis kam. Wo eine Wolke zu drohen schien, zerging sie in Segen. Die Gaffer, die das Liebesverständnis der beiden hätten ausspähen können, waren blind, die müßigen Zungen, die es von Rechts wegen hätten herumtragen müssen, gelähmt oder stumm. Kein Türschloß klirrte, wenn Veit spät das stolze Patrizierhaus verließ, keine Diele knarrte, wenn Katharina sich aus ihrer Kammer durch die vom milden Nachtschein durchdämmerte väterliche Werkstatt zur hinteren Hofmauer stahl, um, von Veit hinübergehoben, mit ihm zum Hause der Muhme Hochbichler zu schleichen, in dessen verschwiegener Behaglichkeit durch diese Monde eine Glut und ein Leuchten wuchsen, die, nur den Sehern offenbar, allnächtlich aus den bescheidenen Mauern eine überirdische Helligkeit strahlen ließen: denn so geschieht es, wenn in ungebrochenem Glück zwei junge Seelen ineinanderstürzen und zwei junge Leiber in diesen Sturz mitreißen.

Ein Meister sagt: wie die Schatten der sich Umarmenden wirklich ein einziger ungeteilter Schatten würden, so seien auch die Seelen der Liebenden einen Augenblick lang nur eine Seele. Eine uralte, heilig-stammelnde Sage erzählt: um jede körperlose Seele kreise ein unsichtbarer Wirbelsturm, der mit ihr durch die Ewigkeit stürze, und wo er zugleich die verkörperten Seelen eines Jünglings und eines jungen Weibes — zugleich im Raum, in der Weltzeit und in der Herzensstunde — erfasse, wirble er sie zueinander hin, um aus ihrer beider Leib sich Leib zu schaffen. Und dieses Zueinandergewirbeltwerden erscheine den beiden nicht anders als ganz innerliche sanfte oder leidenschaftliche Neigung des Herzens, der sie folgen müßten; sie ahnten dabei nicht, in wessen Gewalt sie seien.

Es weiß niemand, was da geschieht; es ist über alles Verstehen, über allen Traum. Es heißt, es sei die Vereinigung beider. Aber ist sie es? Wie oft nicht gewinnen sich beide aus solcher Verschmelzung später in ihre Einsamkeit zurück. Und doch war das Leuchten, war das Strahlen.

*) *Aus dem Roman: »Perpetua, der Roman der Schwestern Breitenschnitt«, der im September im »Horen-Verlag«, Berlin, erscheint. Das Werk, das im Augsburg der Renaissance spielt, schildert das Schicksal zweier Zwillingsschwestern, Katharina und Maria Breitenschnitt, Töchter eines Lichterziehers, von denen die eine als Hexe verbrannt, die andere als Äbtissin eines Dominikanerinnenklosters schon bei Lebzeiten für heilig gehalten wird.*

Digitized by Google

Veit war durch das Abenteuer mit der Italienerin im Innersten unberührt hindurchgegangen. Sie hatte sich oft nach einem Liebhaber gesehnt, der sie ihren alten brummigen Gatten vergessen ließe, aber zum erstenmal in Veit ihn gefunden: sie sang manchmal ein lustig-wehmütiges Lied in Veits Arm, gleich zu Beginn ihrer Liebe lag ja die Gewißheit nicht allzu fernen Scheidens über den beiden und weckte alles, was im Augenblick lebt, ihm sich gibt, von ihm sich nimmt und nicht wie das Herz nach Dauer fragt. Glücklich war ihr Herz nicht, aber klug und hatte sich abseits der Sinne gehalten, ließ sie genießen und blieb freundlich fremd, um beim Abschied leichtes Spiel zu haben. Unberührt im Herzen war Veit durch dies Abenteuer gegangen, das ihn geweckt, erfahren gemacht — und doch seine erste Liebe nicht überschattet hatte.

Noch weniger als Veit in der Seele berührt war Katharina aus dem im Erwachen schon völlig vergessenen Traum der Tanznacht in die Liebe zu Veit empor- und zurückgetaucht.

Bei beiden strömte die Glut der Sinne ins Herz, das mitschlagen durfte, und gab ihm die pulsenden, zuckenden, klopfenden Worte ein von der Liebe Ewigkeit und dem Einssein über alle Zeit. Auf den Flügeln dieser Worte schwebten sie auf. Die Ewigkeit im Herzen, die aus den Sinnen kam, schlug nun zurück in die Sinne, die ihre wildeste, ungezügelteste Kraft haben unter den Worten vom Ewigen. In Katharina aber jubelte noch mit der Triumph ihrer Kraft, ihres Zaubers und ließ sie manchmal in den Liebesnächten Veit wie eine Beute im Arme halten.

Für Emerentia Hochbichler aber war die Liebe der beiden die letzte Krönung, selbstlose Krönung ihres an Liebe reichen Lebens. Gut, sie hatte ja auch selber manchen Mann im Arm gehalten. Sie hatte auch von ihrer frühesten Zeit an, wo sie noch sehr appetitlich und mit einer weich und zart unterpolsterten Haut rundlich und rosig war, Würdenträgern der Stadt und des Klerus, die nun einmal bestimmte Bindungen hatten, Gelegenheit gemacht, ohne die Berücksichtigung ihrer eigenen Person nahezulegen — und hatte neben dem Verdienst, wenn sie ihrer Wirtinpflicht genügt hatte, immer noch für sich einen Mitgenuß gehabt: Erinnerung an schlaflose Nächte, die ihr wieder lebendig wurden, Hoffnung auf immer noch mehr solcher, von denen einst die spärlicheren Spätfrüchte eine ganz besondere Reife und durchlebte Süße haben würden. Gut! aber was war das alles — alles, selbst die Nacht, da bei einer Kaiserkrönung drei angebliche Kurfürsten aus den »Drei Mohren« mit Augsburger Ehrenjungfrauen sich in ihrem gutempfohlenen Hause vergnügten — was war das alles gegen den Himmel, der sich jetzt in Gestalt von Veits und Katharinas Liebe unter ihr Dach niederließ!

Sie hatte nach der ersten Freude, in der sie sich die Hände rieb, doch einmal große Gewissensbedenken darüber bekommen, ob es wohl recht sei, wenn sie als Muhme und noch dazu Gotte — was unserem »Patin« enspricht — Katharinen sündigen hülfe. Aber hätte sie das Mädchen bei ihren Eltern unnütz verschwätzen sollen? Anders wäre es gar nicht gegangen. Denn gefragt hatten die beiden nicht, sondern einfach von ihrem Hause Besitz ergriffen, daß sie sozusagen wehrlos war. So fügte sie sich in die manche Nacht ihr aufgezwungene Einwohnung.

Digitized by Google

Dann saß sie dicht bei ihrem noch leise flackernden Herd, an dem Katharina als kleines Mädchen ihr hatte backen helfen, dachte an das schüchterne Ding zurück, das nun groß geworden war und ein ausgewachsenes Glück gewaltsam in ihre starken Arme riß — das vielleicht nachher als ein Unglück über sie stürzen würde! — dachte des roten Flämmchens an Katharinens rechtem Knie, das sich so unheimlich mit Flammenglut füllen konnte und das jetzt der Mund des Geliebten küssen mochte.

Sie sah wieder einmal die Läden nach und sorgte ängstlich, daß nur alles gut ablaufen möchte, und merkte es nicht einmal an ihrer Angst um Katharina und an ihren immer heißen Wünschen für Katharinas dauerndes Glück und daß dem Mädchen aus dieser verbotenen Seligkeit ein Segen und Frieden erwachsen möge — merkte es nicht, daß sie an sich, die sich durch ihre Gefälligkeit doch auch Leibes- und Vermögensstrafen aussetzte, gar nicht dachte, sondern nur an das Kind, von dem sie in ihrer Seele zur Mutter gemacht worden war, merkte es nicht, daß ihre Liebe immer reiner, selbstloser wurde.

Wenn sie dann von einem draußen vorübertrappenden Schritt, einem Knarren der Läden oder Laufen der Mäuse im Boden zwischen den Geschossen, die gar ein Klopfen an der Haustür vortäuschten, zu zittern anfing, und ihr der Atem mitten im Hals lauschend stillstand, ehe er sich lautlos wieder regte und tiefer in ihrer Brust barg — dann spürte sie plötzlich etwas anderes, daß alles Zittern an ihr wich und sie sich aus ihrem Leben so genommen fühlte wie manchmal in der Kirche: Decke und Wände klangen wie von Licht, leuchteten wie von Gesang. Nicht das Liebesgestammel über ihr, von dem ein leises Lachen oder der Ton zweier aneinandergestoßener Gläser durch die Decke klang, nicht der leichte Schritt der Liebenden, der zu Zeiten gedoppelt über der mitschwingenden Decke auf und nieder ging, nicht die plötzliche Stille, die von den umarmt Ruhenden wie Atem herabwehte, gaben der alten einsamen Frau, deren ganzes Leben durch diesen Glückstraum in ihrem Hause aus der finsteren Verzauberung in bloße Vergangenheit erlöst wurde, dieses unsichtbare Licht und diese unhörbare Musik in die Seele. Das war nicht die Liebe zweier Menschen, das war etwas darüber, dem diese zweie auch nur dienten, das sich ihrer bemächtigt hatte, das ein eigen Seiendes war, vielleicht ein Strahl des Sterns Venus —

Aus solchen Gedanken, mit denen die Hochbichler lange nach der Mitternacht, wenn der Herd erloschen und kalt war, ihren Kopf auf die Brust sinken ließ: die sich dann erst in Traum, nachher in Schlummer verwandelten, fuhr sie meist, noch ehe der Morgen graute, wenn die Abendsternbilder der anderen Jahreszeit fremd über dem Dach ihres Hauses leuchteten, auf, rieb sich die Augen, hörte oben leise Schritte und bald eine Tür gehen. Dicht in Mäntel gehüllt, die Gesichter halb von Kapuzen verborgen, eng aneinander kamen Veit und Katharina die Stiege herab. Einmal löste sich Katharina aus Veits Arm und umarmte die Alte, Veit legte jedesmal leicht errötend und verstohlen ein Goldstück auf das Fensterbord neben der Türe, auf dem Blumen standen.

Digitized by Google

Dann spähten und horchten beide an einem geöffnetem Spältlein der Tür, indessen die Muhme das Licht verdeckt hielt, ob nicht irgendwo ein Schritt, ein Nachtwächter oder sonst ein einsamer Pflastertreter in der Nähe sei, und schlüpften — mit einem zurückblickenden Nicken des Mädchens, indessen der vorangehende, es an der Hand haltende Veit ganz vorwärts gespannt war — hinaus.

Die Hochbichlerin schob die Riegel vor, gab aber noch nach draußen acht, ob kein verdächtiger Laut wach wurde. Wenn alles nach dem Verhallen der Tritte still blieb, trug sie das Licht in die Schlafkammer, deren Läden kein Ritzlein hatten, einen Strahl nach draußen zu lassen, um schlafen zu gehen. Sie blieb manchmal, während sie sich auskleidete, vor dem Lämpchen stehen, sah versonnen in die Flamme, an deren Docht es zirpte, und sah gedankenlos lange ins spärliche Brennen, wie von irgend etwas festgehalten, was gerade in dieser Flamme ausströmte. Aber es waren nur zusammenhanglos fortgesponnene Bilder: das einäugige Bauernweib auf dem Markt, mit dem Vogelkopf, über das sie immer lachen mußte, als es mit dem gerupften Hähnchen ein Stück neben ihr ging — die St. Annakirche — da war sie zurück bei ihrer ersten Kommunion, ihr Vater fiel ihr ein, den sie sich kaum noch denken konnte — und vergaß ihn über einer Motte, die immer wieder hastig nach dem Lichtflämmchen flog und schließlich, nach manchem Bemühen um den Tod, hineinkam und von der, leichtestem Zughauch sich beugenden, Flamme knisternd verzuckte. — — —

— — — Einmal wieder, als die Hochbichlerin unten wachte, lange, ehe sie sich nach beendigter letzter Hausarbeit still neben den Herd setzte — sie war gerade damit beschäftigt, einen Teig für den nächsten Tag mit Milch anzurühren — hörte sie oben lebhafter sprechen und horchte auf. Aber da war es schon wieder leise geworden, wenn es auch noch immer erregt zu sein schien.

Sie konnte nichts verstehen und wandte sich ihrer Arbeit zu, als es oben ganz still wurde und dann nach einer kurzen Weile Katharina die Treppe halb herabkam, immer nach oben zurückhorchend, wo Veit jetzt wohl schlafen mochte. Er hatte gleich beim Kommen der Hochbichler weinerhitzt ausgesehen. Die Hochbichler wartete und wollte fragen. Katharina winkte ihr Schweigen zu und kam herab. Sie sagte der Muhme leise, daß sie einen Augenblick allein am Herd schaffen wolle.

»Willst einen Liebestrank brauen?«

»Braucht's nit!« lachte Katharina, »weil er heute trunken ist? Er ist mein!«

»Was also?«

»Er verredet den Zauber. Er soll ihn sehn! Soll nit lachen!« Irgendein Dunkles klang bei diesen Worten aus ihrer Seele mit herauf.

»Zauber, Mädchen?«

»Ja.«

Digitized by Google

»Welcher?«

Katharina sann einen Augenblick und sagte dann, als wolle sie nicht klar antworten: »Das Gold zu sehn, wo es liegt, den Tod zu sehn, wenn er droht, anzuziehn, abzustoßen, unsichtbar zu sein für das Schicksal!«

»Er glaubt ihn nicht?«

»Er verlacht den Zauber. Ammentrug sei es und Altweibergerede. Und ist doch mein durch den Zauber. Nicht sein Herz, da braucht es des Zaubers nit.« Es klang so, als ob sich Katharina das eigentlich selbst versichere. Sie fuhr fort: »Aber daß er mich fand und daß wir unsichtbar sind seinen und meinen Leuten. Laß mich zum Herd!«

»Wer lehrt's dich?«

»Niemand!« Katharina sah zu Boden, indessen die Hochbichler sie zu erzählen drängte und ein über das andere Mal ewiges Schweigen gelobte, auf das Katharina nur sagte: »Brächt Ihr's, Ihr wäret wohl mit verloren!«

Dann erzählte sie, wie sie der Hunschild begegnet und zu ihr gefunden, und da jener Frau geheime Kraft gefühlt, aber ihre eigene nicht minder verstanden, und nun die Stimmen höre, nicht nur unversehens wie früher, sondern immer, wann sie wolle.

Wie das sei?

Wenn sie nur stillstehe und horche, höre sie es als ein Durcheinandersprechen fern und leise, ohne daß sie etwas verstehe. Aber die zu ihr sprechende Stimme würde lauter, verständlich, käme näher und sei selbst auf der Straße lauter und deutlicher vernehmbar als der Gassenlärm. Sie sage ihr Antwort auf was sie frage. Aber auch anderes, wovon sie sonst nichts ahne. Nun hätte die Stimme manches gesprochen, was ihn beträfe, Warnung und Vorverkündung. Er glaube nicht, er lache. Sie wolle die Salbe schmelzen, mit der die Hunschild ihr das Ohr bestrichen, daß sie die Stimmen immer höre. Das solle Veit auch. Solle selbt hören, solle glauben!

Was denn die Stimme für Veit gesagt?

Er solle zu dreien Malen gerade über den Platz auf sein Haus zugehen, nicht entlang am Hause. Da würde sonst jemand ihm gefährlich werden. Er wolle nun gerade jedesmal und die nächsten Tage immer noch besonders an seinem Hause entlang gehen, wolle den gerne sehen, der ihm gefährlich werden könnte.

Während die Frauen in die Küche zum Herd gegangen waren, war Veit leise die Stiege heruntergekommen, stand hinter ihnen, lachte und rief: »Kocht Ihr einen Gewürztrunk? Das ist gut. Es ist eine kalte, regenstürmige Nacht heute.« Und küßte die Katharina, doch nicht lieb wie sonst immer, sondern eher rauh, einen Ärger in die schmerzende Liebkosung versteckend, der fühlbar sein sollte. Der Katharina fiel das Fett aus der Pfanne ins Feuer, zischte, lohte hoch auf und verbriet.

Digitized by Google

Die Frauen mußten einen Gewürztrunk brauen. Bei dampfenden Krügen saßen die dreie um den Herd. Aber der Veit hatte eine böse Lustigkeit, daß er die Hochbichler immer »Mühmchen« nannte und mit Gotteslohn für süße Stunden verspottete und gegen Katharina auffuhr, als sie ihm das verweisen wollte, aus allem Übermut machte und, wenn er sprach, die Katharina nie ansah — sondern immer ins Glas oder auf die Alte, mit einem schiefen Blick. Und zu Katharina sagte er statt »Lieb« nur »Schätzchen« und einmal »Herzchen« und gebärdete sich wie einer, der fremd hier ist. Wohl weil er von zechenden Kumpanen weggegangen war, ehe er kam. Aber, dünkte der Hochbichler, es lasse die Trunkenheit nur hoch, was auch ohne Trunk da sei.

Als er aufstand, im Hof sein Wasser abzuschlagen, sagte sie der Jüngeren: »Sieh zu, daß er dir nicht entgeht!« Worauf Katharina, die sein Wesen längst verdrossen, zornig errötete und sagte: »Ich trüg's! Doch er nicht!«

Pfeifend kam er zurück. Es war Zeit für den Heimweg. Er lachte grundlos und pfiff wieder. Sie gingen. Regen peitschte, Sturm klirrte an Dächern und Läden. Sie sprachen nichts. In seinem Kopf war dies: ehe sie zu Breitenschnitts Hofmauer kamen, wo er Katharinen hinüberhob, durch einen kleinen Umweg an seinem Hause entlang zu gehen, was die Stimme verboten, und lenkte so, was Katharina nicht achtete, weil die andere Straße ohnedies durch einen umgebrochenen Lastwagen gesperrt war. Bis sie an seinem Hause hingingen. Da ging wieder ein Stoß des Sturms mit Rütteln und Reißen über die Dächer, gerade als Veit das erste Wort auf dem schweigsamen Wege sprach: »Siehst du ihn, der mir Gefahr bringen soll?« Im selben Augenblick schlug plötzlich, hart vor ihnen, daß Veits Mantel gestreift wurde, ein schwerer Dachziegel nieder, mit Wucht, daß er zerbrach, fast wie Glas klirrend. Als wär er geworfen. Als höre man rufen dazu. Als treffe der nächste besser —

Veit selbst oder Katharina, eins zog von dem Haus weg auf die Straßenmitte, die da einen kleinen Platz machte.

»Wer bist du?« rief er, nun nüchtern, doch fast noch fremder, und schüttelte sie, da sie nicht antwortete. Sie verstockte sich jetzt. Beide standen, bis er endlich mit einem kurzen Auflachen wieder zu gehen begann und sie heimbrachte. Es war kaum ein Abschied. Jeder drängte im Regen nach Haus, hob er sie über die Mauer, sie glitt hinüber. Sie stand noch hinter dem Schuppen, bis sein Schritt, der rasch war, verklang. Dann trat sie auf den Hof vor und sah Licht in des Vaters Werkstatt.

Sie stand und sah das Licht an, das sie zu einem sehr vorsichtigen Hineingehen ins Haus nötigte, und sann. Sie war ohne Furcht, denn die Dinge beugten sich ihr, das Dasein trat auseinander, um sie hindurchzulassen, wandte sich ab, sie nicht zu sehen, wenn sie es nicht wollte, die Stunden liefen so auf sie zu, daß sie schon von weitem erkannte, welche ihr brachten, welche sie, in sich zusammengedrängt, vorüberfließen lassen mußte, ohne sie anzusehen, in welchen sie Herrin war.

Digitized by Google

Der Vater, den sie mit langsamem Hin- und Widergehen das Licht verdunkeln oder hinter ihm verschwinden sah, der, so schien es, in dieser kaum grauenden Frühstunde ein Liegengebliebenes vom Tage vorher hantierte, würde gleich mit dem Licht in die Kammer zurückgehen oder in den Aufbewahrungsraum neben der Werkstatt, so daß sie unbemerkt ihr Kämmerchen erreichen konnte. Sie mußte nur ein paar Minuten still warten. Das bis zur Mauer übergebaute Schuppendach schützte sie vor dem dichten Regen, der in die Dunkelheit um die schlafende Stadt das Leben seines Rauschens brachte: in dem wird Boden und Dach, Straße und rieselnde Gosse dem Ohr so wesenhaft wie dem Auge vom Licht.

Zur Werkstatt hinüber gitterten Katharinen die Regensträhnen den Blick. Es rührte Katharinen, wie sie ihren alten Vater in seiner immer bedächtiger und nachdenklicher gewordenen Art allein da schaffen und sich dazwischen mehrmals setzen sah, einmal öffnete er auch das Werkstattfenster, spähte und horchte in den Regen. Dies stille Alt- und Einsamgewordensein, das fröstelnde Hintragen des fremdwerdenden Lebens in dunkle, menschenleere Stunden, das müde Hintappen rührte sie mehr, als je ein liebes Wort des Vaters oder eine Klage der Mutter vermocht hätte. Es war ihr eine stumme Aussprache mit dem Vater, die nur sie hörte, in der sie ihm alles gestand, in der sie ihm ohne Worte das sagte, was sie seit langem den Eltern entfremdet und was, so oder so, die unwiderrufliche Trennung zwischen Eltern und Kindern ist und doch von Liebe überbrückt sein kann — wenn die Kinder es wollen. Das war der Segen dieser Stunde, daß sie es wollte — tief in der Seele nur, nicht im Äußeren. Fühlte es Breitenschnitt? Er saß jetzt am langen Tisch neben dem Fenster, stützte den Kopf in die Hand und wischte sich über die Augen. Katharina wußte, wie der Vater jetzt an sie dachte, an die andere Tochter, die auch entschwand —

Da fiel es ihr plötzlich siedendheiß aufs Herz, was sie all diese Wochen, da sie über Veits Liebe die ganze Welt vergaß, nur immer als einen leeren Kalendertag gewußt hatte: daß Mariens Einkleidung an einem der nächsten Tage sein müsse.

In diesem Angenblick erhob sich Breitenschnitt, nahm das Licht und ging
in seine Schlafkammer zurück, daß Hof und Haus
wieder ganz dunkel waren.

* * *

Digitized by Google

GEDICHTE (1923)

VON ALEXANDER LERNET-HOLENIA

KARL LUDWIG SAND, DEM TÖTER KOTZEBUËS

Wie war des Vielbeweinten, als Knabe schon, Gespräch
und Umgang abends mit schönen Schatten, hergeneigten
Fürsten des Volks, toten Geschwistern, Sanften wie Sterbestunden
Verwandter Christi! Aber in welcher
Landschaft, in welcher unsäglichen
Landschaft! Dies nämlich ist der Boden
des Vaterlands, ein unnennbarer. Immer ist
Vergangnes gegenwärtig und nichts
umsonst und viel war Trost in ihrem Gespräch für
Zukünftiges und seinen Hingang. Denn mehr als Gott gilt
bei unsterblichen Menschen die Tat. So schied er hinab. O, auf der letztesten
Wanderung, wie ergriff ihn noch einmal der Anblick
stillender Mütter vorm Haus! Es bog sich das Ernste
des alternden Gatten, es bog das Erlauchte der Ahnin, es bog die
jüngere Schwester über die innen unsäglich Entfernte.
Aber als der von ihm Gerichtete hinfiel, unter der Türe
des Kindes lautloser Aufblick! aber in letzter
Nacht, als die Stadt umher nicht mehr galt, das dünne, wie windverwehte
Haus wie verging, des hohen Kerkers verbrauchte
Luft wie aus nur mehr aus Angst war, wie wenn einer verreist und er hätte
Pferde bestellt, die sich verspäteten, aber oben
auf dem Gerüst in der furchtbaren Helle, als schon das Rauschen
der Reiter umher, als der maßlos von Menschen
schwankende Marktplatz, das breitere Blühen
der Jünglinge, als das blauende Aufschaun
weinender Frauen nicht mehr erreichte,
bis das Haupt ihm purpurn dahinfiel, des Leibes
silberner Einsturz erklang, das hellere
Klirren der Hände an seinen Seiten zerbrach — —
O hyazinthene Locken, verkauft an Verweinte!

* * *

Digitized by Google

AUF DEN OPFERTOD ZWEIER JÜNGLINGE

Der Anblick der Abgeschiedenen in den offenen Fenstern,
Auferstandner aus rosmarinenen Gräbern,
die Elfenbeinhand-geschmückten Zepter der Arme,
Kronland der Stirn, tragend zwischen Gebüsch delphischen Lorbeers
ungemähtes Kornfeld gelben, im Tode weitergewachsenen Haars.
O, mit rosenfarbenem, könig-
verschwägertem Blute gefüllter Abendmahlskelch in blühenden Lenden
umgeschütteten Leibs auf deinen Altar,
Germanien, frühlingische Patmos,
und ausgestreut das Brot der Engel,
hostienhaft-aphrodisische Schulter!
O, wie leise vergeht, wie Sankt Sebastians,
der Jünglinge Antlitz im bläulichen Herbst!

* * *

IMMER GERINGERE TOTE...

Immer geringere Tote! Noch eine Zeit nur
tragen sie die eine Zeit nur ihrig gewesenen Dinge
und um sich den Geruch, Kleider und silbernen Schmuck
und das andre als das der Sterbestunden, das wirkliche,
lebend nie gezeigte Gesicht. Aber es bleiben die Hochzeits-
kronen, Blässe und bläuendes Aug der Bräute nur eine Zeit nur
und das Zeug in den wächsernen Händen der Greisinnen, oder
der Männer Gerät, und, von dem geglaubt war,
dauern müßte, was als Erscheinung die Söhn' mit
heil'gem Schauer umwehte, nur eine Zeit. Ach, so schwindet
auch Unsterbliches und, als welkte der Ruhm auch
wie die Blume verwelkt, entsinken die Kränze dem Haar!

* * *

SIEHE, VERWANDTE, DEUTLICH UNSICHTBARE...

Siehe Verwandte, deutlich unsichtbare,
sind im gesehenen Zimmer, wie Spiegel im Kerzen-
licht glänzen die silbernen und der Jüngern harrassene
Borten, gelbliche Roben, erblindete

Digitized by Google

Steine, die Körb' an den Waffen, gekreideter Rock.
Eine Zeitlang noch dauern wir in den gemieteten
Wohnungen weiter wie sie, Offiziere
und ihre Fraun, die dann weiterreisten. Aber das andre
welken die Winter hinweg uns, und über den Brauen die Stirne
kränzt die Zeitlose bald. Spür, wie vermischen
die Gerüche schon lang und unsere Atem das Bittre des
Lorbeers mit dem Dufte der Tuberosen.

* * *

DIE HOCHZEIT

Wie geht im Jünglingsschwarme auf das weiße Zittern
der Braut zu, um die dienen junge schwere Mägde,
im großen Raum der Bräutigam mitten im bewegten,
gebogner Knie weithinschreitendem Gegitter!

Über der Braut beschniener Brüste Hügeln, wo es wehet
und riecht im Frühling, weil sie schon beblühet waren,
und Wintergras der Achselmulden, den rehbraunen Haaren,
wie glänzt der Schulter reineres Gebirg in vielen Schneehen!

Wie nun die Blicke von des andern Schöne leuchten,
tritt ihnen reines Lächeln aus, wie einem Kinde
sanft, daß die Zähne und geöffnet vollen Münde
erglänzen wie von frischem Apfelsaft befeuchtet.

* * *

DER HERBST

⟨für Dina von Gängl⟩

Jetzt wird ein jeder Tag so sanft geringer,
als ob der Sommer nur vergangen wär,
wie wenn einem ein Lufthauch durch die bloßen Finger
fließt, da sieht einer hin, da ist nichts mehr.

Im leeren Zimmer, weint, wie um eine Geliebte,
der Wind um seine schlanke Lieblingin.
Der Bach fließt leise mit dem sanftgetrübten
Geleuchte blinder Steine unter Schleiern hin.

Digitized by Google

Der Himmel hinterm Laub ergrünet wie Türkise.
Die weiße Sonn' schwimmt gläsern im Gewölbe klar.
Beträuft von Tau ergreist die ungemähte Wiese
und als ob einer Alten weiß das Haar

verwelkte, fällt den Fenstern kalkig das verwirrte
Gewind des Weinlaubs in die Augen, und es kräht ein Hahn
herüber, als wie wenn ein dünnes Silber klirrte,
im Turm aus Holz die Uhr schlägt wieder zinnern an.

Mit ihren reingewaschnen Ringen frieren einem
die Hände, ⟨weil die Fenster jetzt im kleinen Saal
noch offen sind⟩, und liegen auf dem feuchten Leinen
zwischen dem Glas und Silber kalt beim Mahl.

Zwar blendet noch der Tag und Blätterschatten wehen
wie sonst über die Böden, wo die Hunde in
der Sonne liegen, und der Springbrunn tönt mit wehem
Gewein, wie sonst, wie sonst, und mit dem Winde ziehn

die Vorhänge aus weißem Flore rührend
herein, als ob noch immer Sommer wär, und knien
sich auf das Fensterbrett wie aus dem Grabe frierend
zurückgekehrte Schatten toter Mädchen hin.

* * *

DER WINTER

Seit wir mit Mädchen einst im wundervollen Schaume
der Schwanenpelze fuhren durch die feuchten Flocken
beim schäumenden Gerausch der Silberglocken,
⟨— und seidne Rosenbänder wehten auf dem Flaume,⟩

ist der gebräunte Weg, der von der Apfelschimmel
arabischen Bluts Getümmel toste, aller viere,
noch einmal von dem Blau frühlingischer Zephire
geküßt, und spiegelt wiederum die hohen Himmel.

Wenn dann an einem Nachmittage wieder blindes
Gewölk in Schleiern aufweht wie von Rauchdampf, scheinet

Digitized by Google

es hölzern unterm Dach zu rolln und weinet
im dürren Laub des Hages wie von einem Feuerwinde.

Am Zaun, wo, eingesunken ins damastne Gleißen
des alten Schnees, die schwarzen Birnenblätter liegen,
beginnen deutlich neue Flocken zart zu fliegen.
Im Holz der Bäume rasselt laut das Laub wie Eisen.

Schon reißt der Wind in Strähnen, die wie Silber blitzen,
die Krähen aus dem grauen Haar der Eichenhaine
und fällt im Haus, als ob sein Herz ausließ, ins kleine
Gewein von Kindern, bis in die geringsten Ritzen.

Von wessen Kommen fällt ein Schrecken auf die Hunde?
Von wessen Schritten rauscht es wie von vielen Füßen?
Von wessen Atem wehn die Kerzen und zerfließen?
Von wessen Schatten schwankt es hoch im Hintergrunde?

Die Hähne krähn, als fiele Glas in Splitter.
Der Sturm heult hell, als ob im Hause Engel riefen.
Sehr einzig stürzt aus Wolken, die von Feuer triefen,
der wollne Donner des verrollnden Schneegewitters.

Wenn nämlich alternd von dem eigenen Gewicht das ferne
Gewölb entsinkt, fällt auch das Gold der sehr erlauchten Kreise
der Sonne und des Mondes gegen Mitternacht, und leise,
im Wahnsinn, auch die Neigung hoher Sterne.

* * *

DIE KREUZZÜGE

Wohin soll ich
jetzt schweifen? Mich treibt ja das Herz
doch denen nach, die
mit nickenden Pferdehäuptern
sind, unter Kreuzen, die Züge
über die Alpen, daß
die ozonische Schlucht
voll von Lärm war, wie vom
ungeheuren Jauchzen
stürzenden Silbergeschirrs,
oder nordwärts gegangen,
da liegt wohl das weiche
Land in rosenrötlichem Schnee, ihm sproßt
ein wirklicher Adel auf in den Höfen,
und, wie Reif, aus den Hemden
blüht die Schulter der Fraun, und bis

Digitized by Google

Lissabon und Damaskus
der Zug des irrenden Königs
von Bethlehem, und
bis wo es nicht schwer ist,
an soviel Himmlisches zu glauben,
weil Heilige dort,
unauslöschliches Feuer
gesehn im Sand
und Dörnicht, und wohnend
wie Adler
in scharfem Genist,
unzugänglichem,
und Ungeheures rollte
wie Gewitter schier
und Blitzstrahl
um die Häupter des Gebirgs, und
fast bis zum Paradiese
unendlich weit
auf Pferden und
auf schönen jungen Stuten,
denen haben sie ja
Kuvertüren
übergeworfen, daß
die Reitenden vor sich
die rührende Stelle nicht, das Weiche
nicht sähen hinter den Pferdohren
und wieder umkehren wollten,
gedächten der Heimat sie.
O, und die Pest und der Schnee
und die Leiden im Tal,
wo der Kidron vorüberweinet,
und wo einige heilige Häupter

Göttlichs getragen hatten
wie Pallas, daß es schien, als fiel Licht,
hartstrahlend
wie drehende Speichen, oder
unsägliche Schatten der Trauer,
Türen und Thronen,
Schwellen und Fenster werden dort sein
gesetzt im Unsichtbaren, Wagen,
zu wägen das Korn,
und regnendes Feuer fallen
hier und da bis zur Erde.
Nicht zeugbar nämlich ist
das Hohe zu Hause, wie
an einem Winterabend,
und ohne Geburt
aus Weibern, Tier oder Wild,
und glaubhaft nicht
als ein sichrer Besitz sind die Lehen der
Edelleute
oder der Acker des Landmanns, darüber
unendliche Neigung
tragender Fruchtbäum', bläulich im
Frühling das Feld säuselnden Korns.

Darum ließ Gott sie jetzt
ziehen unter Fahnen,
in Heerschilden,
mit den Schwaben im ersten
Treffen, auf gläsernem Grase
des harten Wiesengrunds,
und auf dem Ölberg und
im Umkreis der menschlichen Stadt,
wo immer noch leise
staubige Frühlinge blühn,
seit dort, zu Ostern, ein Haupt auf
der Schulter verwelkte wie
auf einem Toten eine Tuberose,

Digitized by Google

und streiten um dieses
Jerusalem, wie die Bischöfe
Nassau und Ysenburg
um Mainz, wo sich auch
vor Geist, der ausgeschüttet
in Strahlen umherfiel, bedrucktes Papier
kräuselte wie unter einem Feuer-
wind, und Fohlen
aufziehen in
Provence oder Josaphat,

und reiten in Treffen
wie schräge Lenzgewitter,
mit dem schmalen Fuchteln
der Schwerter in Händen,
und rauschen wie Regen in
den steinernen Straßen
und schlafen in ihren Schuhn
und fallen wie Blüten über
die Hänge der Hügel
und wohnen wie Feuer in
Byzanz, und sterben in Sporen
auf dem Berge der Himmelfahrt,
und heilige Könige
gehen über das Meer,

da sahen, wie von Gänsen,
die Hälse der Pferde über der Schiffe Rand,
die, wenn der Wind ausließ,
im weißen Schäumen der Riemen waren,
wie
Fliegen sterben auf einem Spiegel,
und es dauerte das Rumpeln
der Rudernden noch lang in die Nacht
bei Kerzenlicht über dem schwarzen
Wasser,
das war, wie wenn die Menschen abends
badeten in Deutschland
bei Stallaternen.
Da schliefen sie ein im Stehn,
bis man sie aufweckte, wie Kinder
auf einer Reise, daß sie endlich
kämen ins heimliche Stroh
der Ställe von Cypern.

* * *

ALEXANDER LERNET-HOLENIA

VON MAX PIRKER

DER österreichische Dichter der Gegenwart hat vielleicht eines vor dem deutschen aus derselben Generation voraus: die Tradition, die sich allerdings auch erst seit den schon ein Menschenalter entfernten Tagen des »jungen Wien« bildete und über dieses hinaus in dem etwas künstlich erneuerten Barock fixiert wurde. Der junge Hofmannsthal begann noch lyrisch-subjektiv, seine Vorgänger waren Franzosen und Belgier, einsam stand diese unerhörte Kunst inmitten des Naturalismus, vorübergehend dem Kreise Stefan Georges verbunden, dann aus der Esoterik übergreifend auf das Theater, in vollendeter Prosa Zeitschrift und Zeitung nicht verschmähend. Dieser

Digitized by Google

Kunst nahe, doch im lyrischen Bezirk verweilend, weniger ausgreifend, die Dämonie des Theaters meidend, dafür ganz nach innen gewandt, alles Seelische zu bildhafter Intensität steigernd, ist Rainer Maria Rilke vielleicht noch mehr lyrischer Anreger geworden als der ganz singuläre Hofmannsthal. Während dieser stets die Grundlage der Produktion im höchsten und weitesten Sinne neu legt und aus dieser inneren Verwandlungsfähigkeit, diesem »Stirb und Werde« sogar, freilich unbedankt, den Weg zur neuesten Generation findet, geht ein junger österreichischer Dichter, Alexander Lernet-Holenia, anderen Zielen nach, die heute noch ebensowenig abzusehen sind, als es etwa die Richtung des »jungen Wien« war. Ein Sprößling altkärntnerischen Patriziates, wie Rilke aus Kärntner Uradel, mit lateinischem Blute einer französischen Emigrantenfamilie durchsetzt, ist er zunächst als Lyriker von eigenartiger barocker Bildkraft hervorgetreten. Der »Kanzonnair« (Leipzig, Insel-Verlag) zeigt freilich Rilkes Einfluß in dem starken aristokratischen Akzent, in der Verwendung aparter Sinnbilder, wie etwas des Einhorns, das sich in den Schoß Mariens flüchtet. Es ist ein troubadourhaftes, durchaus feudales Weltbild, die Legenden des neuen und alten Testamentes sind in die Sphäre etwa des Kreuzfahrers Ludwig des Heiligen transponiert. Sehr spärlich klingt Volkstümliches auf: etwa wenn die heiligen drei Könige in den niederen Flur des Wirtshauses zu Bethlehem treten und die Hausleute bloßfüßig aus der Schlafkammer herauskommen, die Fremdlinge anzustarren, die wie deutsche mittelalterliche Fürsten mit zwiegeteilten, wildlederbesetzten Waffenröcken angetan sind. Es ist werkwürdig, daß Lernet, der meist in Kärnten lebt, wo noch ein ungeheuerer Reichtum von Volkslied und -schauspiel latent ist, viel weniger davon berührt wurde, als etwa Max Mell, dessen schlichtere Lyrik viel mehr den Erlebniswert ländlicher Menschheit spiegelt und in dessen »Apostelspiel« die religiösen Grundkräfte der österreichischen Landschaft viel deutlicher zutage treten, als im »Kanzonnair«, dessen größter Teil mit Martyrien aus den Acta Sanctorum angefüllt ist. Hier herrscht raffiniert gesteigerte Todesqual, die die Haupt- und Staatsaktion »Demetrius« zu einem barocken Paradigma macht, das die von Werner Weisbach aufgedeckten Zusammenhänge zwischen den spanischen Märtyrerbildern und -plastiken und der dramatischen Produktion des XVII. Jahrhunderts neuerdings und nicht durchaus epigonenhaft dokumentiert. Kein Einzelschicksal, sondern eine Generation von Gewaltmenschen, ein unentwirrbares Bündel von Schicksalen, die um die Mystik des Kreml kreisen. Unvergeßliche Einzelbilder: der Tod des Boris Godunow auf hohem Prunkbett, über das Nichts philosophierend, von Zweifeln über die Existenz des Demetrius gepeinigt, Folterbefehle ausschreiend mit letzter Kraft, die noch überflammt wird von der Ekstatik der Heiligen, die ihn zu den Toten wirft: eine Szene, die nicht unbeeinflußt erscheint von jener ungeheueren Unterredung des Königs mit dem Großinquisitor in Hofmannsthals »Turm«. Das Demetriusproblem, die Mentalität des »betrogenen Betrügers«, ist hier neu, hieratisch und ekstatisch mit intuitiver Einsicht in die russische Seele wenn nicht gelöst, so doch höchst bühnenwirksam gestaltet, was der Erfolg der Leipziger Uraufführung bewiesen hat.

Digitized by Google

Doch hat Lernet diesen Weg, der wohl zu den schicksalsgemäßen Durchgangspunkten jedes österreichischen Talents gehört, neuestens verlassen. Die Gegenwart mit ihren Problemen und Möglichkeiten lockt ihn stärker als das historische Stoffgebiet, wobei er allerdings vergißt, daß auch der Stoff des Barockdramas mit dem Gehalt der Epoche gefüllt werden kann, wie es Hofmansthal mit den Mysterien Calderons getan hat. Es ist immerhin bemerkenswert, daß auch in dieser neuen, jeder Tradition absagenden Epoche Lernet wenigstens theoretisch an sein großes Vorbild Hofmannsthal anknüpft, der in seinem berühmten Brief über das Ariadneproblem ‹an Richard Strauß› die Verwandlung als das Zentralmotiv seines gesamten dramatischen Schaffens bezeichnet. Auch in Lernets Dramaturgie, die er neuestens in knappem Hundert »Theatralischer Thesen« zusammengefaßt hat, ist die Verwandlung, freilich nicht klar formuliert und vor allem trotz der Betonung jenseitiger Bezüge nichts weniger als metaphysisch fundiert, ein wichtiger Begriff, wobei wir die These: »Tragödie ist himmlische, Komödie irdische Verwandlung« als glückliche und für Lernets jüngste Produktion programmatische Formulierung herausheben. Die »Österreichische Komödie«, von Max Reinhardt zur Uraufführung angenommen, ist ein nicht gerade erfreuliches Sittenbild aus dem Zersetzungsprozeß adeliger Kreise, das zwar nicht symptomatisch ist für die allgemeine Lage des österreichischen Adels, der eher einer Amalgamierung mit der Finanzwelt und Bürokratie entgegengeht, aber einige immerhin vorhandene Skandalaffären zu soziologisch interessanten, mit glänzender Dialogtechnik brillierenden Szenen verdichtet, die freilich an Delikatesse wie an Lebensfülle weit hinter Hofmannsthals »Schwierigem«, der der eigentliche Epilog österreichischen Adels ist, zurückbleiben. Es ist aber so recht die Komödie unserer Zeit und wird vermutlich jenen Publikumserfolg haben, um dessenwillen der Dichter die stillen Pfade der religiösen Lyrik, vielleicht sein schönstes und reinstes oeuvre, aufgegeben hat. Der Fall Lernet, die Abwendung eines höchst produktiven Talentes von dem lyrisch-dramatischen, dem Literaturmarkt fern gelegenen Quellgebiet seiner Kunst, ist symptomatisch für das Theater der Gegenwart, das seine Gesetze nicht mehr von einer kultivierten Minderheit, sondern von einer sensationsgierigen, künstlerischer Forderungen längst überdrüssigen Menge empfängt. In diesem Sinne sieht Lernet, der mit bemerkenswerter Sehschärfe die Kurven dieses Weges überblickt, in der Revue die Zukunft des Welttheaters, wobei es an scharfer Absage gegenüber dem »bolschewistischen« Theater der neuesten Generation nicht fehlt, was noch ein Rest feudaler Einstellung sein mag, die in der »Österreichischen Komödie« schon recht brüchig geworden ist. Es ist zu hoffen, daß ein neuer großer Plan, der Welttheaterperspektiven in Form einer grandiosen Revue zu bieten vermag, dem Dichter wieder neue und fruchtbare Zielsetzungen verleiht.

• • •

Digitized by Google

DIE INSEL

VON GÜNTHER BIRKENFELD

I

O Himmel über uns von Sonne trunken!
O Meer das wild die Füße überschäumt!
O Dornbuschschlucht zu schwerem Blühn entsunken!
O Eiland das sich jäh im Taumel bäumt!

Auf moor'ger Weide Kühe, schwarz gesprenkelt,
rostbraune Segel in der Bucht wie tot,
der Bodden kaum noch an die Stege plänkelt,
und greller blüht der Katen Blau und Rot.

Und streift Dein Knie auf weißer Dünenöde
den Ginsterbusch: tönt Zirpen und Gesumm,
und in der Mulde blöken Schafe blöde
den Pudel an, der kläfft um sie herum.

Am Strande buddeln Kinder, nackte braune,
und stoßen Fahnen in der Burgen Wall,
aus abgekehrten Körben weht Geraune,
von Faust zu Faust wirft singend sich ein Ball.

Im Dorf die Fischer knüpfen an den Maschen,
und andre teeren ihre Boote dicht,
Die Fraun stehn hochgeschürzt am Steg und waschen
und halten nach dem kleinen Dampfer Sicht.

Und steigt der Mond legt Mensch und Vieh sich schlafen,
die Mühle steht und geistert über'm Feld,
nur manchmal schwirrt vom lichterfernen Hafen
der Jazz herüber einer andern Welt.

* * *

II

Sonne verschwimmend auf taunasser Weide,
Segel aufflatternd am tanzenden Mast,
Brausen der Frühe umdröhnend uns beide,
Badende uns im verschwirrenden Glast!

Digitized by Google

Meer wirft zerstürzende fliegende Kämme,
dumpfer verrollend in trotzender Bucht,
ächzender Kiefern entschwindende Stämme
peitschen der Wolken unendliche Flucht!

Singend Dein Lied von den sprühenden Klippen,
schwingst Du, Geliebte, ins wirbelnde Licht,
reißt Dir der Sturm den Gesang von den Lippen,
lachst Du, ja lachst ihm in's trunkne Gesicht!

* * *

III

Zwei die über'm Meere stehn,
und das Meer jauchzt heult und bellt,
Haare mit dem Sturm verwehn,
Kleider knattern prall geschwellt!

Zwei die über'm Meere stehn,
pressen wilder Hand in Hand,
Worte mit dem Sturm verwehn,
Worte werden tauber Tand!

Zwei die über'm Meere stehn,
und das Meer jauchzt ihre Lust,
zwei die mit dem Sturm verwehn,
und der Sturm wirft Brust an Brust!

* * *

IV

Du!
Dein brauner Körper ist wie Gesang!
Wie die Hänge dort drüben
schluchtig und gleitend
sich niedersingen
in's spiegelnde Meer,
so strömt von den Schultern Dir
runden und träumenden,
stürzt von den Brüsten Dir
schweren zerspringenden,
taut von den Schenkeln Dir
lachend geschwungenen,
Taumel und Wirbel
vollkommnen Gesangs!

Du!
wirf Du noch einmal so jäh Deine Arme
so weit Deine Arme
ins dampfende Blau!
So werfen sich Möwen
ins Kreisen der Leere
geschleudert vom Übermaß
sinnloser Lust,
so werfen sich Wolken,
von wem doch getriebene,
rund durch den Himmel
unsterblichen Glücks!

Digitized by Google

Du!
hebe noch einmal die Augen empor!
So stehst Du, versammelnd
inbrünstiges Rätsel
verwunschenen Eilands,
in lächelnder Aufschau
gelösten Gesichts,
so stehst Du, ein Abbild
fruchtstrotzender Erde,
der Demut voll
Deines liebenden Leibes,
so stehst Du über
dem weichenden Meer!

• • •

V

Auf weißer Höhe zwischen Krüppelkiefern
im heißen Sande ruhst Du mir im Arm,
vom Himmel taut ein Gleißen wie von Schiefern,
getrübt von kleiner Mücken Wirbelschwarm.
Die Sonne die verdorrend niederbrütet
trink ich von Deinen Brüsten in mein Blut,
die Hand die schattend Deine Augen hütet
verbrennt an Deines Mundes reifer Glut.

Und tief die Schultern in den Sand verwühlend,
und ganz die Stirn dem Mittag hingebeugt,
das Brausen nur noch meines Leibes fühlend
schenkst Du den Schlaf der diese Welt gezeugt!

• • •

VI

Kreuz- und Quergehn
durch die rostig dürre Heide
die ein später Mittag überflammt,
hinterm Meer stehn
auf der windentsunknen Weide
die in schwellendem Morast verschlammt.
Von dem Turm auch
über kahlen Sturz der Dünen
schaun wie müde Sonne tiefer rückt,
und durch Lichtrauch
wie das Dorf sich in dem Grünen
spielzeugwinzig ineinanderstückt.

Auf und ab so
ziellos hin und her zu schweifen,
Wind und Wolke einzig zum Geleit,
jeden Halms froh
jeden Blatts das still wir streifen:
fügte dauernde Gemeinsamkeit!

• • •

Digitized by Google

VII

Wie grell und trotzig diese Tage starben,
gepeitschter aufgebäumter Wolken schwer,
zerfallend in gespenstisch wunden Farben
auf gläsernem in Furcht erstarrtem Meer!

Verlorne uns auf überwundnem Hange
verschlug in Schatten dieser Todeskampf,
und schmiegten wir wie Kinder Wang an Wange
und preßten Hand in Hand zu wehem Krampf.

O, wie die toten Herzen da erlöste
des Weißdorns Hauch der dumpfer Schlucht entquoll,
der Nachtigall frohlockendes Getröste
so aller Hoffnung aller Inbrunst voll!

* * *

VIII

Und stieg der Mond wie eine Frucht
orangen glühend . . . riesengroß . . .
in kleiner Sterne bange Flucht
aus banger See erstorbnem Schoß.

Und stieg der Mond wie eine Frucht
verblutend im gehöhlten Raum,
und färbte blutig sich die Bucht
und blutig war der Dünen Saum.

Und stieg der Mond wie eine Frucht
die alle Kreatur berückt
zu Rausch und schmerzlich wilder Sucht
der Nacht die alle Früchte pflückt.

* * *

IX

Lachen, Winken, Wortetauschen,
weißer Dampfer klingelt hell,
Schrauben stampfen, quirlen, rauschen,
einmal schrillt Sirene grell.

Passagiere plaudern, schlafen,
Sonne brüht auf dem Verdeck,
fern verraucht der Fischerhafen
hinterm Fahnenwurf am Heck.

Stumm gehockt auf kleine Stühle,
Augen suchen tränenblind,
dort der Turm und dort die Mühle,
Mühle dreht sich froh im Wind.

Rote Dächer stehn wie Segel
traumhaft schwebend in der Luft,
Dornbuschhöhe schrumpft zum Kegel
trauernder umgrauter Gruft.

»Unsere Insel sinkt in's Leere«
haucht die Wehmut Deines Munds,
daß ich eignem Schmerze wehre
lache ich: »Wir fanden uns!«

* * *

Digitized by Google

DER MANN

DRAMA IN EINEM AKT VON ALFRED WOLFENSTEIN

PERSONEN:

Prosper — Alma — Karl

In irgendeinem Zimmer

Prosper, am Fenster. Alma. Karl tritt ein.

Karl: Hier ist Prosper? Läßt er die Treibriemen drüben schaukeln, die Kolben kreischen, und ihr schweigt hier, wer weiß, wie lange schon?

Alma: Seit dem Morgen steht Prosper und sieht hinaus.

Karl: Wieder? In schwärmerischer Stellung, für einen Fabrikherrn!

Alma: Nein, er ist traurig.

Karl: Welches Gesicht macht er dabei? Das müßten wir endlich wissen.

Alma: Seine Schweigsamkeit erschreckt mich.

Karl: Die verstehe ich: Das Dasein schweigt! Immer dasselbe. Ich habe es gleichfalls satt, — das Dasein, nicht das Leben. Dies ist der Zwiespalt des erwachsenen Menschen —

Alma: Sie gehen schon?

Karl: Nur vor das Haus. Um an den Scheiben sein Gesicht zu sehen —

(Ab.)

Prosper (wendet sich um und geht durch das Zimmer).

Karl (sogleich wieder herein): Ich dachte es mir. — Aber du siehst recht schön aus, merkwürdig jung.

Alma: Sehr ernst.

Karl: Etwas Kasperl kann auch nichts schaden. Beweglichkeit! Wenn schon die Erde nicht mehr von der Stelle kommt.

Prosper (ihn ansehend): Die Erde?

Karl: Sie fällt mir nur ein, unseres eigenen Fortkommens wegen. Wir leben gewissermaßen auf ihr —

Prosper: Sie lebt unter mir.

Karl: Die Erde? — Hier treffe ich es schlecht und hätte einen Freund heute nötig gehabt. Statt meiner Frau.

Alma: Wieder Streit?

Karl: Obwohl wir einig sind —

Alma: Nichts schöner als die Ehe —

Karl: — allzu einig —

Digitized by Google

Alma: — und nichts schwerer. Aber wenn sie gelingt, das vollkommenste Glück.

Karl: Nicht immer ein Genuß.

Alma: O bei uns raten Sie falsch!

Karl: Prosper ist traurig.

Alma: Nicht meinetwegen.

Karl: Vielleicht seid ihr gleichfalls allzu einig.

Alma: Wir lieben uns.

Karl: Ich glaube es.

Prosper: Ich gehe fort von dir, Alma.

(Einhalten.)

Alma: Du — gehst — fort —

Karl: Da bin ich selbst betroffen.

Alma: Was — ist das —

Karl: Aber so erkracht es überall, wohin ich komme: Aufbruch!

Alma: O — du — sprich doch —

Karl: Die tägliche Gebärde des Jahrhunderts! Die Geister scheiden sich, da können die Körper nicht zurückbleiben.

Alma: Ist es so — auch zwischen dir und mir?

Prosper: Zwischen mir — und hier.

Alma: Kann er dich so erschüttert haben?

Prosper: Nein, die stoßende Welt selbst —

Alma: Es ist nicht wahr — es ist nicht wahr —

Prosper: — die Zeit selbst, die sich bewegt, ob wir's auch nicht wollen —

Karl: Verstehen Sie ihn nicht?

Prosper: — bis eines Morgens ihre Hand uns auf die Schulter schlägt, wenn wir wieder vor dem Automaten stehn —

Karl: — jawohl, vor den Päckchen, die wieder mal für den Tag darin aufgeschichtet liegen, zuweilen auch nichts.

Prosper: — und ich machte eine Bewegung — ganz unscheinbar — doch so neu, wie ein Entsprungener sich bewegt —

Karl: Ein Gedanke kommt mir. Bei uns zu Hause wird gleichfalls etwas geändert.

Prosper: — und wie erwacht war ich und rüttelnd davongetragen. — Neue Bilder kreisten vorbei —

Karl: Wegfahren — das geht zu weit. Aber getrennte Wohnungen in der Stadt! Noch heute.

Prosper: — denn es war die Erde selbst, ich spürte plötzlich unter den Füßen ihre tosende

Digitized by Google

Drehung, ein ungeheures Kitzeln an den Sohlen — ihren Umschwung mit uns allen —

Karl: Etwas übertreibendes Märchen. Aber du meinst Abwechslung. Dafür wollen wir sorgen.

Prosper: Ich meine kein Märchen. Wenn unter den Füßen der Seefahrer die Insel, auf der sie lagern und Feuer machen, sich bewegt, — so ist es ein Walfisch!, die Wirklichkeit.

Alma: Und bei mir? Was war es denn? Ich glaube, wenn ich deine Hand nehme, das ist wirklicher!

Prosper: Ja, du wirst heut abend in keiner Zeitung von einem Erdbeben lesen. — Die Häuser stehen fest, mit all unsern Betten, Tischen, Kathedern und Geldschränken —

Karl: Unser eiserner Bestand.

Prosper: Oder nicht? Schwindelt nicht manchmal all dieser Trägheit und sogar unserem Fleiß?

Karl: Unser Fleiß auch Trägheit?

Prosper: Seht, das ist es, und das ist mir geschehn. Wir regsamen Leute vergessen im Wetteifer den Sturm, in dem die Erde herumbraust! Messen wir daran unseren Wettbewerb statt aneinander: dann wird uns mit einemmal, als stünden wir nur in einem großen Stillstand! Und Amerika auf dieser Erde ist auch nur wie ein Säuseln. Denn wir fleißigen Leute —: den Schwung haben wir eingebüßt! Wenn ich jetzt durch meine Maschinenräume, Lagerkeller und Kontore gegangen bin, warum erschienen mir Arbeiter, Angestellte, Vorsteher und ich selbst wie willenlos, wie ohnmächtig in solche Rührigkeit hineingeglitten —? Warum ist mir, als sei auch mein erwachsenes Leben bisher wie in einem Schlummer vergangen?

Karl: Weil du ein Kind geblieben bist.

Alma: Ja — sehr jung — sehr schön —

Karl: Ich glaubte bereits, wir seien einer Meinung.

Alma: — und verändert — wie ein Fremder —

Karl: Wie ein Betrunkener, sage ich. Aber Sie können beruhigter sein, bei so hohem Flug ereignet sich wenig! Ich zum Beispiel bin gefährlicher. Was mir eingefallen ist, kann ich auch ausführen. Ich gehe jetzt heim, in meine Wohnung, und nehme eine andere, eine Wohnung für mich. Die Gewohnheit, die dichte Nähe ist ein Hindernis für Lust und Liebe, da stimme ich ihm bei. Junggeselle!, dies eröffnet eine Reihe neuer Genüsse! Auch miteinander.

⟨Hinaus.⟩

Alma: — — So klingt es ganz gut — — nicht einmal außergewöhnlich — — Ich erschrak nur über deine Stimme — — Die beiden werden sich nun von frischem aufsuchen, aus der Entfernung kommt man zueinander wie aus einem Bad, das ist es —

Prosper: Nein —

Alma: Zweifel sind es, nicht an unserer Liebe, — an der Umarmung, — wie schon manchmal. Und dies wird auch nichts anderes sein.

Digitized by Google

Prosper: Anderes —

Alma: Quäle mich nicht. Wie du herumgehst, ohne mich anzusehn, strahlend wie ein Held oder ein Narr!

Prosper: Ein Narr der Vergangenheit vielleicht —

Alma: Und künftiger Held, weil du alles hinwirfst? Diese zehn Jahre?

Prosper: Weil ein Tag gekommen ist, der nicht mehr dazugehört.

Alma: Hast du alles zwischen uns vergessen?

Prosper: Nichts. Aber warum spüre ich das Gewicht dieser Zeit so wenig, warum fühle ich mich so leicht —

Alma: Ohne sie wärst du nicht dreißig Jahre alt.

Prosper: Bin ich's —

Alma: Längst warst du stolz darauf, daß du arbeiten und zupacken gelernt hast als ein Mann und stärker als jeder schöne Traum.

Prosper: Aber der Traum aller Träume muß mich festgehalten haben —

Alma: Welcher?

Prosper: Und vielleicht bin ich gerade heute ein Mann.

Alma: Und ich, deine Frau? Und die Fabrik, hast du sie nicht gebaut? Und die Stadt, die dich als einen der Ersten hier anerkennt?

Prosper: Ich selbst erkenne mich nicht an, denn ich war es nicht — oder ich bin es nicht mehr. Ich müßte erst noch einmal — vom Himmel in diese Zeit zurückgeschickt werden. — Quer durch die brummenden Motoren dort drüben sehe ich ein anderes gewaltigeres Rad gestellt, das alle übrigen treibt! Mit mir rollte es herum, als sei ich bewußtlos daran gebunden. Jetzt will ich es zurückdrehn.

Alma: Zurückdrehn, die Zeit? Und dann bist du nicht mehr dreißig Jahre alt?

Prosper: Ich kann es nicht sein. Du lachst —

Alma: Nicht über dich —

Prosper: Nein —

Alma: — ich werde mit einemmal heiter wie du selbst, es schmerzt nicht mehr —

Prosper: Ich bin nicht heiter —

Alma: — denn es ist eine neue Hoffnung da. Wenn dies wahr ist, wenn wir wieder zwanzig werden können, ohne Verstellung, brauchst du mich nicht zu verlassen —

Prosper: Nicht deinetwegen allein.

Alma: — sondern dann können wir zusammen davongehn. O, tausend Dinge fallen mir ein, Mißverständnisse, Enttäuschungen, wieviel Fehler haben wir gemacht. Sie waren dafür gut, daß wir jetzt umkehren können!

Digitized by Google

Prosper: Keine Umkehr, ein Beginn.

Alma: Einverstanden. Wo beginnt es? Ich hänge so wenig an alldem hier, selbst ich, eine Frau? Verkaufe unser Haus, wir gehen in einen anderen Erdteil. Oder — wo fängt es an?

Prosper: Ebendort, wo ich vor zehn Jahren war.

Alma: Das liegt nicht weit. Wirst du dort in derselben Stube wohnen, die ich kenne, und lernen, wie damals, die neuen Dinge am alten Ort? Vor deiner Tür, wo der Tumult aller jungen Menschen zusammenschlägt, liegt Universität, Volkshaus, Gebirge, du gehst zu jedem Fest und Kampf, nun mit wachem, wirbelndem Bewußtsein, du triffst deine Führer und deine Freunde —

Prosper: Ich brauche dort nur einen Tag —

Alma: — übrigens triffst du auch eine Frau. Sie taucht gleichfalls dort wieder auf, voller Mut, selbst zu einem bescheidenen Anfang: Sie könnte in einer Bar angestellt sein, hinter dem Büfett oder als Tanzdame, und du kommst abends herein. Es sitzen viele Gäste da, zwischen den Lampen der Lärm von Banjo und Saxophon. Eine Bar ist der rechte Übergang zu allen möglichen Dingen. Wir haben uns schon angesehn und spüren, es geht! Alles ist gut abgeschüttelt, um uns die Freude nicht zu verderben. Ja, wir kennen uns nicht mehr, das ist die Wahrheit. Aber du gefällst mir, wie kann es anders sein. — Ich winke dir schon, du setzt dich zu mir, ich will dich erobern. Wie unterhalten wir uns dann?

Prosper: Sehr offen, sehr gefährlich für eine Frau, die einen andern vor sich hat.

Alma: Ich fürchte mich nicht. Es darf auch nicht sicher sein, was diesmal daraus wird. — — Die stachelnde Musik — — Was nehmen Sie? Setzen wir uns hier auf die höchsten Stühle — —

(Die Szene scheint sich verwandelt zu haben, buntes Dämmerlicht von Lampen, ein Barbüfett, vor dem sie jetzt sitzen, hinten verschwimmende Tische mit Gästen, gedämpfte Jazzklänge. Vom Zimmer bleiben die Umrisse sowie ein Spiegel den beiden gegenüber.)

— — Cocktail? Flip? — — Ich bin erst seit heute in der hiesigen Bar.

Prosper: Ich fahre morgen weiter.

Alma: O — Ich meinte, Sie blieben einen Sommer hier. Wir haben große Professoren und einen altberühmten Fluß.

Prosper: Ich war schon einmal hier. Jetzt ist es nur ein Sprungbrett.

Alma: Den ganzen Tag bin ich herumgegangen. Ich fand die Stadt verändert.

Prosper: Ich fand ein merkwürdiges Durcheinander.

Alma: Die Erinnerungen steigen — als wirkliche Häuser, Plätze, Läden, Gärten. Dort war man täglich, dann wurden sie alle zu Gedanken, jetzt wieder leibhaftig da.

Prosper: Nein, es bleibt gespenstisch, aber um so lebendiger fühlt man sich selbst.

Alma: Eine Menge von guten Bekannten sprach ich.

Prosper: Ich habe sie kaum wiedererkannt, so sind sie dieselben geblieben. Und in den Straßen schmettern die Phonographen Caruso und Jimmy aus ihren gotischen oder barocken Fenstern,

Digitized by Google

auf jeder Fiale des Doms funkelt eine Antenne. Aber die Menschen sind, als hätten sie das Mittelalter gebaut.

Alma: Gehen Sie morgen weit weg — ?

Prosper: Zuerst in kleinen Sprüngen überallhin, wo ich schon einmal war.

Alma: Um zu sehen, wie sich dieselbe Zeit entwickelt, wenn man sie noch einmal lebt —

Prosper: Diesmal soll diese Zeit nur zehn Tage dauern —

Alma: Wohin dann?

Prosper: Übers Meer.

Alma: Nehmen Sie mich mit.

Prosper: Keine Frau.

Alma: Wir sind Ihnen verhaßt?

Prosper: Nein, doch nicht mehr so bedeutsam.

Alma: Oder sie hatten noch gar keine Frau. In Ihren Augen ist etwas Unschuldiges.

Prosper: Wieder unbefangen.

Alma: Vielleicht nur trotzig gegen Ihre Erlebnisse. Sie müssen andere haben. Ihre Frau kann schlecht gewesen sein.

Prosper: Sie war schön und mütterlich, nicht nur Geist und nicht nur Frau, ein Mensch mit zwei Brüsten —

Alma: Und doch?

Prosper: — so daß ich in einem warmen Traum versank, als ich eben erst aus der anderen Dämmerung der Kindheit treten wollte. Sie betäubte mich zehn Jahre mit ihrer Liebe.

Alma: O, sie zog Sie von der Arbeit ab, von Ihren Unternehmungen?

Prosper: Nein, aber ich unternahm alles um ihretwillen.

Alma: Sie hatten dann kein Glück dabei?

Prosper: Doch, aber es war gleichfalls nur wie Glück bei ihr.

Alma: Sie wollen das Glück ganz ohne sie, nicht wahr?

Prosper: Ein souveränes Glück.

Alma: Ein ganz ungeheures.

Prosper: Oder nichts als freien Atem.

Alma: Dort dampfte Ihnen nur ein einziger betäubender Dunst entgegen, Haus, Bett, Fabrik —

Prosper: Heute habe ich mich eingeschifft.

Alma: Wie ich.

Prosper: Mein Lebenslauf auch der Ihre?

Alma: Auch der aller jungen Mädchen —

Prosper: Ein Mann kann ihn jederzeit ändern.

Digitized by Google

Alma: — denn wir wissen, was Versäumung der Freiheit heißt. Mit einer Kette an den Knöcheln aus dem Elternhaus ins eigene, über den Strom hinweg, der dazwischen braust! Nicht hinuntergesprungen, nicht davongeschwommen, nicht erst einmal die tausend Freuden oder Qualen und Abenteuer durchgekostet! Das fehlt uns später, und ich verstehe Sie vollkommen, mein Herr. Mit grausamem Griff dreht es uns dann das Genick herum, daß wir mit bitteren Tränen immer zurückstarren, bis wir zur Salzsäule werden —

Prosper: Oder noch in Bewegung geraten —

Alma: Ja — es wird weit —

Prosper: Ich freue mich darüber —

Alma: Gefalle ich Ihnen?

Prosper: — warum aber mit mir gehen? Sich wieder anschließen?

Alma: Zum ersten Abenteuer —

Prosper: Merkwürdig verwandelt in einer halben Stunde.

Alma: Vielleicht überhole ich Sie, das wäre am sichersten.

Prosper: Sich selbst übertreffen Sie schon.

Alma: Gefalle ich Ihnen? Ich bin Witwe.

Prosper: Ihr Mann ist nicht tot —

Alma: Lebendig, um für seine Frau tot zu sein. So antworten Sie mir doch endlich! Nehmen Sie mich mit —

Prosper: Keine Frau.

Alma: O — — Ich meinte schon, daß ich weiter sei — — Keine Frau? Sie lächelten schon mit mir — — Sie werden wieder ganz dunkel. Ich habe mein Haus verlassen und Sie behandeln mich ebenso wie die Nixe Ihres stehenden Teichs — —?

Prosper: Du rührst mich — — Ich habe nur irgendeine Grenze schon überschritten. Dort sind keine Frauen mehr.

Alma: Überhaupt keine — — Sie wollen mich trösten. Ich könnte auch an einer anderen Seite landen und als die einzige in der Wüste vor Ihnen auftauchen — — Immer wieder mein Herz das im Kreise geht — — Was ist sonst dort?

Prosper: Alles Unbekannte.

Alma: Frauen aber sind vertraut — immer wieder — Dies ist die Nacht, die uns beide trennt. Hören Sie nur die Musik dazu. Eine Bar ist der richtige Ort für eine solche Stunde, gemischt aus zweierlei Lust. Nach dem Schlagzeug müssen wir heute unsren Takt neu richten, unser Herz sogar. Wollen wir tanzen? Mein Prinzipal erlaubt es.

Prosper: Frei auseinandergehn wollen wir, wir wollen wie damals oder wie vorhin sein, ehe wir uns kannten, und dann, ohne uns zu erblicken, können wir vielleicht irgendwo im selben

Digitized by Google

Takt gehen —

Alma: Denn wir sind ja einmal in Einklang gewesen, nicht wahr —

Prosper: Jetzt wieder so ernst?

Alma: Helfen Sie mir. Es war freilich Überhebung, daß ich Sie besiegen wollte.

Prosper: Laß dich auch von mir nicht besiegen. Versuche wie ich auf einem anderen Meere dein Glück.

Alma: Ja — Ich ging Arm in Arm mit meinem Mann und wußte wohl nicht, wie schön es ist, allein zu sein —

Prosper: Ich werde erst jetzt nicht allein sein, endlich auf mich gestellt, voller Aufgaben. Du sprichst nur zweideutig —

Alma: Ich meinte die Frau, die dort allein saß, am Ecktisch, mit dem blauen Schal und roten Haaren. Ich meinte, wie schön, daß sie für sich lebt, denn jetzt hat sich der junge Fremde dort zu ihr gesetzt. Sie gehen zusammen fort.

Prosper: Du bist eine stolze Frau, du streckst nicht wie manche armen Tiere vergeblich die Fühler, ob sie noch im Käfig sind oder auf die Welt zugehen —

Alma: Es gibt ja viele Freuden.

Prosper: Viele aus einer großen.

Alma: Ich spüre ihr Getümmel, ich mische mich darunter, — täglich jeden Genuß durch einen anderen versüßen —

Prosper: Oder einen einzigen Schritt zurück und dann geradeswegs vorwärts —

Alma: In den Wirbel tauchen, ins besinnungslose Glück, millionen Variationen all seiner Tropfen, allein und niemals allein hindurchrauschen —

Prosper: Auf meinem neuen Wege wird kein Gesicht mir gleichgültig sein, feurig und kristallen klar sei noch die Mitternacht wie der Morgen —

Alma: Tausend Münder und Arme berühren mich, meine Brüste blühen vertausendfacht auf, ich bin in einem Dickicht von Verlangen nach mir —

Prosper: Ein Heer von Menschen ohne Führer, eine brausende Versammlung starrt erwartungsvoll auf meinen Mund, ein Land voll Unglücklicher —

Alma: Eine Erde, die sich in mich einwühlt, voll nackter Leiber, ihnen Wärme zu spenden, — in der Menge der Glieder unter den Würmern und Riesenschlangen aller Freuden wo ich vergehe —

Prosper: Als ein Stern im Azur hinschwebend: die Erde! Und wir auf ihr! Wenn wir ihres Glanzes im Äther gedenken, werden wir plötzlich innen hell wie sie außen! An uns ist es, den Glanz des trübseligen Sterbens nach innen zu verpflanzen! Und weit schwingen wir dann aus — in eigener Wiedergeburt —

Digitized by Google

— — Verzeih mir — — Was hast du — —

Alma ⟨hinüberstarrend⟩: Ah —

Prosper: Wohin siehst du —

Alma: Dort — der Spiegel — es ist nicht wahr —

Prosper: Wie —

Alma: Dort ist es im Spiegel — — und hier —

Prosper: Was ist nicht wahr —

Alma: Das blendende Glas — und du — ihr zeigt's mir — Du leuchtest ja wirklich — ganz hell, ganz jung — Vielleicht hast du irgendein graues Haar, da ist eins — aber du könntest einen Kopf weiß wie Schnee haben — wenn das Feuer aus dir schlägt, vertilgt es alle Spuren — Du kannst so jung sein, wie du willst —

Prosper: Alma —

Alma: Sieh doch, es ist ja alles nicht wahr, was ich sagte —

⟨Der Raum hat sich langsam zurückverwandelt. Sie steht dem Spiegel gegenüber.⟩

Nein — auf mich wartet — so viel nicht mehr — Ich bin nicht mehr jung — Ich werde es nicht wieder —

Prosper: —

Alma: Still — Vielleicht bin ich auch nicht alt — Aber sieh, die Falten, hier kriechen sie hervor aus den Winkeln — und sie lagern sich rings um Augen und Mund, mit bitterem Wissen — Die lassen sich nicht mehr verscheuchen. Die Zeit ist es, sie fährt durch mein Gesicht in tiefen Geleisen. Und wenn mein Auge, meine Haut den Glanz einmal verliert, er wird nicht neu angezündet, mein Körper ist nicht wie deiner, er ist mein guter Geist, der mich nie verlassen dürfte und der mich bald verläßt. Sieh doch — eine gläserne Wahrheit — ein schrecklicher Unterschied — Mein Blut wird von keinem Quell noch einmal versüßt, mein Gang ist nicht jünger als meine Glieder, niemals kann ich mich umdrehen und dieser Wahrheit den Rücken kehren wie du und einen neuen Weg einschlagen, ich bin eine Frau.

— Bitte dich, geh. Sag nichts und geh. Später —

⟨Er küßt sie. Hinaus. Sie geht umher, immer mit einem Blick in den Spiegel. Karl tritt ein.⟩

Karl: Nun — — Prosper kommt die Treppe herab, gibt mir die Hand und geht weiter. Ich rief ihm nach — —

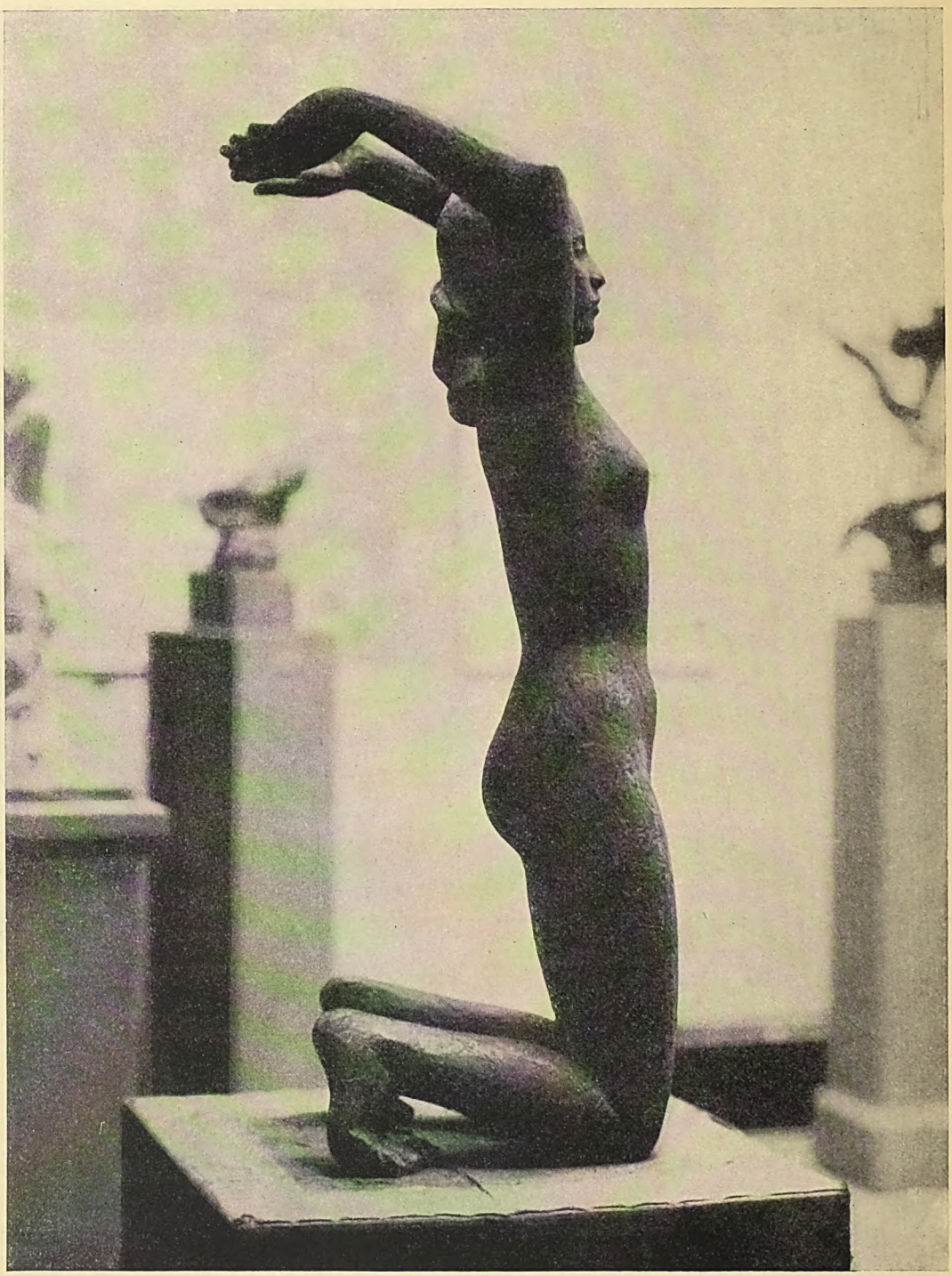
Ja — — Meine neue Wohnung habe ich gefunden. Sie müssen mich bald besuchen.

* * *

Digitized by Google

Porträtkopf (Bronze, 1916)

Digitized by Google



Große Kniende (Bronze, 1924)

Digitized by Google

GEORG KOLBE

VON ANTON MAYER

GEORG KOLBE ist sozusagen »von selbst« Plastiker geworden; nur innere Gründe, kein äußerlicher Anlaß bestimmten den jungen Zeichenschüler der Münchener Akademie und der Pariser École Julien, sich ganz der Skulptur zuzuwenden, als er in Rom von aller Unterweisung befreit sein selbständiges Künstlerleben begann. Die Antike in Rom mag vielleicht nicht ganz ohne Einfluß auf ihn geblieben sein, müßte aber in jedem Fall zu den inneren Gründen gezählt werden, außerdem neigt man leicht dazu, die Wichtigkeit der römischen Plastik zu überschätzen (zu welcher die griechischen Originale der Thermen und des Vatikans natürlich nicht gerechnet werden), da die Durchschnittsware der lateinischen Kopistentätigkeit im allgemeinen nur langweilig und verstimmend wirkt, während die wenigen guten griechischen Werke den innigen Wunsch »Los von Rom« auch im statuenhaften Sinne nur lebhaft bestärken können.

Das instinktmäßig Bildhauerische, das ursprünglich plastische Empfinden stellt Kolbe sogleich in Gegensatz zu einer gewissen Gruppe von Stein- und Bronzebearbeitern, denen das Malerische auch in der Plastik Hauptsache bleibt. Es ist wichtig, hier eine klare und scharfe Trennungslinie zu ziehen, denn hier öffnet sich die erste Pforte zum Verständnis von Kolbes Kunst. Für ihn ist die Skulptur ein Gegenstand — mögen wir an die belebte Natur oder die unbelebte Sache denken —, um den man herumgehen, den man von allen Seiten betrachten kann, ja, der seine ganzen Reize gerade durch die immer wechselnden Ansichten seiner verschiedenen Seiten erhöht. Jede Linie, jeder Körperteil einer Skulptur ist ihm also von der gleichen Wichtigkeit, es kommt bei seinen Werken niemals vor, daß die Aufmerksamkeit des Beschauers durch zusammenlaufende oder sich schneidende Linien auf einen bestimmten Punkt des Werkes gerichtet werden soll, also die Plastik nur von einer Stelle aus richtig zu sehen ist, oder daß die ganze Skulptur mehr oder weniger in eine Ebene gedrängt wird und also gewissermaßen nur vor einer Wand aufgestellt werden kann. Die Arbeiten Adolf Hildebrands, dessen ebenso langweiliges wie unklares Buch »Das Problem der Form« viel Unheil angerichtet hat, sind gute — oder schlechte — Beispiele für diese Art Mal-Bildhauerei. Der Vergleich zwischen Hildebrands Jünglingsfigur in der Berliner Nationalgalerie und der Kolbeschen »Tänzerin« im Kronprinzenpalais macht sehr leicht deutlich auf welcher Seite das wahre und intuitive plastische Gefühl zu finden ist. Es ist offensichtlich ein Trugschluß, als ebenfalls »malerisch« empfundene Bildwerke hohen Ranges die griechisch-archaischen Skulpturen anzuführen, denn diese waren entweder Kultbilder, Giebelfiguren oder dienten sonst einem besonderen Zweck, der die Aufstellung an einer bestimmten Stelle bedingte — sie waren also von vornherein an nicht zu umgehende Bedingungen gebunden. Ferner hatten die Künstler jener Epoche noch allzuviel Probleme der Naturwiedergabe zu lösen, um über

Digitized by Google

fernerliegende Fragen ihrer Kunst zur Klarheit zu kommen, und drittens zeigen die uns bekannten Werke des Archaismus eine so außerordentlich hohe Qualität, daß man ihre Erschaffer nur als wirkliche Bildhauer von Gottes Gnaden ansehen kann, die machen konnten, was sie wollten — und siehe, es ward gut: was man von Hildebrand und seiner Schule nicht behaupten kann.

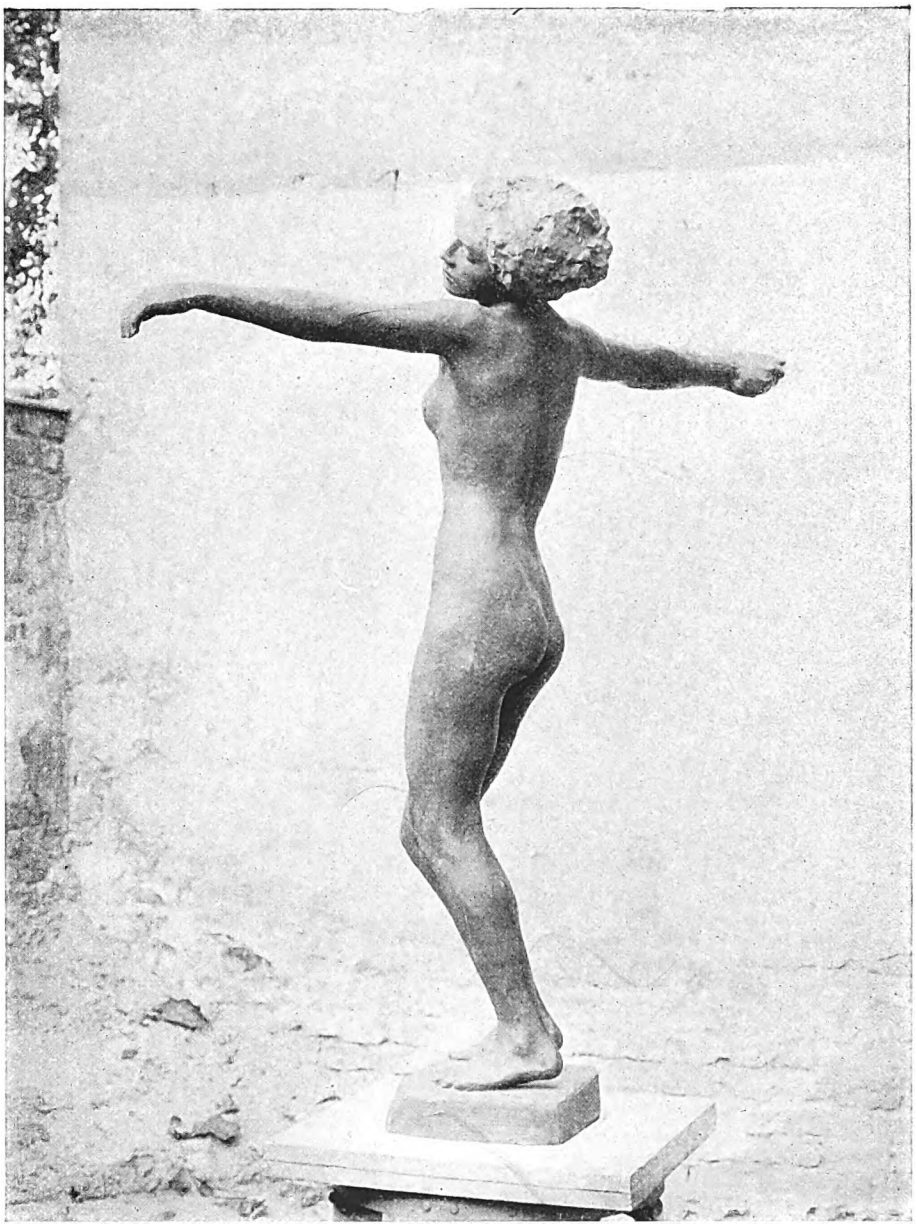
Wir müssen also bei der Betrachtung von Werken Kolbes stets seinem in Wahrheit plastischen Empfinden Rechnung tragen; aber wir dürfen dabei nicht vor dem zweiten Tore stehen bleiben, durch das wir zum Verständnis für sein Schaffen erst vollends fortschreiten können: wir dürfen nie vergessen, die tiefe Musikalität seiner Werke zu berücksichtigen.

Es ist eine ebenso schwere wie undankbare Aufgabe, die Verbindung zwischen zwei Kunstarten, die für den oberflächlichen Blick nichts miteinander zu schaffen haben, zu erklären. Denn dem in der Tat künstlerisch Mitfühlenden wird die Verwandtschaft verschiedener Kunstäußerungen nicht sonderbar erscheinen, während der nicht von ganzer Seele künstlerische Mensch doch kaum verstehen wird, worauf es ankommt. Die drei Hauptbestandteile der Musik sind Harmonie, Rhythmus und Melodie ‹wobei kein Gewicht auf die Reihenfolge zu legen ist›: die Harmonie als Fundament, der Rhythmus als das belebende, die Melodie als das beseelende Element des musikalischen Aufbaues, wie es sich im Notenbild eines Musikstückes oder schon eines Taktes zeigt, bei dem die Baßnoten die unterste Region auf dem Papier einnehmen, der Rhythmus sein buntes Wesen in der mannigfachen Erscheinungsform von Achteln, Vierteln, punktierten und gehaltenen Noten treibt und schließlich die Melodie gemeinhin in der obersten Gegend des ganzen Systems ihre schwungvollen und ausdruckhaften Linien zieht, wenn sie nicht, einmal in die unteren Regionen hinabsteigend, diese sogleich mit neuem Glanze erhellt. Betrachtet man ein geschriebenes oder gedrucktes Musikwerk auf diese Weise, am besten, wenn es zu gleicher Zeit zum Erklingen kommt, so erhält das unsichtbar an unseren Ohren vorbeirauschende Tongebilde mit einem Male etwas außerordentlich — man muß schon sagen Plastisches, womit denn zunächst die Verbindung zwischen den beiden scheinbar so heterogenen Künsten ohne Mühe hergestellt wäre. Die tiefen Klänge der Harmonie sind das leibhaftige Fundament geworden, der tanzende, schreitende, hastende oder springende Rhythmus bewegt alle Glieder der Klangform, die Melodie singt sich mit ihren Klagen, ihrer Freude, ihrer Sehnsucht, kurz mit allem menschlichen Fühlen in unsere Herzen, daß wir vermeinen, ein allverstehendes Antlitz von überirdischer Schönheit sich über uns neigen zu sehen.

Wir können aber auch den Versuch am anderen Ende beginnen, wenn wir erst einmal den Zusammenhang zwischen Plastik und Musik vom Klange her verstanden haben und nun eine Plastik betrachten, um sie zum Tönen zu bringen; allerdings eignet sich nicht eine jede dazu — ihr Schöpfer muß sie, von eigener tiefer Musikalität ergriffen, geschaffen haben.

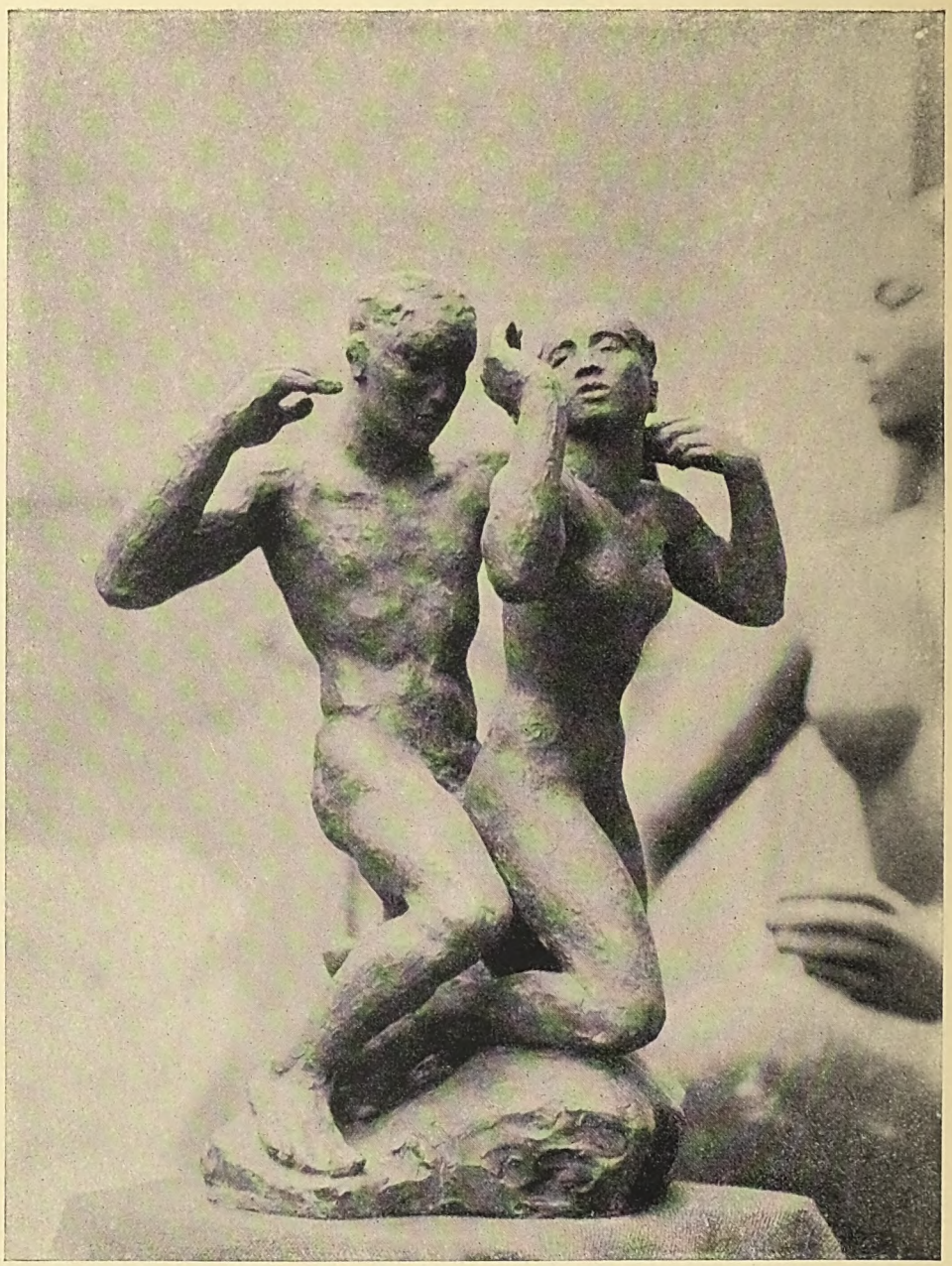
Wir finden in einem solchen Bildwerk dieselben Elemente wieder: die Basis als Fundament

Digitized by Google



Tänzerin (Bronze, 1912)

Digitized by Google



Wolkenfahrt (Ansicht I, Bronze, 1925)

Digitized by Google

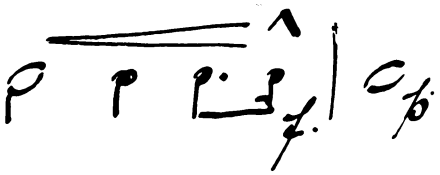
Wolkenfahrt (Ansicht II, Bronze, 1925)

Digitized by Google

des aufstrebenden Gebildes, den ausgeprägten Rhythmus der Linien und die Melodie des Ausdruckes, der sich in den Gesichtern und auch in der Körperhaltung offenbart. Untersuchen wir die Gruppe »Wolkenfahrt« Georg Kolbes daraufhin: ein starker und rauher Block, unbehauenem Felsen gleich, gibt den starken Grundton, über dem sich die beiden Leiber erheben, in ihren unteren Teilen eng aneinander gelehnt, erst von den Hüften ab lockert sich die Verbindung und läuft schließlich in den symmetrisch nach außen gehaltenen und nach oben gebogenen Armen aus, so daß sich ein überzeugender Rhythmus ergibt. Er entspricht einem lange gehaltenen und betonten Taktteil, dem sich eine Reihe von allmählich kürzere Zeit beanspruchenden Noten anschließt, in rein musikalischer Darstellung ergäbe sich etwa folgendes Bild:

Nun kommt noch hinzu, daß durch den linken, die Schulter der Frau umschlingenden Arm des Mannes und die ein wenig einander zugeneigten Köpfe der beiden die Gruppe nach oben durch eine bogenartige Kompositionslinie von großer Ruhe begrenzt wird, so daß also der im Laufe des Ansteigens heftiger gewordene Rhythmus wieder zur Beruhigung kommt. Als rhythmisches Notenbild der ganzen Gruppe ergäbe sich also zunächst

Dieses ruhige Bild erfährt indessen eine Trübung, nicht im rhythmischen, aber im melodischen Sinne, und zwar durch den senkrecht in die Höhe ragenden rechten Unterarm der Frau, der wie eine schmerzliche Zäsur den friedvollen oberen Abschluß der Komposition durchstößt, dabei aber ganz im Einklang mit dem düsteren und leidenschaftlich erregten Ausdruck der Gesichter steht. Die plastische Melodie ist also hier aus zwei Bestandteilen zusammengesetzt, der Arm der Frau gleicht einem schmerzlichen Akzent, der mit besonderem Nachdruck den Übergang zum ruhevollen Ausklang des Ganzen hindert und zugleich auch die dynamische Schattierung der Ausdrucksmelodie bestimmt, so daß wir nun als musikalisches Abbild der Gruppe

 ansehen können.

Es ist nicht notwendig, die anderen hier abgebildeten Werke Kolbes in gleicher Weise genau musikalisch zu analysieren, der klangliche Gehalt ergibt sich von selbst. Von besonders starkem und hinreißendem Schwunge sind die Linien des »Knienden Mädchens« infolge der bemerkenswerten, durch das Rückwärtsbeugen der erhobenen Arme entstandenen Parallele zu den Unterschenkeln. Die Figur bildet übrigens ein Beispiel für eine durch den ganzen Körper ausgedrückte Melodie, die hier vom Rhythmus nicht zu trennen ist. (Melodie und Rhythmus sind bei Ton-

Digitized by Google

Kniende (Bronze, 1926)

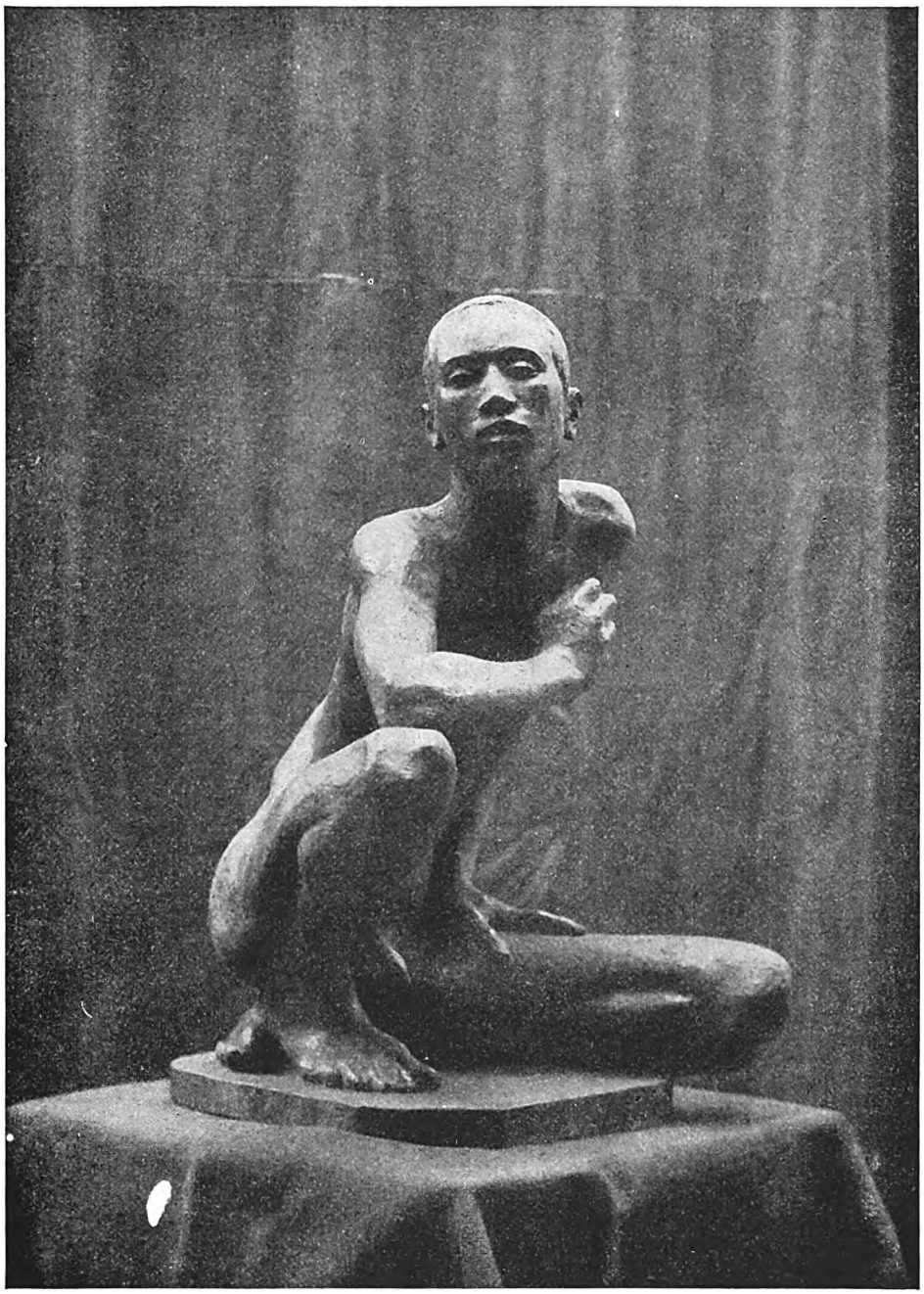
Digitized by Google

stücken nicht etwa immer das Gleiche, um nur zwei Beispiele anzuführen: Schuberts »Gretchen am Spinnrad«, ein Lied, in dem der Rhythmus des voll Unruhe getretenen Spinnrades ganz in der Begleitung, die Melodie ganz in der Singstimme liegt, und im Gegensatz dazu Beethovens A-dur-Symphonie, letzter Satz, in dem die Melodie vollkommen der Rhythmus selbst ist.) Das melodische Element als Hauptsache kommt naturgemäß in Porträtköpfen und vielleicht idealisierten Bildnissen zum Vorschein. In diesen Werken tritt eine seltsame, manchmal — so sonderbar es klingen mag — mit ein wenig Schalkheit gemischte Schwermut zutage, wie auf dem Antlitz der hier abgebildeten Büste, oder in dem hinreißenden Lächeln des aus dem Jahre 1911 stammenden »Mädchenkopfes«, der eine gewisse, dem Künstler sicher unbewußte Ähnlichkeit des Ausdrucks mit jenen träumerischen und lieblichen Jünglingsköpfen der griechischen Skulptur des ausgehenden fünften und beginnenden vierten Jahrhunderts aufweist. Auch ein solcher Ausdruck ist stark musikalisch, bei den so außerordentlich stark musikalisch empfindenden Griechen hat sich meiner Meinung nach viel von ihrer Musikalität in plastischen (und architektonischen) Äußerungen gezeigt. Gerade die melancholischen Jünglingsköpfe zeigen, um nur ein Beispiel anzuführen, häufig denselben sehnsüchtigen Ausdruck, der, dem Jünglingsalter sehr vertraut, in den griechischen wie in den deutschen Volksliedern auch seine wehmütige Erscheinungsform im unvollkommenen Ganzschluß auf der Terz oder Sexte der Grundtonart gefunden hat:

Die leise Melancholie, das unbestimmte, sehnsuchtsvoll Verlangende eines solchen Schlusses findet sich bei den Griechen und bei Kolbe sehr häufig im Ausdruck ihrer Figuren, auch die Körperhaltung hat oft bei beiden etwas Müdes, Entspanntes, vielleicht dem Schicksal Hingegebenes, das die bei vielen Statuen geneigten Köpfe noch betonen. Indessen hat Kolbe in der Entwicklung, die sein Schaffen im Laufe der Jahre genommen hat, gerade in bezug auf die Haltung seiner Figuren eine bedeutende Wandlung durchgemacht. Die Stärke des musikalischen Ausdruckes ist durch sie nicht vermindert, sondern nur verändert, in manchen Fällen sogar verstärkt, zum mindesten kraftvoller geworden.

Es ist aus dem Gesagten selbstverständlich, daß ihn der musikalische Bewegungsausdruck der Menschen, der Tanz, schon früh zur Darstellung gereizt hat. Bereits die Kindergruppen aus dem Jahre 1907, »spielende« und »ringende« Kinder, weisen in ihrer starken Bewegtheit tänzerische Motive auf, die eigentlichen Tanzfiguren, welche für die Umformung seiner Bewegtheiten wichtig sind, beginnen mit der »Knienden« vom Jahre 1908, die sich mit leicht gekrümmten, erhobenen Armen und fast zusammengelegten Fingerspitzen aus einem Reigen heraus für einen Augenblick auf die Knie niedergelassen zu haben scheint. Die Stellung ist nicht gleich den meisten Tanz-

Digitized by Google



Hockender Neger (Bronze, 1926)

Digitized by Google

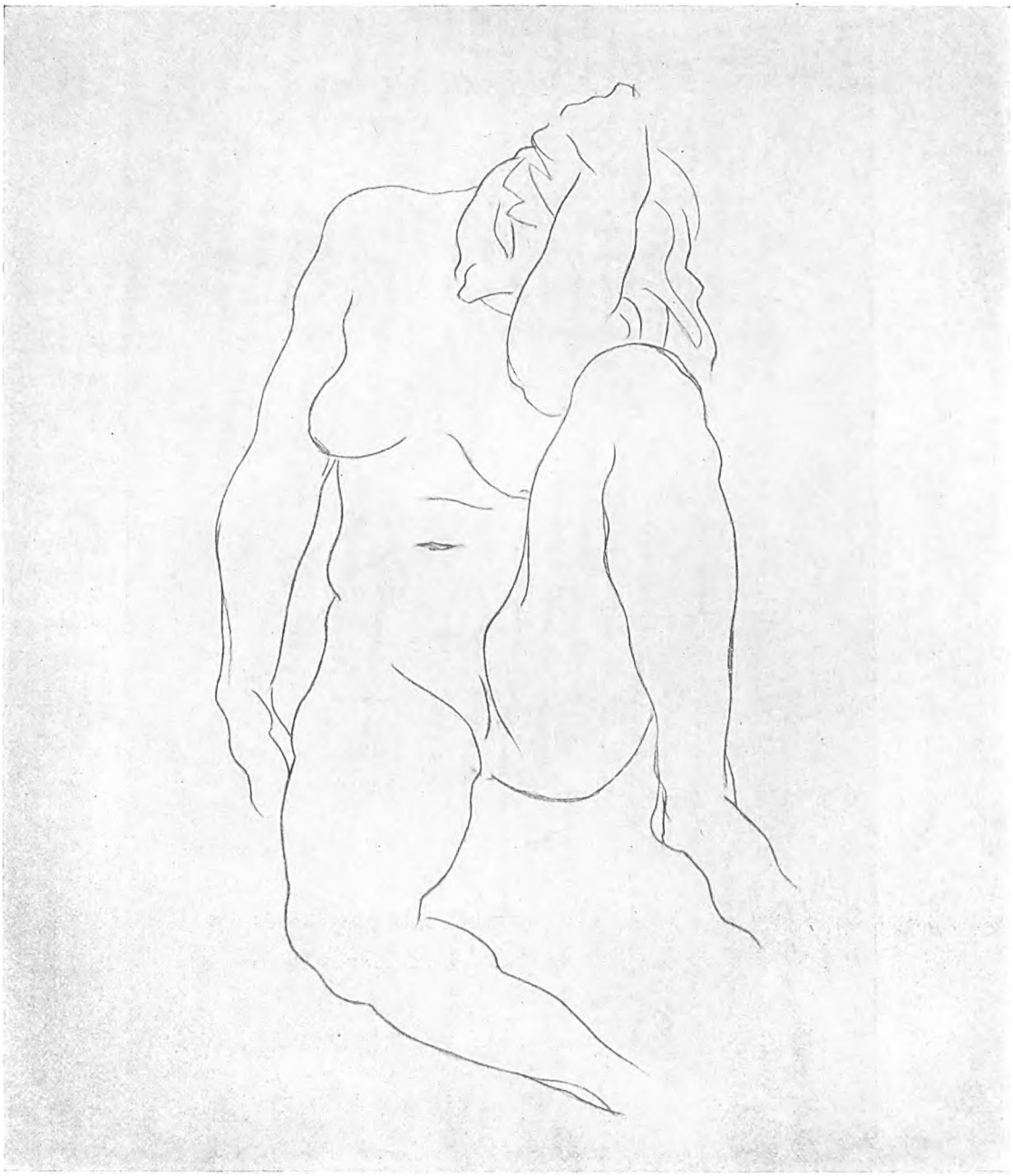
stellungen, völlig transitorisch; die Arme betonen, in der Vertikale erhoben, die Bewegung des Körpers von oben nach unten, die dem aus tänzerischem Schreiten heraus erfolgten In-die-Knie-sinken entspricht. Es ist ein Moment der Ruhe, der im nächsten Augenblick durch ein Sich-erheben des Mädchens abgebrochen wird. Die »Mänade« ⟨ein Torso⟩ von 1909 ist bereits in der Bewegung selbst begriffen; sie scheint in trunkenem Zustande in einem taumelnden Vorwärtsschreiten dargestellt zu sein, wie die ⟨nur bis zur halben Wade vorhandenen⟩ geöffneten Beine und das links an den Arm gelehnte Haupt zeigen, eine Stellung, welcher durch den rechten ⟨nur im Ansatz vorhandenen⟩ ausgestreckten Arm Gleichgewicht gegeben werden muß. Die Bewegung ist also noch eine nach vorwärts gerichtete ⟨wenn auch, dem weinseligen Zustande der Mänade entsprechend, vielleicht keine ganz gradlinige⟩. Die nächste Figur dieser Reihe ist bereits »Tanzende« genannt; sie will eine Art Pirouette ausführen, da sie den Körper auf dem linken Bein im Zehenstand nach eben dieser Richtung herumwerfen will, wozu sie mit geschwungenem rechten Arm die nötige starke Hilfe gibt, während der linke Arm wie unwillkürlich eingewinkelt ist, um die Bewegung nicht zu hindern, und der Blick des nach links gesenkten Kopfes wie prüfend zu Boden geht, um den auszuführenden Tanzschritt zu überwachen. Hier setzt also zum ersten Male das Kreisen ein, das für Kolbes Bewegungsausdruck sehr wichtig geworden ist als Vorstufe zur Darstellung der alten Menschen-Sehnsucht, des Schwebens. Vorläufig ist allerdings erst der Versuch der Tänzerin zur Drehung wiedergegeben: es ist aus ihrer Haltung nicht klar ersichtlich, ob ihr der Pas auch gelingen wird. Bewunderungswürdig ist bei dieser Figur die dem Rhythmisch-Melodischen vereinte Realistik des Körpers, dessen vollkommen durchgearbeitete Muskeln in der Übung des Tanzes spielen; man sieht die Mühe, die sich das Mädchen gibt, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Da die Bewegung sich in ihrem ersten Stadium befindet, haftet die Tänzerin noch an der Erde.

Die vollkommene Lösung des Drehungsproblems bietet die »Tänzerin« im Kronprinzenpalais zu Berlin. In schwebendem Gleiten dreht sich das Mädchen auf leisen Sohlen, die wie mit zarter Liebkosung den Boden zu streicheln scheinen, in langsam sich wiegender Gleichmäßigkeit; die wagerecht ausgestreckten Arme unterstützen die kreisende Bewegung. Besonders charakteristisch ist die rechte, senkrecht zum Boden gehaltene und nach vorwärts geöffnete Hand; wir meinen fast, den leisen, durch das Drehen entstehenden Luftzug über die Handfläche streichen zu hören. Auch hier ist Bewegungs- und Gefühlsausdruck ohne alle Heftigkeit; auch hier überwiegt die sanfte Hingabe an das Schicksal in Haltung und Gesichtszügen.

Mit diesem Werk hat Kolbe den ersten Abschnitt seiner Meisterschaft erreicht; das musikalisch-tänzerische Problem ist bis zur äußersten Freiheit möglicher Erdenform geführt worden. Er war also reif geworden, den nächsten Schritt zu tun und sich einer neuen Aufgabe zuzuwenden, die, wie schon erwähnt, dem leichten Tanze verwandt, weit über die irdischen Bewegungsmöglichkeiten hinausgeht: der Darstellung des Schwebens.

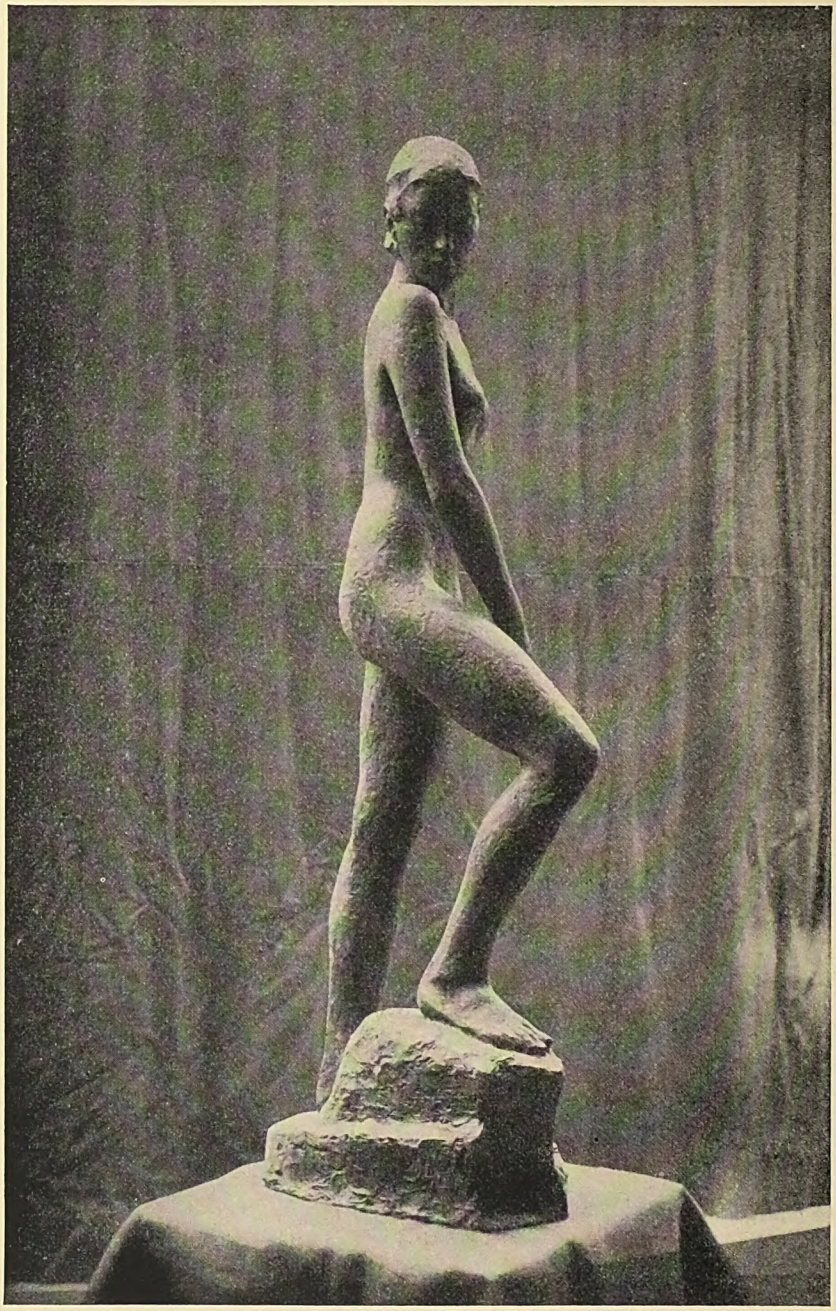
Digitized by Google

GEORG KOLBE



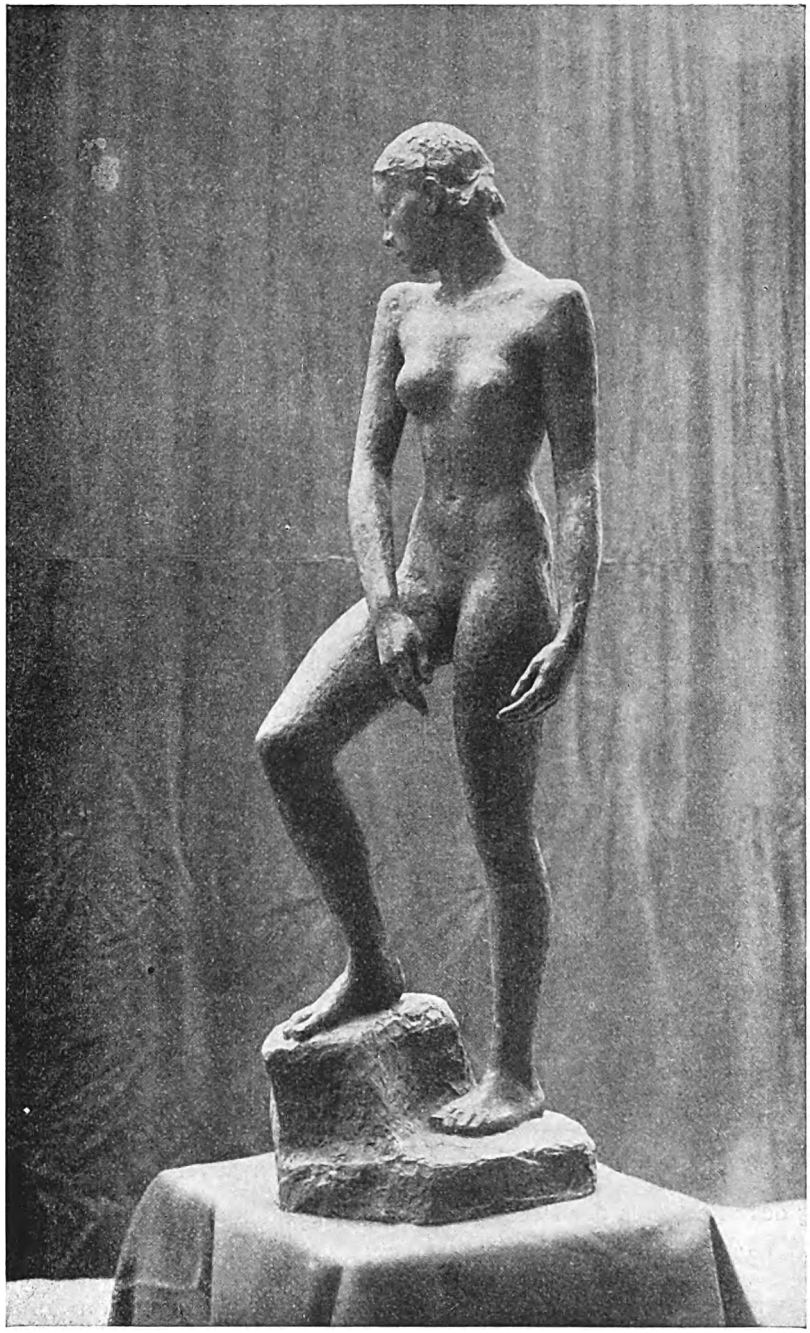
Radierung (Paul Cassirer Verlag, Berlin)

Digitized by Google



Emporsteigende (Bronze, 1926)

Digitized by Google



Emporsteigende (Bronze, 1926)

Digitized by Google

Ein erster Versuch zur Lösung dieser Aufgabe ist die vorüberhuschende Jünglingsfigur des Heinedenkmals in Frankfurt a. M. ⟨1913⟩, die damals großes Erstaunen erregte, weil kein Mensch sich die unendlich beschwingte Art der Skulptur erklären konnte. Dann kam der Krieg, 1918 schuf Kolbe das Modell einer Fliegergedenksäule, die den Absturz, das Herabschweben aus der Luft in der Sockelfigur eines niedersinkenden geflügelten Genius darstellt, so daß die eigentlichen Luftplastiken, wenn ich so sagen darf, mit der Umdrehung des Problems ihren Anfang nehmen. 1920 entstand die »Auferstehung«, die erste der von der Erde gelösten sich nach oben erhebenden Gestalten. Wird bei der Tänzerin eine zwar sanfte aber unwiderstehliche Kreisbewegung ausgeführt, so wird diese Figur leise und unaufhaltsam in die Höhe entführt, das Hochstreben der mit frei schwebenden Füßen ein wenig nach rückwärts geneigten, mit eng an der Brust liegenden Armen ganz geschlossenen Figur ist von überzeugender Stärke und wird durch die schmerzlich-erwartungsvoll geschlossenen Augen rein gefühlsmäßig noch eindrucksvoller gestaltet. Es ist ein Ausdruck, wie er auch dem »Adam« ⟨1920⟩ zu eigen ist, der zwar nicht körperlich, aber seelisch im Erschaffungsaugenblick dem Bewußtsein entgegenschwebt. Noch durchgeistigter ist die »Assunta« von 1921, deren Wesen nichts mehr von der erdgebundenen Traurigkeit der Tänzerin hat. Klar und gelöst wie ihr Körper, der in reinster Vollkommenheit das Gewicht des Irdischen überwunden hat, läßt sich ihre Seele bestimmungslos dem Reich des Unbewußten in friedlichem Fluge entgegentragen. Ihre Arme liegen nicht mehr fest am Körper, die Fingerspitzen berühren sich fast, und es ist, als ob sie voll ruhiger Gewißheit der ewigen Gnade entgegengetragen würde.

Dieses transzendentale Empfinden beherrscht von nun ab die Mehrzahl der Schöpfungen Kolbes, auch die Figuren, welche wie der »Lucino« ⟨1921⟩ körperlich auf der Erde bleiben, aber geistig ihr weit entrückt scheinen. Etwas Weltabgewandtes, im besten künstlerischen Sinne Religiöses lebt in ihnen, das im letzten Grunde auch wieder etwas durchaus Musikalisches bedeutet. Vielleicht ist es nicht immer durch Notenbeispiele, wie wir es versucht haben, graphisch darzustellen, es entspricht vielmehr häufig der Auflösung irdischen Wesens in den reinen Klang welthaften Geschehens, den die Pythagoreer im Tönen der Sphärenmusik zu hören vermeinten. Die plastischen Probleme der Körperdarstellung sind längst überwunden, zur einfachen Selbstverständlichkeit geworden, die Erscheinung dient in höchster Übereinstimmung mit dem inneren Gehalt der Werke nur dem reinen Ausdruck künstlerischen Willens. Dies ist allerdings eine andere Lösung des »Problems der Form«, als sie der Münchener Akademiker jemals zu geben dachte, und eine höhere dazu, in der die zeitlose Sehnsucht aller Großen im Reiche der Kunst sich immer und immer wieder gefunden hat und finden wird, unabhängig von äußerlichen Gleichgültigkeiten der zufälligen Zeit, immer bestimmt von den in Wahrheit ewigen Gesetzen künstlerischer Kraft und starken Schöpferwillens, sichtbar und hörbar zugleich, Körper und Klang in unauflöslicher Vereinigung.

Digitized by Google

HYMNUS

VON KURT HEYNICKE

Wiese war ich, hell und voller Frühling,
Aber Sonne brennt sie aus und hoch kommt der Mittag,
Da fällt die Seele erschüttert ins bräunliche Gras,
Die Blumen schlagen die Kelche zusammen,
Gebeugt unter azurnem Flügel zittert gläsern die Flur
Und ich bin einsam
Im hohen August.
Oh brenne hernieder und entflamme mich so
Mein Leben,
Daß ich selber verzehre aus eigener Glut das Glühende in mir,
Nicht faulen wie zerrissene Weide im Sumpf und Gras im toten Wasser!
Wär ich ein Wald unter Wettern
Tausendwipfelig rauschte ich Lust unter Blitzen,
Zündeten sie,
Stürbe ich schön und feurig hinauf in den Himmel,
Harz, meiner Bäume Saft
Flösse wie Opferduft über die zischenden Flammen
Süßer noch röche der stürzende Stamm.
Oh lodre so immer,
Meine Seele im Mittag,
Wild und das Leben an bebender Lippe
Immer die Kelche gefüllt mit berauschendem Trank bis zum Rande,
Aber hoch,
Ueber allem,
Ein unerreichbar Gebirge
Unterm Weltgestirn glühend
Und zeitlos
Wie das goldene Antlitz einer uralten Sage.

* * *

Digitized by Google

DIE SONETTE BENEDIKTA

VON ELISE DRAUB

BENEDIKTA

I

Zurück in ihres Grundes kühle Hellen
Drängt starre Weisheit, ach, mein holdes Träumen!
Verschränkten Arm's, mit schmalen Lippensäumen,
Lenkt sie's, gleich armer Wais', zu ihren Schwellen.

Ich aber fühl' in meines Blutes Wellen
Die rote Bahn der Mütter hoch sich bäumen!
Verwandtes Sein entbricht aus allen Räumen,
Und Blum' wie Tiger fühl' ich mir Gesellen!

So lind und heiß empfang' ich dich, o Leben:
Erschauernd legt' ich einer Hindin heute,
Zu deren Tränkesteg ich fand, den Schleier

Von meinen Locken auf den Pfad! sie scheute
Ihn nicht — ich stand in herber Glieder Beben,
Als mutterschwer sie wandelte zum Weiher!

* * *

II

Daß fern mein Land, will mir nicht so erscheinen,
Seit meines Fußes tiefre Spuren drücken
Sich in das Deine, Lieber! Tausend Brücken
Fühl' ich zu jedem Sein! — Heut' zu dem kleinen

Gezähmten Affen, der so rasch das Weinen
In Bangigkeit und Schlauheit seinen Blicken
Gewöhnte, ging ich. Schelmisch seinen Rücken
Strich ich, wie er es liebt — er aber, einen

Digitized by Google

Seltsamen Blick in meine Augen senkend,
Griff meine blasse Hand und strich sie lange,
Und in sein Antlitz tropften — meine Tränen.

Der Garten war voll Licht. Die klare Schlange
Der Tierpupille redete, sich lenkend
Von meinem Fuß bis zu der Locken Strähnen.

* * *

III

Wie sich mein Antlitz schmalt, und die Lünette
Der Stirn sich höher wölbt in diesen Zeiten,
Da in des Leibes Herbe will bereiten
Sich Brot und Wein zur großen Lebensmette!

Sieh, meines Wesens farb'ge Bilder gleiten
Im Hauche Deines Sturm's von der Facette
Der blass'ren Stirne — daß ein Gott sie rette,
Erfleh' ich, lächelnd wehrend seinem Schreiten!

Wer schafft an meinem Antlitz? Deine Locken
Weh'n herrisch über meiner Stirn, es flehen
Der Augen Flammen über meinen Blicken —

Ich fühle einen Griffel heimlich gehen,
Der ruhig mich gestaltet, ohne Stocken,
Indes aus Deinem Wesen Blitze zücken!

* * *

IV

In Deinem Land, das meines ward durch Liebe,
Sog ich im Schlaf die sonnenheißen Öle
Des wilden Lorbeers! Taumelnd dem Geschwele
Entrann ich, weil — der Netze nasse Siebe

Digitized by Google

Zum Trocknen breitend in die üpp'gen Triebe —
Ein Fischer jäh mich stieß! Da, in der Höhle
Des Leib's, des benedeiten, meiner Seele
Doppelt geweihtem Haus, von Fußes Hiebe

Und Lorbeerrausch geweckt, regt' es sich leise
Und pocht zum erstenmal: das Herz des Neuen!
Was, meinst Du, will das Leben meinem Kinde,

Daß es, in halben Tod gebettet, scheuen
Muß plötzlich, grob gedrängt zum Lebenskreise,
Weil Netze trocknen sollten in dem Winde?

* * *

V

Symbole strömen ringsum, und in mich
Hinein drängt sich die Flut, daß alle Dinge
Ich seltsam heiße — gar des Netzes Schwinge,
Im Schlaf mich streifend jäh mit feuchtem Strich!

Im Fliehen blinkt die Hand mir wunderlich:
Ach, eine tote Schuppe, die der Schlinge
Noch angehangen, daß sie kühl entspringe
Auf meine warme Hand, die jüngst mir blich!

Geliebter, lächelst Du? Den Elementen
Bin ich verschwistert, und das Sonderliche
Umzirkelt mich in diesen sondren Tagen,

Als ob den eignen Blicken ich entwiche,
Die meiner Sinne Zahl nicht sicher kännten,
Weil sie wie tausend Wellen um mich schlagen!

* * *

Digitized by Google

VI

O Mensch Du, mein Geliebter: Morgenrufe
Enttönen meines Blutes wacher Fülle,
Und aufwärts flammt der weitgespannte Wille
Ob meiner Stirne hell erglänzter Stufe!

Ich wachse in den Raum! Sieh, der Sibylle
Leuchtend' Getier, mit schwebend goldnem Hufe
Hinfliegt es vor der Zeiten rascher Kufe,
Doch schnell bei meinem Rufe steht es stille!

Ich hab' in hellem, lustbeschwingtem Mute
Mich knüpfen lassen an das ew'ge Müssen,
Um hoch in Zeit und Ewigkeit zu kreisen!

Gib der Ergriffnen Rast in Deinen Küssen —
Noch steh' vor meinem hochgekrönten Blute
Ich scheu, wie scheu den Aar ersehn die Meisen!

* * *

VII

Die Wallfahrt der Geborenen, der Sterne
Von Ewigkeit beschlossne Fahrt, nicht Träume
Und nicht nur Wissen dünkt's mich, seit die Säume
Meines Gewand's sich müh'n zur nächsten Ferne.

Seit mancher Pfad verschlossen, schau ich gerne
Von hohem Sitz auf des Geschehens Schäume,
Und ahnungsvoll gelassen in die Räume,
Und wag's, zu segnen aller Dinge Kerne!

Das Unnennbare rief mich, und ich treibe
Nicht länger zwischen Traum und Wissens Qualen —
Ich wag' es, meine Träume kühn zu wissen!

Digitized by Google

Und tief bereit, mit meinem Sein zu zahlen
Das neue, das ersteht in meinem Leibe,
Fühl' aller Wesen Schuldbrief ich zerrissen!

* * *

VIII

Aus Helle will ich Dir den Sohn gebären!
Mein Wesen jauchzt Dir's zu aus klaren Stillen,
Die ich erwandert über der Sibyllen
Murmelnden Kreis und Acherontes Fähren!

Den hellen Kern der Dinge mir zu wehren
Vermag Orakel nicht! und meinem Willen
Fern führt der dunkle Fährmann seine Zillen,
Seit Ebb' und Flut ich send' von eignen Meeren!

Ich will den Sohn Dir bringen aus der Helle
Gewachsner Kraft und hochbesonnter Liebe!
Zu dieser Erde will ich stark ihn bringen!

Sieh, aller Menschheit wunderweite Welle,
Ich halte sie in meiner Hände Siebe,
Und nicht ein Tropfen kann mir je entschwingen!

* * *

WIDMUNG ZU „BENEDIKTA"

Zu lieben hob ich an! Zu Ewigkeiten
Wuchs ich hinan, und fühlte im Entfalten
Der Zweige meines Seins nicht, daß Gewalten
Aus Deinem Wesen drohten mir zur Seiten.

Nun griffst Du an die Wurzel meines Baumes,
Und tief erschüttert Deines Kindes Leben
Rann in den Sand des ewig Sinnenlosen!

So selig, stark und blühend ließ ich breiten
Den wunderbaren Leib sich, zu gestalten
Dein helles Kind! und lachend gar nichts galten
Mir, die ich spürte, wirre Dunkelheiten!

Und ich? Zu lieben heb' ich an! wie Reben
Quell' ich aus ew'gem Schaft und Saft des Raumes,
Und in die Menschheit schütt' ich Wein und Rosen!

* * *

Digitized by Google

ZELIA

NOVELLE VON REINHARD WEER

I

DA stand er nun, hatte sehnsuchtsblaue Augen, wußte es und kam sich ein wenig lächerlich vor. War er deshalb der lockenden Erscheinung gefolgt, um sich ihr unversehens gegenüberzufinden inmitten gleichgültiger Zeitgenossen, feindlicher Schildbürger und spottbereiter Weltkinder, deren Augen und Zungen nur darauf lauerten, ein Opfer aufzuspießen, und deren Anwesenheit jeden Gedanken einer Annäherung an das Mädchen weit abwies?

Da stand er: Horst Anreither, in dem feinen kleidsamen Braun seines österreichischen Artilleristenrockes — Friedensuniform letzten Schnittes — stand da mit dem verwundeten Arm in der Binde, mit seinen bunten Orden, die manches Auge auf ihn lenkten, wußte nicht weiter und ärgerte sich in eine Verlegenheit hinein, die ihn noch einen Schein blasser werden ließ unter der Sonnenverbranntheit des schmalen Gesichts, rückte hilflos am Schirm des hohen Käppis und kam sich vor wie ein gescholtener Schuljunge.

Doch der Himmel, der einen Frühlingstag voll warmer Gnade über die helle offene Berglandschaft gebreitet hatte, schien auch im kleinen freundliche Geberlaune erweisen zu wollen, denn er sandte ihm einen seiner schönsten Zufälle zu Hilfe. Die, der seine Aufmerksamkeit galt, wartete zwischen allerlei Publikum aus dem Kurort vor dem Schalter der kleinen Station, an dem eben ihre Begleiterin eine Fahrkarte löste. »Einen Augenblick, liebe Zelia, es wird gleich überstanden sein«, hatte diese mit ungeniert lauter Wichtigkeit gesagt und den Doppelglobus ihres Busens ausruhend auf dem Schalterbrett niedergelegt: eine mehr als stattliche, sehr von sich eingenommene Person, die eine Beherrscherin der Bühne oder des Konzertsaales sein mochte, daneben aber sicher auch als eine solche der Liebe gelten wollte und sich in dieser Rolle trotz vorgerückten Alters offenbar noch sehr gefiel. Die von ihr Angeredete war schon äußerlich so anders geartet, daß der Gedanke an ein verwandtschaftliches oder auch nur befreundetes Zusammengehören der beiden Frauen in dem sie beobachtenden jungen Menschen einen Widerwillen weckte, ja fast wehetat wie eine körperliche Verletzung. Etwas ungemein Schlankes und Feingliedriges stand da, ein Knabe schier in Mädchenkleidern, aber mit einer Krone von weizenblonden Zöpfen aufgesteckt über der Stirn, stand da in der ländlichen Tracht eines Gebirgskindes: knappsitzendem Kleid aus dunkelblauem Untergrund mit kleinen bunten Blumen darauf, schmale schwarze Schnallenschuhe über weißen Strümpfen, und kämpfte einen hartnäckigen Kampf mit dem Ungestüm zweier Hunde, die an ihren Riemen rissen, um den und jenen Vorübergehenden mit ihrem etwas aufdringlichen

Digitized by Google

Interesse zu beehren und eine Abkürzung des unerwünschten Aufenthalts in dem Bahnhofsvorraum zu erzwingen. Jetzt erreichte die Unruhe der Tiere einen Höhepunkt: ein Korb, in dem sie angenehme Eßbarkeiten wittern mochten, wurde vorbeigetragen, gerade als die Vollbusige, die inzwischen ihre Fahrkarte bekommen und umständlich bezahlt hatte, sich mit einem lauten, wieder auf zahlreiche Zuhörerschaft berechneten Gruße und entsprechender Theaterumarmung von der Schlanken, Feinen verabschiedete. Die geriet durch das unvermutete Zerren der Tiere in neue Not, und Anreither, die Gelegenheit beim Schopfe oder richtiger: bei der Leine packend und sein Glück segnend, sprang ihr bei:

»Gestatten gnädiges Fräulein, daß ich behilflich bin. Man muß Sie doch retten vor diesem wilden Paar. Mein Name ist Anreither, Horst Anreither.«

Gleichzeitig hatte er schon zugegriffen und mit der gesunden Hand die beiden Vierbeine für einen Augenblick zur Ruhe gebracht.

Er hörte einen leisen Dank. Aus einem hellen mandelförmigen Augenpaar, das in einer Farbenmischung zwischen kornblumenblau, metallischgrün und silbergrau aus einem mattbraunen, sonnengetönten und von lichten Stirnlöckchen überhöhten Mädchengesicht schaute, traf ihn ein freundlicher Blick. Wortlos hatte sie ihm die nach dem Augang der kleinen Halle drängenden Hunde überlassen, nun verließ sie an seiner Seite den Bahnhof. Die Blicke der Zurückbleibenden folgten ihnen.

II

Die Maiensonne verschwendete Licht und Wärme wie ein verfrühter Sommertag. Sie gingen nebeneinander unter dem Schatten der Vogelbeerbäume, die ihre noch hellroten Korallen über die eine Seite der zwischen Abhang und tief eingeschnittener Bahnstrecke bergan steigenden Straße hielten. Geradeaus öffnete sich den Höherkommenden der Blick auf das breite, von bewaldeten Bergen umschlossene Wiesental, dessen Eingang zur Linken die spitztürmige Burgruine Rockenau bewachte, der Ort gleichen Namens, bunt und malerisch und durch die Vorzüge von Lage und Klima zum beliebten Fremdenziel geworden, lag demütig zu ihren Füßen. Dort droben, unweit des alten Gemäuers, da, wo das Gewinkel des Dorfes an ein modernes Villenviertel grenzte, wohnte die Herrin der beiden Hunde, wie sie ihm mit ausgestreckter Hand erklärte, dorthin bat Anreither sie begleiten zu dürfen, was sie wortlos gewährte.

Sie sprachen zunächst nur wenig. Er betrachtete verstohlen ihr feines Profil, das durch eine edelgeschnittene Nase mit vibrierenden Flügeln etwas Klassisches, Gemmenhaftes bekam. Der Mund war groß aber schöngeformt, von jener Linienführung die man treffend mit der Wölbung eines Rosenblattes oder der Kontur eines Herzens verglichen hat, wenn sie ihn öffnete, was sie unbewußt oft tat, wurden Zähne von weißestem Weiß sichtbar. Von der ganzen Erscheinung ging ein unwiderstehlich süßer Reiz aus. Ein steiler, schmaler Pfad bog mauerentlang links ab, den

Digitized by Google

einbiegend, mußten sie hintereinander den Hang erklimmen. Der junge Offizier brannte auf in hellem Entzücken: wie eine Artemis, hochbeinig und frei, stieg sie vor ihm bergan. Er mußte lächeln über den Vergleich, um ihn dann doch gleich wieder zu bejahen und zu bekräftigen: weiße Strümpfe, ja, weiße, ländliche, vielleicht ziemlich grobe Strümpfe, keineswegs solche von Flor oder Seide, wie Männer sie an schönen Frauen lieben — und dennoch Artemis, dennoch Göttin! Denn er sah die zierlichsten schlanken Fesseln und darüber feine und doch muskulöse Waden, die eine allerschönste Fortsetzung der Herrlichkeiten versprachen. Sie hatte mit einer Bemerkung über seinen verwundeten Arm und die Notwendigkeit, bei der Steile des Wegs mit dem andren den Stock zu gebrauchen, die Führung der Hunde wieder an sich genommen, in der Art, wie sie jetzt beim Bergsteigen die bis über die Ellenbogen kräftig gebräunten Arme streckte, halb dem Drängen der Tiere wehrend und sich doch auch halb der sich ihr willig bietenden Zugkraft der vierbeinigen Freunde überlassend, lag eine Anmut und Beherrschtheit, wie er sie noch nie bei einem weiblichen Wesen erblickt zu haben vermeinte. Jetzt gab sie, da man sich weit genug von der Bahnlinie entfernt hatte, Wolfshund und Terrier frei, und wieder war in ihrem Niederbeugen zu den Tieren und in der beschwingten, dabei aber völlig ungezierten Losgelöstheit ihres federnden Aufrichtens eine so bezwingende Grazie, daß er mit Blicken, wie man sie wohl den untadligen Bewegungen eines edlen, schönen Tieres schenkt, hingerissen auf sie schauen mußte. Sie sah sein unverhohlen loderndes Bewundern, und ein leises Erröten, das über ihr Gesicht lief wie eine Windwelle über reifes Korn, um sich dann — war es Täuschung seiner geblendeten Augen oder verhielt es sich wirklich so? — auch über Hals und Arme zu verbreiten, zeigte ihm, daß sie die Richtung seiner Gedanken erraten hatte. Aber die Freiheit ihrer Haltung erfuhr dadurch keine Beengung, ihre klare Natürlichkeit keine Trübung. Noch einmal mußte er ihre Arme ansehen, die jetzt, die zusammengelegte Hundeleine haltend, in sanfter Gelöstheit niederhingen, sie waren von einer herben Schlankheit und mit dichtem zartem Haarflaum überzogen, der in der Sonne eine zärtlichste weiche Politur abgab. Alles aber, was diese langen, schmalen Hände hielten, wurde auf wunderbare Weise irgendwie ihr Attribut, Symbol, beneidetes Zubehör. Er umfaßte ihre ganze Gestalt mit Blicken, in denen vorerst noch schönheitstrunkene Schauensfreude überwog, überprüfte seine Erinnerungen und mußte sich bestätigen, daß er Vollendeteres an Mädchenschönheit noch nicht gesehen habe.

Er streichelte die beiden Hunde, um sie sich vertraut zu machen. Sie waren nach Rasse und Größe ein sehr ungleiches Paar, aber durch die Raschheit ihres Temperaments, wie es schien, einander doch gute Gesellen. »Ich habe wohl noch nie Tieren gegenüber ein so starkes Gefühl der Dankbarkeit gehabt«, gestand er, »ohne sie hätte ich in meiner dummen Schüchternheit nicht Sie anzusprechen gewagt.«

Sie blieb stehen und sah ihn prüfend, fast ein wenig mißbilligend an. »Sind Sie denn so furcht-

Digitized by Google

sam, Kriegsheld mit den vielen Orden? — Nun, auch wenn der Anlaß mit den Hunden nicht gekommen wäre, ich glaube, ich hätte Sie doch zum Reden gebracht.«

»Sie mich. . .? Lag Ihnen denn daran?«

»Ja«, sagte sie einfach, »Ich wollte Sie kennen lernen. Sie waren mir schon auf dem Weg zum Bahnhof aufgefallen.«

»Sie sind ja von einer entzückenden Aufrichtigkeit!«

»Bin ich das? Mag sein, jedenfalls kenne ich keine Verstellung und verabscheue alles falsche Getue. Übrigens haben Sie auch den Beifall meiner Tante gefunden.«

»Das war die Dame, mit der Sie zum Zug gingen?«

»Ja. Ebendie. Sie fragen das mit so sauersüßem Gesicht? Sie ist nur eine angeheiratete Tante, Verwandte meines Mannes.«

Sie bemerkte, daß ihn ein heißer Schrecken durchfuhr.

»Ja, ich bin verheiratet, wenn ich auch für gewöhnlich keinen Ring trage. Schon seit zwei Jahren. Das hätten sie wohl nicht gedacht?«

Nein, das hätte er allerdings nicht angenommen. Da müsse er ja noch sehr um Nachsicht bitten wegen seines Anknüpfungsversuches.

Sein Ton war so treuherzig, daß sie ihn belustigt von der Seite ansah.

»Darf ich Sie einmal auslachen, ja? Ein ganz klein wenig? Bin ich denn auf einmal eine andere dadurch, daß ich mich als verheiratet entpuppe? Im Ernst: wie kann ein aus einer Umgebung von Not und Sterben Kommender so am Konventionellen haften! Außerdem: wohin führt Sie die sonderbare Auffassung, die Sie da zu vertreten scheinen? Daß Sie einer verheirateten Frau nicht aus einer kleinen Verlegenheit wie der, in der Sie mich heute antrafen, helfen dürfen! Schöne Kavaliersansicht! Soll ich's Ihnen schließlich noch einmal und noch deutlicher sagen, daß am Ende, wenn Sie nicht den Mut aufgebracht hätten, ich selbst. . . Aber nein«, sie stampfte mit dem Fuße auf, »das sollen Sie nicht noch einmal hören. Sie sind wohl schon gerade eitel und verwöhnt genug, wie?«

Sie ließ die Leine in der Luft kreisen. Ihr »wie« war eine kleine Fanfare kecker Herausforderung.

Er konnte sich noch nicht gleich zurechtfinden. »Dann liegt die Sache ja so ganz anders«, sagte er ehrlich bekümmert.

Sie wurde plötzlich von seiner Nachdenklichkeit angesteckt. »Nun ziehen Sie mich in Ihren Ernst hinein. Wollen Sie mir denn gleich die Freude an unsrer neuen Bekanntschaft trüben? Wir müssen über all das« — sie machte eine weit ausholende Handbewegung — »noch einmal ausführlich reden — oder wollen Sie mich am Ende nun gar nicht mehr wiedersehen? Hier ist das Haus meiner Verwandten, ich muß hinein, werde erwartet. Wollen sie einmal anrufen, ja? Da an der ür Tkönnen sie den Namen meines Onkels lesen, Herr Leutnant, oder Herr Oberleutnant,

Digitized by Google

wie? Und wenn Sie mich am Telefon sprechen wollen: Sie haben ja wohl gehört,ich heiße Zelia. Mehr brauchen Sie nicht zu sagen. Und nicht zu wissen, vorläufig.«

Er fand, völlig überrumpelt von dem schnellen Abschiednehmen, kaum Zeit und Fassung für ein paar höfliche Worte, dann war sie hinter der rosenumsponnenen Gartenpforte des kleinen Landhauses verschwunden. Aus der weißen Haustür ein paar Stufen höher winkte ihm ein schlanker brauner Arm Grüße zu.

III

Es gab so vieles zu tun in den nächsten Tagen. Da mußte mit der Rosenvilla telefoniert, mußten Verabredungen getroffen, mußten Briefe voll stürmischen Werbens geschrieben werden. Da mußten in der Gärtnerei täglich zwei Sträuße bestellt werden, von Rosen, Nelken, Rhododendren und was es sonst noch gab, immer ein dunklerer für die Tante und ein heller für Zelia, da mußten ein paar begleitende Worte oder Verse gebosselt werden. Nebenher galt es viel nachzudenken über das »Mädchen«, wie er sie in seinen Überlegungen immer noch nannte, und in Erfahrung zu bringen, was sich in Erfahrung bringen ließ. Sie war in der Tat, wie er hörte, verheiratet mit einem Universitätsprofessor, der jetzt als Infanterieoffizier an der Front stand. Der Onkel, bei dem sie den Sommer verbrachte, war vermögend, Teilhaber einer Fabrik, seine Frau eine in Künstlerkreisen verkehrende und schon zu Ruf gekommene Sängerin. All das füllte die freie Zeit, die der tägliche Bade- und Kurbetrieb in dem Offizierssanatorium ließ, in einer angenehm erregenden Weise aus. Seine Gedanken umkreisten ohne Ermüden die kleine weiße, von Crimson Rambler umsponnene Villa in Rockenau, und einmal stand er, wie von einem Magneten unwiderstehlich gezogen, spät abends mit erhobener Stirn vor dem dunklen, stillen Hause. »Da ruht sie, Rose unter Rosen.« Er sah zu den Fenstern auf, nahm, ohne es zu wissen, die Mütze vom Kopf wie zu einem Gebet und pflückte sich ein paar Blüten vom Gatter des Gartens.

Es galt zunächst einmal die Tante zu gewinnen, so wenig verlockend dies Ziel auch an sich erscheinen mochte. Er fand sich in seiner Absicht bestärkt, durch eine Bemerkung, die ihm Zelia am Telefon machte: »Sie müssen klug sein und meine Tante tüchtig hofieren, nicht wahr? Darauf legt sie großen Wert. Denken Sie daran, dann haben Sie gewonnen Spiel.«

Eingedenk dieser Mahnung ging Horst bei einem Nachmittagsspaziergang, den sie zu dreien auf bequemen Wegen an der Berglehne machten, fast ständig in höflicher Unterhaltung neben der beleibten Dame, Zelia beinahe vernachlässigend. Frau Dörnberg empfand das angenehm und ließ ihn ihr Wohlgefallen deutlich genug verspüren. Er erzählte einiges von draußen und wußte sie zu fesseln. Sie sprachen auch über Zelia und ihre Ehe. »Gott, die Sache wurde damals von den Eltern gemacht, das Kind wußte ja kaum, was es tat.« Das »Kind« suchte unterdessen Blumen auf den Wiesen und am Wegrain, immer von den frohen Sprüngen seiner unzertrennlichen Begleiter umgeben. Sie sah heute, wieder hutlos und in einem

Digitized by Google

hellen, ganz einfachen Sommerkleid, fast noch knabenhafter aus als am Tage ihres Bekanntwerdens, aber wenn sie, wenig redend, sich für ein paar Schritte dem langsam wandernden Plaudererpaar zugesellte, war in ihren metallischgrünen Augen ein warmer, fraulich verstehender Blick für den Freund bereit, der ihn bei seinem Tun belobte.

Nach dem Spaziergang nahmen sie im Sanatorium den Tee. Sie fanden in seinem Zimmer alles zierlich angerichtet, die zwei üblichen Sträuße lagen auf dem Tisch, auch eine Tafel Schokolade für Zelia fehlte nicht. »Die nehmen Sie mit, während Sie die Pralinées hier essen müssen.« Er zeigte ihnen die schönen, mit zweckvoller Einfachheit eingerichteten Räume der Anstalt, die einige Jahre vor dem Kriege als Heil- und Erholungsstätte für kranke Offiziere errichtet worden war. Daß bald Kriegsverwundete in diesen Mauern umgehen könnten, daran hatte man bei der Erbauung des Hauses nicht gedacht. Es war ihm lieb, daß von den andren Insassen, seinen Kameraden, um diese Nachmittagsstunde nicht viel zu sehen war, denn er verschloß sich nicht der Erkenntnis, daß seine beide Besucherinnen, jede in ihrer Art, sehr geeignet waren, allerlei Gerede herauszufordern. Zwar wäre es ihm im Grunde nicht uninteressant gewesen, festzustellen, ob mehr seine Beziehungen zu der Schönen, Jungen, Schlanken das Ziel der allgemeinen Aufmerksamkeit gebildet hätten oder spöttisches Leutnantswort sich an die Fersen der in diesen Räumen wie eine Erscheinung aus einer andren Welt anmutenden resoluten Figur der mehr als junonischen Begleiterin geheftet hätte, aber diese kleine Neugier trat zurück hinter der Erwägung, daß das Aufkommen jedweden Klatsches sehr unerwünscht wäre. Diese Überlegung war es auch, die ihn bestimmt hatte, den Tee in seinem Zimmer, nicht, wie sonst üblich, in den Gesellschaftsräumen richten zu lassen. Für ihn selbst gab es übrigens Augenblicke, wo er sich mit der auffällig gekleideten, sich pfauenhaft spreizenden und zierenden Frau beinahe ausgesöhnt fühlte, da sie die denkbar wirksamste Folie für Zelias süße Feinheit und Biegsamkeit abgab.

Beim Ansehen seines Zimmers entdeckte Frau Dörnberg handschriftliche Verse auf seinem Schreibtisch, die er schnell verschließen wollte. Sie bestürmten ihn mit Bitten. »Es ist nichts«, sagte er in einer Bescheidenheit, die ehrlich war, »eine in Verse gebrachte Augenblickslaune, derb und sehr leutnanthaft und nicht für Damenohren bestimmt.«

»Pah, wir sind nicht so zimperlich«, sagte Frau Dörnberg, »und können schon einmal ein herzhaftes Wort vertragen.«

Das glaubte er für ihren Teil gern, aber wie war es mit Zelia? Die sah ihn fragend an, und er fand in ihren Augen Ermutigung. Da las er ihnen diese Verse vor:

Ein Splitter war mir auserkoren
Gut anderthalbe Handbreit groß,
Erst schien der ganze Arm verloren,
Dann war es doch der Daumen bloß.

Doctores, jetzt kein groß' Palaver!

Digitized by Google

Im Felde war lang Heiligsein —
In den verstümmelten Kadaver,
Gießt Sekt und Schnaps und Wein hinein!
Bin ich auch nicht grad schöner worden,
Die Mädels sehn mich doch noch an —
Der Stummel hier und da der Orden —
Ich stell noch immer meinen Mann!
Jetzt lang' ich mir die feinste Dirne —
Die schönste ist grad schön genug
Für einen, der mit freier Stirne
Sein Leben in die Schanze schlug.

Zelia schien nachdenklich, fast ein wenig verstimmt. »Es ist nicht wegen der Derbheit«, sagte sie auf seine Frage, »die kann ich als Augenblickslaune verstehen. Aber — man weiß nicht recht, ob es Ihnen mit diesen Versen ernst ist oder ob Sie damit sich selbst und Ihre Kameraden nicht ein wenig verspotten wollen. Es ist irgend etwas Gezwungenes, Unaufrichtiges, Ihnen Fremdes darin.«

Und nach einer Weile, als ob sie etwas gutmachen wollte: »Einverstanden aber bin ich mit dem Schluß. Das mit dem „Leben in die Schanze schlagen" glaube ich Ihnen. Das ist Horst Anreither.«

Er war mit seinen Gedanken noch bei ihren ersten Worten, die ihn tief betroffen hatten. »Es scheint mir, Sie haben in einer wunderbaren Weise recht. Es ist etwas — nicht von Verspottung der Kameraden, aber von Selbstverspottung dabei — und außerdem ein gewaltsames »Ins andre Extrem verfallen.« Irgend jemand hat gesagt, Selbstironie sei die Waffe der Schüchternen, und das scheint mir für diesen Fall zutreffend. Aber daß Sie so etwas bei dem dummen kleinen Gedicht herausgefühlt haben. . .!«

IV

An einem der folgenden Tage ging er zum ersten Male mit Zelia allein in den Wald. Er hatte ihr, vertrauend und aussprachebedürftig, von seinem Leben erzählt, seinem Ehrgeiz, seinen Erfahrungen an der Front, seinen Kameraden, seiner Fürsorge für die Untergebenen — er war sehr jung Führer einer Feldbatterie geworden und das Wohl seiner Leute lag ihm wie ein heilig anvertrautes Gut am Herzen. »Ich hätte mich nie von meiner Batterie getrennt ohne die Verwundung«, sagte er, »man bot mir oft schon Urlaub an, aber ich konnte mich nicht losreißen.«

Da nannte sie, zum ersten Male wieder, ihren Mann. »Der ist so ganz anders«, meinte sie leise. »Ich glaube, er wäre imstande, seine ganze Kompagnie zu opfern, wenn für ihn dabei ein Vorteil herausspränge.«

»So sind leider viele«, erwiderte er ernst.

Der Waldweg war steil, sie gingen eine Weile schweigend. Er schaute sie, deren Brust sich gleichmäßig hob und senkte, von der Seite an. »Es ist mir immer noch ganz unfaßbar«, sagte er auf einmal schwer aufatmend.

»Was meinen Sie?« gab sie zurück. Aber mit der Ehrlichkeit, die sie auch im kleinen immer

Digitized by Google

hochhielt, widerrief sie sogleich ihre Frage. »Ach was, ich weiß ja, was Sie meinen. Unfaßbar, daß ich verheiratet bin. Das ist es doch, nicht wahr?«

»Ja«, sagte er still ergeben, »es ist unfaßbar, daß Sie verheiratet sind. Richtiger: unfaßbar, daß Sie Frau sind. Das ist ein Unterschied, aber Sie werden nicht verstehen, woran ich denke.«

Sie hatte wieder das sonderbare Schillern in den Blicken. »Halten Sie mich doch nicht für solch ein Kind!« kam es gepreßt heraus. Ihr Atem ging in schnelleren Stößen, über ihr braunes und dennoch so strahlend hell wirkendes Gesicht lief ein heißes Erröten. In ihre Stimme, die plötzlich dunkler tönte, kam ein Zittern, eine leidenschaftliche Heftigkeit.« Ich bin verheiratet und dennoch keine Frau. Ich bin, wie ich vor der Ehe war.«

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen. Er sah einen Augenblick in tiefer Ratlosigkeit auf die Weinende herab, nahm ihr dann mit vorsichtiger Scheu die Hände von den tränennassen Augen und zog sie an sich.

V

»Wohin gehen wir?« fragte er nach einer Weile.

»Da ist ein alter Friedhof oben im Wald, ganz von Grün überwachsen. Ein alter Judenfriedhof. Ich denke, wir nehmen den zum Ziel.«

»Muß es denn gerade ein Friedhof sein?«

»Es ist der schönste, stillste Platz, den ich hier kenne.«

»Nun gut, gehen wir hin. Wir brauchen es ja nicht symbolisch zu nehmen.«

»Nein, das wollen wir nicht«, sagte sie mit Betonung, als müsse sie seine letzte Bedenklichkeit beseitigen.

Es war ein traumhaft umsponnener, gegenwartsferner Naturwinkel, den sie Hand in Hand erreichten, ein stiller Platz von eigenartigem Reiz: ein Ruysdaelscher Judenkirchhof, in das Friedlich-Idyllische einer Wiener Wald-Landschaft transponiert und unter die seidenblaue Glocke eines südlicheren Himmels gestellt. Grünes Gras und Moos wucherte verschwenderisch über uralte Steine mit verwischten Schriftzeichen und vermorschte Holzgatter, Efeu und Schlinggewächse brandeten in grünen Wellen aller Schattierungen an Busch und Bäumen empor, Laub formte durchscheinende grüne Dächer, quoll in tropisch warmer Feuchte zu betörender Üppigkeit. Etwas Sinnbestrickendes ging von dieser Orgie von Grün aus, der saftstrotzende Überschwang der Natur sandte feine Ströme in sie über, die sie in ihrem Blute wirkend verspürten.

Einen Augenblick fragte er sich: hatte sie diesen zauberhaften, verführerischen Ort mit klugem, weiblichem Bedacht gewählt, oder war es nur die süße Schönheit und trauliche Versteektheit dieses abgeschiedensten aller Erdenwinkel, die sie dieses Ziel hatte vorschlagen lassen?

Sie saßen nebeneinander auf einem Moospolster. Er hielt sie umschlungen, die mit gelöster Zunge von der Traurigkeit und Härte ihrer Ehe sprach. »Ich werde ihn nie lieben, ihm nie wahr-

Digitized by Google

haft angehören können«, klangen ihre Worte aus.

Er trocknete ihre Tränen, küßte ihr den feuchten Glanz von den Augen.

»Warum küßt du mich nicht auf den Mund?«

»Ich weiß nicht, Kind, ich habe eine Scheu davor. Ich kann auch nicht küssen, nicht richtig küssen, und ich mache mir wenig daraus. Es ist eine alte Sonderbarkeit von mir, die ich nicht loswerde.«

Darüber mußte sie lächeln, ja sie lachte ihn ein wenig aus. Die schwere Stimmung war überwunden.

Lange saßen sie schweigend und lauschten in den Wald hinein, der sein grünes Leben um sie regte.

Er hatte den Arm aus der tragenden Schlinge gelöst. »Ich muß ihn üben«, sagte er, »ärztliche Vorschrift.« Und er übte.

Leise Frage: »Was tust Du, Liebster?«

»Ich muß die Probe machen, ob das stimmt, was der junge Goethe gesagt hat.«

»Was sagte er denn?«

»Ein Brüstchen sei eine Handvoll.«

Kein Zweifel: es stimmte.

VI

Anreither war genesen in die Garnison zurückgekehrt, und Zelia hatte unter einem Vorwand ihren Sommeraufenthalt in den Bergen abgebrochen, um zu ihren Eltern in dieselbe Stadt zu ziehen. Es kamen schöne Tage für beide. Er bildete eine neue Haubitzbatterie aus, die er selbst zusammengestellt hatte, und der straffe Dienst zu Pferde und zu Fuß, draußen auf dem Exerzierplatz oder in der Reithalle und auf dem Kasernenhof, befriedigte ihn, gab seinem Leben neue, starke Inhalte nach der langen Zwangsruhe in Lazarett und Sanatorium. Verrufene Kasernen und Kasernenhöfe — hin und wieder pflückte sich doch einmal einer in eurer strengen, staubigen, scharfen Atmosphäre einen kleinen Lorbeerzweig guter, männlichster Pflichterfüllung!

Alle paar Tage traf er nachmittags, vom Dienst zurückkehrend, in seiner kleinen Wohnung, die unweit der Kaserne in einer Vorstadtstraße lag, Zelia an. Sie saß, jetzt ganz Dame, in sommerlich heller Kleidung auf dem kleinen Sofa, erwartungsblanke Augen unter dem breiten Strohhut, seines sporenrasselnden Hereinstürmens gewärtig. Es gab da Stunden kinderfroher Ausgelassenheit, während draußen der Alltag vorüberrollte, elektrische Bahnen mit lautem Geklingel und Schienenkreischen um die Straßenecke bogen und Hornsignale aus der Kaserne herüberschallten. Eine festliche Gehobenheit kam schimmernd über seine Tage, neue Sicherheiten erblühten ihm aus jedem Zusammensein mit ihr, die heiß und beglückend in die straffe Männlichkeit seines Soldatenlebens überströmten.

»Du mußt mir einen besonderen Namen geben, einen neuen«, forderte sie eines Tages.

Digitized by Google

»Einen neuen Namen? Du trägst den passendsten, den Du Dir wünschen kannst. Weißt Du, was Zelia besagt? Es stammt von einem lateinischen Wort, das Himmel bedeutet. Mein süßer Himmel Du! Wenn Du diesen Namen nicht schon hättest, er müßte für Dich erfunden werden.«

Als er an einem Mittag mit seiner nun schon wie ein gutes und genaues Räderwerk arbeitenden Batterie leichter Feldhaubitzen vom Exerzierplatz zurückkam, wählte er für das Einrücken den Umweg an ihrem Hause vorüber. Er hatte morgens von der Kaserne aus telefonieren lassen, sie möge sich von einer bestimmten Stunde an bereit halten. Links neben ihm, den Geschützen voraus, die schwer über das Pflaster dröhnten, ritt sein ältester Batterieoffizier, Roland Willführ, ein hübscher, lebenslustiger Junge, dem der Übermut aus den dunklen Augen blitzte. »Famos«, sagte der auf einmal, »famos, daß Sie diese Straße wählen! Hier wohnt nämlich das schönste Mädchen der Stadt — ach, was sage ich! das schönste Geschöpf des Jahrhunderts — etwas so entzückend Blondes, Elfenhaftes, Feingliedriges, Schmalfüßiges, wie Sie sich's in Ihren schönsten Träumen nicht schöner vorstellen können.« Er redete noch weiter von einem himmelblauen Kleid und lichten Seidenstrümpfen, die diese Fee getragen, als er sie das letzte Mal gesehen. Da merkte Anreither, daß er von Zelia sprach. »Kennen Sie die Dame näher?« fragte er in leichtem Ton, aber das Herz klopfte ihm bis zum Halse herauf. »Näher kennen? Bedaure, nein. Solche Göttinnen bleiben uns armen Sterblichen fern und unnahbar wie die Sterne.« Das war ehrlich und frei herausgesagt, Anreither konnte sich beruhigen. Eine Minute später kamen sie an die Straßenecke, wo Zelia, wieder hell und frühlingsfarben angetan, mit einigen Blumen wartete. Sie trug ein Kleid von ganz zartem Rot, das in den Falten einen gelblichen Schimmer annahm: seine Farbe weckte irgendwie die Vorstellung von dem Fleische einer fabelhaften exotischen Frucht von unerhörtem Wohlgeschmack. Sie trat sogleich heran, begrüßte den Freund lachenden Auges und mit blitzenden Zähnen und reichte ihm ihre Blumen aufs Pferd.

»Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine rechte Hand vorstelle: Leutnant Willführ.«

Dem hatte die Überraschung das Wort verschlagen. Erst nach einer Weile, als Zelia winkend zurückgeblieben war, fand er seine Fassung wieder. »Da schlag einer lang vom Gaul — kennen Sie die Göttin und verraten es mit keiner Silbe!« —

Noch während seines Aufenthaltes in Rockenau hatte Anreither ein paar Verse auf Zelia zu Papier gebracht, Eingebung einer flüchtigen nachdenklichen Minute. Die gab er ihr an einem der Teenachmittage in seiner Wohnung. Sie las lautlos, aber ihre roten Lippen formten die Worte mit:

Schlank bist Du wie ein Knabe, Kind,
Knospender Strauch von Rosen,
Doch Deine Hände sind so lind
Wie mütterliches Kosen.

Flink bist Du wie ein Wiesel, Kind,
Mit Hand und Fuß und Blicken.

Digitized by Google

Und Deine Lippen sind geschwind
Im wilden Küssepflücken.

Kühl bist Du wie ein Rehlein, Kind,
Das scheu sich birgt in Wäldern,
Doch Deine Lieb': Gewitterwind
Ob heißen Mittagsfeldern.

Glatt bis Du wie ein Fischlein, Kind,
In tiefen Wassers Gründen,
Doch wenn ich mal im Netz Dich find',
Sollst Du Dich nicht entwinden!

Du Knabe, Wiesel, Fischlein, Reh —
Wie soll das mit uns enden?
Geschick tat Süßigkeit und Weh
So schlimm an uns verschwenden!

»Ja wie soll es mit uns werden? Mit Deiner Ehe, mit Deinem Mann?«

»Sprich nicht von ihm. Wir wollen nicht an die Zukunft denken.«

»Bist Du denn glücklich, liebe Liebste?«

»Ich bin es, solange ich Dich habe. Laß uns zusammenhalten, mein Bub.«

VII

Die letzten Tage ihres Zusammenseins brachten öfters solche Überlegungen, brachten erste leise Verstimmungen. Er war mit seinen Gedanken schon viel draußen an der Front, auf die er sich freute, das kränkte sie, und sie ließ ihn ihr Gekränktsein fühlen. Dann lernte er ihre Mutter kennen — der Vater war stets in seinem Geschäft und nicht zu sehen — und es überraschte ihn, in ihr zwar eine herzensgute Frau mit Spuren früherer großer Schönheit zu finden, der man aber das Erwachsensein aus engem, kleinbürgerlichem Milieu allzu deutlich anmerkte. Die jetzige Umgebung Zelias mit ihrem materiellen Behagen bei geistiger Anspruchslosigkeit gab für des Mädchens aristokratische Feinheit und Rassigkeit keinen passenden Rahmen ab. In ihrer Unterhaltung freilich, die seinem jetzt kritischer prüfenden Blick die Begrenztheit ihrer Interessen verriet, fand er ihr Hervorgegangensein aus solcher Sphäre bestätigt. Es gab Augenblicke, wo er sich widerstrebend eingestand, daß sie einem unliebevollen Beobachter als ein Wesen ohne viel Wissen und Bildung erscheinen müsse, aber dann wußte er sich selbst einzureden, daß es darauf bei einer Frau nicht sehr ankomme und daß neben ihrer natürlichen Klugheit vor allem ihre treffsicheren Instinkte, die ihn immer wieder lockten und fesselten, alles etwa zur Dame von Welt an ihr Fehlende reichlich aufwogen. In einem seltsamen Widerstreit von Gefühlen, mit sich uneins und den Keim einer tiefen Zerrissenheit im Herzen, fuhr er im Juli mit seiner neuen Batterie zur Kampfesfront.

Sie verspürte bald, daß aus den Briefen, die er von den italienischen Bergen schrieb, eine Kühle wehte. »Hochgebirgsluft« nannte sie es einmal im Scherz. Die ihren blieben immer gleich, zu gleich: überströmend zärtlich, etwas kindlich im Ton. Sie hatten ihre geheimen Wendungen, mit denen sie sich Gewagtheiten schrieben, ohne die Dinge beim Namen zu nennen. Aber bald

Digitized by Google

verlor dieses kleine frivole Spiel, das er nur im Sinne einer Liebeslaune begonnen hatte, für ihn seine Reize. »Du gerätst in Gefahr, Dich zu wiederholen«, schrieb er ihr einmal, als sie der alten kleinen Scherze nicht müde werden wollte. »Überhaupt kann ich Dir nicht in der munteren Tonart antworten, die Du gern hören würdest. Sei nachsichtig, Liebe, und verlange nicht von mir, daß ich viel schreibe. Zu sehr nimmt die Frontarbeit in dieser neuen Umgebung, die ihre besonderen Anforderungen stellt, alle Gedanken gefangen. Du fragst, ob ich anders geworden sei. Ernste Erlebnisse hinterlassen auf der Netzhaut der Seele ihre Eindrücke. Ich habe allerlei durchgemacht, Roland Willführ, der Freund, ist gefallen. Was aber uns beide angeht, so gedulde Dich bis zum Frühjahr, »wann i wiederkomm«. Dann gehen wir wieder nebeneinander durch Wiesen und Wald wie in den Tagen unsres Kennenlernens, und nichts wird sich zwischen uns beiden geändert haben.«

Das war seine Hoffnung, sein ehrlicher Wunsch. Ja, indem er solches schrieb, wollte er sich festlegen, sich binden. »Ich liebe sie doch noch, ich liebe sie wirklich, daran vermögen vorübergehende kleine Trübungen nichts zu ändern«. Aber schon indem er solches dachte, verspürte er, wie sich alles traurig und seltsam wandelte, ohne daß sie beide es hindern konnten.

Um diese Zeit schrieb sie ihm, daß sie von den widerstrebenden Eltern die Erlaubnis bekommen habe, die Scheidungsklage einzuleiten.

Er forschte nicht weiter, welche Scheidungsgründe sie angeben wolle, antwortete nur in vorsichtiger Zurückhaltung, daß er von dem schicksalsschweren Schritt alles Gute für sie erhoffe.

Als der Herbst mit seiner klaren Luft die Berge in harten, starken Farben scharfkantig und kulissenhaft näher heranrückte, sandte er ihr wieder Verse, einen kurzen Sechszeiler, aus Traurigkeit geboren und Traurigkeit auslösend:

Einen Sommer lang,
Süße Freundin mein,
Sangen Nachtigallen uns ihr Lied.
Zeit ging ihren Gang,
Bracht' uns Einsamsein —
Und der Nachtigallensommer schied.

VIII

Er hatte einmal in der Zeit seines Garnisondienstes, in jenen Tagen, da alle seine Gedanken um Zelia als beglückenden Mittelpunkt kreisten, um die Himmelblaue, die Rosenrote, die Smaragdgrüne, die Pfirsichfarbene, die stets Neue und immer wieder in ungeahnter Schönheit sich ihm Offenbarende, um ein Bild besondrer Art gebeten. »Was sieht man auf euren Damenbildern für gewöhnlich? Die letzte Mode, das neueste Kleid, Schneiderinnenwerk ohne Seele und Körper. Ich möchte ein Bild von Dir, das mir Deine gertenschlanke, weiße Schönheit zeigt, die ich in meiner

Digitized by Google

kleinen Wohnung hier in den Armen gehalten.« Sie hatte verstehend gefragt: »Wie soll ich solch ein Bild von mir bekommen?« Er war, die Schwierigkeit einsehend, nicht weiter darauf zurückgekommen, wohl in einer unbestimmten Ahnung, daß in der Erfüllung dieses Wunsches Gefahren der Ernüchterung und des Erkennens einer allzu bereiten Willfährigkeit lägen. Jetzt sandte sie ihm plötzlich — nicht ein solches Bild, nein, eine ganze Serie, ein halbes Dutzend guter kleiner Bilder, die ihre Schönheit in bestürzender, schamloser Weise enthüllten. Der Eindruck auf ihn war widerspruchsvoll, aber Peinlichkeit überwog. Er sah diese Bilder an, war gerührt, daß sie ihm seinen Wunsch erfüllt, hingerissen in glühendes Bewundern ihres Leibes, floh dann vor ihnen, sie seelenlos findend, bestürzt und beschämt, als hätte er sich einer Pornographie schuldig gemacht, mußte doch wieder zu ihrer Betrachtung zurückkehren und legte sie schließlich gequält beiseite. Ein einziges wäre besser gewesen, dachte er, und am besten gar keines, so als Serie kamen sie ihm wie ein käufliches Schönheitsalbum vor. Auch das »wie« des Zustandekommens dieser Aufnahmen machte ihm zu schaffen. Gab sie sich so vor einer Freundin preis? Schmerzhafte Zweifel brannten in ihm, aber er wollte nicht weiter forschen. Er überlegte lange, was er ihr darauf schreiben solle und wählte zuletzt den Ausweg, ihr nur das Eintreffen der Bilder zu bestätigen. Auf ihre weiteren Fragen antwortete er — und das war die Wahrheit, wenn auch nur ein Teil der Wahrheit — daß ihre offenen, mänadisch gelösten Haare ihn gestört hätten. Da schrieb sie betrübt in ihrer guten, kindlichen Weise, es sei ihr so leid, daß sie's ihm nicht recht gemacht, er solle ihr die Aufnahmen zurückschicken. Aber noch ehe dieser Brief ihn erreichte, hatte er die sechs Blätter in einer plötzlichen Angst, dass er fallen könnte und die Bilder dann vor fremde Augen kämen, im Kamin seines Unterstandes verbrannt.

Bald danach — zu ihrem Unglück bald danach — richtete sie an ihn in vorsichtig verhüllten Wendungen eine Schicksalsfrage, groß und schwer, auf die er mit Bangen gewartet hatte. Er antwortete ausweichend, dann, als sie auf einer Äußerung beharrte, kam ein umständliches, siebenmal in Watte verpacktes Nein. Das, worauf sie ihre Gedanken richte, sei nicht der Weg zum Glück. Die Gründe? »Du meinst, Du habest mir allzuschnell die Bereitschaft zu grenzenlosem Schenken gezeigt. Mag sein, daß es so war. Du tatest es aus großer Liebe, Kind, das weiß ich, und Du hast das Recht, mich undankbar zu schelten. Du hast mein Herz belebt zu einer Zeit, als es krank und tot war, hast meinem Dasein neue Inhalte gegeben. Aber all das darf uns nicht dazu führen, der Erkenntnis die Augen zu verschließen, daß unsere Wege unerbittlich auseinandergehen.« Er versuchte im weiteren, den Hauptteil der Schuld auf sich zu nehmen, aber es gelang ihm schlecht.

Der Hochgebirgswinter hatte seine starren Klammern um die fechtenden Heere gelegt, aber der Dienst blieb spannend, alle Sinne in Anspruch nehmend, und wenn nicht seine sorgenden Gedanken um Zelia gewesen wären, hätte er sich glücklich gefühlt. Es waren die Tage einer völkischen Kraftentfaltung ohnegleichen, als ein Sieg der Waffen, für die er stritt, ihm und allen

Digitized by Google

Schicksalsgenossen eine Selbstverständlichkeit schien, bei der nur das Wann in Frage stand und das weitere, kleinere: wer sie würde erleben dürfen. Sie las mit vom Weinen gerötеten Augen in einem seiner Briefe diese Zeilen:

Und so wird's sein, wenn wir uns wiedersehn:
Ein stilles Grüßen und ein stummes Fragen,
Ein scheues Wesen-Ineinandertragen,
Ein Suchen — und ein Auseinandergehn.

Zu schwere Bürde gab uns dieser Krieg
An kühnem Können und an heißem Wollen —
Wenn Friedensbanner sie daheim entrollen,
Folgt flacher Alltag unsrem goldnen Sieg.

Zwei Wege gehen auseinander, weit,
So mancher Traum von Glück bleibt ungeträumt . . .
Ein Strom — die Ufer blumeneingesäumt —
Du dort, ich hier — in Sterneneinsamkeit.

IX

Ihr Wiedersehen fiel in den März.

Sie trafen sich verstohlen in einem der ersten Hotels der Großstadt, und Anreither hatte wegen seines nächtlichen Besuches Verdrießlichkeiten mit der Hotelleitung. Sie fuhren im Auto fort, beide verstimmt und kleinlaut. »Und die Bilder, mit denen ich Dir solche Freude zu machen geglaubt? Alles schlägt mir ja fehl, alles!« sagte sie verzweifelt. Er fing an, von den gelösten Haaren zu sprechen. »Die wilden Flechten machten Dich mir so fremd. Es war eine Bacchantin, die man da sah, nicht die Zelia, die ich kannte.« Er erzählte dann das Schicksal der Bilder, und sie fand gut, was geschehen war. »Sie waren ja doch nur für Dich, und wenn sie Dir nicht gefielen, ist es nicht schade um sie.«

Es wurde ein Ausflug in die Berge, in die Gegend von Rockenau, verabredet. »Ich will noch einmal mit Dir zum alten Judenfriedhof gehen, vielleicht wird dann alles wieder gut.« Er blieb traurig, und sie sah, daß er ihrer kindlichen Hoffnung stille Zweifel entgegensetzte. »Wenn nicht alles werden kann, wie es früher war« — sie sagte es in der Stille der Nacht, und er konnte ihr Gesicht nicht sehen —, »wenn nicht alles werden kann, wie es früher war, dann habe ich nur noch einen letzten Wunsch an Dich, den Du mir erfüllen sollst vor dem Auseinandergehen. Kannst Du ihn erraten?«

Ihr bebender Ton und die Stimmung dieses Abends verrieten es ihm, dennoch forderte er: »Sprich es aus, Zelia.«

»Ich möchte ein Kind von Dir haben.«

Sie hatte sich einen eigentümlichen Plan ausgedacht. Ihr Prozeß war noch in den Anfängen, weil die Sache wegen des Frontdienstes ihres Mannes nicht weiter hatte gefördert werden können. Nun stand ihrem Gatten ein Urlaub bevor, den sie, durch seine Bitten und ihre geheimen Pläne

Digitized by Google

bewogen, mit ihm zu verbringen gedachte. Sie wollte ihn, der gern trank und dem sie leicht solches einreden zu können vermeinte, nach dem nächsten Zusammensein glauben machen, daß sie ein Kind von ihm erwarte, und wollte dann durch Anreither Mutter eines Knaben werden. »Es muß ein Knabe sein, Horst, und er soll Dir ähnlich sehen.«

Er schüttelte den Kopf zu diesem Ansinnen, beschloß aber, ihren Bitten nicht zu widerstreben, wenn sie bei ihrem Plan, an den sie ihr ganzes Herz gehängt zu haben schien, bliebe.

X

Der Ausflug kam zustande. Aber nicht in das Frühlingsland ihrer ersten Liebe trug sie der Zug, wie es sich Zelias romantischer Sinn erträumt hatte, sie hatten eine andere Gegend gewählt, um nicht von Bekannten aus dem vorigen Jahre gesehen zu werden. Während sie hinausfuhren, erzählte sie ihm, daß sie drei Tage vorher mit ihrem inzwischen wieder abgereisten Manne zusammengewesen und ihr Anschlag gelungen sei. In der ihr eigenen, halb kindlichen, halb schamlosen Art erzählte sie Einzelheiten, die aber für ihn nichts Beweiskräftiges hatten. Ein später eingestiegener Fahrtgenosse, dessen Neugierde das hübsche, elegante Paar reizte, versuchte sich mit Fragen und Ratschlägen an sie heranzupürschen. »Ich möchte den Weg durch den Blauen Grund empfehlen, mein Herr, der ist der bequemste. Der über den Hirschrück und durch die Klamm dürfte den Füßen der Dame, zumal in diesen entzückenden Kostbarkeiten von Schuhen, zu schwer fallen.« Anreither ließ ihn ziemlich brutal an, um den unbequemen Aufpasser los zu werden.

Sie gingen anderthalb Stunden bei spärlich sickernder Unterhaltung, machten dann in einem schön gelegenen Gasthause im Waldtal Rast. Er hatte das Gefühl, daß sie sich nichts mehr zu sagen hätten, für sie blieb vieles unausgesprochen. Für das Ausruhen nach dem Essen bekamen sie ein Zimmer mit Betten zur Verfügung gestellt. Sie ging zunächst allein hinauf, er folgte ihr eine Viertelstunde später.

Sie umfing ihn bräutlich mit durstigen Sinnen. Sie war wie immer: lilienhaft wie eine Elfe, gliederstraff wie Diana, schlank wie eine dem Stamm eines hohen jungen Baumes entstiegene Dryade. Aber ihre Zärtlichkeiten, früher so ersehnt, dünkten ihn schal, ihre Liebesworte alt und verbraucht, und ihre Schönheit war wieder zu hingebungsvoll, zu gelöst in erwartender Glut. Müßte ich ihr das nicht offen sagen, ihr alles zu erklären versuchen? fragte er sich. Auf einmal empfand auch er jetzt, wie viel Unausgesprochenes zwischen ihnen stand, und er klagte sich dessen an. O ja, er war ein zuckendes Nervenbündel, nach der Verwundung, den Tag und Nacht durchrollenden Kanonaden, den Entbehrungen da draußen, nach allem Sterben, das man herzzerreißend mitangesehen. Aber gab ihm das ein Recht, zu ihr, der Liebenden, ganz in Güte Gelösten so hart zu sein? Sie hatte ihr Haar hochgesteckt gelassen — gut, daran hatte sie also gedacht. Nun lag sie wartend. Mit leiser Erregung fühlte er ihre sanften, allzu wissenden Liebkosungen, ließ

Digitized by Google

er sich in ein leises Vergessen hinüberschmeicheln. Da sah er zur Unzeit einen grauen Strich, den ihre Schuhe durch die dünnen Strümpfe hindurch beim Wandern im Wegestaub auf ihre Fesseln gezeichnet hatten. Solches bei ihr, der sylphidisch Reinen und Makellosen? Er wurde unruhig und verstimmt, das leise, wohltätige Vergessen war verflogen. Eine Weile lag er reglos, die Wange zwischen ihren Brüsten, dann machte er sich frei. Sie bekam feuchte Augen, hatte aber schon begriffen, alles verstanden. Er wartete draußen auf der Veranda vor dem Zimmer, während sie sich fertig machte. Schweigend gingen sie nebeneinander talwärts.

»Es tut mir so leid, Kind, daß ich Dir Deinen Wunsch nicht erfüllen konnte,« sagte er endlich im Schreiten, »ich schäme mich fast vor Dir. Ich möchte erklären, entschuldigen — aber all das wirkt so brutal, so verletzend . . .«

»Ich habe es schon verwunden«, sagte sie sanft mit einer Einfachheit, die ihn rührte. »Und ich weiß mir sogar einen Trost: es hätte nicht zu Dir gepaßt, in einer fremden Ehe ein Kind zu haben, nicht zu Dir und Deiner geraden Art.«

Ihr Mund verzagte dabei, während um ihre Augen die Fältchen eines ganz leisen Lächelns spielten.

»Sieh da, nun spottet sie schon über den Philister«, meinte er in gezwungen scherzhaftem Ton. Tief im Innersten empfand er, daß sie wieder einmal mit feinem Instinkt das Richtige getroffen hatte. Ihre ungekünstelten Worte klangen lange in ihm nach.

Sollen wir es doch noch einmal miteinander versuchen? fragte er sich zum letzten Male. Wenn ich mein Sinnen darauf richtete, dieses Gute, Naturhafte in ihr zu bestärken, es so wachsen zu lassen, daß alles Anerzogene auf der einen, alles allzu Triebhafte auf der anderen Seite verdrängt wird — das wäre wohl eine würdige Aufgabe. Aber würde er ihr gewachsen sein? Nein, kein Aufbäumen gegen den ehernen Gang der Dinge. Wenn er den Weg zurückschaute, den sie in diesem einen Jahr zusammen gegangen waren, schien ihm alles zwangsläufig, vorbestimmt, irgendwie gesetzmäßig. Es war ein hartes, unmenschliches Gesetz, das über sie entschied, aber darum nicht weniger zwingend. Es stand wohl in den Sternen, daß sie auseinander mußten, da hieß es, sich demütig fügen. Aber warum das alles? Warum hatte er sie treffen müssen, sich und noch mehr ihr zum Leide? Er hatte sie doch wahr und aufrichtig geliebt. Sein Gefühl für sie war durch Wochen und Monate das Feste, Tragende, Hebende in seinem Dasein gewesen, inselhaft umspült von allem andern Tun und Denken, das nebensächlich vorüberglitt. Warum hatte die glückhafte Insel plötzlich abbröckeln und verschwinden müssen, angenagt von unbegreiflichen, dunklen Mächten? Rätselhaftes Geschehen!

Als sie auf der Station den Wagen der elektrischen Waldbahn erwarteten, begann er davon zu sprechen, daß es nun mit ihrer Liebe und Freundschaft ein Ende haben müsse. Er redete vorsichtig und umständlich wie zu einer Kranken und wußte dabei doch, daß nichts die Grausam-

Digitized by Google

keit seiner Worte mildern konnte. Sie saß verschüchtert und ratlos auf der Bank neben dem kleinen Stationshaus und ihre Augen irrlichterten verstört, während er sprechend vor ihr auf und ab schritt. Er empfand selbst sein Tun als eine schwierige, schmerzhafte und gefahrvolle Operation. »So muß es denn sein?« fragte sie tonlos, als er stehenbleibend eine Pause machte. — »Ja, Kind es muß sein!« hörte er sich selbst antworten, als spräche ein Dritter. Gott verzeihe mir alles, was ich da tue, dachte er erschüttert.

Er hatte im Stillen, wenn auch ohne viel Hoffnung auf Erfüllung, gewünscht, daß sie ihm mit Heftigkeit entgegnen, ihm Vorwürfe machen, ihn an frühere halbe Versprechen erinnern, ihm wohl gar mit Schmähungen antworten möchte. Ein Temperamentsausbruch solcher Art hätte ihm und ihr, so meinte er, diese letzten Stunden erleichtert. Jetzt sah er sich durch ihre stille Ergebenheit beinahe entwaffnet, aber er blieb hart, so schwer es ihn auch ankam. Ein Gespräch, das er vor kurzem über seine in einem weiteren Kreise schon bekannt gewordenen Beziehungen zu Zelia gehabt hatte, bestärkte ihn dabei. Wieder las sie ihm seine Gedanken von der Stirn ab: »Aus Dir spricht heute ein anderer Mensch, Du bist es nicht, oder Du bist es nicht allein, der das alles sagt.« Er schwieg in tiefer Betroffenheit.

Hätte Zelia in diesem Augenblick, da er sich schwach und gedemütigt fühlte und den Wunsch nach einer Wiedergutmachung empfand, die richtigen Worte für eine Bitte gewählt, so hätte sie vielleicht noch alles in entscheidender Weise wenden können. Aber es war ihnen anders bestimmt, ihr Stolz machte sie stumm. Der Kampf dieses Tages gab ihrem Gesicht einen Zug von müder Weichheit und Fraulichkeit, den er an der kindlich Straffen noch nie beobachtet hatte; er sah mit Verwunderung an ihr eine neue, fremde Schönheit, ohne daß aber dabei der Wunsch nach einer Gemeinsamkeit mit dieser Neuen, Verwandelten in ihm aufgekommen wäre.

Als der elektrische Wagen um die Kurve geglitten kam, schlug er ihr getrenntes Fahren vor, der Leute wegen. Doch da sie ihn bat, ihr diese letzte halbe Stunde zu schenken, gab er nach. Hinter ihren Tränen war ein weher, mütterlicher Zug, als sie die Bitte aussprach. Ihre Augen hingen während der Fahrt an seinem Gesicht, als suchte sie da eine Runenschrift zu entziffern. Einmal strich ihre Hand leise liebkosend über die seine. Er fühlte sich ihrer stillen Traurigkeit gegenüber unbeholfen in seiner geballten, willensbetonten Härte und wünschte den Abschluß der Fahrt herbei.

In der sinkenden Dämmerung sagten sie sich vor dem Hause von Zelias Eltern Lebewohl und wußten beide, daß dies unwiderruflich das Ende sei.

• • •

Digitized by Google

GEDICHTE AUS EINEM CYKLUS „DER SCHATTEN"

VON ROLF BERG

Mir ist, als ob ich mit verhängtem Zügel,
In Nebel starr, durch Modergassen reite,
Ein fremder Geist mir stumm zur Seite schreite.
Pechschwarze Glut liegt schwer auf dunklem Hügel.

Wo sonst am Brunnen standen Pferd und Wagen,
Und Stimmen schallten, Kinder hurtig spielten,
Im Wasserquell die nackten Arme kühlten,
Starr mir — nur stumme Zeugen kann ich fragen —

Verloren überall aus Kasematten
Blaßblauer Mund und grinsend Aug' entgegen,
Stinkt Blut und modert Blut auf allen Wegen.
Aus Tor und Kellerlöcher kriechen Ratten,

Die der Kadaver Jämmernis zernagen.
Kennt ihr die Armen, so mit Schatten streiten,
Die willenlos in Finsternisse gleiten
Und ihres Schicksals Fluch entsetzlich tragen?

* * *

Windgeblasen trieb über Nacht meine Seele zur Cassiopeia, und Luftwesen,
Nadeldünne, daß Seele mit fremden Wesen sich band, wogten und webten!
Auf bleiernen Kämmen abgestorbenen Lavas taumelten Ströme, gasige Leiber
Klebten an Spitzen, hieben mit Eifer Schatten aus Wolken!
Nackt, luftbeengt, horchte ich dunkler Nächte heimlichem Leben,
Wo Lichter flogen, Monde glitten wie Schlangen, und Hänge von Purpur
Sich drehten in Kreisen von Licht, aus weißen Wänden
Rosige Bälle flogen, Farben stiegen wie Reiter in feuchte Bogen,
Güldene Sonnen in Meere aus funkelndem Stein! In fliegender Himmel
Sausender Fahrt sang heulende Windsbraut, auf schimmerndem Abgrund!
Dome ragten aus Eiskristallen, glockenschwingend, in Höhen von Schnee!
Aus Stätten von Licht — Garben von Glut wie endlose Feuer brannten —

Digitized by Google

Riß dumpfes Tosen mich endlich in klaffende Hälften!
Ich fühlte zur Erde mich gleiten, und milde Winde umfingen mich lächelnd!

* * *

Und Seele raunt der Seele zu!
Bist hoher Traum, bist heilige Ruh!
Warst mit mir einst in tiefer Zeit,
In Sternenhimmelseligkeit!
Und Seele fleht Dich Seele an:
O Du! O Ich! Du Weib! Ich Mann!
Liebe ist Ewigkeit!
Ist Menschenerlösung und Seligkeit!
Liebe ist Gott!

* * *

WEDEKIND UND DER AMERIKANISMUS UNSERER ZEIT

VON ERWIN MENSING

ES ist immer die gleiche Tragödie, der die großen Unzeitgemäßen hinsichtlich des Urteils über ihre Werke preisgegeben sind. Nach jahrelangem Verkanntsein, oft erst nach ihrem Tode werden sie entdeckt. Der Enthusiasmus einer heranwachsenden Generation, begleitet von der Meute sensationshungriger Interessenten, fällt über ihre Dichtung her. Alles, was darin blendet, was gerade der Ideensphäre ihrer Zeit entspricht, wird aufgerafft und plakatmäßig herausgestellt. Dann kommt die Ernüchterung. Mit der Maske journalistisch geschulter Objektivität beginnt man an den idealisierten Zügen der Gefeierten zu retuschieren und das Publikum von der geistigen und menschlichen Bedingtheit seiner Lieblinge zu überzeugen. So müssen Jahrzehnte vergehen, ehe die wahre Silhouette dieser umstrittenen Verkünder frei vom letzten Rankwerk willkürlicher Formulierungen in ihren originalen Dimensionen sich vor uns enthüllt.

Man braucht nicht weit zurückzugreifen, um die Wahrheit dieser Behauptung durch ein Beispiel zu bekräftigen. Der Leidensweg Friedrich Nietzsches, das Mißverständnis seiner Popularität ist uns allen gegenwärtig. Kaum hatte den noch Unberühmten in Turin der erste Schlaganfall getroffen, als das Wetterleuchten seiner Philosophie am dunklen Firmament einer im wesentlichen materialistisch orientierten Zeit weit und breit gesichtet wurde. War es mehr als die Fassade,

Digitized by Google

mehr als der Renaissance-Charakter seiner Lehre, der damals die Allgemeinheit faszinierte? Wie wenige versuchten, außerhalb des Rahmens zeitgenössischer Tendenzen ihr gerecht zu werden. Man berief sich auf den Willen zur Macht, um für den Egoismus einer aufsteigenden Bourgeoisie das erlösende Wort zu finden. Man schmückte sich mit den Gleichnisreden Zarathustras, um die Ausschweifung der eigenen Seele zu verklären. Man vergötterte den Antichristen, um den Stumpfsinn gegenüber allen Weltanschauungsfragen philosophisch zu behaupten. Kein Wunder, daß die Katheder-Philosophie ihr rationales Haupt erhob und nur die Originalität des Schriftstellers, nicht die des Denkers, gelten lassen wollte. Erst der Weltkrieg hat dieses Urteil umgestoßen. Draußen in den Schützengräben ist Nietzsche in seiner ursprünglichen Größe auferstanden, ist die Kulturnotwendigkeit seiner Sendung, seine tiefe Verwandtschaft mit dem deutschen Idealismus uns bewußt geworden.

Wie Nietzsche scheint es nun auch Wedekind zu ergehen. Er müßte kein Unzeitgemäßer sein, wenn ihn hinsichtlich der Konsolidierung seines Ruhmes ein besseres Schicksal ereilen sollte. Als kurz nach dem Ausbruch der Revolution sein dramatisches Werk die deutsche Bühne beherrschte, wurde die Standarte seiner künstlerischen Überzeugung überall gehißt. Die Literaten begrüßten seine Dichtung als den Vorfrühling der Ausdruckskunst. Das distinguierte Laientum interessierte sich für den halb grotesken, halb dämonischen Charakter seiner Figuranten. Die große Menge war begeistert über die Entfesselung der Sexualität.

Jetzt ist es um Wedekind stiller geworden. Wohl sind seine gesammelten Werke erschienen. Wohl gehören seine Meisterdramen zum ständigen Repertoir der großen Theater. Wohl haben einzelne bedeutende Literarhistoriker das Satanische seiner Erscheinung am Ornament der Geistesgeschichte prachtvoll analysiert. Doch das alles täuscht nicht darüber hinweg, daß das Mephistopheles-Gesicht des Dichters nicht mehr im Vordergrund des allgemeinen Interesses steht, daß der Atem seiner Kunst im Rhythmus unserer Tage nicht mehr so lebendig ist.

Man kann nicht leugnen, daß die politische, literarische und soziale Umstellung der letzten Jahre zu dieser Ernüchterung viel beigetragen hat. Der Fanfarenstoß des Expressionismus ist lange verklungen. Die erotische Emanzipation einer Jugend, die das, was Wedekind mit der Inbrunst weltanschaulicher Überzeugung proklamierte, pietätlos in den Schmutz des Alltags zerrte, hat unabsehbare Folgen gezeigt. So ist es begreiflich, daß der bei weitem größere Teil des Publikums, den seinerzeit nur die exzentrische Außenseite des Dichters, nur die Ironie seines Protestes faszinierte, jetzt sich bekreuzigt vor seiner Kunst und nachdenklich auf diese Symptome verweist. Schon kündigt sich leise eine Wedekind-Dämmerung an. Schon werden durch Fragen und Zweifel die Fundamente seines Ruhmes unterwühlt.

Man könnte geltend machen, daß solches Schwanken der Popularität die im Zusammenhang der Geistesgeschichte einmal manifestierte Überlegenheit des Dichters nicht wieder zu erschüttern

Digitized by Google

vermag. Man könnte darauf hinweisen, daß diese Reaktion viel mehr als eine Art Besinnung zu begrüßen ist, bei der auch die letzten Nebel des Mißverständnisses, die das Abenteuerliche seiner Erscheinung immer noch umdämmern, endgültig zerrissen werden.

Wer so spricht, ist der Gefahr nicht entgangen, Wedekind lediglich unter literarischen Gesichtspunkten zu werten. Wer so spricht, hat die Undankbarkeit der Menschen von heute noch nicht erkannt, die das Werk des Dichters leben, sein Wesen wie einen Mantel über ihre Schultern werfen, seiner Überzeugung Fleisch und Blut verleihen, ohne sich dessen bewußt zu werden. Es kann nicht oft genug hervorgehoben werden, daß Wedekind die Konstellation unserer Gegenwart in einer Weise vorausgeahnt und zur Darstellung gebracht hat, wie kein anderer der Moderne. Soll deshalb sein Name im Mausoleum der Geisteswissenschaft voreilig eingesargt und verschlossen werden?

Gewiß, der erste Rausch seines Ruhmes ist dahin. Wedekind, der Ausdruckskünstler, der Dämon, der Erotiker ist für uns versunken. Es lohnt nicht mehr, diese äußeren Züge am Porträt des Dichters wieder aufleuchten zu lassen. Es kommt nicht mehr darauf an, die Dirnenwelt und das Zuhältertum in seinen Werken wieder in den Mittelpunkt einer Betrachtung zu erheben. Man muß vielmehr den Blick nach außen wenden, wenn man dem Dichter allseitig gerecht werden will. Man muß im Atem der Großstadt, im Orchester ihrer Vergnügungen wie ein Steptänzer erzittern, um zu fühlen, wir leben wie Wedekind, wir alle, alle sind Kinder seines Blutes, ob wir es wollen oder nicht, wir würden sterben ohne seine Überzeugung. Man muß den Geschäftsgeist, den Wellenschlag des Verkehrs nachts als Lichtreklame über tausend Dächer sich entflammen sehen, um zu erkennen, daß das weltanschauliche Bewußtsein von heute ohne seine Dichtung nicht entziffert werden könnte. Man muß mit einem Wort das, was man als den Amerikanismus unserer Zeit bezeichnet, ins Auge fassen, wenn man beweisen will, daß Wedekind, sein Schaffen und seine Persönlichkeit heute mehr Recht auf Aktualität besitzen als irgendeine Konferenz der alliierten Mächte.

Amerikanismus unserer Zeit! Wer wird nicht bei diesem Begriff das Panorama der Wolkenkratzer wie eine Fata morgana vor seine Seele zaubern? Wer wird nicht das Nüchterne, das Zweckbetonte dieser Monumentalbauten zunächst vergessen und an die Sagenpracht versunkener Städte appellieren, an die phantastischen Rekonstruktionsversuche von Ekbatana, Ninive und den schwebenden Gärten der Semiramis? Wie viele mögen mit diesem romantischen Trugbild im Herzen ins Land ihrer Verheißung gefahren sein, um angeekelt von der Jagd nach dem Dollar Hals über Kopf in die alte Heimat zurückzukehren! Es liegt nun einmal im Wesen der Deutschen, selbst an den prosaischsten aller Begriffe eine romantische Vorstellung zu knüpfen. Es ist das absolut Illusionslose, das wir nicht zu fassen vermögen. Wie wenige wissen erst, daß dieser Begriff unserer Tradition den Todesstoß versetzen wird, daß er die Elemente einer neuen, un-

Digitized by Google

barmherzigen Weltanschauung in sich schließt, deren Siegeslauf auch auf dem Kontinent schon lange sich verfolgen läßt.

Man braucht bloß auf die Dichtung der letzten Jahrzehnte einen kurzen Blick zu werfen. Trotz aller Wirklichkeitsbestrebungen und naturalistischen Vorzeichen ist es ihr nicht gelungen, dem Geist der Zeit in diesem Sinne künstlerisch gerecht zu werden. Es ist ihr nicht gelungen, das Neue ohne die Laterna magica der alten Ideale triumphierend zu begrüßen. Sie erlebte den Aufstieg der Technik im romantischen Lichte oder wurde erschüttert von den seelischen Dissonanzen und den sozialen Problemen, die dieser nach sich zog. Sie ließ sich berauschen vom Anblick der Weltstadt, vom Donner der Maschinen oder sie schilderte das Elend der arbeitenden Massen und die Tragödie vereinsamter Idealisten. Sie sah die Zivilisation, aber nicht den Amerikanismus, der dieser ihr wesensfremden, kulturellen Entwicklung die pessimistische Spitze zerbrach.

Ein einziger Dichter war weitblickend genug, allen alten Idealen so völlig abzuschwören, daß er imstande war, der nüchternen Realität der neuen Zeit klar und optimistisch zu begegnen, Menschen hinzustellen, deren gesunder, egoistischer Instinkt in dieser Luft zu atmen verstand, überhaupt die Zivilisation als den einmal notwendigen Asphalt für den Schicksalstanz künftiger Geschlechter zu charakterisieren — eben Frank Wedekind. Er allein hat dem, was man heute erst unter dem Schlagwort Amerikanismus zu begreifen beginnt, schon vor Jahrzehnten in seinen Werken unsterblichen Ausdruck verliehen.

Hätte Wedekind von vornherein seine Überzeugung mit diesem Schlagwort irgendwie signiert, man hätte heute, wo es in aller Munde ist, auf ihn wie auf einen Propheten gewiesen. Es ist erstaunlich, zu verfolgen, wie das, was vorher grotesk, unbürgerlich und subjektiv an seiner Kunst erschien, im Ausmaß dieser Perspektive verständlich und natürlich wird. Wenn man jetzt allgemein von Amerikanismus spricht und damit weniger die Individualität einer Nation als vielmehr die kulturelle Wandlung einer ganzen Zeit apostrophieren will, so sind es vor allen Dingen zwei Momente, die man dabei im Auge hat. Es ist die traditionslose und die antimetaphysische Einstellung der Gegenwart, die man mit diesem Wort nach ihrem originalen Vorbild charakterisieren will.

Man könnte zunächst im Zweifel sein, ob wirklich die Entwicklung unserer Zeit in diesen Bahnen sich bewegt. Zeigt nicht das Geistesleben der Gegenwart ein ganz anderes Gesicht? Ist es nicht heute ein Verdienst der Wissenschaft, gerade das Seelenbild vergangener Kulturen intuitiv fixiert zu haben? Steht nicht auf allen künstlerischen Gebieten die Jakobsleiter ins Übersinnliche bereit? Es wäre töricht, wollte man bestreiten, daß Metaphysik und Tradition heute für Kunst und Wissenschaft entscheidend sind, wie es seit den Tagen der Romantik in Deutschland nicht wieder der Fall gewesen ist. Anderseits wird man jedoch kaum verkennen, daß die Romantik des heutigen Geistes für die Physiognomie unserer Zeit nicht mehr bestimmend ist. Man wird kaum verkennen,

Digitized by Google

daß sie nur noch wie ein letztes Eiland, wie das Sprengstück einer Mole gegen die Brandung einer Welt sich stemmt, in der die Tendenz zum Seienden, zur Realität, tatsächlich triumphiert und ihre Koeffizienten, Geld und Reklame, allmächtige Gebieter sind.

Es ergibt sich das seltsame Schauspiel, daß, während das Interesse gerade der Besten religiösen und historischen Problemen gewidmet ist, der Wille der Allgemeinheit, förmlich hypnotisiert von der Jugend eines großen, aufsteigenden Volkes, durch die Last einer tausendjährigen Überlieferung in seiner produktiven Unruhe sich befangen fühlt wie nie zuvor. Es ist kein Zufall, daß der erfolgreichste Autor von heute den Gegensatz von Leben und Bewußtheit, Leben und Tradition in seinen Werken immer wieder variiert. Man kann sagen, daß der Materialismus, der vor dem Kriege unter der mißverstandenen Parole des »Sichauslebens« zum blinden Rausch, zum flachen Genießertum entartet war, heute im Hinblick auf Amerika eine wesentliche Vertiefung und Ernüchterung erfahren hat und in dieser Form erfolgreich sich behauptet.

Nicht mehr das Handeln um der Allgemeinheit, um der Heiligkeit der Sache willen, sondern Machtentfaltung ist sein ethisches Prinzip. Nicht mehr der Idealist, sondern der traditionslos und antimetaphysisch, mit anderen Worten, der amerikanisch eingestellte Mensch muß als der Exponent der Gegenwart bezeichnet werden. Kants kategorischer Imperativ hat für uns keinen Klang. Der Kaufmann, der Industrielle ist der Ritter von heute. Zu seinen Geschäftshäusern und Fabriken blickt man wie einst zu Burgen und Festungen empor. Immer mehr sind wir geneigt, wie der Amerikaner, das Dasein selbst als etwas Absolutes hinzunehmen, seine sichtbaren Werte als die allein gültigen zu preisen. An die Stelle der inneren sind die äußeren Künste getreten. Das Ausstattungsstück, die Revue, Film, Tanz und Körperkultur beherrschen die Welt.

Es soll hier nicht entschieden werden, ob diese Wendung unsere angestammte Eigenart befruchtet oder nicht. Es ist jedenfalls Wedekinds Verdienst, die Bedeutung des amerikanisch eingestellten Menschen für unsere Gegenwart vorausgeahnt und mit der prophetischen Verstiegenheit eines unzeitgemäßen Dichters proklamiert zu haben. Seine Menschen stehen wirklich traditionslos und antimetaphysisch in der Welt. Sie lassen wirklich nur die Greifbarkeit des Lebens gelten. Nicht, um unbürgerlich zu erscheinen, sondern um die Wandlung unserer Zeit visionär in ihren Exponenten zu fixieren, hat sich Wedekind bei der Gestaltung seiner Helden immer wieder jenen abenteuerlichen Kreisen zugewandt, wo man keine traditionellen und idealistischen Vorurteile kennt.

Nehmen wir seine populärsten Figuranten: Lulu, Fritz Schwiegerling, Casti Piani, den Marquis von Keith. Gewiß, sie legen Wert auf ihre Abstammung. Sie sind stolz darauf, Bastarde zu sein. In ihren Adern fließt Zigeunerblut. Doch dieser angeborene Gegensatz in ihnen findet im Drama keinen Widerhall. Er wird nicht nach Strindbergscher Manier von Wedekind als tragisches Motiv verwertet. Entscheidend ist vielmehr, daß seine Menschen dank dieser komplizierten Herkunft von vornherein aller nationalen, familiären und sozialen Bindungen enthoben sind. »Wir

Digitized by Google

haben kein Heim, wir haben keinen Besitz, dafür verlieh uns der Himmel jenes dämonische je ne sais quoi«, sagt Fritz Schwiegerling. Dieses Wort ist für fast alle Gestalten Wedekinds charakteristisch. Fast alle sind in dieser Weise von Natur aus zum Kosmopolitismus vorbestimmt. Fast alle haben zu ihrem Elternhaus keine innere Beziehung mehr. Sie fühlen sich nicht schicksalhaft durch die Vergehen ihrer Vorfahren belastet wie die meisten problematischen Naturen der modernen Dichtung. Sie lieben, sie hassen ihre Eltern nicht. Lediglich als Erzeuger kommen Vater und Mutter für sie in Betracht, das heißt als Menschen, denen sie die Vorzüge zu danken haben, die ihrer Ansicht nach allein von Nutzen sind: Rasse, Schlagfertigkeit, Elastizität und das dämonische »je ne sais quoi«.

Dieser Mangel an Interesse gegenüber allem, was einmal gewesen ist, hat nun auch ihr Weltbild konzipiert. Es versteht sich, das die Menschen Wedekinds unter diesen Umständen im Leben nicht etwas sich Entwickelndes, zwischen Vergangenheit und Zukunft ständig Fluktuierendes, sondern etwas Seiendes, ewig Gegenwärtiges erkennen müssen. Es ist klar, daß ihnen die Welt nicht pyramidal als ideeller Auftrieb, sondern vertikal als etwas eminent Diesseitiges, als Zirkus und Arena erscheinen muß, wo die Wertbestimmung jedes einzelnen aus seiner Kraft und Wirkung resultiert. Mit anderen Worten, amerikanisch, antimetaphysisch stellt die Welt sich ihnen dar. Wie der Amerikaner ist der Typus Wedekinds geneigt, in der Ebene dieser Welt das Land der tausend Möglichkeiten zu erblicken, wo es keine beruflichen und gesellschaftlichen Gradationen für ihn gibt. Hic Rhodus, hic salta!, so steht er dem Leben gegenüber. Sein Stolz ist es, durch alle Berufe gegangen, in allen Gebieten sattelfest zu sein, sich, wie beispielsweise Schwiegerling, als Akrobat, Ballettmeister, Maschinist, Kritiker und Oberregisseur jeder Situation gewachsen zu fühlen.

Wie der Amerikaner ist er auch gewohnt, alle Dinge als Geschäftsmann zu bewerten. Das Geld ist für ihn oberstes Prinzip der Welt. Die ideellen Güter werden erst ermöglicht durch Besitz. Erst in der Fähigkeit, gute Geschäfte zu machen, erblickt er die Berechtigung zur Existenz. Nichts dünkt ihm beschämender, als zu arbeiten, ohne dafür bezahlt zu werden. Auf seinen eigenen Vorteil auszugehen, ist seiner Ansicht nach nicht bloß die soziale Forderung der Zeit, sondern geradezu ihr ethisches Gesetz. »Sünde ist eine mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte«, sagt der Marquis von Keith.

Ebenfalls amerikanisch ist sein Instinkt für Wirkung und Reklame zu bezeichnen. Man kann sagen, das Laster unserer Gegenwart, den Schein der Dinge ihrer Qualität voranzustellen, nehmen die Gestalten Wedekinds voraus. Auf Temperament, nicht auf Leistungen, kommt es ihnen an. Den Erfolgen, nicht der Sache selbst, ist ihre beste Kraft gewidmet. Sie verachten das Schicksal der verkannten Genies. Denn der Maßstab für die Bedeutung eines Menschen ist nach ihrer Ansicht nicht die innere Überzeugung, die man von sich hat, sondern einzig und allein die Welt.

Digitized by Google

Wie Dr. Schön, wie der Marquis von Keith muß man imstande sein, die Presse und den Markt für seine Ziele zu gewinnen. In diesem Sinne werden die Künstler bei Wedekind »gemacht«. Es ist bezeichnend, daß Lulus Ruf als große Tänzerin lediglich durch die Artikel ihrer Liebhaber begründet wird, daß der große Erfolg der Gräfin Werdenfels nicht etwa auf ihre stimmliche Begabung, sondern auf ihre Pariser Konzerttoilette zurückzuführen ist.

Ohne Zweifel wird mit dieser Anschauung das Wachstum und Gedeihen jeder wahren Kunst erstickt. Ein Hinweis auf Amerika bestätigt dies. Nicht einmal das Frührot künstlerischer Möglichkeit zuckt in Amerika herauf. Vielleicht ist es auch die amerikanische Tendenz bei Wedekind, die das speziell Poetische, wie es uns bei Stifter, Keller, Hauptmann, Mörike erwärmt, in seinem Werk verdunkelt hat. Allein, der Begriff der Kunst ist mangelhaft, der aus diesem Grunde die große Mehrzahl seiner Figuranten nicht als Erzeugnis wahrhaft dichterischer Kräfte anerkennen will. Tatsächlich ist Wedekind in seiner Dichtung nicht so nüchtern, wie er sich den Anschein gibt. Er müßte kein Deutscher sein, wenn nicht auf irgendeine Weise die romantische Belastung der Nation selbst bei ihm sich geltend machen würde. Abgesehen von dem Ideal der Schönheit, von der Sehnsucht nach dem dritten Reich, die nur unbestimmt und ungestaltet, gleichsam wie ein ungehobener Schatz, in seiner Dichtung glüht, ist es vor allen Dingen die Verherrlichung der Sexualität, bei der sich Wedekind, so paradox es klingen mag, durchaus als Romantiker enthüllt.

Solche Überspannung der Erotik hat mit Amerikanismus nichts zu tun. Sie wächst aus einem letzten Rest ideeller Tradition, mit der selbst Wedekind dem Sakrament der Triebe gegenübertritt. Gerade jene utilitaristische Verwandlung aller nur verfügbaren Vitalität in Arbeitskraft, wie sie dem Amerikaner angeboren ist, kennen seine Menschen nicht. Ihr amerikanisch aufgeklärtes Wesen wird durch die Dämonie der Sinnlichkeit gesprengt.

In dieser Hinsicht war es für Wedekind verhängnisvoll, daß das Urteil über ihn bisher fast ausschließlich diese Seite seiner Kunst berührt hat. Zwar aus der Originalität des Stoffes, aus den Tendenzen seiner Zeit heraus ist das verständlich. Es soll auch zugegeben werden, daß seine Meisterschaft sich hier am stärksten offenbart. Allein Wedekinds Mission für unsere Gegenwart ist nicht mehr darin zu erblicken, daß er einer Periode bürgerlicher Dumpfheit das Gorgonenhaupt der Leidenschaft entgegenhielt. Zeitgemäßer dünkt uns heute die Gewißheit, daß er als Verkünder und Gestalter einer Weltentwicklung optimistisch gegenüberstand, die lawinenartig vorwärtstreibt, einerlei, ob das Urbild unserer Seele hierbei zermalmt wird oder nicht.

• • •

Digitized by Google

ZWEI GEDICHTE

VON HERMANN PLOETZ

VOR ALTEN BILDERN

— — so still.
Fremde Träume auf bekanntem Wege vor mich hin.
Wer —? Was —? Weiß es nicht.
Alles um mich her so sonderes Gesicht.
Bin nicht, der ich bin.
Will nicht, was ich will.
Auf bekanntem Wege unbekanntes Klingen vor mich hin.
Spürst du ein Wunder, sollst du es still erwarten.
Noch immer floh es, erschreckt durch Ungeduld,
noch immer starb es, betastet von Gier und Schuld.

Aber unter der Rosentür im Klostergarten
weilt es gern,
eine Madonna,
groß, still, schön: Vittoria Colonna.
Vor ihr — unter dem Fenstergerank,
in streng härenem Kleid,
mit seiner Geige zu zweit, —
Michel Angelo, groß, still, krank.
Krank an der Erden, spielt er den letzten Reigen.
Die Engel im Himmel schweigen.
— — so still.

Weiß nicht, was ich will.
Träum' nur so vor mich.
Auf bekanntem Wege — unbekannter Sinn.
Zwischen Tag und Nacht des Lebens keusche Pause.
Offenes Fenster einer Klosterklause.
Ihrer zweie, die Pfeif' in der Hand,
verstaubte Schwartbände auf den Knien,

Digitized by Google

hören, in sich versunken,
vom Wein erhabener Firne trunken,
gottzarte Melodien
und wandeln, im Herzen sternkühlen Brand,
durch heiliges Land.

Knasterwölkchen weihraucht um die beiden,
Blumenkinder blinzeln ins Licht und scheiden.
— — so still.
Hündlein hockt zu ihren Füßen.
Stundenglas vergißt so Amt wie Stunde.
Totenkopf, hohläugig buchstabiert die Zeit.
Wuchtig auf der Bibel thront die Ewigkeit.
— — so still.

Weiß auf einmal, was ich will.
Dämmrung zersprüht in Farben, Farbe lächelt Gesang.
Leuchtend in meinem Herzen zittert ein heiliger Klang.
Mond verblaßt.
Durch geisternde Strahlen blinkert Märchenwind.
Silberne Sehnsucht und Morgentraum
flüstern mit lösendem Amen
den heiligen Namen
Schwind.

• • •

DES LEBENS LETZTER TAG

Eine Leiche,
verschrumpft und verschrumpelt,
schwellende Brüste versiegt,
fliegende Flanken ausgemergelt,
so rollt
noch immer, immer, immer
durchs All,
die einst Mutter des Lebens war,
die Erde,
jetzt die Entehrte nur noch,
ausgeschöpfte Schöpfung nur noch,
hin, hin, unaufhaltsamen Wirbels hin,
verblödeter Traum,
angstwirrer Spuk der Ewigkeit.

In weiter Breite
einzig
des Todes freischweifender Blick,
wegfegend ungehindert
über der Berge geduckten Stolz,
über verwitterte, ihren Riesen vor die Füße gelegte Häupter,
über haltlos verrinnende Fläche,
durch ermüdete Demut zerstobener Stunden —
freischweifender Blick — —
und
allüberall darunter
nur, nur — allüberall —
der Sahara furchtbarer Dreiklang:
Gelb, Grau, Braun.

Verlechzte Bäche und blinde Flüsse
stäuben in sirrendem Geistertanz
über des toten Ozeans
gähnendes Riesenrund.

In keiner Tiefe ein Trank,
in versteinten Wurzeln kein Wuchs,
im wuchtenden Wind kein Wald.

Leer auch, leer und verloren

Digitized by Google

die Luft.
Satanisch heult der Sturm,
doch keine Nebelrosse peitscht er
zu rasendem Lauf,
keine Wolkenkühe melkt der Blitz,
keine Tränen entsinken dem Mond,
kein kristallenes Entzücken
fällt aus der Hand
des ritterlich schreitenden Frostes.
Stille lastet über der Erde,
Stille wie der Berg der Ewigkeit.
Erbarmungslos vom ewig spottblauen Himmel
heitereteit die Sonne,
Lucifers festliche Schwester,
ihrer Kinder umnachtete Mörderin.
Sengende Hitze sichelt
das letzte Leben
vom Dursthauch des letzten Munds.

Gott schweigt.
Ewiges Sein gebar vergänglichen Sinn.
Nichts blieb
von dem blühenden Spiel der Natur,
nichts von der Bühne, da der Geist
seine heiligen Wunder wirkte,
nichts —
als diese drei:
Grau, Gelb, Braun.

Kein Flügelhusch, kein Tireli, kein — —
Doch dort, — dort — —
in der Senke des Tals,
in des Schweigens furchtbaren Klammern,
traumhaft wie Höllenspuk
und wirklich wie des Teufels
letzter, triumphierend geißelnder Ruf:
dort in der Grube,
von Schatten des Felsens überwuchert, —
ein Knäuel wirrverketteter Leiber,
Männer, Frauen, Kinder,
mit den Nägeln sich zerfleischend,
mit den Zähnen ineinander verhechelt,
den letzten Blutstropfen aus erschlafften
Adern saugend,
gierig, vertiert, —
Ringende, Lechzende, Sterbende.

Und jetzt, jetzt, dem Wust sich entblätternd,
steht und stirbt —
die letzte Tat:
ein Weib,
nackt, blind,
ganz nur noch knochiger Spuk,
an der Brust den wimmernden Säugling: —
Fluchen quillt aus versengtem Herzen,
Lachen kreischt von verdorrter Lippe, —
Fluch und Lachen ein Schrei,
der das Gewölbe des Himmels der Himmel noch
langhallend zerreißt.
Sturz. Zucken. Starre.
Über Haufen regungslosen Staubs
aus Mutterarmen kugelt ein wimmerndes Kind.
Wind schluckt letztes Weinen vom Mund,
Sonne trinkt letzte Tropfen vom Lid.
Tot ist der Tod.
Lebendig aber
aus der Höhe rinnt,
uralt und — urneu,
der Sterne heiliger Klang:
Friede auf Erden.

• • •

Digitized by Google

HANNS MARTIN ELSTER / BÜCHERSCHAU

NEUE GOETHE- UND SCHILLERLITERATUR

WENN man alljährlich einmal die neuere Goethe- und Schillerliteratur sichtet, handelt es sich nicht nur um eine literarhistorische Pflicht, sondern jedesmal wieder um jene wundervolle innere Klärung und Erlebnissichtung, die uns Deutschen bisher nur diese Dichter zu schenken vermochten. Unser Menschentum gestaltet sich, befestigt sich in dem Lesen und Aufnehmen neuer Goethe- und Schillerbücher stets weiter. Wer einmal diese Erfahrung gemacht hat, wird sich immer wieder zu den Stunden tieferer Versenkung in den Weimarkreis an Hand alter und neuer Bücher zurückfinden. Gundolf behält doch auch in der Unruhe unserer letzten anderthalb Jahrzehnte nur zu sehr Recht: »Goethes Gestalt ist die größte Einheit, worin deutscher Geist sich verkörpert«. Denen, die nur parteipolitisch, tagespolitisch zu denken vermögen, ist »*der Götzendienst Goethe*« natürlich ein Stein des Anstoßes; jetzt war es einem Kommunisten *J. M. Lutz* vorbehalten, eine Broschüre im Sinne jenes Titels zu schreiben (Drei Eulen-Verlag, Haas & Co., München): um zu erweisen, Goethes Sandbank sei das Soziale gewesen, nach Mereschkowskis Wort, und um Goethe als den asozialen, kapitalistischen, egoistischen Bourgeois abzukanzeln. Es erübrigt sich, auf solch törichtes Geschreibe, das nur die Unbildung ihres russifizierten Verfassers kennzeichnet, näher einzugehen. Die Anti-Goethe-Kritik ist so alt, wie Goethes erste Veröffentlichungen. Der Verlag Leo Schidrowitz in Wien bringt in seiner »couriosen Bücherei« gerade jetzt wieder nach Brauns, Holzmanns und Victor Hehns früheren Sammlungen eine Auswahl der absprechenden Urteile, Ausserungen und Verkleinerungen über Goethes Werke vom Goetz bis zum Faust II als »*der unbegabte Goethe*« heraus. Man kann sich nur wenige Goethebücher denken, die zugleich ein so grandioser Spiegel der Dummheit, des Neides, des Mißverstehens und Uebelwollens, der Kleinlichkeit und Splitterrichterei sind wie dieses. Von Börne bis Kotzebue, von Fr. Nicolai bis Wolfg. Menzel, von Pustkuchen bis Fr. v. Spaun treffen wir hier alle »Anti-Goethianer« in amüsantem Verein: daß Worte Goethes dazwischen geordnet sind, ist ein guter Einfall des Herausgebers L. Schidrowitz und belebt die mißtönende Eintönigkeit des Chorus. Wenn man dann neben dieser Lektüre nur einige Minuten dem getreuen *Karl Heinemannschen* »*Goethekalender 1926*« (Leipzig, Dieterichscher Verlag), der diesmal »Pandora« und »Nausikaa» mit Erläuterungen und eine Abhandlung über »die Terzinen auf Schillers Schädel« neben dem üblichen Kalendarium und der Goetheliteratur-Uebersicht abdruckt, oder der hübschen Sammlung von Goetheaussprüchen »*Mit Goethe durch das Jahr*« (ebda.) von *Elise Küchler-Genth,* mit Bildschmuck von Hans Thoma, die für jeden Tag einen am gleichen Datum bewirkten Spruch Goethes aus den Briefen, Tagebüchern und Schriften bringt, widmet, erlebt man wieder, was Goethe gerade heute uns wieder ist: die Besinnung auf unser geistiges Leben. All jene ekle Parteibetrachtung verfliegt dann, und wir haben wieder weite, freie und reine Schau in das wahrhafte und wesenhafte Menschentum. Wer nur einmal mit Goethe lebt, kann nie an ihm, noch seinem Werke irre werden.

Freilich muß man dazu die Werke und das Leben auch wirklich kennen. Die neue »Festausgabe« von *Goethes Werken,* die das Leipziger Bibliographische Institut in sauber gedruckten, geschmackvoll gebundenen fünf Bänden als erste Nachkriegsausgabe zum hundertjährigen Bestehen seiner Firma von *Robert Petsch* verlegt, bietet dazu vollendete Gelegenheit. Denn diese Ausgabe bringt in sorgfältiger wissenschaftlicher Pflege Text, Anmerkungen, Einleitungen in solcher Darbietung, daß jeder Wunsch erfüllt wird. Der erste Band enthält Robert Petsch' gute Biographie und die von Ewald A. Boucke betreuten Gedichte, die auch noch den zweiten Band füllen. Der dritte Band bringt den von Rudolf Richter bearbeiteten westöstlichen Divan, der vierte die Epen und die Fastnachtsspiele nebst Verwandtem in Ewald A. Bouckes und R. Richters Pflege, der fünfte schließlich den Faust durch Robert Petsch. Da die Bände auch einzeln käuflich sind, kann man hoffen, daß der Verlag durch den Erfolg der fünf Bände bald instand gesetzt wird, hier eine Gesamtausgabe zu schaffen, wie wir sie bisher in wissenschaftlicher Hinsicht noch nicht besitzen. Kein Goethefreund kann an dieser Ausgabe mit ihrem umfangreichen Wissenschaftsapparat vorbeigehen, die letzten gesamten Forschungsergebnisse wurden hier, neben reichem Abbildungsmaterial, zum letzten Verständnis der Werke so verwertet, daß Wissenschaft und alle gebildeten Deutschen ihre höchste Aner-

Digitized by Google

kennung für die Leistung offen aussprechen müssen.

Neben diese einzigartige Festausgabe stellen sich Einzeldrucke. »*Die Briefe des jungen Goethe*« wurden von *Gustav Roethe* aus der Leipziger und Frankfurter Zeit (1765–1776) bis zum Einzug in Weimar ausgewählt und eingeleitet: für die Reihe der bekannten 4-Mark-Bücher des Inselverlages. Eine andere Reihenveröffentlichung innerhalb der »Bücher der Bildung« des Münchener Albert Langen-Verlages sind die mit G.v.Loepers berühmten Erläuterungen und Quellennachweisen versehenen »*Sprüche in Prosa*« (»Maximen und Reflexionen«): ein Buch deutscher Weisheit, das längst noch nicht Lebenslektüre genug bei uns geworden ist. Wer den »*Faust*« ohne jeden Apparat, einfach in einem wundervollen Druck, zu besitzen wünscht, dem hat die Bremer Presse in München mit einem kostbaren. von Max Hecker textlich überwachten Bande eine besondere Freude gemacht: in der bekannten schönen Antiqua der Bremer Presse mit Initialen und Titel von Anna Simons ist das so selten geglückte Kunststück gelungen, ein ästhetisch völlig befriedigendes Satz- und Druckbild des »Faust« zu erzeugen. Es ist ein Genuß, »Faust« in dieser Aufmachung zu lesen: das Zanders-Alfa-Papier erleichtert mit seinem geringen Gewicht noch die Lektüre in technischer Hinsicht. Neben diesem stattlichen Band wird man auch *Alfred Kuhn's* mit 80 Tafeln nach alten Kupfern einzigartig bereicherte Ausgabe der »*Italienischen Reise*« (F. Bruckmann A.-G., München) freudig begrüßen. Der Wert dieses entzückenden, vom Herausgeber mit klugen Worten eingeleiteten Neudruckes, der gerade in dieser Fassung jedem Italienreisenden lieb sein wird, liegt in der Illustrierung. Ist es nicht merkwürdig, daß wir bisher noch niemals eine illustrierte Ausgabe dieses klassischen Reisewerkes erhalten haben? Kuhns Leistung zeigt, warum: weil nur ein Kenner der Kupfer aus Goethes Zeiten sich an solche Illustrierung wagen durfte, wenn nicht der Stil des Werkes durch Bilder aus anderer Zeit zerstört werden sollte. Kuhn hat seine Aufgabe mit der erfreulichsten, geschmackvollsten Umsicht gelöst: jeder Goethefreund kann hier neue Entdeckungen und Überraschungen erleben. Einen gelungenen anderen Neu- und Faksimiledruck mit einem Nachwort *R. Payers v. Thurn* bietet der Amalthea-Verlag in Wien in dem »*Taschenbuch für das Karnaval*« – dem 1793er Jahrgang des Frankfurter »Taschenbuchs der alten und neuen Masken«, der *Goethes* »*römischen Carneval*« brachte, das winzige Büchlein ist in der originalgetreuen Ausstattung ein kurioser Liebhaberartikel für den Bibliophilen. Eine wirkliche Erweiterung und Vertiefung unseres Goethewissens stellt aber die Vereinigung von Goethes naturwissenschaftlichem Werk in einem Bande »*Goethes morphologische Schriften*« (Eugen Diederichs, Jena) dar. Ein naturwissenschaftlicher Fachmann *Wilhelm Troll* hat sie aus dem Gesamtwerk zusammengetragen, das Fragment »die Natur« steht voran, dann folgen die eigentlichen Gedanken zur »Bildung und Umbildung organischer Naturen«, dann »die botanischen Schriften« von der berühmten Pflanzenmetarmorphose bis zu den Sammlungen, dann unter »Gedanken und Erhebung« die Funde, Gedanken und Aufsätze, die Goethes Naturwissenschaft so recht zu einer Offenbarung der »Gott-Natur« machen, »die zoologisch-osteologischen Schriften« von den physiognomischen Fragmenten bis zu den Einzeluntersuchungen schließen sich an, der »Gipfel und Ausklang« bringt dann die große, symbolsatte Synthese Goethescher Naturschau. Troll hat seine ausgezeichnete Sammlung einmal mit einer außerordentlichen Einleitung über »Goethe in seinem Verhältnis zur Natur« bereichert: Deus sive natura, Goethe und Spinoza, das Urbild: Goethe und Linné, Deus et natura: Goethe und Schiller sind die Kapitel, die die Einheit der Goetheschen Naturschau und Religiosität plastisch deutlich werden lassen. Weiter hat Troll 128 Tafeln und Textillustrationen nach Originalzeichnungen Goethes und seiner Zeitgenossen beigebracht: eine Absicht Goethes wurde hier endlich verwirklicht. Schließlich müssen wir auch die Anmerkungen noch erwähnen: sie sind unentbehrlich. So wäre denn endlich für weitere Kreise das Buch geschaffen worden, das Goethes Naturerleben und Naturdeuten nicht nur vermittelt, sondern nacherlebbar macht: der Verlag Diederichs kann auf diese seine Leistung stolz sein, zumal da frühere Versuche anderen Verlagen mißglückt sind.

Die zweite bedeutende Entdeckung in der Goetheforschung des letzten Jahres war die Auffindung der Tagebücher Eckermanns durch H.H.Houben. Auf Grund der sich daraus ergebenden Tatsachen hat *H.H.Houben* nun »*Eckermanns Gespräche mit Goethe*« nach dem ersten Druck, dem Originalmanuskript des dritten Teils und Eckermanns handschriftl. Nachlaß im ersten Verlage der Gespräche, bei F. A. Brockhaus, Leipzig, mit 158 sehr wertvollen Illustrationen und Handschriftenfaksimile als 21. Originalauflage neu herausgegeben. Houben hat in einem 130 Seiten umfassenden Nachwort das Problem der

Digitized by Google

Eckermannforschung mit dem Konflikt zwischen der historisch-philologischen und künstlerisch-intuitiven Wahrheit der Gespräche so grundlegend und neu behandelt, daß die Ausgabe zugleich die Basis aller künftigen Eckermannwissenschaft geworden ist. Auf das nach Vollständigkeit strebende Namen- und Sachregister von 120 Seiten sei noch besonders hingewiesen, da es die Benutzung der Aufzeichnungen Eckermanns nach jeder Richtung hin fördert. Houbens Ausgabe benutzt bereits die zweite vermehrte und verbesserte Auflage von *Julius Petersens* Abhandlung »*Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit*« (Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.), die im Anhang Briefe von und an Eckermann enthält. Hier haben wir die streng sachlich beweisende Erörterung der Frage nach der biographischen Tatsächlichkeit der unmittelbaren Niederschrift und nach der inneren Wahrheit der künstlerisch ausgearbeiteten Erinnerungsbilder. Und wahrlich, Eckermann schneidet gut dabei ab: wir können seine Gespräche weiter als eines der schönsten Goethewerke lesen und lieben.

Neben der Eckermann-Diskussion ist der Streit um den Altonaer »Joseph«, den Paul Piper 1920 entdeckte und Goethe zuschrieb, mehr zurückgetreten. Jetzt nimmt *Friedrich Neumann* in einem »Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Reimsprache« mit einem Vergleich «*der Altonaer ‚Joseph' und Goethe*« mit Hilfe der Sieversschen Methode Anlaß, den »Joseph« einem Niedersachsen zuzuweisen und Goethe, wie mir scheint, mit Recht abzusprechen. Anderer Meinung ist *Walter A. Berendsohn*, der uns jetzt »*Noch ein Stück Knabendichtung Goethes*« (W. Gente, Hamburg) mit einer Untersuchung der Esther-Parodie im »Jahrmarktsfest zu Plundersweilen« vermittelt, ohne zu überzeugen. Uns genügt allein die Tatsache, daß der »Joseph« weder in geistigem noch ästhetischem Sinne eine Bereicherung der Literatur bedeutet, um diese ganze Konstruktion von Goethes Verfasserschaft für überflüssig anzusehen.

Dem Biographen sind unvergleichlich wertvollere Studien und Entdeckungen zugeflossen. Die Auffindung und Veröffentlichung der »*Erinnerungen der Karoline Jagemann*« durch Ed. v. Bamberg (in einem schönen, stattlichen Band des Dresdener Sibyllenverlages mit 48 Bildern) steht hier an erster Stelle. In der Einleitung gibt Bamberg die Geschichte der von 1777 bis 1828 reichenden, um den Briefwechsel des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz an Frau v. Heygendorf, Anmerkungen und Register vermehrten Memoiren, die in ihrem ganzen Umfang, wie ein engerer Leserkreis sie kennen lernte, nicht erhalten geblieben sind, da Karolines Sohn einen großen Teil des Nachlasses vernichtet hat. Was auf uns gekommen ist, hat Ed. v. Bamberg aus dem Nachlaß des Bibliophilen und Sammlers Wendelin v. Maltzahn und Ernst Pasqués erworben, dazu trat aus Bernhard v. Heygendorffs, des Enkels, Besitz der noch vorhandene Nachlaß. Er bringt einmal die zusammenhängenden Erinnerungen von 1777 bis 1812, also bis zu ihrer Liaison mit dem Herzog, weiter aber soviel Briefe, Bruchstücke, Unterlagen für die spätere Zeit, daß v. Bamberg die Biographie bis zum Jahre 1828 ausdehnen kann. Die Briefe an den Mecklenburger Herzog spinnen dann den Lebensfaden Karolines bis zum stillen, von der Öffentlichkeit damals unbeachteten Ende am 10. Juli 1848, so daß wir das Leben der Künstlerin voll überschauen. Auf die Fülle von neuen, wertvollen Einzelheiten dieser Memoiren einzugehen, ist hier unmöglich. Es sei nur hervorgehoben, daß die Briefe und Erinnerungen endgültig mit der Sage von Karolines Gegnerschaft und Intriguen gegen Goethe, den sie hoch verehrte, aufräumen, und daß Goethes Theaterleitung hier eine neue Beleuchtung erfährt. Aber auch menschlich bringt das Buch uns viel: der beste Geist der Weimarzeit lebt blutwarm darin und ergreift uns in seiner herrlichen Unmittelbarkeit, wie alle Mitteilungen der starken Persönlichkeiten Ilmathens.

Wie sehr aller Weimar-Besucher Augen von jeher auf Goethe gerichtet waren, beweist eine hübsche Sammlung *Willibald Frankes* »*Die Wallfahrt nach Weimar*« (Dieterichscher Verlag, Leipzig). Franke hat die wertvollsten Berichte über die Besuche bei Goethe mit Einleitungen versehen. Henrik Steffens, Motte-Fouqué, Oehlenschläger, W. Dorow, Eckermann, Heine, Ritter v. Lang, Pückler, Grillparzer, Holtei, H. J. König, F. Mendelssohn-Bartholdy, Hölderlin erzählen uns nun, wie sie in das Haus am Frauenplan kamen, was sie dort an Gutem und Enttäuschendem erlebten. Uns ist, als müßten wir auch sofort zu einem Besuche bei Goethe aufbrechen. Wir finden heute freilich nur ein historisches »*Weimar*«, wie *Paul Kühn* es uns in seinem jetzt von *Hans Wahl* neu bearbeiteten Führer (Klinkhardt & Biermann, Leipzig) umfassend für die vor-, die goethische und die nachgoethische Zeit beschrieb. Kühns »Weimar« ist wohl das beste Kulturgemälde dieser Stadt. Eine feinsinnige Ergänzung dazu bietet *Ludwig Sternaux* mit seinen stimmungsvollen Aufsätzen »*Schattenspiel um Goethe*«, zu denen Dorothea

Digitized by Google

Hauer schlichte Federzeichnungen beisteuerte (Velhagen & Klasing, Leipzig). Sternaux plaudert mit klarer Stilkunst über Tiefurt und das Wittumspalais, die Reisen in den Harz, Ilmenau, das »Mährchen« von Pyrmont, Donnerstag nach Belvedere, Advent von Achtzehnhundertsieben, Herbsttage in Heidelberg, die drei Schlösser Dornburg und die Toten Weimars, er führt aber auch über Weimar hinaus und wahrt immer den engen Zusammenhang mit Goethes persönlichstem Erleben.

Dies persönlichste Leben des Dichters beschäftigt ja nach wie vor die Biographen und Forscher noch am meisten. *Grete Massé* versucht in einer mehr gut gewollten, als gelungenen Novelle »*Euphrosyne*« (Alex. Fischer Verlag Tübingen) die Liebe der Schauspielerin Christiane Becker-Neumann zu Goethe dichterisch wieder hervorzuzaubern. *Toni Schwabe* versucht gar Goethes letzter Liebe zu »*Ulrike*« v. Levetzov (Albert Langen, München) neue Gestalt zu geben, sie verwendet Goethes Tagebücher und Ulrikes eigene Aufzeichnungen mit Geschick und Nachfühlsamkeit, ohne daß ich mich allerdings mit dem »Roman« befreunden konnte. Goethes Gestalt und Leben sind wahrlich kein Stoff für Schriftstellerinnen: nur männlich-universale Schöpferkraft hätte das auch dann noch bezweifelbare Recht, sich hier zu versuchen. Bleiben wir lieber bei Goethes eigenen Zeugnissen und den wissenschaftlichen Untersuchungen. Reizende »*Intermezzi scandalosi aus Goethes Leben*« breiten die schönen Privatdrucke der Berliner Schriftgießerei H. Berthold vor uns aus: »einige heftige Ergüsse durch tückische Subalternsubjecte«, als da sind eine Eingabe wegen der Wiederanstellung der leicht ausfälligen Köchin Johanna Höpfner, eine weitere wegen des boshaften, tückischen Dieners Gensler, der sich auf der Fahrt von Karlsbad bis Jena auf dem Bock mit dem Kutscher prügelte, weswegen Goethe, um nicht »die ganze Wirkung seiner vollbrachten Badekur zu verlieren«, ihn in Jena inhaftieren ließ, des weiteren ein »ganz gehorsamstes Promemoria« wegen der »boshaften und incorrigibeln« Köchin Charlotte Hoyer, ein ebensolches über den wucherischen Wirt »zum rothen Ochsen« in Schlackenwalde und schließlich ein Brief wegen der Ehescheidung seiner Köchin. Louis Oppenheim hat einige humorige Zeichnungen zu den vom ungenannten »Philologos« sauber eingeleiteten Briefen und ebensolchen Einband geliefert. Schmunzelnd genießt man diese Häuslichkeiten Goethes.

In Goethes Jugendzeit führt die prächtige Publikation *Hermann Bräuning-Oktavios* »*Silhouetten aus der Wertherzeit*«, die der Verlag der Darmstädter Hofbuchdruckerei L. C. Wittich splendid ausgestattet hat. Bräuning verwertet den Nachlaß von *Joh. Heinr. Voß* und das Silhouettenbuch des Ratzeburger Studenten *Carl Schubert*, das die Göttinger Universitätsbibliothek besitzt. Die Bedeutung der Silhouette für jene Zeit ist bekannt. Hier ist einmal im Gegensatz zu Leo Grünsteins Publikation von 1908, zu der wertvolle »Bemerkungen« beigebracht werden, peinliche Sorgfalt auf die genaue Wiedergabe in Orginalgröße verwandt worden, die Vorzugsausgabe erhielt handgeschöpftes Bütten im Charakter der Zeit. Hoepfners Silhouetten-Schablonen werden für eine künftige Publikation »Goethe und Darmstadt« versprochen. Die Einleitung weist besonders Joh. H. Mercks Anteil an Lavaters physiognomischen Fragmenten nach. Wir finden hier die Schattenbilder der Familie Voß, Boie, die Dichter Bürger, Campe, Claudius, Gellert, Gleim, Goethe, Gotter, Herder, Hölty, Jakobi usw. usw., die Gelehrten der Zeit und auch die Musiker von Bach bis Gluck, vielfach mit ihren Frauen, dann auch Gestalten des »Werther« wie Charlotte Buff, Kaestner, u. a. m. Der überaus reichhaltige, wissenschaftlich zuverlässige Band ist eine der erfreulichsten Bereicherungen der Goethe- und Silhouettenliteratur. Die gleiche Zeit ist ja unvergleichlich und zart und rein in *Heinrich Stillings* »*Jugend*« von 1777 eingefangen, von der hübschen Erstauflage bringt *Hans Feigl* jetzt im Wiener Almathea-Verlage einen wohlgelungenen Faksimiledruck mit dem Titelkupfer, einem Nachwort und Jung-Stillings-Porträt heraus. Goethe hob dies Büchlein, ohne Wissen des Verfassers, bekanntlich aus der Taufe und gab es zum Drucke. Es tut uns auch heute in seiner stillen Gemütsschlichtheit noch wohl. Als Goethe in Salzmanns Bunde zu Straßburg sich mit Jung-Stilling anfreundete, besuchte er auch um Johannis 1770 Zweibrücken. *Albert Becker* hat nun in seinem Büchlein mit der Behandlung des Themas »*Goethe und Zweibrücken*« einen Beitrag zur Pfälzer Geistergeschichte (Verlag H. Kayser, Kaiserslautern) geliefert, an dem der Goethefreund wegen seines Stoffreichtums in Text und Abbildungen nicht vorübergehen sollte. Zur Freundschaft mit Lerse, Sophie v. La Roche, zum Friederike-Brion-Schicksal u. a. m. bringt Becker manch fesselndes Detail, das den Westrichritt Goethes von 1770 erhellt.

In diesen Jahren war Goethes Leben so stark wie nach der Italienreise kaum noch von seinem Verhältnis zu den

Digitized by Google

Frauen bestimmt. *Wilhelm Bode*, der Unermüdliche, hat natürlich auch das Thema »*Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken*« in einem Bande behandelt. Bode konnte noch vor seinem jähen Tode das lange vergriffene Buch für die vierte Auflage (E. S. Mittler & Sohn, Berlin) neu durchsehen, so daß wir jetzt noch völlig dem Texte vertrauen können. Bode erörtert, schildert und läßt Goethes sexuales Leben und Denken im weitesten Sinne und in seiner Verbindung mit dem Moralischen vor uns erstehen, Goethes Stellung zu den Frauen, zum Geschlechtstrieb, zur Liebe, Sittlichkeit, Ehe, zur Gesellschaftsmoral. Und zwar vom lebenswissenschaftlichen Standpunkt aus um der Wahrheit willen. Das würdige, ernstmenschliche Buch ist offen und ehrlich und hat die aus genauer Kenntnis aller Goethedokumente gewonnene sachliche Einstellung zu dem schwierigen Fragenkomplex, eine Einstellung, die man bei *Brunold Springers* Broschüre »*Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben*« (Verlag der neuen Generation, Berlin-Nikolassee) vermißt: Springer ist, was ja kommen mußte, als Freudschüler darauf aus, Goethes Liebesleben durch die Behauptung einer verdrängten Jugendleidenschaft für die Schwester Cornelia zu erklären; man kann diese psychoanalytische Verirrung nur abweisen.

Aus dem Reiche der Konstruktion und Erörterung in das gediegener Sachforschung führt *Erna Arnholds* umfangreiches, Pniowers früheres Buch vervollständigendes Werk »*Goethes Berliner Beziehungen*« (Leopold Klotz Verlag, Gotha). Goethe selbst war nur einmal, 1778, in Berlin; sein Besuch wird ausführlich geschildert. Aber die Fülle seiner Beziehungen zu Berlin war groß. Hier grassierte das Wertherfieber, hier saßen seine ersten Verleger und Drucker, mit Berlinern hatte er literarische Fehden, die Theater führten ihn auf, die Romantiker und Gelehrten, die bildenden Künstler und die Museen, die Berlinerinnen und die offiziellen Kreise, die Komponisten, die Vereine — kurzum: alles, was in Berlin für Dichtung und Kunst schwärmte und arbeitete, lebte irgendwie mit Goethe. Erna Arnhold untersucht diese Beziehungen nach allen Richtungen hin. Sie stellt Goethes Mitarbeit an Berliner Zeitungen und Zeitschriften fest, schildert Augusts und Ottilies Besuch in Berlin, die Wirkung von Goethes Tod, schenkt uns ein Verzeichnis aller Goethe bekannten Bücher. Sie bringt ein so vielseitiges, umfassendes, gut verarbeitetes Material bei, daß Berlin auf dies Buch wahrlich stolz sein kann. (Warum fand es trotzdem keinen Berliner Verleger, der es reicher auch mit schmerzlich vermißten Bildern ausstattete?) Das vielgelästerte Berlin kann mit diesem Werk sein immer lebendiges Verantwortungsgefühl, seine stete Teilnahme für Kunst und Literatur glänzend beweisen. Die Goethefreunde werden Erna Arnhold aber noch besonderen Dank für ihre umsichtige Arbeit zu spenden haben.

Die Spezialstudie hat ja von jeher in der riesigen Goethe-Literatur geblüht. Und doch werden immer neue Aufgaben entdeckt und gelöst. *Flodoard Frhr. v. Biedermann* stellt uns jetzt in einem großartig ausgestatteten Band der Privatdrucke der H. Berthold A.-G. in Berlin »*Goethe als Rätseldichter*« vor. Biedermann hat 19 Dichtungen, auf die die Bezeichnung »Rätsel« »in einigermaßen üblichem Sinne« anwendbar ist, aus der Zeit von 1777—1830 zusammengetragen und behandelt im zweiten Teil die Orakelsprüche, die dunklen Rätselstellen in den Werken, jedesmal um ihre Deutung glücklich bemüht. So ist eine wirklich fruchtbare Studie entstanden. Sie wird durch die ausgezeichnete Wiedergabe eines bisher erstaunlicherweise unveröffentlichten Goethebildnisses, einer Rötelzeichnung Jagemanns von 1818, die überraschende Ähnlichkeit mit Stielers Bild von 1828 aufweist und zweifellos zu den interessantesten Goetheporträts gezählt werden muß, bereichert.

Schon von jeher strittig war Goethes Verfasserschaft des aphoristischen Aufsatzes »Die Natur«; hat doch Goethe selbst gestanden, daß er sich faktisch nicht erinnern könne, diese Betrachtungen verfaßt zu haben, wenn er auch die Übereinstimmung mit seinen Vorstellungen in den achtziger Jahren feststellte. Jetzt hat nun der bekannte Goetheforscher *Heinrich Funck* »*Georg Christoph Tobler als den Verfasser des pseudogoetheschen Hymnus* »*Die Natur*« (Zürich, Buchdruckerei A. Bopp & Co.), einen Schweizer Pfarrer, entdeckt und damit einen wichtigen Forschungsbeitrag geliefert, der darum aber den Hymnus noch nicht aus Goethes Werken zu verdrängen braucht, wie Funck richtig bemerkt.

Das Thema »*Ludwig Richter und Goethe*«, von *Fritz Breucker* (B. G. Teubner, Leipzig) gewählt und sorgsam durchgeführt, berührt Goethes Leben selbst nur kurz und geht vor allem von Richters Verhältnis zu Goethe, wie es nicht anders sein kann, aus. Die 53 Abbildungen bringen Richters Zeichnungen zu Goethe-Texten und beleben so die dem Richterfreund, dem Sammler von Goethe-Illustrationen viel Neues bietende Abhandlung auf das reizvollste. L. Richters »Goethe-Album« ist ja heute noch ein deutsches

Digitized by Google

Hausbuch. Wenn wir auch nicht überall mehr Richters Auffassung teilen können, so lieben wir ja den Künstler um seiner selbst willen.

Daß der Goetheforschung im weiteren Sinne immer noch viel zu tun bleibt, beweist die Biographie »*Johann Jakob von Willemers*« von *Adolf Müller* (Englert u. Schlosser, Verlag, Frankfurt a. M.) Das mit teilweise erstmalig veröffentlichten Bildern reich ausgestattete kleine Werk bietet uns die *erste* Lebensbeschreibung des Gatten von Marianne, der Suleika Goethes, und damit auch die dokumententreue Darstellung der Beziehungen zwischen Goethe, Marianne und Joh. Jakob Willemer sowie des kulturhistorischen Milieus dieses menschlich wie politisch interessanten Lebens. Willemer, der Bankier, der »geprüfte alte Freund« Goethes, der Begründer des deutschen Liberalismus, der mit Johs. v. Müller, Boisserée, Frhrn. v. Stein, Görres u. a. in Gedankenaustausch stand, wovon die mitabgedruckten Briefe Zeugnis ablegen, erhält hier sein historisch gesehenes und gerechtes Bild, das auch ein wertvoller Beitrag zur politischen Geschichte zwischen 1790 und 1838 ist. Die Literaturgeschichte wird außerdem für die Behandlung von Willemers schriftstellerischer Tätigkeit empfänglich sein.

Eine Freundin Goethes, des Philosophen vielfach ungerecht beurteilte Mutter »*Johanna Schopenhauer*« erhielt in *Laura Frost* eine sorgsame Biographin, deren Buch von Auflage zu Auflage verbessert wird und nun zum dritten Male (A. W. Kafemann, Danzig) uns wieder durch seine ruhige Sachlichkeit überzeugt. Wem Goethe seine Freundschaft schenkte, dem darf trotz allen Klatsches, der vom Konflikt mit dem Sohne und aus den Tagebüchern der Tochter Adele stammt, auch unsere Zeit ihr Interesse zuwenden und gewiß sein, dadurch zu gewinnen.

• • •

Im Gegensatz zur Goethe-Literatur hat die Schiller-Literatur an Umfang seit dem Jubiläumsjahr ständig abgenommen, ja sie ist fast versiegt. Man hat bei Schiller stets systematisch auf die Werke verwiesen und seinem Leben, seinem Menschentum nicht die verdiente Vorbildlichkeit und ewige Gegenwärtigkeit gegeben wie bei Goethe. Der Kenner weiß, daß man hiermit Schiller unrecht tut: gerade die heutige Zeit müßte sich an Schillers Emporringen aus Armut und Eigenkraft aufrichten, müßte Schillers Ethos und Universalität als die ihre empfinden.

Aus einer Dissertation ist wohl die wertvolle Untersuchung *Wilhelm Ifferts* »*Der junge Schiller und das geistige Ringen seiner Zeit*« auf Grund der Anthologie-Gedichte (Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. d. S.) hevorgegangen. Das Schöne dieser wertvollen Arbeit, die auch Neues zur Schillerbiographie beibringt, ist, daß sie uns zum vollen, neuen Erleben der Schillerschen Natur, seines Geistes und seines Menschenadels bringt. Wir sehen, wie Schiller erst Kind, dann Führer seiner Zeit, ja aller Zeiten wurde.

Ich kann heute im übrigen nur auf zwei Neudrucke hinweisen: zur 100. Wiederkehr des Todestages *Charlotte von Schillers* erschien *Hermann Mosapps* bekannte und anerkannte Biographie, die sich besonders auf die Briefe stützt, in neuer, leider wenig gut ausgestatteter Auflage (Bonz & Co., Stuttgart). Es ist die beste Darstellung des Lebens Lottens. Die neue Auflage wurde natürlich dem heutigen Forschungsstand angeglichen. Weiter brachte die Union, deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, den Roman »*Schillers Heimatjahre*« von *Hermann Kurz* in einer einbändigen Ausgabe, die nach den Illustrationen von C. Adolf Closs zu urteilen wohl zuerst der Jugend zugedacht ist, heraus. Das alte, liebe Buch verdient unsere Treue auch heute noch.

Der einzige *neue* Forschungsbeitrag, der uns vorliegt, steht nur in losem Zusammenhang mit Schillers »Fiesco«. *Alfons Frhr. von Czibulka* schenkt uns in C. H. Becks Münchener Sammlung »Stern und Unstern« eine gut erzählte Biographie des Genuesen »*Andrea Doria*«, dessen Freibeuter- und Heldenleben auch tief in die deutsche Geschichte eingriff, denn Doria war der Admiral Karls V. und »einer der größten Diener des deutschen Herrn«.

• • •

HOLZSCHNITT, RADIERUNG, ZEICHNUNG

Die Überschau über das Kunstschaffen aller Zeiten und Völker bringt für uns Deutsche die auffallende Erkenntnis mit sich, daß unsere Bildphantasie sich von jeher am stärksten mit den graphischen Mitteln ausgesprochen hat. Wer an das Mittelalter zurückdenkt, sieht, wie damals im Beginn des jungen deutschen Bürgertums und nach den volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten der Holzschnitt unseres geistigen Wesens stärkstes Ausdrucksmittel war. Der Holzschnitt hatte die Führung bei der Eröffnung neuer Innerlichkeit und Außerlichkeit, und er behielt sie,

Digitized by Google

recht verstanden, bis heute, wenn auch nicht mehr in dieser Technik, so doch in seinem Wesentlichen, auch wenn Ölfarbe, Radiernadel, Wasserfarben oder Bleistift oder Steingriffel die Form hergeben. Das Zeichnerisch-lineare ist nun einmal unser charaktervollstes Eigengewächs.

Darum ist solche Sammlung von sechzig Holzschnitten der Meister des XV. und XVI. Jahrhunderts, wie *Willi Kurth* sie als »*altdeutsche Holzschnittkunst*« aus dem Werke unbekannter und bekannter Namen von Urs Graf, Jost Ammann, Hans Weiditz, Hans Springinklee bis Dürer, H. S. Beham, H. Burgkmair, Hans Holbein d. J., Michael Wohlgemuth, Schäuffelein, Flötner, Pencz, Grien, Cranach, Altdorfer u. a. mit kennerischem Bedacht ausgewählt und vom Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf, in großem Format hat drucken lassen, nicht nur eine kunsthistorische Schau, sondern recht eine Durchleuchtung unseres ursprünglichen Wesens, worauf Kurths kluge, unterrichtete und unterrichtende Einleitung auch eingestellt ist. Kurth zeigt uns den aus dem Volkstum naturhaft blühenden, den naiven Holzschnitt, ehe er nach 1530 aus der »deutenden« eine beschreibende Illustration, eine »Magd des Verstandes«, ein Kind der Virtuosität, ein Konkurrent des Kupferstiches, seines siegreicheren Bruders und Nachfolgers, wird. So ist Kurths Werk eine treffliche Einführung in diese Kunstwelt, eine Einführung, die nicht auf Fachkreise beschränkt bleiben darf, sondern grad wie der Holzschnitt selbst wieder seelische Wurzeln in uns nähren muß.

Wer dann die breitere Vertiefung sucht, der greift zu den ausgezeichneten »Hauptwerken des Holzschnitts« in Einzelbänden des Verlages R. Piper & Co. in München. Es sind in ihrer Art völlig geglückte Wiedergaben und Erneuerungen der alten Holzschnittbücher. Da erhalten wir mit 36 Abbildungen das »*Buch und Leben des hochberühmten Fabeldichters Äsopi*« von *R. Benz* sprachlich erneuert, von *W. Worringer* kunsthistorisch eingeleitet: ein zu Ulm 1476 erstmalig erschienenes Werk, das für die 100 Jahre nach seinem Erscheinen geistbestimmend war. Dann »*die Kölner Bibel*« auf 27 Abbildungen, ebenfalls von *W. Worringer* eingeleitet, ein Druckwerk von 1479, auffallend durch die französische Beeinflussung ihrer Formgebung, doch wertvoll für das Schaffen jener Zeit, weil sie rationale und kultivierte Konzentration in die wuchernde Gesichtenfülle einbrachte. Die 1494 erschienene »*Lübecker Bibel*«, die *Max J. Friedländer* uns vermittelt, weist ebenfalls französischen Einfluß auf, wenn auch das deutsche Element hier schon stärker durchbricht; Friedländer beschränkt sich auf die 49 Illustrationen zu den 5 Büchern Mose, weil die andern Schnitte der 100 Bilder umfassenden »Lübecker Bibel« nicht von dem allein den Ruhm des Werkes ausmachenden Hauptmeister, der auch die Kölner Bibel gekannt hat und vielleicht Hans von Ghetelen hieß, stammen. Man erhält hier also in vorzüglichem Druck einen reinen Eindruck dieses Hauptwerkes deutscher Holzschnittkunst. Mit *Urs Graf* tritt sie dann in die benannte Historie. Seine »*Passion*« von 1506, die *W. Worringer* auf 27 Blätter vorstellt, führt uns mitten in die Entwicklungsunruhe eines jungen Künstlers hinein, der, noch primitiv im Eigenen, doch schon Vorbilder wie Schongauer hat und sich nun zu Ruhe, Klarheit, Bestimmtheit durchringt. Das macht die Versenkung in die vom Naiven bis zum Barocken sich ausdehnenden Holzschnitte besonders reizvoll.

Unsere Kenntnis des altdeutschen Holzschnittes erweitern auch die »Mittelalterlichen Volksbücher« des Münchener Holbein-Verlages. Es liegen drei Bände, deren zwei erste auch mit der Handkolorierung der Holzschnitte gut die Farbigkeit der alten Drucke vermitteln, vor. »*Die erneuerten Äsopischen Fabeln*« folgen der Ausgabe Joh. Zainers in Augsburg von 1475, die »*Geschichte von der wunderlichen Geduld der Gräfin Griseldis*« mit Gustav Schwabs Text nach Boccaccios Novelle bringt mit einem Nachwort S. Hoepfls den Zainerschen Druck von 1473, der Zeichner wirkte hier mit Steinhöwel, dem Übersetzer, zusammen, nicht anders auch bei dem »*Buch von den hochgerühmten Frowen*« des *Boccaccio*, das 1473 mit 79 Holzschnitten ebenfalls bei Joh. Zainer in Ulm erschien und hier auch von S. Hoepfl betreut wurde. Da alle drei Bände nicht nur für die Holzschneide-, sondern auch für die Anfänge der deutschen Buchkunst von besonderem Werte sind, ist ihre sorgfältige Herausgabe in guter Ausstattung nur zu begrüßen.

Wer den Zusammenhang zwischen Buch, Illustration, Holzschnitt und Druck für jene frühen Zeiten vom Mittelalter an und für ein abgeschlossenes Gebiet wie das Rheinland überschauen will, dem empfehle ich dringend *Josef Theeles* sorgfältig-gelehrte Arbeit »*Rheinische Buchkunst im Wandel der Zeit*« (Verlag J. P. Bachem, Köln), die durch 116 treffliche Abbildungen den gründlichen Text eindrucksam macht. Theele schildert die rheinische Buchmalerei von den Evangelien-Anfängen im elften Jahrhundert an bis zu ihrer Ablösung durch den Buchdruck im 14.

Digitized by Google

und 15. Jahrhundert; dann widmet er dem Buchdruck und der Buchillustration in den Rheinlanden für die Zeit von etwa 1450 bis 1550 einen genauen Überblick, um schließlich auch noch der rheinischen Einbandkunst und ihren Denkmälern ein Kapitel zuzuwenden. Die Bedeutung des Holzschnittes für das Buch wird hier sehr deutlich. Den Rheinländer wird die Zusammenfassung verstreuten Einzelwissens besonders freuen.

Vielleicht hätte Josef Theele auch noch ein Kuriosum besonders erwähnen können: das Holzschnitt-Fratzenbuch *»der trollatischen Träume des Pantagruel«* das *W. Fraenger* im Eugen Rentsch Verlag zu Erlenbach-Zürich mit *Johannes Fischarts* kräftigem »Vormarsch« erneuert. Dies vom listigen Verleger Breton 1565 François Rabelais wider besseres Wissen zugeschriebene Grotesken-Werk, das floskelhaft aus Rabelais' großen Roman ohne Text hervorgegangen ist, soll nämlich einen Straßburger Urheber haben, fällt also auch unter die rheinische Buch- und Holzschnittkunst. Jeder Rabelais- und Fischartfreund wird Fraenger für den Neudruck des ganz seltenen Buches Dank wissen.

Die innere Notwendigkeit des deutschen Holzschnitts im 14. und 15. Jahrhunderts wird uns besonders vor den Handzeichnungen Dürers einleuchtend, etwa wenn wir uns in die gute Auswahl der vom Kustos der Wiener »Albertina« Heinrich Leprosini herausgegebenen »Handzeichnungen großer Meister« in Kupfertiefdrucken des Manz-Verlages in Wien vertiefen. *Anton Reichel* bietet hier auf 24 Tafeln mit einleitendem Text *Dürer's* zeichnerische Entwicklung von 1484 bis 1526 in sehr instruktiver Folge. Ein anderes Heft der gleichen Reihe ist — mit leider nur acht Tafeln und Einleitung Leprosinis — *Hans Holbein d. J.* gewidmet: auch hier ist die Übermittlung des Originals durch den Kupfertiefdruck ganz hervorragend. Durch diese Reproduktionsgüte werden die Hefte auch dem unentbehrlich, der nach Vollständigkeit streben muß, denn die Manz-Drucke vermitteln allein die *Art* der Zeichnung fast originalgetreu. Man vergleiche nur einmal die Manz-Drucke mit den an sich ja durchaus gepflegten Autotypien in *Curt Glasers* großem Sammelwerk *»Hans Holbein d. J. Zeichnungen«* (Basel, Benno Schwabe & Co.): man sieht, wie die Technik den Eindruck verändert. Glaser bietet eine Auswahl von 85 Tafeln aus dem jetzt 35 Lieferungen umfassenden Werk von P. Ganz, das ja nur in Bibliotheken zugänglich ist, und vermittelt einen umfassenden Eindruck von Holbeins freilich nicht an Dürers Reichtum heranreichendem und mehr zweckhaftem, doch immer noch vielseitigem Zeichenwerk, die Fassaden- und Goldschmiedeentwürfe inbegriffen. Basel errichtete hier seinem großen Sohne ein schönes Denkmal.

Während wir Deutschen mitten in der Blüte des Holzschittes lebten, herrschte in Frankreich bereits der Kupferstich vor. *E. Tietze-Conrat* schildert uns jetzt in einer kostbaren Publikation des Münchener Kurt Wolff-Verlages auf 50 Lichtdrucktafeln und mit gelehrtem Text *»den französischen Kupferstich der Renaissance«* und macht uns vorzüglich mit einem bei uns so gut wie unbekannten Gebiet vertraut. Denn von den Jean Duvet, Jean Gourmont, Monogrammiste E, Georges Reverdy, Etienne Delaune, Pierre Woeiriot, N. Beatrizet, Etienne du Perrac, Jacques Stelle, Jacques Bellange, Claude Vignon Pierre Brebiette, Fr. Peroier, Jacques Callot, zwischen 1450 und 1550 ist doch nur Callot uns bekannt, die übrigen Meister sind Neuentdeckungen für uns, um die zu bemühen sich lohnt. Wunderbar zu sehen, wie Duvet an Dürer anknüpft und wie dann das romanische Blut diese Anknüpfung fortentwickelt. Die Schule von Lyon arbeitet im Gegensatz zu Duvet: nicht das Barocke, sondern die italienische Renaissancearchitektur herrscht vor. Dann setzt weiter schon die Standesbildung ein: der Trieb zum Miniaturwissen und -format, zur Detailvollkommenheit, zur technischen Vervollkommnung. Bis sich der Stilwandel zum Barock, ja zum Rokoko leise anmeldet und vordrängt. Schon meldet sich — in Bellange — Watteau, wie sich in Vignon Rembrandt meldet: damit ist aber die Renaissance zu Ende, damit auch fürs erste der Kupferstich, denn an seine Stelle tritt nun die Radierung. Es sei noch besonders hervorgehoben, daß E. Tietze-Conrats Einleitung auch stilistisch und in der innerlichen Durchblutung zu den vorbildlichen Leistungen moderner Kunstgeschichtsschreibung, die sonst leicht trocken ausfällt, gehört und sich fesselnd wie ein künslerisches Buch liest.

Den Kupferstich hat die Radierung im 19. Jahrhundert endgültig abgelöst, wie auch der Holzschnitt nie wieder in breite Aufnahme gekommen ist, wenn er auch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als auch die Lithographie blühte, noch einmal auflebt und zurzeit als bibliophile Sonderart weiter verwandt wird. Aber *»die Kunst des Radierens«* steht nach wie vor auch heute in breiter Benutzung und Anerkennung. Das für den Künstler wie Sammler die Technik am besten vermittelnde Handbuch unter obigem Titel schrieb vor Jahren schon *Hermann Struck*, der es

Digitized by Google

nun mit Karl Schwarz in 5. Auflage (Paul Cassirer, Berlin) erneuert hat. Das reich mit Bildern geschmückte Buch macht zuverlässig mit jeder Art und jedem Mittel der Radierkunst vertraut. Zuletzt gibt es auch einen zuverlässigen Katalog der Radierer aus den letzten fünfzig Jahren, der hoffentlich in künftigen Auflagen weiter vervollständigt wird. Das mit Originalradierungen von H. Struck, M. Liebermann, mit Holzschnitt von E. Barlach und einer Lithographie von O. Kokoschka geschmückte Buch wird auch künftig allen Lernbegierigen beste Dienste tun.

Das Lebensbuch eines auch als Radierer Überlebenden sind auch die »*Gedanken und Bilder aus der Werkstatt des werdenden Meisters*« *Max Klinger*, die H. Heyne in einem entzückend mit zahlreichen Zeichnungen, Radierungen, Skizzen technisch meisterhaft gedruckten Buche bei Koehler & Amelang in Leipzig herausgibt. Tagebuchblätter aus der Zeit von 1883—1905: oft nur Notizen, aber immer fesselnd und blitzartig Zeit und Menschen dieser Epoche beleuchtend. Paris, Bonn, Leipzig — aus Klingers 26.—48. Lebenjahre, also der reichsten Schaffungszeit, wofür die abgedruckten unveröffentlichten Zeichnungen jeden Genres stärkstes Zeugnis sind.

Man muß *Anselm Feuerbachs* Zeichnungen »*Aus unbekannten Skizzenbüchern der Jugend*« (R. Piper & Co., München) mit 39 Lichtdrucktafeln dazu nehmen, um die ganze Lebendigkeit des deutschen Bildtriebes zu erleben. *Kurt Gerstenberg* schreibt den biographischen Text, der die Kinderzeichnungen, die Reiseskizzen des Knaben, die erste künstlerische Entfaltung, die Düsseldorfer und Münchener Zeit behandelt, er weitet das Individuelle auch ins Typische aus. Die Zeichnungen stammen aus 6 Skizzenbüchern der Jahre 1839, 1841, 1843, 1843—45, 1847 und 1848/49, also Feuerbachs 10. bis 20. Lebensjahre. Das schön ausgestattete Buch ist für jeden Feuerbachfreund eine besondere Überraschung, es beweist schon früh Feuerbachs Wegrichtung.

Zur selben Zeit beherrschten *Gavarni* und *Daumier* das zeichnerische Frankreich. Beide Künstler erhalten jetzt umfangreiche deutsche Publikationen. Das 80 originalgroß wiedergegebene Lithographien und 29 Textillustrationen umfassende Gavarni-Werk hat *Eduard Fuchs* bei Albert Langen, München, herausgegeben und damit eine oft schmerzlich gefühlte Lücke ausgefüllt, denn in Deutschland gab es bisher noch kein Gavarni-Buch, aus dem man des Meisters Werk in genügendem Umfang kennen lernen konnte. Der Druck ist vorzüglich: der Verlag hat die ausgewählten Blätter von neuem mit der Hand auf den Stein übertragen lassen, daß sich die gleiche technische Herstellung wie bei den Originalen ergab, Paul Mechel hat diese Übertragung in der Tat wundervoll ausgeführt. Gavarni war ja mit Daumier zusammen volle 20 Jahre der Hauptmitarbeiter des Pariser Charivari und bedeutet einen Höhepunkt der Illustrationslithographie. Fuchs legt Gavarnis künstlerische Bedeutung gerecht dar, er schildert, kulturhistorisch fesselnd, das Geheimnis des Erfolges von Gavarni und stellt seine bleibende Bedeutung fest. Ein breiter Katalog schließt sich an. Die Bilderauswahl enthüllt vor allem Gavarnis ironischen Humor, seinen philosophischen Eros, der seine Gesellschaftssatire bestimmte. So ist denn das Fuchssche Gavarni-Werk eine überaus wertvolle und gelungene Publikation, für die die Kunst wie Sittengeschichte gleich dankbar sein wird.

Daß wir zugleich auch Daumiers Werk in einer großzügigen Publikation des Paul List Verlages in Leipzig erhalten, ist eine prächtige Überraschung in dieser sonst an Buchfreuden so verarmten Zeit. *Hans Rothe* hat Daumiers Lithographien unter neun Themata aufgeteilt und legt nun in ausgezeichneten Tiefdruckwiedergaben drei Einzelbände »*Daumier und der Krieg*«, »*Daumier und die Politik*«, »*Daumier und das Theater*« vor, denen weitere sich anschließen sollen, kurze Einleitungen und Quellenverzeichnisse dienen historischen Kenntnissen. Daumier ist uns heute wieder mehr als das satirische Illustrationsgenie der Zeit Napoleons III: denn seine Kernwahrheiten gelten auch für uns und unsere Zeit, seine innere Menschlichkeit ist von einer Blickweite, Freiheit und sittlichen Größe, erhaben über alle Partei- und Standestendenz, daß man bei der Versenkung in diese wertvollen Publikationen erkennt, wie sehr unserer Zeit das satirische Genie fehlt, da man bei George Groß, dem einseitig-tendenziösen, jene geistige Universalität vermißt, die Daumier unsterblich macht. Ich bin neugierig, ob die bisherigen drei Bände Rothes den Erfolg haben, der zur Ausführung des ganzen Plans von vorerst neun Bänden nötig ist, man wird daraus Schlüsse auf unsere geistige Situation ziehen können. Daumier als Künstler zeigt sich hier aber so unvergleichlich, wie noch in keinem andern deutschen Buche über ihn.

Für einen recht sanften, menschlichen Zweck wurde die Lithographie kürzlich benutzt, um unter Mitwirkung des Pestalozzianums die *Pestalozzi-Stätten* darzustellen. *Otto Baumberger* lieferte die 20 schlichten Blätter, die Pestalozzis Maske, Zürich um 1760, und die Pestalozzi-

Digitized by Google

häuser, -kirchen, -zimmer mit hübschem Realismus wiedergeben. *Hans Stettbacher* schrieb das Begleitwort zu der im Rotapfel-Verlag, Zürich, erschienenen Mappe, die ihres Stoffes wegen willkommen sein wird.

Auch *Wilhelm Kuhnerts* Kunst, deren Radierungen der Verlag Reimar Hobbing in Berlin mit einer Einleitung von *F. Meyer-Schoenbrunn* und mit Beschreibung und Verzeichnis von *Herm. Hirzel* in einem stattlichen Bande »*Meine Tiere*« vereint, wird stets mehr wegen der zeichnerischen Inhalte als der ästhetischen Form, die einen sauberen, geschmackvollen Realismus bietet, geschätzt werden. Kuhnert war in der Tat ein ausgezeichneter Tierbeobachter und -kenner. Und da er die Tiere jeder Weltgegend in ihrer Natur und Heimat aufsuchte, wächst aus der Fülle seiner Beobachtungen auch das Einmalige des Kuhnertschen Lebens und Schauens heraus, das freilich immer dem Gegenständlichen verhaftet bleibt und nie ins Problematische, geschweige denn Geistige sich erhebt. Die zeichnerische Technik verdient Beachtung: von ihr lernt auch der magische Realismus unserer Tage wieder, da sie auch bei Kuhnert Ausdruck sucht.

Die zeichnerische Wucht und Größe der geistigen Künstler unserer Tage ahnt Kuhnert freilich nicht einmal. Ein Wunder des zeichnerischen Rausches und Könnens von nie ausschwingender Musikalität sind hier die »*Dessins*« von *Henri Matisse*, die *Waldemar George* in einer prächtigen Publikation der Editions des quatre chemins in Paris mit begleitenden Worten herausgibt. Zugleich ist das Buch eine Überraschung. Matisse lebt für uns zuerst als der große Farbenbeherrscher. Hier aber ist Matisse mit überzeugender Wucht ganz und nichts als Zeichner, als Meister der Linie. Als solcher fängt er ganz von vorn an: er schaut geistig den Umriß und erlebt ihn musikalisch im Geiste, er wird zum Linienplastiker, ganz kraß, der Form Ausdruck gebend, ohne jedes dekorative Element, ohne Stilisierung, nur der wesentlichen Wahrheit nachjagend und grade dadurch zur Harmonie gelangend. Er objektiviert so durch die reale Linie und den darin gefangenen Geist. Er hat das Gleichgewicht zwischen den Sinnen und der Seele. Dadurch hat er die Entwicklung und das Maß. Man muß in diesen Zeichnungen sehen, wie der Weg aus dem Impressionismus sich durchringt zur großen, fast klassischen Form, in der durchaus unser heutiges Auge lebt. Es gibt Akte unter diesen »Dessins«, deren Form schlechthin meisterlich ist. Hier gleitet dann das Lineare neuerlich in das Malerische über: voll des reizendsten Glanzes und einer lebenssatten Innerlichkeit, Kultur und Feinheit. Bei uns Deutschen liegt etwa Karl Hofers Entwicklung in dieser Richtung. Die hier abgebildeten Zeichnungen überwölben einen Zeitraum von fast dreißig Jahren: von 1898 bis 1925.

Dieser Zeitraum lebt auch in *Alfred Kubins* Werken, die jetzt um die großartigen »*Blätter mit dem Tod*« (Bruno Cassierer-Verlag, Berlin) und die acht Lithographien mit Text »*Der Guckkasten*« (Johannes-Presse, Wien) vermehrt wurden. In dem Kubinschen Totentanz wühlt das grausige Erleben unserer letzten zwei Jahrzehnte mit grandioser Phantasiekraft. Der Tod rast hier als wilde Leidenschaft durch den Tag und packt den Reichen wie den Stromer, die Alte wie das Kind und wütet sich bei jeder Gelegenheit aus. Die zeichnerische Kraft Kubins steigt hier zur großen Form empor. »*Der Guckkasten*« wird von der gleichen Ewigkeitsperspektive gefüllt. Auch hier führt der Tod das Szepter, mag nun ein Chinese oder der Sultan der Held sein. Besonders bildhaft und phantastisch schön in der »Jagd auf den Vampir«. Das Grausig-Groteske, das alle Triebe zugleich Bejahende und Verneinende der Kubinschen Art wird hier besonders deutlich. Es ist einmalige, bleibende Schöpferart.

Otto Dix kommt in mancher Hinsicht von A. Kubin her: nur ist er materieller, satanischer, sozial anklagend, tendenziös aus Erleben. Sein Radierwerk »*Der Krieg*« (in Offsetwiedergabe bei Karl Nierendorf in Berlin), zu dem Henri Barbusse das Vorwort schrieb, ist die mit allen Mitteln erreichte Wiedergabe des Grausens, das der letzte Krieg dem menschlichen Frontsoldaten zutrug. Wahr sind diese Bilder, das ist gewiß, wer anderes sagt, war in den Jahren 1916 bis 1918 nicht in den vordersten Schützengräben Frankreichs. Daß einer aber die Kraft hat, diese Wahrheit in ihrer ganzen Furchtbarkeit zu gestalten, spricht für ihn und sein Werk, denn nicht der Effekt, sondern die menschliche Notwendigkeit formte diese entsetzlichen Visionen zu dokumentarischen Kunstwerken, die jeder vor Augen haben sollte, wenn er heute oder künftig das Wort Krieg ausspricht. Auf daß die künstlerische Tat eine menschliche Wirkung habe. —

• • •

Digitized by Google

NEUE LYRIK

Es ist zwar kürzlich programmatisch verkündet worden, Lyrik sei nicht mehr zeitgemäß, sei Ausdrucksform der hinschwindenden Generation. Solche Erklärung kann aber nur Dünkel seelenlosen Seins darstellen. Solange die deutsche Blutnatur sich nicht verändert — und das kann doch der technische zivilisatorische Gang der Zeiten nicht — wird es deutsche Innerlichkeit und damit eine Notwendigkeit des lyrischen Ausdrucks geben. Das ist nun seit fast tausend Jahren so bei uns, und ein kurzer Blick in die Bücherwelt neuer Lyrik deutet auch auf keine Änderung, trotz allen nur aus Unkenntnis möglichen negativen Feuilletongeredes.

Anlaß dazu kann, bei anzunehmender Wahrhaftigkeit, die Wandlung der Lyrik sein. Sie ist nicht mehr absolute Geburt des grenzenlosen, musikalischen Gefühls. Sie strebt nach dem Einheitsausdruck von Gefühl und Geist, sie sucht die Synthese von Herz und Intellekt, von Empfindungen und Erkennen. Am stärksten vielleicht im Terzinenkreis »*Selige Reise*« des noch immer zu Unrecht nicht genügend bekannten *Max Bruns,* den man allzu stark als Artisten klassifiziert hat. Sein neues Werk (I. C. C. Bruns Verlag, Minden i. Westf.) offenbart mit reinster Formenschönheit und Sprachkraft das Hinausdringen des vergeistigten Gefühls über Raum und Zeit ins Ewige und Unendliche. Die Fülle der Motive und Gesichte, vom schwärzesten Grauen bis zum hellsten Erdengenuß, wird getragen vom Glutbesitz der Weltdämonie und von einer inneren Gottestreue, wie nur die ganz reife Persönlichkeit sie ergibt. Hier entwickelt sich für den kultiviertesten Sinn und anspruchsvollsten Geist eine Zwiesprache, wie Epik nie sie geben kann.

Letztes an Erleben, Erkennen, Innerlichkeit auszusprechen und zu gestalten vermag nun einmal, neben der wortlosen Musik, nur die Lyrik innerhalb der Wortkunst. Gerade heute, da Religiosität neu erwacht ist und ohne Künstlichkeit weiterwächst, ist die Ausdrucksmöglichkeit der Lyrik uns wieder Lebensbejahung. Wo sollte sonst all unsere Mystik, all unsere Seelenkultur sich offenbaren? *Richard O. Koppin's* entzückende Gedichtbände »*Das Gesicht der Nacht*« und »*Panflöte*« (Carl P. Chryseliusscher Verlag, Berlin) schwingen sich, mit oft liedhafter Schlichtheit, noch einmal ganz in die Hingabe an die Erden- und Nachtstummheit, aus ihnen steigt der Duft der Jahreszeiten und der sonnelosen Stunden mit magischem Zwang und weiterweisender Symbolik, das Idealistische und die mimosenhafte Zartheit bestimmt hier die Aufnahme, Vertiefung und Verschönung der Realität. Ihm nahe steht *Hellmuth Richter:* »*Der ewige Garten*« (Verlag L. Heege, Schweidnitz) ist ihm das Leben der Erde, er besetzt ihn tapfer, fröhlich, voll Licht- und Ewigkeitsfreude, in steter Sonnen- Sternen- und Gottnähe. Nur wer von Koppin, Richter, oder auch aus *Julius Kühns* »*Thüringer Skizzenbuch*« (Koehler & Amelang, Leipzig) den inneren Zustand unserer jetzigen Mannesgeneration entnimmt, kann wissen, wie es geistig-seelisch um uns steht.

Denn Lyrik ist zu keiner Zeit eine nur individuelle Angelegenheit der Dichter gewesen. Von jeher war sie Beweis und Zeugnis des inneren Zustandes eines Geschlechtes. Natürlich in allseitigem Betracht, aus allseitiger Kenntnis. Ein *Klabund* ist bei heutiger Lyrik ebensowenig zu vergessen wie ein *Friedrich Schnack. Klabunds* »*Gedichte*« (J. M. Spaeth, Berlin) sind so reine Lyrik, daß in ihr die Musikalität deutscher wie chinesischer Art mit süßestem Geigenton und zartestem Farbenglanz unvergeßlich und melancholisch erklingt. *Friedrich Schnacks* Seele aber offenbart sich durch das Mittel einer einzigartigen Phantasie, durch die dieser Dichter bei meisterlichem Sprachschöpfertum fast alles heutige lyrische Geschehen überragt. Auch der neue Band »*Das blaue Geisterhaus*« (Jakob Hegner, Hellerau) berauscht wieder durch den echten und großartigen Wunderglanz eines Weltbesitzes, wie ihn weder alte noch neue Romantik gekannt hat. Wäre unsere heutige Menschheit noch empfänglich für schöpferische Lyrik, für große Dichtung, sie würde Friedrich Schnack über alle Modegötzen der Dramatik und Epik hinaus feiern.

Neben Schnack würde sie eine Dichterin stellen: *Gerda von Below.* Ihr erstes Versbuch »*Der Gott im Labyrinth*« (Georg Müller, München) ist ein so mächtiger Beweis von der Gewalt der inneren Stimme, daß jede Skepsis gegen Lyrik zum Schweigen verurteilt ist. Das Wunder dieses eigenwilligen und tiefen Talentes wird noch um so überwältigender, als es mit dem Aufblühen alten Dichterblutes verbunden ist: Gerda v. Below ist eine Nachkommin Herders. Aber nicht das Literarische kann hier ausschlaggebend sein: es ist allein der Zwang der Seele zur Verkündung höchsten Lebens in und durch Gott. Es geht aus den Bekenntnissen dieser Dichterin, die durch rhyth-

Digitized by Google

mische Reinheit, sprachliche Ursprünglichkeit und bildhafte Echtheit auffallen, ein Trost von seltener Eindringlichkeit hervor, weil diese Dichterin ein ganz moderner Mensch ist, zugleich ganz Frau, Liebende, Mutter . . . Man muß diese Lyrik lesen, dann wird man sie lieben, weil sie uns innerlich weiterbringt.

Wie in der männlichen Welt *Ernst Bertrams* Art. In ihm wühlt das deutsche Schicksal. Das Gedenkbuch »*Der Rhein*« (Verlag der Nietzsche-Gesellschaft, München) verfolgt den Weg dieses ewig deutschen Flusses von der Quelle bis zur holländischen Grenze, »*das Nornenbuch*« (Inselverlag, Leipzig) gibt das germanische Leid und die Aufgabe der Deutschen in dieser Zeit aus nordischer Beziehung heraus. Da Ernst Bertrams Künstlerschaft und Geistigkeit nicht zu den nordischen Formen aus Spiel kam, sondern aus innerer Not, führen seine Dichtung zu tiefster Erschütterung. Ich mag darüber nicht viel Worte verlieren, weil sie von jedem Deutschen, der es mit sich und dem Deutschtum ernst meint, zum seelischen Lebenseigentum erworben werden müssen. Dazu greife man aber auch zu *Rudolf Pannwitz* neuem Bande »*Urblick*« (Verlag Hans Carl, München-Feldafing): hier ist die deutsche Geistigkeit ganz einfacher und ganz großer Ausdruck geworden. So erhält man durch die Lyrik der Gegenwart den ewigen Genius der Deutschen in voller Unmittelbarkeit und Allseitigkeit.

• • •

ZU DEM SCHILLERBILD,

das wir dem letzten Heft als Sonderdruck beigaben, ist nachzutragen, daß der Maler nicht Joseph Drabrel, sondern *Joseph Fratrel* heißt, über den mir *Museumsdirektor Dr. Wagner*-Mannheim folgende Notiz sendet: »*Joseph Fratrel* (vgl. Thieme-Becker, Künstlerlexikon, Bd. 12, S. 397) war kurpfälzischer Hofmaler in Mannheim. Er stammte aus Epinal in Lothringen und war von Beruf Jurist, betrieb aber auch die Miniaturmalerei. 1754 wurde er Miniaturmaler am Hofe des Königs Stanislaus I. in Nancy, 1759 Lizentiat der Rechte in Besançon und im gleichen Jahr Advokat in Nancy. Wegen mangelnder Beredsamkeit gab er die Juristerei auf und folgte nach Stanislaus' Tod einem Ruf nach Mannheim an den kunstsinnigen Hof Carl Theodors von der Pfalz. Außer Miniaturbildnissen und Historienbildern, für die er teilweise eine neue Technik (Wachs mit Öl) verwendete, hat er auch eine Reihe von Radierungen geschaffen. Sein 1799 in einer Sammelausgabe veröffentlichtes Werk besteht aus 17 Platten.

Er wurde 1761 zum kurfürstlichen Miniaturmaler in Mannheim ernannt und starb hier am 15. Mai 1783. Sein Schwager war der Bildhauer Peter Lamine, den er nebst seiner Frau gleichfalls portraitiert hat. Eine Skizze zu diesem Lamine-Bildnis wurde in der Zeitschrift »Die Rheinlande«, 1908, S. 22, irrtümlich als ein Portrait Fr. Schillers bezeichnet. Dieses Lamine-Bildnis hat nichts mit dem in den »Horen« veröffentlichten Schiller-Portrait zu tun.

Da Schiller im Jahre 1783 erst am 27. Juli von Bauerbach aus in Mannheim eintraf, so käme dieses Jahr für die Entstehung des angeblichen Schiller-Bildes von Fratrel nicht in Betracht. Es könnte also nur 1782, im Jahr der Räuber-Uraufführung entstanden sein. In diesen beiden Jahren weilte Schiller nur wenige Tage in Mannheim, so am 13. Januar 1782, dem Tag der Räuber-Premiere und sodann vom 24.—29. September anschließend daran bekanntlich in dem nahe gelegenen Oggersheim, das er am 30. November 1782 verließ.«

Die heutige Sonderbeilage stammt aus demselben Privatbesitz und gibt ein Schillerbildnis des Stuttgarter 1796 zu Tuttlingen geborenen, 1882 gestorbenen Malers *F. S Stirnbrand* wieder, der 1813 nach Stuttgart kam, dann in Österreich und Paris, von 1820—24 in Karlsruhe, 1824 und 1825 in Rom und seitdem in Stuttgart und Ludwigsburg ansässig war. Schon 1820 und 1821 malte er die Württembergischen Fürstlichkeiten. Dies Schillerbildnis soll 1824—26 entstanden sein. Es ist ebenfalls bisher unveröffentlicht.

• • •

Digitized by Google

SOEBEN ERSCHIENEN!

DAS ERSTE UMFASSENDE KUNST-ADRESSBUCH

HANDBUCH DES KUNSTMARKTES

Kunstadreßbuch für das Deutsche Reich, Danzig und Deutsch-Österreich

ZIRKA 40 000 ADRESSEN

Wichtig und unentbehrlich für alle im Kunstleben Stehenden, wie Künstler, Händler, Sammler, Kunstgelehrte und -schriftsteller, Museumsleiter, Archivare, Vereine usw. Nach den Urteilen erster Fachleute mustergültig der Materialfülle und der Struktur wegen.

TECHNISCHE GLIEDERUNG:

I. Geographisch nach Ländern und Städten / II. Innerhalb der Städte in:

Museen / Archive / Bibliotheken / Hochschulen / Unterrichtsanstalten Vereine und Verbände / Architekten / Gartenarchitekten / Bildhauer Maler / Gebrauchsgraphiker / Kunstgewerbler / Kunstgewerbliche Werkstätten und Handlungen / Restauratoren / Kunstgelehrte und -schriftsteller / Sammler / Kunstverleger / Kunstantiquariate / Kunstausstellungen / Kunsthandlungen / Antiquitätenhändler / Münzenhändler / Briefmarkenhändler / Kunstauktionshäuser Industrien / Zeitschriften

XVI, 800 SEITEN IN LEINEN GEBUNDEN UND IN VORNEHMSTER HANDBUCH-AUSSTATTUNG

Dr. Max Osborn von der „Vossischen Zeitung" sagt u. a. im Geleitwort:

» . . . Es breitet, indem es anspruchslos nur Rohstoff liefert, ein buntes und lebensvolles, im Innersten geheimnisvoll bewegtes Bild der deutschen Kunstwelt von den Blicken des Benutzers aus. . . Und — es wird uns allen bei der Arbeit dankbar empfangene Dienste leisten!

PREIS RM. 25.–

BESTELLEN DARUM AUCH SIE SOFORT!

ANTIQUA
VERLAGSGESELLSCHAFT
HERMANN KALKOFF
BERLIN W 8 / TAUBENSTRASSE 44–45

Digitized by Google

Wilhelm von Scholz

Dichtungen und Schriften

Gesammelte Werke

1. Band: Gedichte · 2. Band: Schauspiele · 3. Band: Schauspiele
4. Band: Erzählungen · 5. Band: Wanderungen
Alle 5 Bände in Ganzleinen M. 42.50 · In Halbleder M. 60.– · In Ganzleder M. 120.–

Einzelausgaben

Gedichte
In Ganzleinen M. 8.50
In Halbleder M. 12.–

Schauspiele
2 Bände in Ganzleinen M. 17.–
2 Bände in Halbleder M. 24.–

Erzählungen
In Ganzleinen M. 8.50
In Halbleder M. 12.–

Wanderungen
In Ganzleinen M. 9.–
In Halbleder M. 12.50

Erzählungen

Die Beichte
geheftet M. 3.60
gebunden M. 5.50

Der Totenbrautkranz
In Leinen gebunden M. 2.–
In Halbleder gebund. M. 3.60

Zwischenreich
geheftet M. 3.60
gebunden M. 5.50

Schauspiele

Der Wettlauf mit dem Schatten
gebunden M. 4.–

Der Gast
geheftet M. 2.50

Der Jude von Konstanz
geheftet M. 2.50

Die gläserne Frau
gebunden M. 4.–

Doppelkopf
gebunden M. 3.–

Das Herzwunder
geheftet M. 1.50

Reisebücher

Reise und Einkehr
kartoniert M. 3.–

Städte und Schlösser
kartoniert M. 3.–

Beide Bände zusammen gebunden M. 7.–

Der Bodensee
geheftet M. 3.60
gebunden M. 5.50

Oktavbändchen

Die Häuser
Gedichte

Minnelieder
Gedichte

Fahrten
Reiseskizzen

Jeder Band in Pappe geb. M. 1.50, in Leinen geb. M. 2.–, in Halbleder geb. M. 3.60

Theoretische Schriften

Lebensdeutung
Einfälle / Erlebnisse / Erkenntnisse
In Halbleinen gebunden M. 5.50
In Ganzleinen gebunden M. 6.50

Der Zufall
Eine Vorform des Schicksals
geheftet M. 1.50
gebunden M. 2.50

Das Wilhelm von Scholz-Buch

Eine Auswahl aus den Werken des Dichters.
In Halbleinen gebunden M. 4.50, in Ganzleinen gebunden M. 5.50

Horen-Verlag, Berlin-Grunewald, Humboldtstraße 6B

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
MAIN LIBRARY
CIRCULATION DEPARTMENT
THIS BOOK IS DUE BEFORE CLOSING TIME
ON LAST DATE STAMPED BELOW

LIBRARY USE AUG 15 '74 2 5

UCD CIRC DEPT AUG 15 '74

LD62A–30m-7,'73
(R227810)9412–A-32

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YE 19824

696216

AP 30
H7
v. 2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google